

Auguste Maquet



Die schöne Gabrielle

Die schöne Gabriele

von
M. Auguste Maquet.

Fortsetzung des Romanes:
Die Fünf und Vierzig
von
Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt
von
Ferd. Heine & Aug. Schrader.
Band 1-6.

Leipzig,
Verlag von Chr. E. Kollmann.
1856.
Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Band 7,8,9
Aus dem Französischen übersetzt
von Dr. G. F. W. Rödiger.

Wien, Pest, Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.
Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Inhaltsverzeichnis

Die schöne Gabriele

Erster Band.

1. Die Hungersnoth im Lager.
2. Was ein Kaninchen und zwei Enten in Verin kosten können.
3. Wie Laramée Bekanntschaft mit Esperance macht.
4. Wie Herr von Crillon den Artikel 4. des Waffenstillstandes auslegt.
5. Warum er sich Esperance nennt.
6. Ein Abenteuer Crillon's.
7. Was man auf der Reise erfährt.
8. Ein schlechtes Zusammentreffen.

Zweiter Band.

1. Das Haus d'Entrangués.
2. Von einer schlecht gefügten Mauer und einem schlecht verschlossenen Fenster.
3. Geld und Blei.
4. Die Gewohnheiten des Hauses.
5. Der König.
6. Zwei berühmte Sinnesänderungen.
7. Die Mühle auf dem Damme.

Dritter Band

1. Wie Heinrich in der Mühle zwei Mahlmetzen aus einem Sacke nimmt.
2. Das Kloster von Bezons.
3. Besuche.
4. Wer den Zweck will, will auch die Mittel.
5. Der Bruder Sprecher.
6. Die Herzogin von Tisiphone.
7. Wie Heinrich den Hugenotten, und Gabriele dem Könige entwischt.
8. Zwistigkeiten.

Vierter Band

1. Zwistigkeiten. (Fortsetzung)
2. Der edle Herr Nikolas.
3. Freundschaftsdienste.
4. Die Abschwörung.
5. Der König rächt Heinrich.
6. Theater-Coups.
7. Hund und Wolf.
8. Wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

Fünfter Band

1. Die Erlaßbriefe.
2. Die Bürgerpatrouille.
3. Das Neue Thor.
4. Der Verfalltag.
5. Die Schramme am Auge.
6. Wie Esperance ein eigenes Haus bekam.
7. Lust und Festlichkeiten.
8. Das Rendezvous.

Sechster Band

1. Genugthuung.
2. Eine gewonnene Schlacht.
3. Eine verlorene Schlacht.
4. Der Erbe der Valois.
5. Gesandtschaften.
6. Im Louvre, den 27. December 1594.
7. Abwehr und Ausfall.
8. Crillon ist ungläubig wie Thomas.
9. Der König schläft ein, und Gabriele erinnert sich.

Siebenter Band

1. Der Staatsgefangene.
2. Eine der tausend Strophen des Liedes vom Herzen.
3. Jagdrecht.
4. Ballintriguen.
5. Thue recht, scheue Niemand.
6. Ulysses und Diamedes.
7. Der König berührt Dich, Gott heile Dich.

8. Die Hand der Proserpina.
9. Wie die Ligue zur Bekämpfung der Spanier diente, und umgekehrt.

Achter Band

1. Erste Jagd.
2. Misericordia.
3. Die Insel Louviers.
4. Des Vaters Rache.
5. Blut für Blut.
6. Ajubani.
7. Wo der Donner grollt.
8. Die drei goldenen Bären.
9. Gabrielens Grotte.
10. Familienrath.
11. Die Genugthuung.

Neunter Band.

1. Gefahren der Eifersucht.
2. Die Scheune an der Chaussée.
3. Die Bajadere.
4. Der sanfte Esperance.
5. Trennung.
6. Entragues und Intriguen.
7. Das Geständniß.
8. Die Prophezeiung der Cassandra.
9. Wo Pontis die versprochene Gelegenheit findet.
10. Liebe.
11. Das Gitter der Orangerie.
12. Das letzte Stelldichein.
13. Trauerandacht.

Nachwort.

Erster Band.

1.

Die Hungersnoth im Lager.

An dem Abhange des Berges, der zwischen Triel und Poiffy die Seine beherrscht, liegen mehrere theils unter den Felsen, theils in den Waldungen halb versteckte Dörfer.

Auf den Felsen erblickt man hin und wieder Weinberge, und hier ist, so zu sagen, die letzte Traube, welche die Sonne von Frankreich erwärmt, als ob sie, nachdem sie die Kraft ihrer Strahlen an dem Rhone, der Loire und der Saone erschöpft, nur noch eine geringe Zärtlichkeit für Verin und einen kalten Blick für die Normandie hätte.

Diese armen Weinberge, von denen wir sprechen, konnten sich im Jahre 1593 der wohlthätigen Sonne erfreuen. Seit einem Jahrhunderte hatte sie keinen so warmen Hauch herniedergesandt, so daß in diesem Jahre die Trauben völlig reifen und stromweise den sonst so« kärglichen Wein von Medan und Brezolle liefern konnten. Aber was die Sonne erschaffen wollte, zerstörte die Politik; im Monat Juli war schon auf den Weinbergen keine Traube mehr zu sehen. Die kleine Armee des Königs von Frankreich und Navarra, des Königs von Bearn, des geduldigen Heinrich IV. hatte in der Umgegend seit einer Woche ihr Lager aufgeschlagen.

Heinrich, der nach dem Tode Heinrichs III. erklärte König von Frankreich, machte seit vier Jahren ein Stück seines Königreichs nach dem andern streitig, als ob Frankreich in einem Schachspiele zwischen der Ligue und dem Könige ausgespielt würde. Arques, Ivry, Aumale, Rouen und Dreux hatten diesen Fürsten geweiht, und dennoch konnte er nicht in Rheims einziehen, um das heilige Oel zu

empfangen. Er hatte Soldaten, aber keine Unterthanen; ein Lager, aber kein Haus; er hatte einige Städte oder Marktflecken, aber weder Lyon, Marseille, noch Paris! Mit großer Mühe hatte er sich in Mantes mit einem spöttischen Hofe niederlassen können, der halb aus Rittern und halb aus Lanzknechten und deutschen Reitern bestand. Er war von einem guten Adel umgeben, aber das Volk fehlte ihm überall. Er werde Katholik! sagten die Katholiken. Er werde Hugenot! sagten die Reformierten. Weg mit den Katholiken und Hugenotten! jagten die Liguisten.

Heinrich befand sich in großer Verlegenheit, er schlug sich wacker herum, stets von dem Gedanken angefeuert, daß der Himmel ihn im zwölften Grade vom Throne habe geboren werden lassen, und daß die Vorsehung eine Absicht mit ihm haben müsse, da durch den Tod von acht Fürsten diese elf Stufen geebnet seien. Theils um neue Pläne zu ersinnen, theils um einen durch das Warten zu Grunde gerichteten und durch den Krieg aufgebrachten Anhängern Ruhe zu gönnen, nahm er einen Waffenstillstand an, den ihm die Pariser vorgeschlagen hatten.

Während Herr von Mayenne sich mit seinen Verbündeten, den Spaniern, abplagte, die ihn erstickten, indem sie ihn umarmten, und während er seine Freunde, die Sechs zehn, die er auf zwölf reducirt hatte, einzeln zu nehmen suchte, unterhandelte Henri, der arm aber stark, ausgehungert aber gesund an Geiste, ohne Hemde aber Ruhm gepanzert war, mit dem Papste seine Aussöhnung mit Gott, und ließ seine Kanonen putzen, um sich auch so schnell als möglich mit seinem Volke auszusöhnen. Er lachte, fastete, ging auf Abenteuer aus, dachte als König, handelte als Chevauleger, und während er sich so an jeden mehr oder weniger blühenden Strauch am Wege etwas pflückte, ging sein Geschick mit Riesenschritten unter dem unbesieglichen Hauche Gottes der Vollendung entgegen.

So wurde denn zwischen den Royalisten und den Liguisten ein Waffenstillstand unterzeichnet, der von denen heiß ersehnt ward, deren Wunden der Heilung bedurften.

Während drei Monaten schwieg nun das Musketenfeuer, und es knüpften sich Unterhandlungen zwischen Mantes und Rom,

zwischen Paris und Mantes an. Couriere kamen und gingen, katholische und reformierte Priester schlugen sich ins Mittel, und die Prediger, die am hitzigsten gegen diesen Ketzer, diesen Hugenotten und diesen Nebukadnezar geeifert hatten, schwiegen aus Furcht, daß ihre Stimme in der Stille der Waffenruhe zu laut ertönen möchte. Das Land war frei, und die Krieger vertauschten ihre Pickelhaube mit einem Filzhute.

Die Liguisten bläheten sich auf ihren großen, prächtigen Landhäusern, und die Royalisten der Armee, die zu der Rolle der mit Maulkörben versehenen Jagdhunde verdammt waren, durchstreiften Verin, indem sie ihre hungrigen Blicke auf die lachenden Schlösser, Burgen und Meierhöfe der Liguisten warfen, deren Küchen unverschämterweise rauchten.

Diese schöne Zeit trat nach Artikel 4. des Waffenstillstandes ein, wonach Personen und Eigenthum, von Frau von Mayenne bis zur Heumacherin auf den Feldern, von dem Schatze der Ligue bis zur Kornähre, die auf den Feldern reift, herab, für unantastbar erklärt wurden. Der König hielt Mantes und seine Umgebungen besetzt, und daher kam es, daß die Royalisten auf ihren Verzweiflungsspaziergängen in Medan die grünen Trauben verdarben oder zerquetschten, indem sie einen Hafen oder ein Rebhuhn aufsuchten, das noch zu schwach war, um über die Seine zu fliegen.

Aber diese Quellen waren bald versiegt, und alle von der königlichen Armee, die keinen Urlaub genommen, empfanden, was die Pariser in den vorhergegangenen Jahren kennen gelernt hatten: Mangel und Hungersnoth.

Zu Anfang des Juli hatten zwei Compagnien des Garderegiments, das Crillon kommandierte, den Befehl erhalten, zwischen Medan und Vilaines ein Lager zu beziehen, und so die Vorhut der Armee zu bilden. Um die Einwohner nicht zu belästigen, hatte dieses Corps Zelte aufgeschlagen. Crillon, der den größten Theil des Tages abwesend war, hatte den Befehl auf einen ersten Kapitain übertragen. Ein kleiner Artillerie-Park, der auf der Höhe aufgestellt war, fand unter der Beaufsichtigung des Herrn von Rosny, des

zukünftigen Sully Heinrichs IV., dessen Anmaßung in diesem Punkte grenzenlos war. Da die Garden aus guten Häusern rekrutiert wurden, so war die Compagnie, die sich in dieser poetischen Gegend befand, eine gewählte. Man kam um vor Langweile und Elend. Während die armen Gardisten den ruhigen, grünen Strom vor sich sahen, der sich wie ein Silberband um pittoreske Inseln schlang, brannte die glühende Sonne auf den Bergesabhang hernieder, an dem sie lagerten. Wie geblendet von dem herrlichen Grün der üppigen Espen und Weiden fragten sie sich unter einander: warum wohl die Vögel so freudig die Luft durchschnitten, warum die Fische so lustig im Wasser sprängen, warum die Lämmer so lieblich auf den Wiesen hüpfen? Warum es den königlichen Soldaten verboten sei, alle diese hübschen Sachen zu berühren, die doch Gott, wie man sagte, zum Nutzen und zum Vergnügen des Menschen erschaffen habe?

Unter den verzweiflungsvollsten dieser schweifenden Phantome befand sich eins, das sich durch seine traurigen Seufzer, die eine noch lebhaftere Pantomime als die einer Windmühle begleitete, auszeichnete. Seine beiden Arme schlugen in die leere Luft, da sie keine Beschäftigung für das lange Schwerdt fanden, das in einem breiten Leder gehänke an einer linken Hüfte hing.

Dieser Gardist war ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren. Er hatte einen untersetzten, nervigen Körperbau, ein schwärzliches Gesicht, das von langen schwarzen Haaren beschattet wurde, die seit der Belagerung von Rouen, also seit einem Jahre, von den Oelen des Parfümeurs nicht erweicht waren. Nachdem dieser junge Mann seine Arme und seinen Degen, den er weidlich gegen einen Apfelbaum geschwungen, abgemühet hatte, legte er eine flache Hand über seine beiden wie die eines Adlers vergrößerten und scharfblickenden Augen, und durchspähete mit einem forschenden Blicke den ganzen Horizont von Medan bis Saint-Germain, jenen ungeheuern Halbkreis, in dem Gott die reichsten Muster einer Werke angehäuft hat.

– Nun, Pontis, unser Rekrut, fragte der Kapitain, der sich von seinem Laquais im Schatten einer blühenden Linde neues Band

anheften ließ, was haben Sie denn da in den Wolken zu schauen? Sehen Sie von hier aus den Thurm Ihrer Ahnen? Wer weiß? Diese Wolken sind vielleicht darüber hinweggezogen.

– Sambieux, Kapitain, antwortete der junge Mann mit einem erzwungenen Lächeln, Pontis in der Dauphiné liegt zu weit, als daß man es von hier aus sehen könnte. Außerdem denke ich nicht daran, denn Pontis gehört meinem ältern Herrn Bruder, der mich höflich hinaus geworfen hat. Und dies ist ein Glück für mich, fügte er hinzu, indem er sich wieder zu lächeln zwang, denn wenn ich zu Hause vergnügt wäre, würde ich nicht die Ehre haben, unter Ihren Befehlen dem Könige zu dienen.

– Eine unfruchtbare Ehre! murmelte eine dumpfe Stimme in einer Gruppe Gardisten, die pittoresk am Abhange eines Hügels lagerte. Alle diese Garden waren Edelleute und gehörten den Hugenotten an.

Weder der Kapitain noch Pontis schienen diese Worte gehört zu haben.

Der Kapitain kräuselte sein gelbliches Band. Pontis fuhr fort zu beobachten, indem er murmelte:

– O nein, das sind keine Wolken!

– Nun, was denn?« fragten mehrere der Gefährten, die sich um Pontis her halb emporgerichtet hatten.

– Meine Herren, ich bewundere alle jene schwarzen, blauen und blonden Rauchsäulen, die aus den Schornsteinen von Poiffy emporsteigen.

– Was haben Sie denn mit diesen Rauchsäulen zu schaffen? fragte der Kapitain; Rauch ist leerer Dunst!

– Ah, rief Pontis in einer Art melancholischer Extase, der blaue Rauch erinnert mich an ein siedendes Wasser, in dem sich Eier, Fische und allerlei Geflügel kochen lassen; der röthliche scheint durch einen Rost erzeugt zu sein, auf dem Cotelettes und Saucischen schmoren; der schwarze kommt ohne Frage aus den Oefen der Bäcker – ah, man bäckt vortreffliches Brot in Poiffy!

– Aber wir sind nicht in Poiffy, antwortete philosophisch einer der

Gardisten, der sich auf dem glühenden Kraute ausgestreckt hatte; wir sind auf dem Grunde und Boden Ihrer Majestät.

– Warum sagen Sie nicht Ihrer allerchristlichsten Majestät? fragte ein Anderer im scherzenden Tone.

– Noch nicht, aber ich hoffe bald! antwortete Pontis rasch. Der König läßt uns vor Hunger umkommen, weil er nicht katholisch ist. O wäre er es doch!

– O, mein Herr von der Messe, riefen mehrere Hugenotten, die durch den Wunsch des jungen Mannes munter geworden waren, wenn Sie dieser Religion nicht angehören, so verleiden Sie sie wenigstens den Andern nicht!

Der Kapitain entfernte sich singend, um sich nicht bloß zu stellen.

– Meiner Treu, meine Herren, sagte Pontis, suchen Sie solcher Geringfügigkeit wegen keinen Streit; wir gehören. Alle derselben Kirche an!

– Bah! sagten die Hugenotten. Seit wann?

– Sambieux, wir gehören einer Religion an, in der man weder trinkt noch ißt.

Dieser witzige Einfall Pontis" ward mit einem traurigen, vom Hunger erzeugten Lachen aufgenommen.

– Ich sagte also, fuhr er ermuthigt fort, daß alle jene Rauchsäulen dort unten katholisch sind, daß Paris katholisch ist, und daß die uns umgebenden Schlösser, die uns verspotten, katholisch sind. Ich will mich hängen lassen, wenn nicht alles Gute im Leben römisch-katholisch ist. Und deshalb sprach ich den Wunsch aus, daß Seine Majestät zu der erwähnten Religion überträte. Und wenn Sie noch so viel murren, meine Herren, Sie werden nie soviel Lärm machen als mein Magen!

– Wenn sich der König zu der Messe bekehrt, verlasse ich seinen Dienst! rief ein Hugenott.

– Und ich verlasse ihn, antwortete Pontis, wenn er sich nicht dazu bekehrt.

– Element! rief der Hugenott, indem er sich halb emporrichtete.

– Ah, Sie haben noch die Kraft in Zorn zu gerathen? Nun, ich

schone meine Lunge bis zu einer bessern Gelegenheit! Hugenotten und Katholiken werden wohl thun, anstatt Streit anzufangen, auf Mittel zum Leben zu sinnen.

– Was der König da für eine Idee gehabt hat, daß er mit diesem dicken Mayenne einen Waffenstillstand schloß! fuhr der ärgerliche Hugenott fort. Wir wären jetzt unter den Mauern von Paris; aber nein . . . anstatt die Ligue auszurotten, schont man sie! Das wird mit einer herzlichen Umarmung endigen.

– Warum fängt man nicht gleich damit an? rief Pontis. Während man zögert, werden wir umkommen! Sambieux, mich hungert!

Eine neue Person trat der Gruppe näher; es war ein junger Gardist mit Namen Vernetel.

– Meine Herren, sagte er, mir hat sich ein Gedanke aufgedrängt: da ein Waffenstillstand eingetreten ist, warum sind wir nicht in Mantes bei dem Hofe? Man ißt und trinkt in Mantes.

– Mitunter! murmelte der Hugenott.

– Wahrhaftig, sagte Pontis, der Gedanke Vernetel's ist gut: warum sind wir hier unthätig, und nicht in Mantes, wo der König ist?

– Weil sich der König nicht in Mantes befindet, sagte Vernetel. Aufgepaßt, hier ist der Beweis! Und er zeigte den Gardisten einen kleinen Mann, der eilig vorüber ging. Dieser Mann trug ein in ein Stück Serge gewickeltes Paket, als ob er ein Schneider oder Garderobe-Lieferant wäre.

– Wer ist das? fragte Pontis. Und was läßt Sie glauben, daß der König nicht in Mantes, ist?

– Man sieht, daß Sie noch ein Neuling unter uns sind, entgegnete der Hugenott. Sie kennen Meister Fouquet la Varenne nicht.

– Wer ist la Varenne? fragte Pontis. – Er ist überall, wo der König geheimnißvoll erscheinen muß; er öffnet ihm die Thüren, und wenn sie noch so fest verschlossen sind; er empfängt die Prügel, die Ihre Majestät oft verdienten – mit einem Worte, er trägt die Liebesbriefchen des Königs aus.

– Ein braver Mann! rief der junge Soldat.

– Das sind ungeziemende Scherze, ihr jungen Leute! rief eine

ernste, männliche Stimme.

Die Gardisten sahen sich um.

– Herr von Rosny ! murmelte Pontis.

– Ja, mein Herr! antwortete ernst der berühmte Hugenott, der durch die Lichtung des Waldes ging und in einem Pakete Papieren las.

– Herr von Rosny hat ein feines Gehör, konnte sich Pontis nicht erwehren zu äußern; wir haben kaum die Kraft laut zu reden . . .

– Es würde besser sein, wenn Sie schwiegen, antwortete Herr von Rosny, ohne seinen Gang zu unterbrechen.

– Das ist unser Wunsch, mein Herr; aber schließen Sie uns den Mund. Der junge Soldat vervollständigte seine Phrase durch eine Pantomime, nach Art aller Nationen, die Hunger haben.

Rosny zuckte mit den Achseln, und ging weiter.

– Alter Filz! murmelte Pontis. Er hat gestern zu Mittag gegessen, und ist fähig, heute noch einmal zu essen!

– Wie, alt? fragte der Hugenott. Wiffen Sie das Alter des Herrn von Rosny?

– Er ist wenigstens siebenhundert Jahre alt.

– Kaum dreißig, mein Herr Katholik! Er ist sieben Jahre jünger, als der König.

– Das ist sonderbar! antwortete Pontis. Seit den zwanzig Jahren, die ich lebe, habe ich von Herrn von Rosny stets sprechen gehört, wie von Abraham oder Methusalem. Glauben Sie mir, dieser Mann existiert seit Erschaffung der Welt.

– Weil er seit langer Zeit daran arbeitet, berühmt zu werden, antwortete der Hugenott. Er ist eine unserer Säulen, das Manna für unsere Geister.

– Wäre er es doch unsern Magen! Ich verehere den großen Rosny nicht aus denselben Gründen, wie Sie. Sie sind Hugenott wie er – ich bin Katholik. Ich habe aus Liebe zu unserm Obersten Crillon, der ebenfalls Katholik ist, Dienste genommen. Sie haben den Muth nicht, Ihren Abgott Rosny um etwas an zugehen. Wäre Herr von Crillon hier, anstatt sich wer weiß wo herum zu treiben, ich würde zu ihm

gehen und mir einen Thaler borgen. Wenn ich Hunger habe, bin ich nicht stolz. Sambieux, wie hungert mich!

Kaum hatte er diese von Seufzern unterbrochenen Worte vollendet, als sich die Schritte eines Pferdes auf dem trockenen Boden vernehmen ließen. Man sah einen dickbäuchigen Klepper, der zwei Körbe trug. Dem Klepper voran ging der Haushofmeister des Herrn von Rosny; ein Bauer und ein Laquais folgten.

Der Zug bewegte sich mitten durch die Gruppe der jungen Soldaten, die die Körbe und das Pferd fast mit den Augen verschlangen. Gleich darauf ward unter den beiden prächtigen Linden, von denen wir vorhin gesprochen, ein Tisch gedeckt. Der Haushofmeister setzte gewisse Mund vorräthe auf diesen Tisch, deren Farbe und Duft den Hungrigen durch die Seele schnitt.

Herr von Rosny, der noch immer ernst mit seinen Papieren beschäftigt war, ging zu dem Tische und ließ sich in Gesellschaft eines Kapitäns der Garden, eines Artillerie-Kapitäns und einiger andern bevorzugten Herren nieder. Unter ihnen bemerkte man auch Fouquet la Varenne, den Träger der königlichen Liebesbriefchen.

Diese Herren begannen nun unter lebhaften Gesprächen und bei dem Geräusche des Tafelgeschirres ein Mahl, das, solchen Gästen gegenüber, frugal, aber sardanapalisch zu nennen war, wenn man es von dem Gesichtspunkte der traurigen Gardisten aus betrachtete, die ihm von ferne zusahen.

Pontis konnte diesen Anblick nicht lange ertragen.

– Ich sagte es wohl, daß er heute noch einmal zu Mittag essen würde! Sambieux, rief er, für Leute, die keinen Haushofmeister haben, ist doch der Friede ein dummes Ding! Im Kriege kann man doch wenigstens jagen und plündern. Wenn man von zwei Tagen nur an einem zu essen bekommt, so sollte man an diesem einen Tage für zwei flott leben!

– In der Umgegend giebt es schon zu leben, sagte ein Hugenott, der an einer trockenen mit Knoblauch geriebenen Brodrinde kauete; warum kaufen Sie nicht ein?

– Kaufen Sie selbst ein, antwortete Pontis erbittert, anstatt an Ihrer Rinde zu nagen.

– Eine Rinde ist besser als gar nichts! antwortete der Hugenott. Uebrigens machen Sie nicht so viel Lärmen, mein lieber junger Herr, und wenn Sie kein Geld haben, so schnüren Sie sich den Bauch zusammen.

– Wer hat Geld ? rief Pontis. Haben Sie Geld, Castillon? Sie, Vernetel? Wer von Euch allen hat Geld? Alle schlugen unwillkührlich mit der Hand an die Taschen; man hörte, daß sie leer waren.

– Warum sollen wir Geld haben? sagte Vernetel. Der König selbst hat keins.

– Aber der König ißt.

– Wenn man ihn zu Tische ladet. Lassen Sie sich von Herrn von Rosny einladen.

– Oder bitten Sie ihn, daß er Ihnen eine Ueberbleibsel zukommen läßt.

– Sambioux!. Ich wollte lieber . . . Ah, meine Herren, da kommt mir ein Gedanke! Wer hat hier Hunger?

– Ich! antwortete ein imposanter Chor.

– Wir gehen zusammen, und lassen uns in der Nachbarschaft einladen. Wir sind ja Leute von gutem Aussehen.

– Ah, ah, ah! brummte der Hugenott, indem er die abgeschabten Kleider seiner Kameraden ansah.

– Wir sind gute Edelleute, fuhr Pontis fort, und Garden des Königs . . .

– Eines in Frage gestellten Königs, das ist unbesreitbar.

– Wir werden gewiß mehr oder weniger entfernt einen Bekannten, einen Vetter oder einen Freund finden. Variieren wir die Nationalitäten, damit wir mehr Aussicht haben, einen Landsmann zu finden. Aus welchem Lande ist Vernetel?

– Aus Tonrangeau.

– Ich nehme Sie; und Castillon?

– Aus Poitevin.

– Nehmen wir Castillon. Ich bin aus der Dauphine; wir brauchen noch einen Gascogner. Der Stammbaum eines Gascogners treibt seine Wurzeln nach allen vier Enden der Welt.

- Schade, daß der König nicht da ist! sagte Vernetel.
- Warum?
- Wir würden ihn mitnehmen. Guter Gott, er hat Köche und Köchinnen . . . !

Alle lachten. Heinrich IV. selbst würde gelacht haben, wenn er diese närrischen jungen Leute gehört hätte.

– Es ist also abgemacht, fuhr Pontis fort, daß wir ohne Umstände auf dem ersten besten Edelhofe, den wir finden, ein Mittagsessen fordern. Seht die reizenden Häuser, die ihre weißen Häupter aus den grünen Bäumen emporstrecken. Dort unten links jenes Schloß mit dem Rasenplatze – aber wir würden über das Wasser gehen müssen, und das ist zu weit. Rechts – ach, seht nach rechts – seht Ihr in der Mitte des jungen Parks den hübschen aus neuen Steinen erbauten Thurm? Da wollen wir anklopfen! Er ist kaum eine Viertelmeile weit. Vorwärts! O wie hungert mich!

Pontis schnallte seinen Gürtel mit einer beklagens werthen Leichtigkeit zusammen.

– Machen wir uns schnell auf den Weg, fügte er hinzu, damit wir nicht als Gerippe ankommen.

– Aber wir müssen den Kapitain um Erlaubniß bitten, sagte Vernetel.

– Nein, nein! rief Pontis.

– Warum?

– Weil wir gezwungen wären vor Hunger umzukommen, wenn er uns die Erlaubniß verweigerte – und ich will noch nicht sterben. Außerdem würde ich mich auch nicht abhalten lassen zu gehen, und so würden die Unannehmlichkeiten nicht aufhören.

– Man würde zum Beispiel gehängt werden!

– Nein, man ist Edelmann; aber erschossen, und das ist nicht weniger unangenehm.

– Ah bah! antwortete Pontis mit der Entschlossenheit seines Alters. Während wir uns nach der unerläßlichen Mahlzeit umsehen, werden unsere Kameraden Wache stehen. Man wird ihnen einige Ueberbleibsel für ihre Mühe mitbringen. Wenn der Kapitain fragt, wo

wir sind, so wird man ihm antworten, daß wir einen jungen Hasen in den Weinberg hätten laufen sehen, und daß wir Jagd auf ihn machten.

– Und wenn nun in unserer Abwesenheit das Ergreifen der Waffen befohlen würde? fragte Vernetel.

– Es ist ja Waffenstillstand.

– Der König muß kommen . . . Die Anwesenheit seines Briefträgers bedeutet, daß man des Königs Majestät erwartet. Auch kann Herr von Crillon ankommen.

– Unser Oberst macht nicht viel Umstände mit einem Garden. Wenn er kommt, so wird er nach seiner Gewohnheit mit der Hand winken und sagen: »nun gut, genug, Tambour!« Man wird die Glieder auflösen, ohne daß man uns gerufen hat. Außerdem habe ich Hunger, und wenn der König hier wäre, so würde ich es ihm selbst sagen. Sambieux, gehen wir!

Von dem Feuer ihrer Kameraden hingerissen, traten Vernetel und Castillon den Weg mit großen Schritten an. Aber Pontis gab ihnen zu bedenken, daß man sie, wenn sie liefen, bemerken und zurückrufen würde: man müsse sich im Gegentheil langsam und schäkernd entfernen, und dabei den Himmel und das Wasser an sehen. In einer Krümmung des Wegs könne man sich auf die Füße machen und die Viertelmeile in fünf Minuten zurücklegen.

Alle drei machten sich auf den Weg. Die Kameraden erhoben sich und stellten sich so zwischen den Tisch der Officiere und die Flüchtigen, daß die Erstern den Weggang der Letztern nicht bemerken konnten.

Aber plötzlich erschien hinter einer Hecke ein Reiter, der ihnen den Weg versperrte.

2.

Was ein Kaninchen und zwei Enten in Verin kosten können.

Der Reiter war ein lebhafter, junger Mann von zwanzig Jahren; sein Haar war bewunderungswürdig blond, sein Schnurbart goldig und seine Augen waren blitzend, wie seine Zähne. Sein Wuchs war schlank und schön, wie der des Adonis. Er ritt einen vortrefflichen Grauschimmel, der mit einem respektabeln Felleisen beladen war. Seine Kleidung aus feinem, grauen Tuch mit grünem Besatz, halb bürgerlich, halb militärisch, verrieth den Sohn aus guter Familie. Unter dem Arme trug er einen neuen, zusammengerollten Mantel. Das breite spanische Schwert an der Seite vollendete das Ganze, und Pferd und Geschirr, Kleider und Gestalt strahlten, obgleich bestäubt, in dem Glanze der Mittagssonne.

– Verzeihung, meine Herren, sagte der junge Reiter, indem er die drei Gardisten in dem Augenblicke anhielt, wo sie zu laufen anfangen wollten, Verzeihung – hier ist wohl das Lager der Garden, nicht wahr?

– Ja, mein Herr, antwortete Pontis.

– Und Herr von Crillon befehligt die Garden? fuhr der junge Mann fort.

– Ja, mein Herr !

– Verzeihen Sie, wenn ich Sie aufhalte, denn Sie scheinen Eile zu haben; aber wollten Sie mir wohl das Zelt des Herrn von Crillon andeuten?

– Herr von Crillon ist nicht im Lager, antwortete Vernetel.

– Wie, nicht im Lager? Wo werde ich ihn dann wohl finden?

– Mein Herr, wir haben die Ehre, Sie zu grüßen! sagte Pontis, indem er Vernetel ein Zeichen gab. Vernetel und Castillon wollten wieder antworten, Pontis aber nahm sie bei der Hand und zog oder

schleppte sie vielmehr mit sich fort, um die fernere Unterhaltung zu verhindern.

– Seht Ihr denn nicht, sagte er, daß ich vor Entkräftung umfalle, wenn das Gespräch noch lange dauert? Vorwärts! Der Weg wird abschüssig, mein Körper rollt allein dem Mittagsessen zu.

Der Reiter sah lächelnd den drei tollen Gardisten nach, die den Abhang hinuntertanzten. Ohne ihre Hast zu begreifen, ritt er dem Lager der Garden zu.

Pontis hatte Unrecht, den Herrn von Rosny um sein Mahl und um seinen Haushofmeister zu beneiden. Dieses Mahl war mit Verdruß gewürzt. Herr von Rosny suchte auf jede nur mögliche Art la Varenne auszuforschen, wie und warum er allein nach Medan gekommen sei, da er doch nie ohne seinen Herrn ginge. La Varenne erkünstelte eine sehr geheimnißvolle Miene und antwortete auf alle diese Fragen mit einer diplomatischen Unwahrheit, die Rosny, trotz seiner Philosophie, in Zorn versetzte.

Mehr als einmal schlug er zornig auf den Tisch, und tadelte laut, die Etikette vergessend, den Leichtsinn und die Launen seines Königs. In diesem Augenblicke brachten die Gardisten den jungen Reiter, der soeben in das Lager gekommen war.

– Wer sind Sie, und was wollen Sie? fragte Herr von Rosny, der nach Gewohnheit eine Serviette zusammenlegte.

– Ich möchte Herrn von Crillon sprechen, antwortete artig der junge Mann.

– Wer sind Sie? wiederholt Rosny. Kommen Sie vielleicht von Rom?

– Mein Herr, ich möchte Herrn Crillon, den Obersten der französischen Garden, sprechen, fuhr der junge Mann ruhig fort, ohne diese Neugierde zu berücksichtigen.

– Es steht Ihnen frei, Ihren Namen zu verschweigen, sagte der phlegmatische Rosny. Führt Sie ein dienstliches Geschäft hierher, so kann ich Sie hören und Ihnen genügen, da ich im Interesse des Königs Herrn Crillon's Stelle vertrete. Deshalb fragte ich Sie. Ich bin Crosny.

Der junge Mann verneigte sich.

– Mich führt ein besonderes Geschäft zu Herrn Crillon, sagte er. Was meinen Namen anbetrifft, mein Herr, so nenne ich mich Esperance, und habe die Ehre, Ihr Diener zu sein. Ich komme nicht von Rom, sondern aus der Normandie.

Der Zauber, der in dem Wesen dieses jungen Mannes lag, imponierte Rosny.

– Ein schöner Name ! sagte er.

– Der kein Name ist! murmelte der Kapitain.

Rosny begann wieder:

– Herr von Crillon ist nicht gegenwärtig, mein Herr, er mustert die übrigen Compagnien seines Regiments, die längs des Flusses zerstreut lagern; aber er muß bald zurückkehren. Warten Sie!

– Hoffen Sie! fügte der Kapitain lächelnd hinzu.[l'Esperance, die Hoffnung.]

– Ich hoffe mein ganzes Leben lang, antwortete der junge Mann mit seiner anmuthigen Munterkeit.

Rosny und der Kapitain standen auf.

– Esperance! flüsterte Rosny seinem Kameraden in das Ohr. Ein passender Name für die Abenteurer !

Beide stiegen zu dem Ufer des Flusses hinab, um die Verdauung durch einen Spaziergang zu fördern.

Esperance band sein Pferd an einen Baum, legte seinen Mantel zusammen und setzte sich oben darauf. Dann wandte er sich nach Art der Träumer oder der Verliebten nach der poetischen Seite des Panoramas, das sich zu seinen Füßen ausbreitete.

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als sich ein lautes, freudiges Gelächter in der äußersten Umschanzung vernehmen ließ. Die Gardisten drängten sich um die drei Lieferanten, die wir nach Mundvorrath haben ausziehen sehen.

Pontis trug in beiden Händen hoch in der Luft eine irdene Schüssel von ansehnlicher Größe. Unter dem Arme trug er mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ein Brod von mehreren Pfunden. An seinem Halse hingen zwei erwürgte Enten und mehrere

Tauben.

Vernetel brachte als Trophäe ein langes und dickes Kaninchen, ein rundes Brod und ein Bündel Würste und Saucissen. Castillon trug nur eine Trinkflasche, aber fie war so groß, daß sie die ganze Kraft eines Mannes in Anspruch nahm.

Die allgemeine Freude verwandelte sich in Bewunderung, als Pontis eine Schüssel zu der gewöhnlichen Höhe herabsenkte; man entdeckte nämlich, daß sie eine Pastete von gehacktem Fleische enthielt, und daß diese Pastete in ihrer kräftigen Brühe noch kochte.

Die Korporalschaft trat zusammen. Diese schickten sich an, die Enten und das Kaninchen zuzubereiten; andere, glücklichere, setzten sich unmittelbar zu Tische, das heißt, man machte auf dem Rasen einen reinen Platz, dessen Mittelpunkt jene edele Pastete bildete, und ein Dutzend Gäste erhielten von dem großmüthigen Pontis die Erlaubniß, auf großen Brodtschnitten das gehackte Fleisch auszubreiten.

Esperance betrachtete lächelnd das Fest dieser herzhaften Schmauser, und bewunderte Pontis, den König des Festes, dessen vor Freude strahlendes Gesicht die ganze Gruppe verklärte. Da ließ sich plötzlich aus der Entfernung ein Schreien vernehmen. Dieses Schreien erregte die Aufmerksamkeit Esperance's. Aber die vor Hunger und Glück aufgeregten Gäste hörten es kaum.

– Horch, man schreit! sagte Vernetel mit vollem Munde.

– Ja, antwortete Pontis, man wird im Schlosse das Verschwinden des Mittagmahls bemerkt haben.

– Erzählen Sie doch, Pontis, wie Sie zu diesem herrlichen Fange gekommen sind, sagte ein Gardist, der ein Geflügel rupfte.

– Da würde ich manchen schönen Bissen verlieren! sagte der junge Mann. Doch hört in wenig Worten die Geschichte: Wir hatten höflich unsere Nasen durch die Thür gesteckt und fragten nach dem Herrn vom Hause, um ihm unsere Aufwartung zu machen. Ein mürrischer Thürsteher öffnete das Gitter ein wenig und sagte, es sei. Niemand zu Hause. Wir ließen uns aber nicht abweisen und erklärten ihm, daß wir Edelleute und Gardisten des Königs seien. Der Tölpel antwortete, es gäbe ebensowenig einen König und

Garden in Frankreich, als es einen Waffenstillstand gäbe.

– Liguisten! Spanier! riefen alle Gäste.

– Das merkten wir auch auf der Stelle, fügte Pontis hinzu, indem er die allgemeine Entrüstung benützte, um seinen Mund zu füllen. Nun setzte ich meinen Fuß zwischen die Thür und das Gitter, und hinderte auf diese Weise den Liguisten, wieder zu schließen. Dann trat ich ein, und diese beiden Herren folgten mir. Aus der Küche drang uns ein Duft entgegen, der selbst den heiligen Antonius ohnmächtig gemacht hätte. Da Niemand zu Hause ist, sagte ich, so bereitet man dieses Mittagessen umsonst. Und zugleich streckte ich die Hand nach diesem Geflügel aus, das der Pachter eben vorbei trug. Der Thürsteher schrie, und auf dieses Schreien stürzten zwei Bediente mit Bratspieß und Spicknadel herbei. Wir Edelleute zogen unsere Schwerdter nicht, aber ich ergriff einen Feuerbrand von dem Herde und schleuderte ihn zwischen die Canaillen. Der Feuerregen trieb sie in die Flucht. Nun ergriff ich die Schüssel, die Ihr hier seht, und hing auf meine Weise diesen heiligen Geist an meinen Hals. Vernetel und Castillon rührten keine Hand, die übergroße Bewunderung hatte sie entkräftet. Ich bezeichnete also dem Einen dieses hübsche Fläschchen, dem Andern das Kaninchen. So beladen traten wir unsern Rückzug an, ohne daß wir beunruhigt wurden, und nun sind wir wieder da.

Pontis ward durch einen donnernden Beifall belohnt. Esperance, der immer noch an demselben Platze saß, erhöhete diesen Beifall durch ein lautes Gelächter.

Plötzlich hörte man das Rufen lauter und ganz in der Nähe. Wahrscheinlich war es während einiger Minuten von der Runderhabenheit des Berges aufgefangen gewesen. Das Rufen und Schreien kam von einem Manne, der plötzlich an dem Eingange des Lagers der Garden erschien.

Athemlos gestikulirte er energisch mit den Armen. Aus seinen Augen sprühte der Zorn. Er zog natürlich die Aufmerksamkeit aller Zuschauer auf sich.

– Es ist Jemand aus dem Schlosse, in dem wir Zehnten erhoben haben! flüsterte Vernetel seinem Nachbar Pontis in das Ohr.

Dieser unterbrach ein Mahl. Die übrigen Gardisten stellten ebenfalls ihre Küchenvorbereitungen ein. Man sah sie das zur Hälfte entflederte Geflügel hinter ihren Mänteln verbergen.

Wie Alle, so war auch Esperance von der Aufregung betroffen, die sich in den Zügen des zuletzt angekommenen Mannes ausprägte. Sein jugendliches Gesicht hatte sich bis zur Häßlichkeit verzogen. Seine mehr rothen als blonden Haare sträubten sich empor. Seine schmalen und bleichen Lippen bebten vor Zorn.

Er war ein Mann von kaum zweiundzwanzig Jahren, groß und schlank gewachsen. Seine feinen und nervigten Formen verriethen eine ausgezeichnete Natur, die aber durch starke Leibesbewegungen in ihrer Entwicklung unterbrochen war. Trotzdem er ein altväterisches, grünes Wams von grobem Stoffe trug, so konnte man dennoch seine edeln und ungezwungenen Manieren bemerken. Aber ein für den Tisch zu langes und für die Jagd zu kurzes Messer, das ohne Scheide in seiner zitternden Hand blitzte, verrieth einen jener unbändigen, wüthenden Menschen, die nach Blut lechzen.

Dieser junge Mann war den Berg so schnell hinan geklettert, daß ihm der Athem fehlte und daß er kaum die Worte stammeln konnte:

– Wo sind die Chefs?

Ein Gardist, der den Wüthenden aufzuhalten suchte, indem er ihm den Schaft einer Lanze entgegensetzte, ward fast umgeworfen.

Ein Fähndrich, der auf den Lärm herbeigeeilt war, warf sich dazwischen, als er seine Schildwache bedroht sah.

– Scherzen Sie, Herr, daß Sie mit dem Messer in der Hand das Lager der Garde des Königs betreten?

– Die Chefs! rief noch einmal der junge Mann mit widriger Stimme.

– Ich bin einer derselben! antwortete der Fähndrich.

– Sie sind nicht der, den ich brauche, antwortete der Mann mit stolzer Geringschätzung.

Außer Pontis und seinen Genossen drohten. Alle dem Beleidiger.

– O, rief er, Ihr jagt mir keine Furcht ein, Ihr nicht! rief er im Tone verhaltener Wuth. Ich suche einen großen, einen mächtigen Chef,

der die Macht zu bestrafen hat. Rosny und der Kapitain waren langsam näher getreten, um die Ursache des Tumultes zu erfahren.

Der junge Mann bemerkte sie.

– Ach, da sind ja die, die ich brauche! murmelte er mit einem widrigen Lächeln.

– Was giebt es? fragte Rosny, vor dem sich die Reihen öffneten.

Er heftete seinen durchdringenden Blick auf dieses Gesicht, das durch alle bösen Leidenschaften der Menschheit wie aufgelöst erschien.

– Mein Herr, antwortete der junge Mann, ich komme, um Genugthuung zu fordern.

– Legen Sie zunächst Ihr Messer ab! sagte Rosny. Nehmt es ihm!

Zwei Gardisten packten die Faust dieses Mannes, und entrissen ihr das Messer. Er verzog keine Miene.

– Für wen fordern Sie Genugthuung? fuhr Rosny fort.

– Für mich und die Meinigen.

– Wer sind Sie?

– Ich nenne mich Laramée, und bin Edelmann.

– Gegen wen fordern Sie diese Genugthuung?

– Gegen Ihre Soldaten.

– Ich habe hier keine Soldaten! antwortete Herr von Rosny, den der hochmüthige Ton eines solchen Menschen verletzte.

– In diesem Falle habe ich mit Ihnen nichts zu schaffen. Bezeichnen Sie mir den Chef dieser Leute hier. Er deutete auf die vor Zorn bebenden Gardisten.

– Herr von Laramée, antwortete Rosny kalt, Sie sprechen sehr laut, und wenn Sie Edelmann sind, wie Sie sagen, so sind Sie ein schlecht erzogener Edelmann. Diese Leute hier sind Ihnen ebenbürtig, und ich fordere Sie auf, sie höflicher zu behandeln. Ich würde es Ihnen überlassen haben, sich mit ihnen zu verständigen, wenn es mir nicht geschienen hätte, daß Sie gekommen wären, um Reclamationen zu erheben. In Abwesenheit des Herrn von Crillon führe ich hier das Commando, und Sie sehen mich bereit, trotz Ihres ungewöhnlichen Auftretens, Ihnen Gerechtigkeit angedeihen zu

lassen. Also berichten Sie ruhig, höflich und kurz!

Der junge Mann biß sich in die Lippen, zog die Augenbrauen zusammen und ballte die Fäuste; aber die Kaltblütigkeit und Entschiedenheit Rosny's, an dessen ganzem Körper kein Muskel zuckte, dessen scharfer Blick ihn wie die Spitze eines Schwerdtes getroffen hatte, bewältigten ihn; er athmete auf, sammelte seine Gedanken, und sagte:

– Gut! Ich bewohne mit meiner Familie das Schloß, das Sie dort am Fuße des Hügels, rechts zwischen den Bäumen, sehen können. Mein Vater liegt zu Bette, er ist verwundet.

– Verwundet? unterbrach ihn Rosny. Ist er ein Soldat des Königs? Diese Frage machte den jungen Mann erröthen.

– Nein, antwortete er verwirrt.

– Also Liguist! murmelten die Garden.

– Fahren Sie fort! sagte Rosny.

– Ich befand mich mit meinen Schwestern an dem Bette des Vaters, als wir durch ein Kampfgetöse erschreckt wurden. Fremde waren gewaltsam in das Haus gedrungen, hatten meine Leute geprügelt und verwundet, und geplündert.

– Ruhe! befahl Rosny den Stimmen, die rings um ihn her laut wurden.

– Die Fremden, fuhr Laramée fort, waren mit ihren Gewaltthätigkeiten nicht zufrieden, sie nahmen auch noch Feuerbrände von dem Herde, und schleuderten sie in die Scheuere, die jetzt in Flammen steht. Sehen Sie hin!

Alle blickten nach dem bezeichneten Punkte. Man sah in der That weiße Rauchwolken, die schneckenförmig wallend aus den Bäumen des Parks emporstiegen.

Pontis und seine Genossen erleichteten. Eine peinliche Stille herrschte in der Versammlung.

– Das ist wirklich eine Feuersbrunst! sagte Herr von Rosny in einer Bewegung, die er nicht bemeistern konnte. Wir müssen folglich dorthin gehen!

– Das Stroh brennt rasch, wenn man ankommt, wird. Alles vorbei

sein. Sehen Sie, die Dächer brennen schon!

Nach diesen Worten schwieg der junge Mann, er war mit der Wirkung zufrieden, die sie hervorgebracht.

– Ihre Familie sendet Sie nun, daß Sie Gerechtigkeit fordern? fragte Rosny.

– Ja, mein Herr!

– Sind die Schuldigen hier?

– Es sind Gardisten.

– Des Königs?

– Gardisten! wiederholte Laramée, und dabei legte er so sichtlich den Widerwillen an den Tag, das Wort »König« auszusprechen, daß Rosny sich davon verletzt fühlte.

– Den Versicherungen einer einzigen Person, Herr von Laramée, kann man nicht glauben, antwortete er; schaffen Sie Zeugen zur Stelle.

– Man komme in das Haus; nicht Ihre Soldaten werden. Alles niederbrennen und morden, sondern ein Chef . . . die Verwundeten werden reden, und die rauchenden Mauern werden anklagen!

Ein allgemeines Gemurmel der Entrüstung erhob sich gegen den Kühnen, der auf diese Weise das ganze Corps der Garde beleidigte. Empört antwortete Rosny dem jungen Manne:

– Sie hören, mein Herr, was man von Ihren Beleidigungen denkt. Auch merkt man wohl, Sie kennen die Waffenruhe, und wissen, daß das geheiligte Wort des Königs von Frankreich. Sie schützt.

– O, es hat mich vorhin auf seltsame Weise geschützt! rief Laramée in bitterer Ironie. Ich berufe mich nicht auf den Waffenstillstand, daß er mich schütze, sondern daß er mich räche. Mir stehen alle Beweise zu Gebote. Ich habe nicht nur den Bericht meiner Domestiken gehört, ich selbst habe auch die Diebe entfliehen sehen, und werde sie nöthigenfalls wiedererkennen. Aber da Sie Herr von Rosny sind, da Sie das Wort Ihres Königs so hoch stellen, so muß ich wissen, ob mir Gerechtigkeit werden soll, – wo nicht, so werde ich unmittelbar an Ihren Herrn gehen, und . . .

– Genug, genug! sagte Rosny, der den Zorn aufkeimen fühlte.

Sparen Sie Ihre Phrasen und Ihre wüthenden Blicke! Meine Nachsicht und Ruhe reicht nur bis zu einer gewissen Grenze.

– O, Sie drohen mir? rief Laramée mit einem finstern Lächeln. Das ist nicht übel! So vollendet man das Werk . . . man bedroht den Klagenden! Es lebe der Waffenstillstand! Es lebe das Wort des Königs!

– Mein Herr, entgegnete Rosny haftig, indem er in die Spitzen seines Schnurbarts biß, Sie mißbrauchen Ihre Vortheile. Ich sehe wohl, mit wem ich zu thun habe. Wenn Sie ein Diener des Königs wären, würden Sie nicht von einer solchen Erbitterung und einem solchen Rachedurst beiseelt sein. Sie sind ein Liguist, ein Freund der Spanier.

– Wenn dies der Fall wäre, sagte Laramée, so wären Sie mir einen noch wirksamern Schutz schuldig, denn vor acht Tagen konnten sich Ihre Feinde mit den Waffen vertheidigen, während sie heute. Nichts haben als Ihr Wort und Ihre Unterschrift.

– Sie haben Recht, man wird Sie schützen. Sie sagten vorhin, daß Sie die Schuldigen wiedererkennen würden – hier sind alle Gardisten, machen Sie die Runde und versuchen Sie es.

– Man hätte mir diese Mühe ersparen können, murmelte der boshafte Kläger. Leute von Ehre geben sich selbst an.

– Ich nehme an, daß Sie dies nicht erwarten, sagte Rosny. Da Sie sich auf den Waffenstillstand berufen, kennen Sie ohne Zweifel die Artikel desselben; die Strafe, welche nach diesen Artikeln die Art von Gewaltthätigkeit mit sich führt, über die Sie sich beklagen, ist solcher Natur, daß sie denen Schweigen anrath, deren Gewissen zum Reden veranlaßt.

– Ich kenne wirklich diese Strafe, mein Herr, rief der junge Mann, und erwarte, daß sie streng vollzogen werde.

– Sobald Sie die Schuldigen erkannt und überführt haben.

– Gut, das wird nicht lange dauern!

Bei diesen Worten erheiterte sich das bleiche Gesicht Laramée's; dann heftete er seine Blicke auf den Kreis der Garden, die unwillkührlich zurückwichen und sich in unregelmäßigen Reihen

aufstellten. Der rachsüchtige Liguist ging langsam durch diese Reihen, als ob er eine Musterung abhielte.

Rosny, dessen Kopf tausend widersprechende Gedanken durchkreuzten, kämpfte gegen einen empörten Stolz und gegen ein Gefühl natürlicher Billigkeit, das den Grundsatz der Disciplin und des Völkerrechts noch befestigte. Er stützte sich endlich auf den Kapitain, dessen Erbitterung den höchsten Grad erreicht hatte, und flüsterte ihm zu:

– Eine böse Geschichte! Und ich bin allein hier! Wäre nur Herr von Crillon anwesend; denn er ist verantwortlich für die Garden!

– Wenn man mich gewähren ließe, antwortete der zornige Kapitain, so würde ich die Sache bald in Ordnung bringen.

– Wie? fragte Rosny.

– Mit einem tüchtigen Hanfstricke und jenem Aste.

– Ruhig, mein Herr, antwortete der Huguenott, der sich durch diese unkluge Aeußerung des Officiers veranlaßt fühlte, sich völlig dem allgemeinen Rechte zuzuneigen. Ruhig! Wir dürfen die Conventionen und Acten, die der König unterzeichnet hat, nicht so leicht behandeln.

– Dieser Laramée ist ein Verbrecher, ein Lästermaul . . .

– Ich weiß es, ja, ich weiß es! Aber man hat ihm Gewalt angethan, und sein Haus angezündet. Ihm muß Gerechtigkeit werden. Indem ich ihn zwingen, selbst die Schuldigen herauszusuchen, versuche ich es, entweder die Bestrafung hinauszuschieben oder unmöglich zu machen. Auf die Weise öffnete ich den Leuten hier eine Thür des Heils. Aber wahrhaftig, ich glaube, er hat sie schon wieder verschlossen, denn der verschmitzte Kerl bleibt bei jener kleinen Gruppe stehen und sieht sie mit so freudigen Blicken an, daß wir wahrscheinlich bald ein Urtheil zu sprechen veranlaßt sein werden. Kommen Sie, thun wir unsere Pflicht!

Während dieser ganzen Scene hatte Esperance von seinem Platze aus begierig gelauscht. Aber als er die Unterredung Rosny's und des Officiers gehört, bemächtigte sich seiner ein tiefes Mitleiden mit diesen armen Gardisten, die er vor Kurzem so freudig hatte ausziehen sehen. Doch er fühlte auch einen unbeschreiblichen Zorn

gegen den Kläger, dessen Aussehen, dessen Redeweise, mit einem Worte dessen ganze Person ihn, trotz der Gerechtigkeit und seiner Klagen, empörte.

Esperance näherte sich Fouquet la Varenne, der als ein Bürger, den die Soldaten wenig interessierten, die Scene gleichgültig beobachtet hatte.

– Verzeihung, mein Herr, sagte er. Was spricht jener berüchtigte Artikel des Waffenstillstandes über die Kriegsleute aus, die sich Gewaltthätigkeiten haben zu Schulden kommen lassen?

– Nun, junger Mann, antwortete der kleine Brief träger, den Tod!

3.

Wie Laramée Bekanntschaft mit Esperance macht.

Laramée hatte bereits eine hübsche Anzahl Gardisten besichtigt, ohne irgend einen zu bezeichnen, als er plötzlich, wie Rosny dem Kapitain bemerkt hatte, stehen blieb. Er näherte sich dem verdächtigen Gardisten, betrachtete ihn einen Augenblick, und wandte sich dann zu Rosny zurück, indem er rief:

– Hier ist einer von ihnen!

Es war Vernetel, den er bezeichnete, indem er die Brust desselben mit dem Finger berührte.

Fast in demselben Augenblicke streckte er seine Hand gegen Castillon aus, und rief:

– Hier ist der Zweite! Die beiden Beschuldigten schrien laut auf. Ein dumpfes Drohen durchlief die Reihen.

– Woran erkennen Sie diese Herren wieder, die Sie doch nur von hinten gesehen haben, wie Sie sagen? fragte Rosny.

Ohne zu antworten zeigte Laramée einen kaum sichtbaren Blutstropfen auf dem Collet Vernetel's, an dem einige graue Haare von einem Stück Wildpret hingen.

Castillon's Schulter zeigte einen Streifen von jenem feuchten Kellersande, in welchem die Flaschen liegen.

Vernetel hatte in der That das Kaninchen und Castillon die große Flasche gebracht.

Denen, die bereits überzeugt sind, mußten diese Beweise genügen. Keiner machte eine Bemerkung, selbst die Angeklagten nicht.

Aber Laramée war noch nicht am Ziele.

Er blieb vor mehreren Gardisten stehen, die er scharf ins Auge faßte, bis er endlich zu Pontis kam, der ihn zwar ein wenig bleich, aber festen Fußes erwartete. Der Kläger ergriff die Hand des

Gardisten.

Pontis stieß ihn zurück, indem er sagte:

– Berühren Sie mich nicht, oder es ist kein Waffenstillstand mehr!

– Hier ist der Dritte, sagte Laramée, und zwar der schuldige. Er hat den Feuerbrand ergriffen – betrachten Sie seine Hände, sie sind schwarz und riechen nach Rauch.

– Nehmen Sie nicht an, fragte der Kapitain, daß Ihre Beweise uns genügen?

– Man führe diese Männer in das Schloß und confrontire sie mit meinen Leuten.

– Unnütz, rief Pontis, unnütz! Es wäre wahrhaftig erniedrigend, vor einem solchen Ankläger zu erröthen oder zu erbleichen. Seit zehn Minuten läßt sich ein ganzes Corps Garden von einem solchen Kerl wegen einiger Tauben und eines Rückenstücks von einem Kaninchen beleidigen – das ist kränkend !

– Was soll das heißen? fragte Rosny. Und was schließen Sie daraus?

– Ich schliesse daraus, daß ich es war, der zu dem Schlosse gegangen, weil das Schloß, eine wahre kleine Festung, einmal da ist. Ich glaubte zu treuen Dienern des Königs zu kommen, und bat um einen Platz bei Tische, was unter guten Edelleuten, die reisen, überall Sitte ist. Noch mehr: in meiner Heimath, der Dauphine, geht der Schloßherr den Gästen entgegen, und führt sie mit Gewalt an seinen Herd. Aber weil wir hier einen schlechten Franzosen, einen Spanier, einen Filz vor uns haben, Sambieux! und weil der Waffenstillstand uns die Hände bindet, ertragen wir die Folgen davon. So habe ich denn geglaubt, mir einige Lebensmittel verschaffen zu müssen, als die Leute dieses Herrn mich abwiesen.

– Nicht verschaffen, kaufen! rief Vernetel.

– Ja, kaufen, fügte Castillon hinzu, wir haben die Lebensmittel gekauft!

– Sie lügen! rief Laramée mit zornbebender Stimme.

– Ich habe ein Geldstück in die Küche geworfen! stammelte Castillon.

– Sie lügen! fuhr der insolente Ankläger fort.

– Ja, sagte Pontis sanft zu Castillon und Vernetel, indem er liebevoll ihre Hände ergriff – ja, der Herr hat Recht, Sie lügen, meine armen lieben Freunde, wir haben nicht gekauft. Ist denn bei uns Geld vorhanden? Nie! Aber Ehre, und ich werde sie diesem sogenannten Edelmann darthun. Ich, Pontis, ich allein habe den Plan zur Plünderung entworfen, ich habe meine beiden Freunde mit mir fortgezogen, ohne ihnen meine Absichten mitzuteilen. Ich habe sie gegen ihren Willen zu meinen Mitschuldigen gemacht. Ich habe den Feuerbrand in das Zimmer geworfen, ohne daran zu denken, daß er eine Feuersbrunst bewirken würde. Außer mir giebt es keinen Schuldigen. Ich liefere mich aus – hier bin ich!

– Mein Herr, riefen Castillon und Vernetel, glauben Sie es nicht, auch wir sind schuldig!

– Pardieu! sagte Laramée.

– So fordern Sie drei Opfer! entgegnete Rosny, empört über den Geist der Rache, der den jungen Mann so wüthend beseelte.

– Eins für das Geflügel! fügte Pontis hinzu.

– Sie reklamieren sie also, nicht wahr? fragte der Kapitain.

– Ich fordere Gerechtigkeit.

– Eröffnen Sie Ihren Entschluß.

– Das ist sehr einfach. Der Waffenstillstand ist gebrochen – räumen Sie es ein?

– Ja! sagte Rosny. – Zugestanden! rief Pontis. Aber wir schlagen ihn, mit seinen eigenen Worten. Will der Herr nicht ein Stück von meinem Felle für seine Enten?

– Es steht geschrieben, sagte Laramée, indem er jede Silbe kurz und deutlich aussprach, daß die Uebertretungen des Waffenstillstandes, also Plünderung, Gewaltthätigkeiten und Brandstiftungen mit dem Tode bestraft werden. Hat Ihr König dies unterzeichnet – ja oder nein?

– Mit dem Tode! murmelte Pontis, bestürzt über die gräßliche Beharrlichkeit dieses jungen Mannes.

– So steht es geschrieben, Sie müssen es wissen! wiederholte

Laramée.

– Wegen zwei Enten, das wäre zu viel! rief Vernetel außer sich.

– Es handelt sich darum zu erfahren, sagte Laramée mit einer durch die Leidenschaft erstickten Stimme, ob ein Eid ein Eid ist, und daß das Land wisse, im Falle die Artikel eines Waffenstillstandes ungestraft verletzt werden dürfen, ob man die königlichen Soldaten, wenn sie unsere Häuser betreten, mit Worten, oder mit unsern guten Musketen zu empfangen hat, die, Gott sei Dank! niemals fehlen. Ferner, ob man die regelmäßige Schlacht Krieg, und die Metzeleien, die im Lande verübt werden, Frieden nennt. Dann, fuhr er erhitzt fort, wird Alles gut sein, um diese Meineidigen zu verderben. Man wird sie die Lebensmittel fehlen lassen, aber diese Lebensmittel werden vergiftet sein. Dies sind die Folgen der Ungerechtigkeit, meine Herren. Plündern Sie wie die Ratten, so geben wir Ihnen, wie den Ratten, Arsenik. Und meine Herren, die Ratten sengen und brennen noch nicht einmal, sie nagen nur!

Rosny, der diese Rede mit gesenktem Kopfe angehört hatte, unterbrach sein Nachdenken.

– Mein Herr, sagte er, da Sie darauf beharren, daß die betreffenden Artikel in Anwendung gebracht werden, so soll es nach Ihrem Wunsche geschehen. Es ist zwar nicht christlich, aber Sie sind in Ihrem Rechte.

Laramée verbeugte sich. Sein Gesicht war ruhig geworden, und erschien nun wie es eigentlich war: edel und schön, kühn und stolz.

– Es thut mir leid, wandte sich Rosny zu Pontis, Sie dem Profoß übergeben zu müssen, der Sie so lange gefangen hält, bis das Kriegsgericht über Ihr Loos entschieden haben wird.

Pontis gab durch ein Zeichen eine Zustimmung. Seine Ergebung übte auf Laramée nicht den geringsten Eindruck aus.

– In Bezug auf die andern, sagte er, als ob er der Richter und Vollstrecker des Urtheils zugleich wäre, habe ich zu bemerken, daß ich sie weiter nicht zur Rechenschaft ziehe. Einige Tage Gefängniß genügen mir.

Rosny, roth vor Zorn, unterbrach ihn.

– Mein Herr, sagte er, über die Andern habe ich zu verfügen, nicht Sie! Ich entbinde die Andern von jeder Verantwortlichkeit, sie sind frei, ihr Kamerad wird für alle zahlen. Nun können Sie sich zurückziehen, Herr von Laramée, und überall veröffentlichen, daß der König von Frankreich eine gute Justiz übt, selbst einen Feinden gegenüber.

Bei diesen Worten deutete er dem jungen Manne den Weg an; er verabschiedete ihn. Dieser aber sagte, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen:

– Ich bitte, noch einen Augenblick, denn ich glaube, wir haben uns nicht verstanden.

– Wie? fragte Rosny, der in seinem gerechten Stolze der Plackerei eines solchen Gegners überdrüssig war.

Und zugleich warf er ihm einen Seitenblick zu, der ein Unwetter ankündigte. Dieser Blick Rosny's war sehr bekannt und sehr gefürchtet. Aber Laramée ward davon nicht einen Augenblick erschreckt.

– Nein, mein Herr, fuhr er fort, wir verstehen uns nicht. Ich weiß die Artikel des Waffenstillstandes auswendig, aber Sie vergessen sie stets. So steht nicht geschrieben, daß der Deliquent dem Profoß seiner Parthei übergeben werde, damit die Richter seiner Parthei das Urtheil über ihn fällen, nein – es steht im Gegentheil geschrieben, daß er denen überliefert werde, die er beleidigt und verletzt hat, damit diese Gerechtigkeit üben. Das ist der Inhalt. Demnach, mein Herr, wird man mir den Schuldigen ausliefern müssen, damit der Amtmann des Orts über ihn richte. Aber es handelt sich hier nicht mehr um das Urtheil, denn das Verbrechen steht fest, es ist bewiesen und zugestanden. Die Strafe ist vorgeschrieben, also gehen wir zur Execution über.

Ein Schrei der Wuth und des Abscheu's ertönte in allen Reihen. Man würde diesen Menschen zerrissen haben, wenn die energischen und geachteten Vorgesetzten die Gardisten nicht im Zaume gehalten hätten.

– Ah, Bursche, murmelte Pontis, Du hast Recht, darauf zu dringen, daß ich erschossen werde, denn bliebe ich frei, oder nähme

die Sache eine Wendung, daß ich entkäme, so . . .

– Gehen Sie gefälligst bei Seite, sagte Rosny zu Laramée, ich kann sonst nicht für Ihr Heil eintreten. Herr von Crillon muß bald zurückkommen, er wird sicher das Gesetz vollziehen lassen. Er ist unumschränkter Herr seiner Garden; erwarten Sie eine Rückkehr. Aber seien Sie vorsichtig, denn es könnte leicht geschehen, daß Herr von Pontis entweder, der nichts mehr zu riskieren hat, Ihnen ein Schwert durch den Leib stößt, denn man kann ihn nur ein Mal erschießen – oder daß einer seiner Kameraden mit Ihnen einen Streit sucht, der Ihnen . . . Sie verstehen mich. Es giebt Deutsche unter diesen Herren.

– Ich danke Ihnen für diese klugen Rathschläge, mein Herr! Entgegnete Laramée mit einem widerwärtigen Lächeln. Aber in Ihrem Lager fürchte ich weder das Eine noch das Andere. Herr von Rosny wird nie zu geben, daß ein Mann ermordet werde, der sich mit gutem Rechte beklagt.

Bei diesen Worten grüßte er den berühmten hugenottischen Baron, ohne auch nur zu versuchen, die beleidigende Ironie seiner Redeweise und eines Blicks zu unterdrücken.

Plötzlich fühlte er, daß sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er wandte sich.

Es war die Hand des jungen Esperance. Während der empörenden Unterhandlung, der er beigewohnt, hatte er nur mit außerordentlicher Mühe sich besiegen können; jetzt war es ihm unmöglich, der Versuchung zu widerstehen, in die Scene zu treten und eine Rolle mitzuspielen.

Zitternd vor Ungeduld, die ihn seit zehn Minuten verzehrte, durchschritt er die Reihen der erbitterten Gardisten, um Herrn Rosny in diesem verhaßten Gespräche zu ersetzen.

Er legte also seine reizend weiße und nervigte Hand auf die Schulter Laramées. Dieser wandte sich ärgerlich wie eine Katze, die man bei dem Ablecken einer Schüssel stört.

– Ich bitte, zwei Worte mit Ihnen reden zu dürfen, wenn es beliebt, mein Herr sagte Esperance mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Beide standen sich einander gegenüber. Bei der Gesicht war

schön: das eine durch eine perlenartige Blässe, unter welcher der Zorn loderte – das andere durch das frische Wangenroth, das jene glückliche Gesundheit des Körpers und des Geistes anzeigt, ohne die es weder eine wahrhafte Gutmüthigkeit, noch eine wahrhafte Kraft giebt.

Bei den ersten Worten, die Esperance sprach, erzitterte Laramée, ein Instinct ließ ihn einen festen Gegner ahnen.

– Was wollen Sie? fragte er trocken.

– Ich will Ihnen ein Mittel angeben, Ihre Angelegenheit zu beenden, mein Herr. In schwierigen Verhältnissen ist man oft glücklich, die gesuchte Lösung zu finden. Esperance hatte so laut gesprochen, daß zuerst Rosny, dann eine Anzahl Gardisten, die ihn gehört, näher getreten waren, um selbst die Lösung zu beurtheilen, von welcher der junge Mann sprach. Er hatte gesehen, wie Pontis von den Schützen des Profoß umgeben ward. Dieser schmerzliche Anblick veranlaßte ihn, aus seiner Unterredung ein schnelles Resultat zu ziehen.

Laramée aber fühlte sich von dieser feindlichen Wiederaufnahme einer Frage, die er für erschöpft hielt, verletzt, und wollte sobald als möglich den lästigen Rathgeber abweisen, dessen Einleitungsworte eine neue Galerie Neugieriger und Uebelgesinnter herbeigelockt hatten.

Demnach sagte er zu Esperance:

– Sie würden mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Sie sich mit Ihren eigenen Angelegenheiten befaßten, und nicht mit den meinigen.

– Mein Herr, antwortete der schöne junge Mann, nach dem, was ich so eben vernommen habe, fühle ich mich durchaus nicht bewogen, Ihnen ein Vergnügen zu bereiten. Aber nach Ihrem ersten Auftreten in dieser Angelegenheit glaube ich, daß Sie sich in großer Verlegenheit befinden. Sie haben dergestalt geschrien und geseufzt, daß Sie sich durch eigene Schuld in Aufregung versetzt haben. Das kommt oft vor. Nun fürchten Sie die Partheilichkeit. Derjenigen, bei denen Sie Ihre Klagen angebracht haben. Sie haben alles nur Mögliche verlangt, um etwas zu erreichen. Ich erkläre dies folgender

maßen . . .

– Und ich, mein Herr, unterbrach ihn Laramée unverschämt, ich trage durchaus kein Verlangen nach Ihren Erklärungen, ich erlasse sie Ihnen.

Zu gleicher Zeit wandte er ihm den Rücken zu.

Aber Esperance ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er wandte sich mit einer Sicherheit und Ruhe und machte zugleich so geschickt einen Satz, um seinem Manne wieder gegenüber zu stehen, daß die Aufmerksamkeit der Zuschauer sich in Verwunderung verwandelte.

– Ich sagte, begann er in demselben Tone wieder, daß Sie, wären Sie bei kaltem Blute gewesen, hätten einsehen müssen, gestohlene Hühner und verbranntes Stroh reichen nicht hin, einen Menschen tödten zu lassen. Dies steht in den Artikeln des Waffenstillstandes geschrieben, ich weiß es wohl; aber auch auf dem Grunde Ihres Geistes und Ihres Herzens finden Sie den barbarischen und den Menschenfressern würdigen Artikel. Dieser Gedanke, den ich in Ihren Augen lese, macht Ihnen Ehre.

Laramée ward bleich wie ein Gespenst, denn er merkte, daß sein Gegner sich über ihn lustig machte. Ein fürchterlicher Blitz schoß aus seinen gerötheten Augen.

Esperance fuhr fort:

– Nun erlaube ich mir, auf Ihre wilden Ansichten zurückzukommen, die Ihnen vorhin der Zorn eingegeben, und in dieser Beziehung. Ihnen meine Lösung anzubieten. Jeder begreift, daß ein Schaden angerichtet ist, und daß dieser Schaden wieder ausgeglichen werden muß.

– Ah, sind Sie ein Advokat oder ein Prediger? rief der vor Zorn zitternde Laramée.

– Weder das Eine, noch das Andere, mein Herr, aber man gesteht zu, daß ich mit Leichtigkeit rede. Ich hatte einen vortrefflichen Lehrer, einen Venetianer, der Theolog und Rechtsgelehrter zugleich war. Ihm verdanke ich den lateinischen Grundsatz, den ich Ihnen in unsere Muttersprache übersetze, damit man mich nicht für einen Pedanten hält. Der Schaden an Geld wird durch Geld bezahlt. Was

kostet nun eine Ente? Was sind fünfhundert Bündel Stroh werth? Sie stehen ohne Zweifel sehr hoch im Preise, da man sie zur Zeit des Waffenstillstandes erplündert oder verbrennt. Unter uns gesagt, in gewöhnlichen Zeiten würde sich diese Sache durch zwei Pistolen ordnen lassen. Sie wollen wieder schreien – ach ja, ich habe vergessen, daß man mit dem Stroh auch die Scheuern verbrannt hat. Element, das ist wichtiger! Es giebt Scheuern, die mindestens zwanzig Thaler werth sind.

Die Umstehenden brachen in ein ungeheures Gelächter aus, das Laramée völlig darniederschmetterte; er ballte die Fäuste und suchte mit den Blicken an seiner Seite das Messer, das man ihm genommen hatte.

– Lachen Sie nicht, meine Herren! sagte Esperance ernst. Sie würden sonst über diesen Herrn vergessen, daß es sich um ein Menschenleben handelt.

– Ich finde es schmäählich, stammelte der vor Wuth seiner Sinne nicht mächtige Laramée, entehrend, daß man auf diese Weise einem einzigen Feinde gegenüber zwei hundert Helfer sucht.

– Bin ich Ihr Feind? Ich bin im Gegentheil Ihr bester Freund. Ich will Sie vor ewigen Gewissensbissen bewahren. Das gräßliche Lächeln, das den Mund des Andern verzog, machte Esperance begreiflich, daß das Wort Gewissensbisse nicht für Jeden denselben Sinn hatte. Laramée begleitete es mit einer verachtenden Geberde, und unterbrach die Unterhaltung durch die Phrase:

– Wir werden uns wiedersehen!

Er entfernte sich noch einmal. Jetzt aber verlor Esperance die Geduld; er streckte die Arme aus, ergriff Laramée bei den Hüften, und drehte ihn, so groß er auch war, zu sich herum, als ob dieses Geschöpf von Fleisch und Bein ein ausgestopfter Gliedermann gewesen wäre.

Der bestürzte Laramée schwankte. Der Fluch, den er ausstieß, ward durch das Beifallstoben der Menge übertönt.

– Jetzt, sagte Esperance, sind meine Bitten und meine höfliche Unterhaltung zu Ende. Kommen wir zur Sache. Sie wollen, daß dieser junge Mann stirbt?

Er zeigte auf Pontis.

– Ich will es nicht! Sie sagen, daß er Ihr Eigenthum in Brand gesteckt habe – das ist nicht wahr, die Scheuer, die vorhin brannte, ist nicht die Ihrige, sie ist ein Zubehör der angrenzenden Meierei des Herrn von Balzac d’Entragues, Ihr Vater ist ein Freund, fast möchte ich sagen, sein Intendant – kurz, ich weiß, daß die Scheuer nicht die Ihrige ist. Ah, es wundert Sie, daß ich, ein durchreisender Fremder, Ihre Verhältnisse so genau kenne? Geduld, ich werde Ihnen noch mehr sagen. Sie sind ein übermüthiger Mensch, einer jener tugendhaften Katholiken, die statt der Milch die Galle und den Weinessig der heiligen Mutter Ligue eingesogen haben. Ihr Vater liegt jetzt noch an einer Wunde darnieder, die er im Kampfe gegen den König, für die Spanier, empfangen hat. Und er ist ein Franzose! Es würde Ihnen lieb sein, wenn Sie einige Soldaten des Bearners hängen lassen könnten, da es Ihnen nicht mehr möglich ist, sie aus dem Hinterhalte eines Busches zu tödten, wie dies das letzte Jahr in der Gegend von Aumale geschehen ist. Ah, ah, wie ich Sie in Erstaunen versetze! Nun, mein bester Herr, ich, der ich so viel schöne Sachen von Ihnen weiß, der ich weder ein Gardist des Königs, noch dem Waffenstillstande unterworfen bin, ich werde Ihnen, wenn Sie darauf dringen, allerlei kleine Geheimnisse vor diesen Herren mittheilen, und wiederhole Ihnen meine Schlußfolgerungen: für die Ihnen gestohlenen Enten und für die an Ihrer Wohnung verübte Gewaltthätigkeit können Ihnen nach meiner Berechnung zwanzig Pistolen zukommen; aber da es sich um die Rettung eines unserer Mitmenschen handelt, lege ich dieser Summe achtzig Pistolen bei. Wahrhaftig, mit achtzig Pistolen ist ein braver Mann gering angeschlagen – aber ich habe nicht mehr in meiner Börse. Hier sind meine hundert Pistolen, nehmen Sie und unterzeichnen Sie Ihre Verzichtleistung.

Bei diesen Worten zog Esperance eine reich gestickte Börse hervor und öffnete sie vor den Augen Laramée’s.

Dieser stand wie verdimmt vor Ueberraschung und Schrecken. Nachdem dieser Fremde, der ihn kannte, ihn der Lüge überführt, zog er auf diese Weise auch noch seine geheimsten Gedanken an das

Licht. Diese Kraft, diese Schönheit, dieses Selbstvertrauen, der schreckliche Schrei des Gewissens und diese allgemeine Verstoßung raubten ihm die Fähigkeit, zu denken, zu reden und sich zu bewegen.

Was Esperance anbetrifft, so hatten ihn seine ritterlichen Worte, sein Geist, seine Kühnheit und vorzüglich seine prächtige, mit Gold gestickte Börse in den Augen der Garden, wenn auch nicht zu einem Gotte, doch zu einem Abgotte umgewandelt.

Hätte Pontis nicht die Achtung und die Bescheidenheit, sowie die Schützen des Profoß davon abgehalten, er würde sich ihm in die Arme geworfen haben. Er trocknete eine Thräne, oder doch wenigstens einen feuchten Dunst von seinen Augenwimpern.

Mit der Zähigkeit eines Verblendeten wiederholte sich Laramée noch einmal die Fragen:

– Wer ist dieser Mensch? Von wem hat er alles dies erfahren?

4.

Wie Herr von Crillon den Artikel 4. des Waffenstillstandes auslegt.

Da aber das Erstaunen keine Herzensrührung, und das Schweigen keine Zustimmung ist – obgleich es das Sprichwort sagt – so gedieh die Angelegenheit des armen Pontis nicht weiter, und ihm blieb keine andere Aussicht, als eine baldige Rückkehr des Herrn von Crillon.

Laramée konnte der Neugierde, die ihn verzehrte, nicht länger widerstehen.

– Demnach kennen Sie Herrn von Balzac d’Entragues? fragte er.

– Ja, mein Herr! antwortete Esperance. Und als er sah, daß sich die Gesichtszüge Laramée’s sonderbar verklärten, fügte er hinzu:

– Ich kenne ihn oberflächlich.

– Aber alle diese Einzelheiten, die Sie so rückhaltslos ausplaudern, deuten an, daß Sie ihn genau kennen . . . mag nun er . . . oder . . .

– Wer? fragte Esperance, indem er einen so dreisten Blick auf Laramée warf, daß dieser die Augen abwandte, als ob er fürchtete, zu viel gesagt zu haben. Es ist ersichtlich, fuhr Esperance fort, daß ich meine Nachrichten über Sie aus guter Quelle geschöpft habe.

– Sie haben schon zu viel gesagt, mein Herr, als daß Sie nicht vollenden sollten, sagte der bleiche, junge Mann. Dieselben Einzelheiten, fügte er mit leiser Stimme hinzu, hat man Ihnen sicherlich nicht anvertraut, damit Sie sie, wie soeben geschehen, mißbrauchen sollen.

Anstatt sich auf diese besondere Erklärung einzulassen, zuckte Esperance mit den Achseln und sagte:

– Willigen Sie ein oder lehnen Sie ab?

– Ich werde es überlegen.

– Sie haben zehn Minuten Zeit.

Diese kurz und stolz gesprochenen Worte stachelten den Hochmuth Laramée's wieder an; er rief sogleich:

– Gut, ich habe überlegt! Der Dieb empfangen den Tod, und wir – wir sprechen später mehr!

– O nein, sprechen wir auf der Stelle. Ich bin Ihrer Großsprecherei und Ihrer Grausamkeit überdrüssig. Der, den Sie einen Dieb nennen, ist in meinen Augen nur ein verhungertes, junger Mann. Sie fordern einen Tod, ich fordere ein Leben, und da Sie, um zu diesem Zwecke zu gelangen, alle nur möglichen Wege, selbst die eines Edelmannes unwürdigen, eingeschlagen haben, so werde ich alle Mittel anwenden, die mir zu Gebote stehen. So erfahren Sie denn, daß ich Sie für einen treulosen, schlechten Galgenstrick halte, den ich sofort mit einem Schwertthiebe zu Boden strecken werde, wenn Gott gerecht ist. Da der Zweikampf auch für mich einen schlechten Ausgang haben kann, so will ich, daß Ihnen, bevor wir ihn beginnen, alle Mittel zur Flucht abgeschnitten werden. Wenn Sie mich tödten, so will ich, daß man Sie hängt. Haben Sie mich verstanden?

Indem er sich dem Ohre Laramée's zuneigte, flüsterte er:

– Ich werde diesen Herren sagen, daß Sie von einem Anstande bei Aumale im verflossenen Jahre einen gewissen Ring heimgebracht haben, den Sie sicherlich nicht bei einem Hafen gefunden, denn er ist der Ring eines Edelmannes, auf dem man bei näherer Untersuchung das eingegrabene Wappen erkennen wird.

Laramée verrieth durch eine Bewegung seine Besorgniß.

– Und wenn ich nun einen Ring heimgebracht hätte, sagte er, indem er bestürzt in das ruhige und freundliche Gesicht des jungen Esperance sah, wie könnte man mich deshalb hängen lassen?

– Wenn nun dieser Ring einem gewissen hugenottischen Edelmann gehört hätte, der durch einen Schuß getödtet oder vielmehr ermordet wurde, als er in der Nähe von Aumale einen Hohlweg passierte, der mit einem doppelten Dorngehäuge besetzt war. . . ?

Laramée wurde todtenblaß.

– Im Kriege, sagte er, trägt man eine Büchse, um sich ihrer gegen die Feinde zu bedienen.

– Sehr gut! Aber wenn man diesen Feinden in die Hände fällt, so werden Sie von ihnen gefangen. Das wollte ich Ihnen sagen.

Laramée war außer Fassung gebracht ; zitternd sagte er:

– Sie wollen darthun, daß ich . . . ?

– Daß Sie einen hugenottischen Edelmann ermordet haben? Das würde schwer sein. Aber ich würde beweisen, daß Sie ihm den in Rede stehenden Ring vom Finger gezogen haben.

– Ah!

– Ja, noch mehr! Ich werde sogar die Person nennen, welche diesen Ring dem Edelmann geschenkt hat. Dann auch die Person, der Sie ihn gegeben haben. Vielleicht erräth man dann, warum der Edelmann ermordet ward; vielleicht gelangt man dann zu Entdeckungen, die Sie an den Galgen bringen. Sie sehen, daß ich stets auf denselben Punkt zurückkomme. Da er der richtige ist, bleibe ich dabei.

Laramée war im höchsten Grade erschreckt; krampfhaft zerrte er mit den Fingern einen rothen Schnauzbart.

– Gut, murmelte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens in abgebrochenen Lauten. Sie sind im Besitze eines meiner Geheimnisse. . . ich trete zurück. . . der Dieb mag leben. Aber nach diesem Zugeständnisse, mein Herr, werden Sie, wenn Sie kein Feigling sind, anstatt diese Soldaten zum Morde auf mich zu hetzen, mich auf einem Umwege begleiten. Ich kenne einen einsamen, versteckten Waldplatz, der zu der Unterredung, deren wir ohne Zeugen bedürfen, und wozu mir nur mein Degen fehlt, vortrefflich geeignet ist. Zehn Minuten genügen, um, aus meinem Hause die Waffe zu holen, dann stehe ich zu Ihren Befehlen.

– Gut, entgegnete Esperance, holen Sie Ihren Degen. Aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich der Büchse nicht viel vertraue, und daß ich etwas an die Brust zu legen auf meinem Sattel habe.

Bevor Laramée auf diesen rauhen Angriff antworten konnte, hörte man mehrmal den Namen Crillons aussprechen.

Und wirklich sah man den berühmten Ritter, den drei aufeinanderfolgende Könige den Beinamen des Braven gegeben, und der an Tapferkeit, Geschicklichkeit und Großmuth in Europa seines Gleichen nicht hatte, unter den Linden. Rosny und die Officiere begleiteten ihn.

Crillon war damals zweiundfünfzig Jahre alt; er war stark von Körper und trug einen Kopf, den man zu seinen übrigen Formen klein nennen konnte, aufrecht. Ohne das Feuer, das aus seinen breitgeschnittenen Augen blitzte, hätte man ihn mit einem dichten, grauen Schnurbarte, mit seinen rothen und dicken Wangen für einen ehrbaren bürgerlichen Viertelsmeister halten können, den man in den Ringfragen eines Colonel's eingerahmt hat. Aber dieser Schnurbart sträubte sich empor, aber diese Backen zitterten im Sturme der Schlacht, und dieser untersetzte Körper ward elastisch wie eine Feder. Eine göttliche Flamme beseelte diese Masse, und aus der gemeinen Hülle des bürgerlichen Viertelmeisters trat der erhabene Held hervor.

Eine große Anzahl Gardisten folgten dem verehrten Chef in einiger Entfernung. Dieser ließ sich von Rosny die Anklage und die Erbitterung des Klägers erzählen.

– Wo ist der Angeschuldigte? fragte er.

– Hier, mein Herr ! antwortete Pontis in einem kläglichen Tone.

– Ah, Du bist es! Du machst einen schlechten Anfang, junger Soldat aus der Dauphine. Das arme Volk zu plündern ist verboten.

– Mein Herr, ich hatte Hunger, und dann habe ich auch nicht das arme Volk in Contribution gesetzt, sondern einen reichen Edelmann, der mir ein Mittagsessen hätte anbieten sollen.

– Wo ist dieser Edelmann? fragte Crillon.

Rosny zeigte mit dem Finger auf Laramée, der neben Esperance fand.

– Diese Beide? fügte Crillon hinzu.

– Ich nicht! sagte Esperance, indem er zurücktrat.

– Ah, also dieser Herr. Und Crillon maß den Ankläger mit jener kalten Autorität, vor der jeder Stolz sich schweigend beugt.

- Was hat man ihm genommen?
 - Geflügel, sagte Pontis.
 - Und eine Scheuer hat man ihm angezündet, sagte Rosny heftig.
 - Dafür hat dieser großmüthige Herr ihm hundert Pistolen geboten, rief Pontis hastig, als ob er seinen Colonel hindern wollte, einem ungünstigen Gedanken zu folgen.
 - Für Geflügel und eine Scheuer hundert Pistolen – das ist sehr anständig! sagte Crillon.
 - Nicht wahr, mein Herr?
 - Schweige, Cadet! Nun, so gebe man dem Kläger die hundert Pistolen, und dieser möge seinen Dank abstaten.
 - Der Kläger will ganz etwas Anderes, unterbrach ihn Rosny.
 - Was ?
 - Er fordert, daß der Artikel des Waffenstillstandes in Anwendung gebracht werde.
 - Welches Waffenstillstandes?
 - Ich denke, es giebt nur einen, sagte der störrige Laramée, der klug gehandelt zu haben glaubte, daß er bis hierher geschwiegen; nach der mit Esperance getroffenen Uebereinkunft wollte er Pontis das Leben lassen, aber unter der Bedingung, daß man ihm dafür danke.
 - Sprechen Sie zu mir? fragte Crillon, indem er ein großes, schwarzes Auge, das auf dem unglücklichen Laramée haftete, ausdehnte.
 - Ja, mein Herr!
 - In diesem Falle ziehe man seinen Hut, mein Bester!
 - Verzeihung, mein Herr!
- Laramée entblößte seinen Kopf.
- Sie sagten also, fuhr Crillon fort, daß dieser junge Mann für ein Geflügel und für seine Scheuer etwas anders fordert, als Geld ?
 - Er will, daß der Artikel des Waffenstillstandes in Ausübung gebracht werde, rief Pontis, das heißt, er will, daß ich erschossen werde.

- Erschießen! sagte Crillon. Wegen einiger Hühner!
 - Zweier Enten wegen, mein Herr. Sehen Sie nur, der Profoß hatte mich schon ergriffen.
 - Wer hat den Befehl dazu gegeben? fragte Crillon, indem er sich umwandte.
 - Ich, antwortete Rosny, ein wenig verlegen.
 - Sind Sie toll? entgegnete Crillon.
 - Mein Herr, man muß der Unterschrift des Königs Achtung verschaffen.
 - Harnibieu! rief Crillon. Ihr Civilisten haltet Euch für Soldaten, weil Ihr uns im Kriege begriffen seht. Wie kann man einen Menschen dem Profoß übergeben, weil er Enten genommen hat.
 - Und eine Scheuer angezündet, unterbrach ihn Rosny.
 - Wir wissen es. Und Du, sagte er zu Laramée, verlangt diese Strafe für *meinen* Gardisten?
 - Ja, antwortete Laramée, bestürzt darüber, daß ihn Crillon plötzlich Du nannte.
- Aber der Stolz sprach noch lauter als der Erhaltungstrieb.
- Auch wenn man Dir hundert Pistolen Lösegeld zahlen ließe?
 - Ja, fuhr Laramée ein wenig kleinlaut fort.
 - Nun, sagte Crillon, dessen Augenbrauen und Schnurbart sich emporsträubten, ich will Dir einen andern Vorschlag machen, und ich wette, daß Du nicht mehr auf Deine Forderung bestehst, wenn Du ihn gehört hast.
- Crillon legte die Hände auf den Rücken und trat ihm näher.
- Herr von Rosny, fuhr er fort, ist ein Philosoph, ein geschickter Mann in allem, was Worte und Artikel betrifft. Er hat die Geduld gehabt, Dich anzuhören, und wie es scheint, ist eine Verständigung erfolgt, weil er Dir meinen Profoß geliehen hat, denn dieser Profoß ist der meinige. Ich will ihn Dir ganz und gar geben. Sieh' einmal jenen schönen Lindenzweig. In drei Minuten wirst Du an diesem Zweige hängen, wenn Du noch zwei Minuten zögert, den Heimweg anzutreten.

– Morbleu! rief Laramée bestürzt. Ich bin Edelmann, und Sie

vergessen, daß der König über Ihnen steht.

– Der König? fuhr Crillon fort, der sich nicht mehr zu mäßigen wußte. Der König? Du hast von dem Könige gesprochen, wie mir scheint. Gut, ich werde Dir die Zunge ausschneiden lassen. Hier ist Crillon König, der König hat das Commando über die Garden nicht. Ich habe Dir zwei Minuten Zeit gegeben, Bursche – hüte Dich, oder ich nehme eine davon zurück!

Eine Geberde Laramée's, eine vergebliche Protestation, verloren sich in dem Getümmel, das den Worten Crillon's folgte. Die Garden wußten sich vor Freud nicht mehr zu fassen, sie klatschten wie toll in die Hände und warfen ihre Hüte empor.

– Profoß, einen Strick, rief Crillon, und einen guten!

Laramée, schäumend vor Wuth, wich vor dem Profoß zurück, der mit dem geforderten Stricke herantrat.

– Verzeihung, mein Herr, sagte Esperance zu dem unglücklichen Schloßbesitzer, nehmen Sie Ihr Geld mit.

– Ich nehme Besseres mit, als Geld ! antwortete Laramée, der dergestalt mit den Zähnen knirschte, daß man ihn kaum verstehen konnte; ich nehme eine Erinnerung mit, die lange in mir leben wird.

– Was wird aus unserer Unterredung auf dem einsamen Waldplatze, mein Herr?

– Sie werden nicht lange darauf zu warten haben! sagte Laramée.

Und zugleich trat er seinen Rückzug an, das Gesicht den Garden zugewendet. Er ging rückwärts wie der Tiger vor der Flamme.

Ein schallendes Hohngelächter begleitete seinen Abgang. Die Schmach ereilte ihn; er hatte sie seit länger als einer Stunde nur zu sehr verdient.

Einen Schrei der Verzweiflung, der Rache und des Schreckens ausstoßend, lief er davon und verschwand.

– Es lebe Herr von Crillon, unser Colonel! brüllten die vor Freude berauschten Garden.

– Ja, sagte Crillon, aber daß so etwas nicht wieder geschieht! Denn der Taugenichts hatte wirklich Recht. Ihr Alle seid reif für den Strick. Nachdem Crillon eine beiden Hände der Menge entzogen

hatte, die sich herandrängte, um sie zu küssen, wandte er sich zu Rosny, der ärgerlich vor sich hin brummte.

– Ah, sagte er, hegen Sie keinen Groll. Sie sehen, daß Sie mit solchen Räufern zu gewissenhaft verfahren.

– Das Gesetz bleibt Gesetz, und Sie haben Unrecht, sich darüber zu stellen. Die durch Ihre heutige Schwäche erhitzten Gemüther werden ein zweites Mal weniger zurückhaltend sein, und anstatt dem zu gebenden Beispiele einen Menschen zu opfern, werden Sie zehn opfern müssen.

– Es sei, ich werde sie opfern. Aber die Gelegenheit wird eine gute sein, während die heutige eine nutzlose Grausamkeit gewesen wäre.

– Mein Herr, antwortete Rosny ärgerlich, ich wollte nur den Waffen des Königs die gebührende Achtung verschaffen.

– Harnibieu! Lasse ich es daran fehlen? fragte Crillon mit der Lebhaftigkeit des jungen Mannes.

– Ich bitte, mein Herr, wenn Sie mir Bemerkungen zu machen haben, so wählen wir dazu eine besondere Unterredung, damit Niemand Zeuge von den Streitigkeiten ist, die zwischen den Officieren der königlichen Armee entstehen.

– Aber, mein bester Herr Rosny, zwischen uns ist keine Streitigkeit vorhanden; ich bin rasch und brutal – Sie sind vorsichtig und langsam. Dies allein genügt, um uns mitunter zu trennen. Was sich vor unsern Leuten ereignet, ereignet sich in der Familie, und ich sehe keinen Zeugen, der uns abhalten könnte, uns freundschaftlichst zu umarmen.

– Erlauben Sie mir, hier ist einer! antwortete Rosny, indem er Esperance bezeichnete.

– Dieser junge Mann, es ist wahr. Hat er nicht hundert Pistolen für Pontis geboten?

– Ja. Sehen Sie, wie innig Pontis ihm die Hände drückt.

– Ein hübscher Junge! fügte Crillon hinzu. Wahr scheinlich ist er ein Freund des Pontis.

– Keineswegs; er ist ein Fremder.

– Wahrlich, ich muß ihm dafür danken.

– Dies wird ihm ein um so größeres Vergnügen gewähren, da er Sie bei seiner Ankunft im Lager der Garden suchte.

– So hat er mich gefunden! sagte Crillon vergnügt, indem er auf Pontis und Esperance zuschritt.

Die beiden jungen Leute fanden sich immer noch mit verschlungenen Händen gegenüber. Pontis sprach mit dem Feuer eines großmüthigen Herzens, das den geleisteten Dienst gern vergrößert, seinen Dank aus. Esperance suchte es mit der Einfachheit einer schönen Seele, die fürchtet zu viel Dank zu empfangen, zu verhindern.

Die Ankunft Crillons machte dieser Scene ein Ende.

– Mein Herr, sagte Pontis zu einem Retter, ich bin mit Ihnen noch nicht fertig, ich werde ewig Ihrer eingedenk sein !

– Gut, rief Crillon, gut, Kadet! Ich liebe die Leute, die solche Schulden machen und sie bezahlen! Geh'!

Und er versetzte ihm eine Zärtlichkeit von hundert Pfund Gewicht auf die Schulter.

Pontis beugte sich unter der doppelten Last des Respekts und dieser mythologischen Faust. Er sandte Esperance noch ein letztes Lächeln zu und trat dann zu seinen Kameraden.

– Was Sie betrifft, mein Herr, sagte Crillon zu Esperance, so danke ich Ihnen im Namen meiner Garden. Harnibieu ! Sie gefallen mir. Haben Sie eine Bitte an mich zu richten, die ich Ihnen gewähren kann?

– Nein, mein Herr!

– Um so schlimmer! Was ist es denn?

– Nicht viel, mein Herr. Ich bringe Ihnen einen Brief

– So geben Sie! sagte Crillon wohlwollend. Der Schreiber des Briefes hat einen angenehmen Boten gewählt. Von wem kommt er?

– Mir scheint, er kommt von meiner Mutter.

Die Ungewißheit, die in dieser Antwort lag, machte sie eigenthümlich. Crillon sah den jungen Mann er staunt an.

– Wie, Ihnen scheint! sagte er. Sind Sie dessen nicht gewiß?

– Wahrhaftig nein, mein Herr! Aber lesen Sie, und Sie werden

eben so viel wissen als ich, vielleicht noch mehr.

Diese mit einer fröhlichen Anmuth gesprochenen Worte erhöhten das Interesse Crillon's; er nahm den Brief aus den Händen Esperance's.

Der Brief war durch ein großes schwarzes Siegel verschlossen, in dem eine arabische Devise abgedrückt. Man hätte es für ein Abbild eines jener alten orientalischen Münzen halten mögen, auf denen die Kalifen ein Gebot aus dem Koran oder eine Erhebung ihrer Tugenden prägen ließen.

Der Brief lag in einem Umschlage von italienischen Pergament. Ein starker und zugleich edler Duft, wie der des Weihrauchs oder des Cinnamet's, entströmte ihm.

Während Crillon den Umschlag zerriß, trat Esperance bescheiden zurück. Aber so wenig er sich auch der Neugierde hingeben wollte, so ward er doch von dem Ausdrucke des Gesichts Crillons betroffen, als dieser die ersten Zeilen gelesen. Zuerst war es Ueberraschung, dann eine so große Spannung, daß sie der Bestürzung glich.

Je mehr der greise Krieger las, je tiefer senkte er den Kopf. Zuletzt erleichte er, stützte den Kopf auf die Hand, und stieß einen wimmernden Seufzer aus.

Wie eine schwarze Wolke ein lachendes Thal der Lombardei verdüstert, so verdüsterte sich das heitere Gesicht des Ritters.

Mit Anstrengung hob er diesen so leichten Brief empor, um ihn noch einmal zu lesen. Es zeigte sich dieselbe Bewegung, die in Angst und Verwirrung über ging.

– Mein Herr, stammelte er, indem er einen unsichern Blick auf den jungen Mann warf, dieser Brief überrascht, ergreift mich, ich gestehe es. Ich würde es vergebens vor Ihnen zu verbergen suchen.

– O, mein Herr, antwortete Esperance lebhaft, wenn der Auftrag Ihnen unangenehm ist, so zürnen Sie mir nicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich ihn wider meinen Willen übernommen habe.

– Ich klage Sie nicht an, junger Mann, entgegnete Crillon mit demselben Wohlwollen; aber um die mir ein wenig dunkeln Sachen, die dieser Brief enthält, zu verstehen, ist es nöthig, daß ich Sie frage

. . .

– Da wenden Sie sich an den unrechten Mann, mein Herr, denn auch ich habe einen Brief empfangen, von dem ich nicht das Geringste begreife. Wollen Sie mir den meinigen erklären helfen, so werde ich Ihnen denselben Dienst bei dem Ihrigen leisten.

– Sehr gern, junger Mann ! sagte Crillon mit bewegter Stimme. Erklären wir uns näher, erklären wir uns vorzüglich offen . . . nicht wahr? Sie sind bei einem Freunde, mein Herr. Ich bitte, treten wir bei Seite, daß uns Niemand hört.

Bei diesen Worten ergriff Crillon die Hand des jungen Mannes, und führte ihn in sein Quartier, aus dem er alle anwesenden Personen entfernte.



5.

Warum er sich Esperance nennt.

Nachdem Crillon sich überzeugt hatte, daß er unbelauscht reden konnte, setzte er sich neben Esperance.

– Wir können jetzt ohne Zwang reden, sagte er. Beginnen Sie damit, daß Sie mir Ihren Namen nennen.

– Esperance, mein Herr.

– Dies ist Ihr Taufname; aber wie ist Ihr Familienname?

– Ich nenne mich kurzweg Esperance. Von einer Familie weiß ich nichts.

– Aber Sie sprachen doch von einer Mutter . . . hat sie einen Namen?

– Wahrscheinlich, aber ich weiß ihn nicht.

– Wie, rief Crillon überrascht, Sie haben ihn nie in Gegenwart Ihrer Frau Mutter nennen hören?

– Nie, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil ich meine Mutter niemals gesehen habe.

– Wer hat Sie denn erzogen?

– Eine Amme, die starb, als ich fünf Jahre alt war. Dann ein Gelehrter, der mir das mitgeteilt hat, was er wußte. Er hat mich in den Wissenschaften, in den Künsten und Sprachen unterrichtet; auch hat er die Stallmeister, Bedienten und Fechtmeister bezahlt, damit ich Alles erlernte, was ein Mann wissen muß.

– Und das wissen Sie Alles? fragte Crillon mit einer Art natürlicher Bewunderung.

– Ja, mein Herr. Ich spreche Spanisch, Deutsch, Englisch, Lateinisch und Griechisch; ich bin in der Botanik, in der Chemie und Astronomie bewandert. Was das Reiten, das Fechten mit Schwerdt und Lanze, das Schwimmen und das Fortificationszeichnen betrifft,

so haben mir meine Lehrer gesagt, daß ich mich damit sehen lassen könne.

– Sie sind ein liebenswürdiger Junge! rief der alte Ritter. Aber kommen wir auf Ihre Mutter zurück, die übrigens eine gute Mutter sein muß, da sie in diesem Grade für Ihre Erziehung gesorgt hat.

– Ich zweifele nicht daran.

– Sie sagen dies so kalt . . .

– Ja, antwortete Esperance in einem melancholischen Tone. Da ich allein unter der Leitung eines selbstüchtigen und geizigen Mannes leben mußte, der nie von meiner Mutter, aber stets von seinem Gelde sprach; der stets, wenn sich mein Herz der Hoffnung öffnete, über diese Mutter, die ich zärtlich geliebt haben würde, etwas zu erfahren, sich beeilte, dieses Herz nicht nur wieder zu verschließen, sondern auch durch irgend eine Drohung oder eine brutale Ablenkung zu erhalten; da ich also meine Mutter für ein fabelhaftes, chimärisches Wesen halten mußte, so erlosch nach und nach die Neigung in mir, die ein einziges zartes Wort der Anspielung in mir erhalten haben würde.

– Sollten Sie schlecht geworden sein? fragte Crillon mit einer schmerzlichen Herzensbeklemmung.

– Ich, mein Herr, rief der junge Mann, liebenswürdig lächelnd, ich, schlecht? O nein! Meine Natur ist eine bevorzugte. Gott hat mir nicht einen Tropfen Erbitterung gegeben. Die kindliche Liebe habe ich durch die Liebe zu allem Guten und Schönen in der Schöpfung ersetzt. Als Kind habe ich zuerst die Vögel, die Hunde, die Pferde, dann die Blumen, und später meine Spielgenossen verehrt. Ich bin nie traurig gewesen, wenn die Sonne geschienen und wenn ich mit einem menschlichen Wesen habe sprechen können. Alles, was ich von der Verderbniß der Welt und von Unvollkommenheiten der Menschen kennen gelernt habe, ist mein Lehrer, der mich unterrichtet hat. Ein schlechter Mensch setzt mich in Erstaunen, ich betrachte ihn wie ein seltenes wildes Thier, und wenn er mir die Zähne oder die Krallen zeigt, so glaube ich, daß er mit mir spielen will, und ich lache. Kratzt er oder beißt er, so werde ich böse, und vermuthe ich, daß er giftig ist, so tödte ich ihn, und dies geschieht

einzig und allein nur deshalb, damit er Andern nichts Böses thue. O nein, nein, Herr Ritter, ich bin nicht schlecht! Dies ist so wahr, daß man mich mitunter feig gescholten, wenn ich eine Beleidigung nicht rächen wollte, die ich nicht verstanden hatte.

– Sollten Sie furchtsam sein? fragte Crillon.

– Ich bin es nicht.

– Aber um geduldig eine Beleidigung zu ertragen, muß doch wohl ein wenig der Muth fehlen.

– Glauben Sie? Das ist möglich. Aber ich bin der Ansicht, daß man in Fällen, wo man überzeugt ist, der Stärkere zu sein, man sich des Angriffs enthalten muß.

– Aber gegen die Starken können die Schwachen sich der Geschicklichkeit bedienen, murmelte Crillon.

– Da ich stets gefunden, daß ich der Stärkere und der Geschickteste war, habe ich nie einen Streit völlig zu Ende gebracht. Aber sollte ich einmal auf einen schlechten Menschen stoßen, der stärker und geschickter wäre als ich, so würde ich ihn eben nicht sanft angreifen, dafür stehe ich ein.

– Das ist gut, sehr gut! Das söhnt mich mit Ihrem Charakter wieder aus, und ich möchte beinahe Ihrer Mutter zürnen, daß sie ihren Sohn so beharrlich von sich fern gehalten. Wie alt sind Sie?

– Man sagt, ich sei zwanzig Jahre alt.

– Wie, Sie haben nicht einmal Gewißheit über Ihr Alter?

– Wozu wäre das gut? Meine Rechnung beginnt, soweit meine Erinnerung reicht, mit dem Todestage meiner Amme. Sie starb, wie man mir sagte, als ich fünf Jahre alt war. Seit jener Zeit sind fünfzehn Jahre verflossen.

– Rechnen Sie darauf, daß Ihre Mutter sich Ihnen einst entdecken wird.

– Mein Herr, ich hege diese Hoffnung nicht mehr. Als ich vor sechs Monaten mich eines Morgens anschickte auf die Jagd zu gehen – ich muß Ihnen sagen, daß ich ein kleines Gut in der Normandie bewohne und daß die Jagd meine Lieblingsbeschäftigung ist – als ich also von meinem Lehrer Abschied nahm, um zu jagen, trat ein

schwarz gekleideter Mann in mein Zimmer, ein Greis mit einem schönen, von weißen Haaren beschatteten Gesichte. Nachdem dieser Mann mich aufmerksam betrachtet und mit einer Achtung begrüßt hatte, die mich bei einem Greise überraschte, vertrat er mir den Weg, als er sah, daß ich meinen Lehrer Spaletta rufen wollte.

»– Gnädiger Herr, rufen Sie Spaletta nicht, denn er ist nicht mehr hier.

»– Wo ist er denn?

»– Ich weiß es nicht, gnädiger Herr; aber ich hatte meine Ankunft durch einen vorausgeschickten Courier melden lassen, und als ich vorhin das Haus betrat, sagte mir Ihr Laquais, daß Spaletta zu Pferde gestiegen und schnell davongeritten sei.

»– Das ist seltsam! rief ich. So kennen Sie Spaletta, mein Herr ?

»– Ein wenig, antwortete der Greis, und ich zählte auf ihn, daß er mich bei Ihnen einführen würde. Seine Abwesenheit überraschte mich.

»– Und mich beunruhigt sie, denn er entfernt sich gewöhnlich nur selten. Aber da Sie einmal eingeführt sind, so nennen Sie mir den Grund Ihres Besuchs.

»Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als sich die Stirn des Greises verfinsterte. Es schien, als ob ich einen bitteren Gedanken in ihm zurückrief, den mein Anblick zuvor aus einem Geiste verscheucht hatte.

»– Es ist wahr, murmelte er – der Grund meines Besuchs . . . nun, er ist folgender, mein Herr.

»Seine Stimme zitterte, so daß man hätte glauben mögen, er wolle einen Seufzer oder Thränen zurückhalten. Er überreichte mir nun einen Brief, der in ein Pergament eingeschlagen war, ähnlich dem, das ich vorhin Ihnen zu überreichen die Ehre hatte, Herr Ritter. Dieses Pergament war mit einem schwarzen Siegel geschlossen, ähnlich dem, das Sie vorhin gebrochen. Kurz, mein Herr, hier ist der Brief, nehmen Sie sich die Mühe, ihn zu lesen.

Crillon, dessen Bewegung durch diese Erzählung sich gesteigert, begann halb laut folgenden Brief zu lesen. Die langen, ungewissen

Schriftzüge desselben zeichneten sich traurig auf dem Pergamentpapiere ab.

»Esperance, ich bin Ihre Mutter. Aus dem Schooße meines einsamen Aufenthalts, in dem die Erinnerung an Sie mir die Ertragung des Lebens möglich macht, habe ich über Sie gewacht und Ihre Erziehung mit Sorgfalt geleitet. Ich rufe heute Ihre Dankbarkeit an, da ich mich an Ihre Zärtlichkeit nicht wenden kann. Es hat mir großen Kummer bereitet, daß ich Sie nicht meinen Sohn nennen kann, und der heiße Drang, Sie zu umarmen, hat wie ein Fieber an mir gezehrt. Ein solches Glück war mir versagt.

»Von meinem Schweigen hängt die Ehre eines berühmten Namens ab. Jeder meiner Seufzer wird belauscht, die geringste Annäherung an. Sie würde mir das Leben kosten. Heute, wo ich die kalte Hand des Todes fühle, wo ich für immer von der Furcht frei werde, die mein ganzes Leben vergiftete, wo ich der Verzeihung Gottes und der Treue des Dieners sicher bin, den ich Ihnen sende, heute wage ich es, Sie mein Kind zu nennen, und diesem Briefe den süßen Kuß anzuvertrauen, der meinen Lippen mit meiner Seele entschwebt.

»Man sagte mir, daß Sie groß und schön geworden sind. Sie sind gut, stark und geschickt. Jeder wird Sie lieben. Ihre Eigenschaften und Ihre Erziehung werden Ihnen denselben hohen Platz anweisen, der Ihnen Ihrer Geburt nach gebührt. Ich habe danach getrachtet, Sie reich zu machen, Esperance; aber obgleich ich seit Ihrer Geburt meine Juwelen und Schmucksachen in unechtes Gold umgewandelt, um für Sie zu sammeln, so über rascht mich doch der Tod, bevor ich ein Vermögen beisammen habe, daß meiner Liebe und Ihrem Verdienste würdig ist. Sie werden indessen von den Gütern dieser Erde nichts bedürfen, und sollten Sie sich einmal verheirathen wollen, so wird Ihnen kein Familienvater, und wäre er ein Fürst, wegen Ihrer Mitgift seine Tochter verweigern.

»Ich muß Sie lassen, Esperance, mein Sohn. Meine Finger erkalten, mein Herz allein ist noch lebend. Und nun bitte ich Sie dringend, mir nicht zu fluchen, und meinen traurigen und süßen Schatten, wenn er Sie in Ihren Träumen besucht, freundlich

aufzunehmen. Ich war eine zärtliche und stolze Seele in einem Körper, den Sie sich als edel und schön vergegenwärtigen können.

»Sollte Ihre Neigung Sie zu dem Kriegshandwerke treiben, so beschwöre ich Sie, nie einer Sache zu dienen, die Sie gegen den Ritter von Crillon zu kämpfen verpflichtet. Mein Diener wird Ihnen einen Brief für diesen berühmten Mann übergeben, überliefern Sie ihn selbst Herrn von Crillon.

»Leben Sie wohl! Ich habe Sie Esperance genannt, weil ich all mein irdisches Hoffen auf Sie gerichtet hatte. Und heute noch heißen Sie für mich Esperance. Ich erwarte Sie im Himmel für die Ewigkeit.«

Der Brief war ohne Unterschrift. Unter der letzten Zeile befand sich ein langer und breiter leerer Raum. Vielleicht hatte der Tod, indem er sich beeilte seine Beute zu erfassen, die Schreiberin verhindert, einen Namen zu unterzeichnen, oder die Sterbende selbst hatte in dem Augenblicke Anstand genommen, sich zu nennen.

– So wissen Sie also nicht, wer diese Person war? fragte Crillon nach einer langen Pause.

– Nein !

– Gleichviel. Es ist ein rührender Brief, fügte der Ritter von Crillon in großer Bewegung hinzu. Das ist wahrlich der Brief einer Mutter!

– Finden Sie das, Herr Ritter?

– Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, junger Mann, und sagen Sie mir, was aus Ihrem Lehrer geworden ist.

– Sie werden es errathen, mein Herr. Als ich den Brief meiner Mutter gelesen hatte, war ich bis zu Thränen gerührt. Da ergriff der Greis meine Hand und küßte sie.

»– Darf ich wissen, fragte ich ihn, ob man Sie beauftragt hat, mir den Namen zu nennen, der auf diesem Papiere nicht geschrieben steht?

»Und ich zeigte ihm den für die Unterschrift leer gelassenen Raum.

– Mein Herr, antwortete der Greis, man hat mir das Gegentheil zur Pflicht gemacht.

»– Ich hegte noch die Hoffnung, sagte ich mit Bitterkeit, daß man so viel Vertrauen, wenn auch nicht in meine Discretion, aber doch in meinen Stolz setzen würde, um mir ein Geheimniß mitzutheilen, dessen Bewahrung mir eine Ehrensache ist.

»– Mein Herr, wenn Sie nichts wissen, werden Sie sich nie verrathen, und folglich nie verderben können. Aus Rücksicht für sich selbst, hat Ihre Frau Mutter während Ihres Lebens geschwiegen; aus Rücksicht für Sie, bewahrt sie das Schweigen nach ihrem Tode.

»Ich drang nicht mehr in den guten Greis, der mir nun den für Sie bestimmten Brief übergab; aber ich fragte ihn noch, warum man mir empfohlen habe, nie die Waffen gegen den Herrn von Crillon zu tragen.

»– Weil der Herr von Crillon, antwortete der Diener meiner Mutter, stets nur sich der gerechten Sache an nimmt, und weil er der Freund einer sehr hochgestellten Person aus Ihrer Familie war.

»Dagegen ließ sich nichts einwenden. Der wackere Crillon ist in der That der biederte Ritter, und wenn es mir meine Mutter auch nicht eingeschärft hätte, ich würde nie auf den Gedanken gekommen sein, die Waffen gegen ihn zu führen.

Crillon erröthete und senkte die Blicke zu Boden.

– Der Greis, fuhr Esperance fort, forderte mich nun auf, das Zimmer meines Lehrers Spaletta zu besuchen, um zu erfahren, ob er nicht irgend eine Andeutung hinterlassen habe. Es fand sich nichts vor. Während wir das Haus durchgingen, äußerte der Diener meiner Mutter ein Erstaunen, das sich in einer Art Zorn Luft machte, als ich ihm das Meublement und das Tischgeräth zeigte, das von einer Einfachheit war, die ich bis dahin für Luxus gehalten hatte. Ich führte den Greis in den Stall zu meinem Pferde, das zwar ein kräftiges, aber ein gewöhnliches Thier war.

»– Himmel, rief er, ein solches Leben hat man Sie führen lassen? Nur ein einziges Pferd haben Sie?

Welch ein geringer Aufwand! Wieviel Leute haben Sie in Ihrem Dienste? Haben Sie denn Schätze gesammelt?

»– Ich habe eine Haushälterin, welche der Küche vorsteht, und einen Laquais. Spaletta fand die Erhaltung dieser Wirthschaft immer

noch zu teuer, und er hatte Recht. Die Pension, die mir meine Mutter zu kommen ließ, reichte kaum hin, seit ich mir eine kleine Meute von sieben Hunden gewünscht hatte.

»Der Greis stampfte wüthend mit dem Fuße.

»– Gnädiger Herr, rief er, jetzt begreife ich, warum Spaletta vor meiner Ankunft entflohen ist. Sie sagten, die Pension Ihrer Mutter reichte kaum aus? Wissen Sie auch die Summe dieser Pension?

»– Ich glaube tausend Thaler für das Jahr, antwortete ich.

»– Ich habe tausend Thaler für den Monat geschickt ! rief der Greis, roth vor Entrüstung. Sie müßten sechs Bedienten, eben so viel Pferde und einen Park haben, in dem Sie Pferde und Hunde zu Tode jagen könnten. Spaletta hat Sie jährlich um zehntausend Thaler bestohlen. Er muß seit den zehn Jahren, daß die Sache so fortging, ein reicher Mann geworden sein!

»– Ich bin deshalb nicht ärmer, antwortete ich lächelnd. Da mir die Pferde fehlten, mußte ich zu Fuß Thäler und Hügel durchklettern, und zu Fuß die Moräste durchsuchen. In Ermangelung der Laquaien bediente ich mich oft selbst – Sie sehen, ich bin dabei groß und stark geworden. Anstatt Spaletta zu verfluchen, sollten wir ihn dafür segnen, daß er mir mein Geld gestohlen hat. Bei dem Luxus, den Sie mir zugedacht, wäre ich dick und plump geworden.

»– Vielleicht, gnädiger Herr, antwortete der Greis. Es wird Ihre Frau Mutter sehr betrüben, wenn Sie erfährt, daß Sie etwas zu wünschen oder zu bedauern hätten. Ein solches Unglück soll nicht wieder geschehen. Ich bringe Ihnen das erste Zwölftheil der Pension, die Sie künftig erhalten werden.

Und er zahlte mir zweitausend Thaler in Golde aus. – Vierundzwanzigtausend Thaler jährlich! rief Crillon.

– Ja, soviel !

– Da sind Sie sehr reich, junger Mann!

– Nur zu reich. In einer Zeit, wo Niemand mehr Geld hat, ist dies ein königliches Vermögen. Die mir bestimmte Summe muß eine beträchtliche sein, sagte ich zu dem Diener meiner Mutter; es ist ja nicht unmöglich, daß ich fünfzig Jahre lebe.

– Ihre Kinder werden fortfahren, wie Sie angefangen, antwortete lächelnd der Greis. Fürchten Sie nichts, Sie werden Ihre Kasse nicht erschöpfen.

– Mein Freund, murmelte ich, wenn meine Mutter so viel aus ihren Steinen herausgebracht hat, muß sie deren viel gehabt haben.

– Viel, antwortete ernst der Greis, sehr viel.

»Und ich füge hinzu, wandte sich Esperance an Crillon, daß diese ganze Geschichte sehr sonderbar ist, nicht wahr?

– Ja, junger Mann! seufzte der Ritter.

– Erlauben Sie, daß ich vollende, mein Herr. Der Greis blieb den ganzen Tag bei mir; er benahm sich so achtungsvoll und zärtlich, daß ich ihn lieben mußte. Nach dem ich ihm versprochen hatte, wozu er mich aufforderte, ihm nicht zu folgen, reiste er wieder ab. Ich habe ihn nicht wiedergesehen; aber jeden Monat kommen die zweitausend Thaler an.

– Wissen Sie nichts von diesem Spaletta? fragte Crillon.

– Nein, denn der Greis, dem ich dieselbe Frage vorlegte, antwortete mir, daß er Spaletta als meinen Hofmeister angestellt, und nie mit ihm in Briefwechsel gestanden habe. Jetzt bleibt mir nur die Frage an Sie zu richten, Herr Ritter, ob meine Erzählung Ihnen das aufgeklärt hat, was Sie Dunkeles in meinen Worten fanden, und ob Sie nun den Brief meiner Mutter besser verstehen werden?

Ohne zu antworten öffnete Crillon diesen Brief und las ihn noch einmal.

Dann sagte er zu Esperance:

– Ich glaube, daß ich ihn verstehe.

– Wenn er etwas enthält, was mich interessieren könnte – wäre es indiscret, Sie darum zu bitten?

– Ich weiß es noch nicht.

– Ich schweige, mein Herr. Verzeihen Sie mir! Crillon dachte einen Augenblick nach.

– Sagten Sie nicht, fragte er, daß Sie diesen Brief vor sechs Monaten erhalten hätten?

– Ganz recht.

– Dann hätten Sie sechs Monate lang wenig Eile gehabt.

– Esperance erröthete.

– Habe ich unrecht gehandelt? fragte er. Ich hielt es nicht für sehr dringend. Was forderte der Wille meiner Mutter von mir? Nicht gegen Herrn von Crillon aufzutreten, – ich habe es gethan; einen Brief an Herrn von Crillon zu überbringen – es ist geschehen. Ich hätte mich freilich ein wenig beeilen können, aber Sie waren weit von mir bald hier, bald dort im Kriege begriffen. Eine weite Reise in jener Zeit, ich gestehe es, würde mir lästig gewesen sein.

– Vielleicht beschäftigte Sie eine kleine Liebschaft?

– Ja, mein Herr! antwortete Esperance mit einem reizenden Lächeln. Aber verzeihen Sie mir. Die jungen Leute sind Egoisten, sie wollen auch nicht eine einzige von den Blumen verlieren, die ihnen die Jugend freut.

– Ich tadelle Sie nicht, sagte Crillon; aber diese Liebschaften sind doch jetzt vorbei, diese Blumen sind doch heute verwelkt?

– Nein, mein Herr, Gott sei Dank! Denn meine Geliebte ist anbetungswürdig.

– Und Sie haben sie meinetwegen verlassen?

– Nein, sagte Esperance freundlich, nein, Herr Ritter, ich ziehe diese gute Handlung nicht einmal in Betracht. Verzeihen Sie mir diese Freiheit. Ich komme nur zu Ihnen, weil ich meiner Geliebten folge.

– Wahrhaftig?

– Seit beinahe einem halben Jahre wohnte sie in meiner Nachbarschaft. Ihr Vater rief sie nach einem Hause zurück, das er in der Gegend von Saint-Denis besitzt. Nun muß ich gestehen, obgleich es eben nicht artig ist, daß ich mich auf dem Wege nach Saint-Denis befinde, daß ich hörte, Sie lägen seitwärts im Lager, daß ich Sie aufgesucht, und, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen habe. Aber noch einmal bitte ich Sie um Nachsicht, Herr Ritter. Diese Offenherzigkeit ist keine Grobheit, denn ich ziehe es vor, gegen den wackern Crillon unhöflich zu sein, als ihn zu belügen. Da ich nun meinen Auftrag ausgerichtet, grüße ich Sie

achtungsvoll, und setze meinen Weg fort.

– So eilig?

– Die in Rede stehende Person hat mir in einem Briefchen angezeigt, daß sie mich an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde und an einem bestimmten Orte erwartet. Bei diesem Rendezvous darf ich nicht fehlen, ich betrachte es als einen Befehl, dessen Nichtbefolgung die Strafe größern Unglücks nach sich zieht.

– Ist jene Frau verheirathet?

– Nein, sie ist unverheirathet; aber sie ist deshalb nicht freier. Ich muß mit großer Klugheit und Vorsicht verfahren . . . und darum habe ich nicht viel Zeit.

– Aber . . . unterbrach ihn Crillon traurig.

– Habe ich Ihnen mißfallen, mein Herr?

– Nein, aber Sie machen mich besorgt, und ich will Ihretwegen nicht besorgt sein.

Esperance sah Crillon überrascht an.

– Dies hat seinen Grund darin, daß Sie mir empfohlen sind, fügte rasch der Ritter hinzu. Wann findet die Zusammenkunft statt?

– Morgen.

– Wo? Ich frage nicht, um den Namen Ihrer Geliebten zu wissen, sondern nur um die Entfernung beurtheilen zu können.

– Bei einem kleinen Dorfe, das den Namen Ormesson führt.

– Ich kenne es; bei diesem Dorfe fand ein Treffen statt, in dem ich verwundet ward, sagte Crillon.

– Wahrhaftig, das ist eine ärgerliche Bekanntschaft.

– Die Balzac d'Entragues besitzen in jener Gegend ein Haus, ein kleines Schloß mit Gräben.

Esperance ward purpurroth. Aber da ihm der Ritter nicht in das Gesicht sah, konnte er diese Röthe verbergen, die Crillon dadurch, daß er den Namen d'Entragues ohne weitere Beziehung ausgesprochen, hervorgerufen hatte.

– Man braucht acht Stunden, um dorthin zu gelangen, fuhr der Ritter fort, der Nichts vermuthete. Sie haben noch mehr als die

nöthige Zeit. Bleiben Sie einige Augenblicke hier, denn ich werde vielleicht mit Ihnen noch zu reden haben.

– Sie wünschen es, mein Herr, und ich gehorche, sagte Esperance, indem er sich achtungsvoll verbeugte. Aber was beginne ich, während ich auf Ihre Befehle warte.

– Gehen Sie zu Ihrem Freunde Pontis, der draußen herumstreift und Sie erwartet. Gehen Sie, ich werde meine Erinnerungen sammeln.

Esperance entfernte sich. Crillon sah ihm mit einem liebevollen Blicke nach. Als er ihn aus dem Gesichte verloren, stützte er die Stirn auf die Hände und versank in Nachdenken.

6.

Ein Abenteuer Crillon's.

Die Handlungen seines Lebens, die Crillon schon so lange und so wohl vollbracht hatte, zogen eine nach der andern hinter seinen geschlossenen Augenlidern vorüber.

Dies waren zunächst die Heldenthaten des jungen Mannes unter Heinrich II.; die großen Religionskriege und die Würgereien des Bürgerkriegs unter Franz II. und Karl IX.; der Morgen von Amboise und die Bartholemäus-Nacht.

Aber die Erinnerung Crillons verweilte bei einem herrlichen Tage; die Sonne bestrahlte das unermessliche Meer, hunderte und tausende von Segeln und Flaggen aller bekannten Farben schaukelten die blauen Fluthen des Golfs von Lepanto. Ganz Europa war dort durch seine Ritter vertreten. Sultan Selim II. sandte eine furchtbare Flotte gegen die Christen. Der Zusammenstoß fand statt.

Crillon sah sich, mit dem Schwerdte in der Faust, auf einem elenden Fahrzeuge, dessen Commando zu übernehmen Niemand gewagt hatte. Dieser gebrechliche Kahn eröffnete den großen Galeeren Don Juan's von Oesterreich den Zug. Crillon hatte an jenem Tage so tapfer gefochten, daß er unsterblich geworden. An jenem Tage hat ganz Europa den Blitz eines Schwerdtes kennen gelernt. Crillon brachte dem Papste Pius V. die Siegesbotschaft nach Rom. Der greise Oberpriester hatte Crillon in seine Arme geschlossen und im Namen der ganzen Christenheit ihm wegen seiner Tapferkeit gedankt.

Später kamen andere Kämpfe, andere Siege.

Es kam jener fürchterliche Zweikampf mit Büffy, die Belagerung von la Rochelle nach den Metzeleien von 1572; die Reise nach Polen, die er unternahm, um Heinrich von Anjou zu begleiten, der

damals nach einer Krone strebte, und die von Frankreich aufgab, welche sein Bruder Karl IX. ihm so schnell abgetreten.

Karl IX., der dritte Gebieter Crillon's, lag im Grabe. Heinrich, König von Polen, warf seine kalte Krone von sich, um die von Frankreich aufzuheben. Crillon half ihm bei der Flucht; sie kamen Beide in Venedig an.

Hier verweilten die Gedanken des edeln Kriegers lange. Sein treues Gedächtniß rief die strahlenden Erinnerungen aus dem Frühlinge des Lebens wach, den mit Freude verbundenen Ruhm, die Liebe, die sich spielend unter die Feldbinden und Waffen mischt.

Es war im Jahre 1574. Crillon zählte dreiunddreißig Jahre. Er ist siegreich, stolz und schön. Sein Name tönt dem Soldaten wie eine kriegerische Fanfare, die Frauen läßt er erzittern, wie eine Liebkosung.

Bei der Ankunft der Königs von Frankreich erhebt sich das damals reiche und mächtige Venedig, um seinen Verbündeten, der den ersten Thron der Welt einnimmt, mit Ehrenbezeugungen zu empfangen. Die Glocken von Sanct-Marcus, die Kanonen der Galeeren und die Verbeugungen der Senatoren begrüßen. Heinrich III. Aber die jubelnde Menge empfängt Crillon, den Sieger von Lepanto, und als er über die Piazzetta geht, um den herzoglichen Palast zu betreten, bewundern ihn die Venetianer und die Venetianerinnen lächeln ihm zu.

Was aber wird dann geschehen, wenn der Platz mit den Marmorgängen sich mit Zuschauern füllt, wenn sich ein Turnier vorbereitet, bei dem man Crillon kämpfen sieht?

Der Tag dazu ist gekommen. Venedig, das seinem Krieger von Marmor, dem heiligen Theodor, so viel Bewunderung zollt, das nur eine ehernen Pferde kennt, klatscht wie toll in die Hände, als es die Heldenthaten des französischen Ritters sieht.

Die Kraft und Gewandtheit des Ritters wirft zehn Rivalen in den Sand, der den Platz bedeckt. Von allen Seiten ertönt Beifallsgeschrei. Crillon ward von dieser alten Stadt begrüßt und verehrt, als ob er der heilige Michael selbst wäre.

Er fand sein Zimmer mit Blumen geschmückt, und Blumen sind

selten in Venedig. Er empfing prächtige Geschenke und bittende Einladungen. Es ist unmöglich, alle Ehrenbezeugungen in diesen Zeilen zu beschreiben.

Zwanzig Jahre sind seit diesem Triumphe verflossen, aber der alte Held, der später noch hundert Siege erfochten und tausend Lorbeern geerntet, ergötzt sich noch heute an dem Dufte der damals gespendeten Blumen.

Eines Abends kam er von einem Mahle zurück, das der Doge nach den glänzenden Regatta's, die man dem Könige Heinrich III. zu Ehren veranstaltet, im Arsenale gegeben hatte. Die Regatta ist das Nationalfest der Venetianer, ein Wettrennen mit Gondeln auf dem großen Kanale. Man bietet weder Gott, noch dem heiligen Marcus etwas Besseres. Jene Regatta hatte alle andern durch Glanz und Heldenthaten überstrahlt.

Eines Abends also kehrte Crillon nach dem Mahle allein in seinen Palast zurück. Er war noch ganz erstaunt von dem, was er gesehen. Die Arsenalarbeiter hatten nämlich, während man bei Tische saß, eine kleine Galeere zugehauen, zusammengefügt, gekrümmt, mit Takelwerk versehen, von Stapel laufen und vor ihm und dem Könige vorbeifahren lassen. Das ganze Fahrzeug war in zwei Stunden völlig hergestellt gewesen. Ausgestreckt auf seinem Polster, gewiegt von der sanften Bewegung der Gondel, bewunderte er bei dem Scheine der Schiffslaterne, die am Vordertheile des Fahrzeugs aufgehängt war, fein glänzendes, mit Gold gesticktes Kleid von weißer Seide und die Vollendung seiner muskulösen Beine, die eng von glänzend weißen Seidenstrümpfen eingeschlossen waren. Und wahrlich, dieser berühmte Edelmann war schön, bewunderungswürdig schön durch Heldenthaten, die vor Zeiten aus einem einfachen Ritter einen Kaiser gemacht hätten. Er besaß Jugend, Gesundheit, Reichthum und Ehre – ihm fehlte nichts mehr, als die Liebe.

In dem Augenblicke, als er unter dem Rialto, der damals von Holz erbaut war, hinfuhr, bog eine Gondel einer größern Barke aus, in der sich plötzlich die Töne einer sanften Musik vernehmen ließen.

Crillon wußte bereits, daß die Gondolieri von Venedig die Musik dergestalt liebten, daß sie ganze Nächte den Concerten lauschen,

die über die Fluth gleiten. Er wunderte sich auch nicht, als feine Gondel langsamer fuhr; er lehnte sich rechts in das kleine Fenster und lauschte, wie die Gondoliere.

Die halbverschleierte Accorde versetzten ihn in eine angenehme Melancholie. Die Musiker schienen nur für die unsichtbaren Geister der Nacht zu spielen und huldvoll dem menschlichen Ohre das Lauschen zu gestatten.

Überall, wo diese Barke vorbeifuhr, öffneten sich geräuschlos die Fenster, und man sah durch die Azurschatten weiße Formen schimmern, die sich neugierig über die Balcons lehnten. Crillon kannte den Taumel jener Fee noch nicht, die man Venedig nennt; er wußte nicht, daß sie die Nacht benützt, um die unwiderstehliche Verführung aller ihrer Reize auf den Fremden auszugießen, und daß dieser Zauberin alles gut ist, um den zu verführen, den sie liebt. Sie spricht zu gleicher Zeit zu den Sinnen, zu dem Geiste und dem Herzen.

Gehorsam, wie in einem Traume, besiegt durch Ohr und Auge, bemerkte Crillon nicht, daß er bereits an dem Palaste Foscari vorübergefahren war, in welchem er mit dem Könige wohnte; er merkte nicht, daß seine Gondel auf dem großen Kanale immer noch der geheimnißvollen Harmonie folgte, deren Töne das Herz vor Liebe klopfen machten.

Man kam bei dem Zollhause vorüber, nach der Insel Sanct-Georg, aus deren Lagunen der Genius Palladios seit dreihundert Jahren die prächtige Kirche des heiligen Georg emporsteigen ließ. Die gigantischen Gerüste, die Hebewerkzeuge mit ihren langen, schwarzen Armen, zeichneten sich seltsam an dem Himmel ab.

Die Musik dauerte fort.

Crillon lauschte immer noch.

Da fuhr eine kleine Gondel, mit ihrem Häuschen von schwarzem Tuche und ihren seidenen Quasten, quer an der Gondel vorüber, die Crillon trug.

Ein einziger Gondolier, nach Art der Dienstleute gekleidet und maskiert, leitete sie ohne Anstrengung. Nachdem dieser Mensch seinen Kahn an die Seite des andern gebracht, fuhr er noch einige

Zeit langsam nebenher, als ob er seinem Herrn Gelegenheit geben wollte, Crillon in seiner Gondel zu betrachten.

Auf ein gegebenes Zeichen sagte er den Gondoliere des Franzosen ein Wort, und diese hielten auf der Stelle an.

Crillon hatte von diesem listigen Verfahren nichts bemerkt. Er war ärgerlich, daß man ihn von der Barke des Concerts entfernte, und schickte sich an, seine Ruderer über den Aufenthalt zu befragen, als eine neue Last die Gondel nach links niederbeugte. Ein seltsames Anstreifen an die Kajüte ließ sich rauschend vernehmen, und gleich darauf erschien ein Schatten in der Thür, der dem Ritter das rosenrothe Licht der Schiffslaterne entzog.

Noch ehe Crillon etwas sah oder begriff, trat eine Frau unter den Thronhimmel, und nahm rechts auf den Polstern Platz, ohne eine Wort zu äußern.

Gleichzeitig setzte sich die Gondel wieder in Bewegung, und Crillon sah den schweigenden Gondolier der Unbekannten an der Seite hinrudern.

Vor den beiden, auf diese Weise verbundenen Gondeln fuhr die Barke der Musiker.

Crillon näherte sich mit aller Galanterie eines Franzosen, und dann auf eine Artigkeit über die Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit. Aber seine Begleiterin war maskiert und dicht in einen seidenen Mantel mit schweren Spitzen von Burano besetzt gehüllt.

Kein Blick, kein Schimmer der Haut, nicht einmal ein Athemzug bewies unterm Crillon, daß er sich nicht in der Gesellschaft eines Phantoms befände.

Als er den Mund öffnete, um zu fragen, hob die Dame langsam ihren behandschuhten Finger bis zu ihren Lippen empor, als ob sie ihn bäte, zu schweigen.

Er gehorchte.

Nun ließ sie ihre Hand auf das Kleid zurücksinken und verfiel wieder in ihre vorige Unbeweglichkeit. Aber bei dem Scheine einer großen Laterne, die von dem Hafendamme herab einen flüchtigen

Strahl in die Gondel warf, sah Crillon durch die Löcher der Maske zwei flimmernde Punkte. Die Unbekannte sah ihn an; sie betrachtete ihn mit ihrer ganzen Seele. Sie sah ihn fest an ohne zu schwanken, wie die neugierigen unter einer schwarzen Wolke verborgenen Sterne unaufhörlich die Erde betrachten.

Die Gondeln bewegten sich indes mit einer berechneten Langsamkeit nach dem Takte der Musik fort. Der reinste Nachthimmel lag über Venedig. Die Musik ward immer sanfter, immer einschmeichelnder.

In einer solchen Nacht, bei einer solchen Musik würde selbst das Herz des keuschen Joseph vor Liebe vergangen sein.

Crillon wagte es, die Unbekannte anzuschauen. Sie senkte die Blicke nicht nieder. Er streckte die Hand aus, um die zu ergreifen, die ihm einen Augenblick zuvor Stillschweigen anempfohlen hatte. Aber diese Hand er hob sich noch einmal, um dieselbe kalte und feierliche Bewegung auszuführen.

Als ob die Unbekannte sein Erstaunen für eine Höflichkeitsform nahm, wandte sie sich dem Eingange der Kajüte zu und betrachtete den Himmel und das Wasser, weniger um Himmel und Wasser zu bewundern, als um dem Ritter den Anblick ihrer Verwirrung und der Aufregung eines Busens zu entziehen, den man unter der Seide und den Spitzen wogen sah.

Als ein galanter Mann benutzte Crillon diese schöne Gelegenheit, um seine Begleiterin deutlich ins Auge zu fassen, ohne ihr durch seine Prüfung lästig zu werden, Sie war groß, und trug den Kopf mit einer den Venitianerinnen natürlicher Distinction, die alle geboren sein scheinen, um sich Königinnen zu nennen. Diese konnte sich selbst in Venedig Königin nennen.

Unter der mit Gold gestickten Kopfbedeckung, deren Franzen auf die Schulter herabfielen, sah der Ritter die schwere Flechte ihrer Haare glänzen; eine reine, edel gebogene Linie zeichnete ihren Rücken und ihre Leibesgestalt, während die langen Falten ihres seidenen Kleides über eine, der Cleopatra würdige Hüfte fielen.

Aber war diese Frau jung, war sie schön?

Wie war sie auf den seltsamen Gedanken gekommen sich stumm

in die Gondel zu setzen?

Warum beobachtete sie bei aller dieser Hingebung diese Zurückhaltung?

Die Gondel hatte die Giudecca verlassen. Die Musiker wandten sich, als ob sie den Weg nach Fulfina einschlagen wollten; dann umfuhren sie die Spitze Sano- Maria, ruderten an dem Marsfelde entlang, kamen dem Rio-San-Andrea, und kehrten in den groß Kanal zurück.

Während dieser langen Fahrt hatte die Venetianer nicht aufgehört, Crillon zu betrachten, der, nach einig mißlungenen Versuchen, sie zum Reden zu bringen, glaubt daß sie stumm sei.

Er ergriff zum zweiten Male ihre Hand.

Jetzt ließ sie es geschehen. Noch mehr: sie hob selbst mit ihren zehn kleinen Fingern die nervigte Hand des Ritters ein wenig empor, prüfte sie sehr aufmerksam, betastete sie, und drehte bei dem Lichte der Schiffslaterne neugierig einen Ring, den Crillon an der rechten Hand trug.

Dieser Ring schien ihr ein wenig Unruhe zu machen. Man konnte es an dem lebhaften Spiele ihrer Finger, an dem hastigen Drucke bemerken, daß dieser goldene Reif ihr lästig war. Nachdem sie ihn hin und hergedreht, und mit den Nägeln befühlt hatte, als ob sie die darauf eingegrabenen Buchstaben unterscheiden wollte, legte sie sanft die Hand Crillons auf ihren Mantel zurück, ließ den Kopf hängen, und gab sich durchaus keine Mühe, die tiefe Niedergeschlagenheit zu verbergen, die der fieberhaften Aufregung folgte.

Jeder Versuch des Ritters, eine Erklärung hervorzurufen, war vergebens. Auf dem Thurme der Kirche des heiligen Hiob schlug es ein Uhr.

Die Unbekannte klopfte dreimal mit ihrem Fächer an den kleinen geschnitzten Fensterschlag der Gondel. Der Gondolier, der sie geführt hatte, hemmte mit einem Ruderschlage die Fahrt der Barke Crillon's, erschien auf der rechten Seite, und streckte seiner Herrin den Arm entgegen.

Diese erhob sich, grüßte schweigend den Ritter, setzte leicht wie

eine Sylphe einen reizenden Fuß auf den Rand ihrer Gondel, und verschwand. Crillon, der sie zurückzuhalten versuchte, berührte mit seinen Händen nur das kalte Ruder des Gondoliers.

Die beiden Ruderer standen unbeweglich und erwarteten seine Befehle. Er befahl ihnen, der benachbarten Gondel zu folgen. Aber die lange Barke der Musiker fuhr quer über den Kanal und hielt sie einige Augenblicke auf. Während dieser Zeit verschwand die Gondel der Unbekannten wie ein Traum.

Als Crillon seine Gondoliere ausfragte, antworteten diese mit der natürlichsten Miene von der Welt, daß sie der Barke der Musiker gefolgt wären, weil dies in Venedig gewöhnlich sei, und weil der französische Herr keinen entgegengesetzten Befehl gegeben habe.

Die geheimnißvolle Gondel, erklärten sie, sei ihnen unbekannt. Der maskierte Gondolier habe ihnen gesagt, sie mögen anhalten, und sie hätten es gethan, weil dies Brauch sei. Die Dame, die in das Gondelhäuschen gekommen, hätten sie nicht angesehen, weil es unhöflich gewesen wäre. Kurz, in den Augen dieser guten Leute war Alles in vollkommener Ordnung; in Venedig ginge so etwas täglich vor, fügten sie hinzu, aber häufiger wäre es, daß der Cavalier in die Gondel der Dame stiege.

Crillon mußte sich mit diesen Erklärungen begnügen. Er gab zwar einen Gondolieren einige Andeutungen, um sie den Namen oder den Stand der Unbekannten errathen zu lassen – aber Alles war unnütz.

– Sie war maskiert! antworteten sie.

Der Ritter blieb also auf seine eigenen Hilfsmittel angewiesen. Er ging nach dem Palaste Foscari zurück, in dem Heinrich III. bereits schlief. Indem er sich in das prachtvolle Bett legte, das ihm die venetianische Gastfreundschaft bereitet hatte, suchte er sich von dem ihn plagenden Traume dadurch loszureißen, daß er sich zu überreden suchte, das Abenteuer sei ein ganz natürliches gewesen, und komme in Venedig täglich vor.

Um sich völlig zu trösten, sagte er sich außerdem noch, daß dieses Abenteuer wenig zu Gunsten eines Verdienstes spräche, und daß die Dame, die ihn so aufmerksam betrachtet, ihn nicht so nach ihrem Geschmacke gefunden, wie sie vielleicht gehofft habe.

– Ist es ein Zwangrecht, das man hier ausübt, flüsterte er vor sich hin, so ist es thöricht, ferner daran zu denken; hat man ein Spiel mit mir getrieben, so muß man es vergessen.

Bei den ersterbenden Tönen der Musik, die, höflicher als die Unbekannte, ihm bis zu dem Palaste Foscari das Geleit gegeben, schlief er ein.

Aber als er am folgenden Morgen erwachte, hatte er nichts von den Vorgängen des Abends vergessen. Er wiederholte sich die Einzelheiten des seltsamen Besuchs in seiner Gondel, und vorzüglich gedachte er des schmerzlichen Eindrucks, den ein Ring auf die Unbekannte aus geübt hatte.

Als er aufgestanden war, empfing er einen prächtigen Strauß von Rosen und Lilien, auf dem der Morgenthau noch perlte. In der Mitte dieser duftenden Blumen erglänzte ein breites Stiefmütterchen mit Samtblättern und einem goldenen Kelche. Als er den Duft dieser lieblichen Blumen noch einathmete, sandte man ihm einen zweiten, ähnlichen Strauß. Eine Stunde später brachte man einen dritten, wieder eine Stunde später einen vierten – den ganzen Tag empfing er stündlich einen Strauß.

Crillon verstand wenig von der Blumensprache, aber die duftende Phrase, die man ihm während des ganzen Tages wiederholte, wußte er dennoch also zu deuten:

»Ich denke jede Stunde an Sie!«

Anstatt auszugehen, blieb er in seiner Wohnung, um diese Sendungen zu erwarten und anzunehmen. Aber wie er es auch anstellen mochte, nie konnte er die Boten entdecken. Thüren, Fenster, Kamine, Balcons und Treppen – Alles diente der unermüdlichen Fee, um ihre Geschenke zu ihm gelangen zu lassen, und stets ragte das Stiefmütterchen wie eine leidenschaftliche Wiederholung aus dem Strauße hervor.

Zornig über die Ungeschicklichkeit seiner Leute, stellte er sich endlich selbst auf die Wacht. Da kam am Abend ein letzter Strauß. Ein Kind brachte ihn, das erklärte, ihn von einem Gondolier empfangen zu haben.

An dem Stiefmütterchen war durch ein blaues Seiden band ein

leichtes Billet befestigt. Crillon öffnete es und las es mit glühendem Herzen.

»Herr Ritter, sagte die zarte Handschrift, wenn der Ring an Ihrer rechten Hand das Zeichen Ihrer Verheirathung oder eines Schwures ist, der Sie an eine Frau bindet, so verbrennen Sie dieses Billet und werfen Sie es in die Asche; aber wenn Sie frei sind, so lassen Sie sich in Ihrer Gondel dem Werft des Arsenal's gegenüber fahren. Also um zehn Uhr, wenn Sie frei sind. Verstanden, Crillon?

Der Ritter stieß einen Freudenschrei aus. Er begriff endlich, daß ein Abenteuer kein gewöhnliches sei, wie feine Gondolieri ihn glauben machen wollten. Nie war sein Herz freier gewesen, als diesen Abend.

Als die beiden ehernen Hämmer im herzoglichen Palaste die zehnte Stunde ankündigten, wartete er in seiner Gondel unter den Platanen, die damals auf dem Rande des Damms fanden. Die gigantischen Bäume warfen einen langen Schatten auf das Wasser, der ihn den Blicken Aller entzog.

Kaum hatte er fünf Minuten gewartet, als leise Ruderschläge ihm die Ankunft einer Barke anzeigten. Bald erkannte er die schwarze Gondel des vorigen Abends und die Umrisse des maskierten Gondoliers, der sich auf ein Ruder herabbeugte.

Wie Abends zuvor fuhr die Gondel an die Seite der einigen. Crillon trat hastig unter das Zeltdach, und war sehr erstaunt, sich allein zu sehen.

Er befahl seinen Ruderern ihn zu erwarten; aber der Mann in der Maske sagte ihnen, daß sie nach dem Palaste zurückkehren möchten – sie folgten augenblicklich.

Die geheimnißvolle Gondel wandte sich der Lagune zu, und glitt leicht an den Pfählen vorüber, welche zum Schutze des Ufers hier und da eingerammt waren.

Die Nacht war düster; der Wind kann von dem Meere herüber, und hob das Wasser zu Wellen, welche die Gondel sanft schaukelten. Crillon sah die Inseln San Lazaro, San-Michello und Murano in der Dunkelheit erscheinen und verschwinden.

Nachdem die Barke die Lagune quer durchschnitten, gelangte

man in ein ruhigeres Wasser mit blumigten Ufern; das Fahrzeug streifte mehr als einmal an Gebüsch und Rosensträucher.

– Wohin führt mich dieser Mann? dachte Crillon. Mir scheint, ich bin schon weit von Venedig entfernt.

Er dachte nicht daran, daß man ihm eine Schlinge legen könnte; er fragte nicht einmal den Gondolier, der stets mit gleicher Schnelligkeit die Gondel durch die reizenden Krümmungen des einsamen Flusses leitete. Nach dem er unter einer Brücke von Ziegelsteinen, deren einziger Bogen sich kühn von einem Ufer zum andern wölbte, hingefahren, glitt das Fahrzeug zwischen dichten Weiden hin, bis es an das Land stieß. Der Gondolier sprang an das Ufer, und bot Crillon schweigend einen Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

Der Ritter stieg an das Land, und sah sich neugierig um. Er befand sich unter einer Art Säulenlaube, die von schlanken Reben und Epheu gebildet ward. Unter Blumen und Laub versteckt, bemerkte er eine kaum sichtbare Thür.

Der Gondolier deutete schweigend auf diese kleine Thür, die sich wie durch einen Zauber öffnete. Crillon trat ein. Die Gondel entfernte sich von dem Ufer, und die Thür schloß sich hinter dem Ritter, dessen Herz bei allen diesen Vorsichtsmaßregeln zu schlagen begann.

Er befand sich nun in einem kleinen, finstern und unregelmäßig bepflanzten Garten. Kein Lichtstrahl leitete seine Schritte. Schon ging er langsamer und dachte an ein Umkehren, als plötzlich ein sanftes Licht die Bäume erhellte und die Blätter derselben wie Edelsteine erglänzen ließ. »Eine andere Thür ward geöffnet, und Crillon bemerkte den Eingang zu einem Hause.

Nachdem er vier Schritte gethan, befand er sich in einer Vorhalle von Marmor, von dessen Decke herab eine brennende Lampe an silberner Kette hing. Ein Vorhang trennte diese Vorhalle von den angrenzenden Zimmern. Wie seltsam! Kaum hatte Crillon die Vorhalle betreten, als sich auch die Eingangsthür hinter ihm schloß.

Der Ritter hob den schweren Vorhang, und trat in das Zimmer. Da sah er auf einem Tische von Ebenholz, der reich geschnitzt und mit

Elfenbein ausgelegt war, ein Mahl in prachtvollem Silbergeschirr serviert. Alle Früchte der Lombardei, die Weine des Archipel in Kristallgefäßen von Murano, kalte Fleischspeisen und die seltensten Fische des adriatischen Meeres versprachen Crillon allein ein Fest, das den Appetit von zwanzig Königen gestillt haben würde.

Von der Decke herab hing einer jener berühmten venetianischen Kronleuchter, deren prachtvolle Arbeit noch heute bewundert wird. Aus den Kelchen von mehr als zwanzig blauen und weißen Rosen, je nachdem es die Nüancen der Kristalle erforderten, flimmerten matte Licht flammen hervor.

Dieser kleine Wunderpalast mit seinen Säulen von Cedernholz war mit jenen bewunderungswürdigen Sesseln ausgestattet, auf deren Schnitzwerk jeder Künstler zehn Jahre seines Lebens und eines Talents verwendet hatte.

Die Teppiche, die Bilder von Bellini, Giorgion und dem alten Palma, alles dies verschwand in dem dämmernden Schatten, als ob der Herr des Palastes diese Schätze wenig liebte und die Aufmerksamkeit auf andere, kostbarere Gegenstände lenken wollte.

Crillon ließ sich auf einem Sessel nieder, nahm sein Schwerdt zwischen die Kniee, und wartete, daß ein menschliches Wesen erscheinen möge, um ihn zu empfangen. Eine Thür, die sich ihm gegenüber in der Wand öffnete, gestattete einer Frau den Eingang, in der er die Unbekannte des verflommenen Abends zu erkennen glaubte. Ihr Gang, ihr Wuchs war derselbe, ihre Haare waren dieselben; sie trug auch die Maske noch, durch die Crillon den festen Blick sah, der ihn in der Gondel überrascht hatte.

Ohne zu sprechen oder zu grüßen, blieb diese Dame auf der Schwelle des Zimmers stehen. Sie trug ein Kleid von weißem Seidendammast. Auf ihrer Brust flimmerte ein großes Stiefmütterchen. Wenn man die schweren Armbänder von Zechinen sah, die bis auf ihre kleine Hand herabfielen und sie mit ihren ungleichen Gelenken umschlangen, so hätte man glauben mögen, daß ihr ganzer Körper durch die Arme fortgezogen und unter der Last dieser Goldmasse herab gebeugt würde. Die innere Bewegung der Unbekannten aber war die alleinige Ursache, daß sie ihren Kopf

senkte; sie bewegte sich plötzlich, als ob sie von einem Schwindel ergriffen würde, und um sich aufrecht zu erhalten, hielt sie sich mit den bleichen Fingern an einem Schnitzwerke in der Einfassung der Thür, das ihre Hand zunächst ergreifen konnte.

Crillon eilte zu ihr und ließ sich, als ein ehrbarer Ritter, vor ihr auf ein Knie nieder.

Ohne ihre melancholische und träumerische Stellung aufzugeben, sagte die Dame mit einer bewegten, voll tönenden Stimme :

– Sie sprechen Spanisch, ich weiß es; reden wir also Spanisch. Stehen Sie auf, und hören Sie mich an.

Crillon gehorchte. Gebeugt blieb er vor ihr stehen, um die Worte und den Hauch ihres Mundes einzuathmen.

Die Unbekannte fuhr fort:

– Sie sind also frei, da Sie gekommen sind? Crillon verneigte sich.

– Dieser Ring, antwortete er, kommt von meiner Mutter, und ist mein Siegelring.

– So habe ich wohl gethan, daß ich Ihnen gestern den Ring nicht nahm, um ihn in den Kanal zu werfen, wozu ich die Lust in mir verspürte.

– Gewiß, Madame, es würde mich sehr betrübt haben.

– Ebenso, wenn ich ihn mir von Ihnen gefordert hätte?

– Ich würde gezwungen sein, eine Weigerung auszusprechen.

– So kommt er wirklich von Ihrer Mutter?

– Madame, Crillon sagt nie eine Lüge, und sagt nie eine Wahrheit zweimal.

– Es ist wahr – Crillon ist Crillon !

Sie schwieg. Kühner als zuvor, ging sie zu einem Polster, ließ sich darauf nieder, und gab dem Ritter durch ein Zeichen zu erkennen, daß er sich ihr gegenüber setzen möge.

– Da Sie niemals eine Unwahrheit aussprechen, begann sie, sagen Sie mir, ob Sie mich lieben.

– Ich möchte fast »Ja« sagen; vielleicht kann ich dieses Ja unbedingt aussprechen, wenn ich Ihr Gesicht kenne.

– Mein Gesicht! Ist dies unumgänglich nöthig, um Liebe zu

erwecken? Ich kenne eine Person, die Jemanden nur seiner Ehre wegen liebt . . . und mir scheint, daß der Athem, die Berührung einer Frau oder eines Mannes, der liebt, genügen müsse, um Gegenliebe zu erwecken.

– Gewiß, stammelte Crillon. Aber der Anblick eines schönen Antlitzes ist noch mächtiger.

– Aber warum sind denn gewisse häßliche Frauen geliebt?

Crillon zitterte.

– Außerdem, fuhr die Unbekannte fort, ist die Schönheit ideell. Man kann schön für Andere sein, und erscheint gerade dem häßlich, den man rühren will.

– Es ist wahr! antwortete seufzend der Held, dessen Zittern sich vermehrte.

– Sehen Sie, sagte rasch die Venetianerin, indem sie sich erhob, um Crillon ein prachtvolles Gemälde von Giorgion zu zeigen, das Diana mit ihren Nymphen im Bade nach der Jagd darstellte – hier sind mehrere Schönheiten – wie finden Sie diese?

– Bewunderungswürdig, Madame!

– Um weniger profan zu sein, betrachten Sie diese Madonnen von Bellini – gefallen Ihnen auch diese?

– Es sind vollendete Schönheiten.

– Was sagen Sie zu dieser Susanna von Palma? Bei diesen Worten ergriff sie eine Kerze, um die Gemälde zu beleuchten. Diese gezwungene Stellung zeichnete unter ihrem Arme eine Taille ab, die denen der Nymphen glich. Um das Licht höher halten zu können, hatte sie den Fuß auf eine Bank von wohlriechendem Leder gesetzt – dieser Fuß, zart und gewölbt, mit Knöcheln wie die eines Kindes, ein rundes Bein, der elegante reiche Schmuck des ganzen Körpers, dessen runden Formen die Falten des Damastkleides sich anschmiegen – Alles dies bewies dem Ritter, daß diese Frau der Schönheit des Gesichts nicht bedurfte, um schön zu sein und Liebe zu erwecken.

Er dachte es, und sagte es ihr.

– Wahrlich! rief sie. Was werden Sie mir sagen, wenn Sie mein

Gesicht gesehen haben?

– Was ich von den Nymphen, den Madonnen und der Susanna gesagt habe.

– Nun denn, mein Herr, sagte die Venetianerin mit einer stolzen Verachtung, vergleichen Sie mich nicht mit diesen gefirnißten Gesichtern, sie sind todt und kalt. Ich bin schöner als sie – betrachten Sie mich!

Durch ein leichtes Anstreifen mit ihren Fingern nahm sie die Maske ab.

Crillon stieß einen Schrei der höchsten Verwunderung aus.

Und wahrlich, eine vollkommeneren Schönheit hatte er nie gesehen; und er hatte die Römerinnen und Polinnen gesehen.

Unter schwarzen, schön gewölbten Brauen glänzten die großen Augen dieser Frau. Der Blick war brennend wie ein glühendes Eisen. Wenn dieser Blick sprach, verklärte sich der ganze übrige Theil ihres Gesichts: der Engel wurde ein Erzengel. Ihre Gesichtsfarbe war matt weiß, ihre Lippen waren rosig und frisch, ihre Nase war die der Niobe, ihre Zähne wie Perlen, ihr Kopf war der einer Aspasia auf dem Körper einer Venus – und dabei zählte die achtzehn Jahre.

– Ich liebe Sie! rief der Franzose, indem er wie geblendet zu ihren Füßen niedersank.

– Und ich. . .! rief die Venetianerin, indem sie ihn emporhob und in seine Arme sank.

Die Kerzen auf den Krystalleuchtern waren nieder gebrannt. Das bleiche Licht der Morgenröthe vertrieb die Finsterniß. Crillon öffnete die schweren Augenlider und suchte die Venetianerin an einer Seite. Sie erschien wieder.

Strahlend vor Freude und Schmuck kam sie zu Crillon, der ihr ihre Entfernung, so kurz fiel auch gewesen, zum Vorwurfe machte.

Mit einer Stimme, die noch einschmeichelnder war, als ihr Lächeln, sagte sie:

– Wir werden uns künftig nicht mehr trennen. Wir bleiben für das ganze Leben zusammen.

– Für das ganze Leben! wiederholte der berauschte Crillon.

Die Venetianerin ergriff seine rechte Hand, küßte den Ring und sagte:

- Nun gehört dieser Ring Ihrer Mutter uns Bei den an.
- Warum? fragte Crillon.
- Weil wir nun Alles theilen werden – zunächst dieses hier.

Sie zeigte ihm ein Kästchen, dessen Feder ihre geschickte Hand spielen ließ. Es enthielt Steine, Juwelen und Perlen, welche Königinnen neidisch gemacht haben würden.

- Aber . . . ! warf Crillon ein.
- Und dann dieses hier! fuhr die Venetianerin mit einer kindlichen Freude fort. Sehen Sie!

Sie zeigte ihm einen drei Fuß langen und zwei Fuß tiefen Eisenkasten, der mit Goldzechinen angefüllt war. Der Ritter glaubte, daß er fortträumte.

- Und nun, sagte sie, da Sie die Mitgift und die Frau kennen, reichen Sie mir Ihren Arm, Crillon!

Sie ergriff seinen Arm, zwar mit einer gewissen Autorität, aber sanft und zärtlich.

- Wohin führt mich mein schöner Engel? fragte er.
- Nicht weit, nicht weit!

Sie zog ihn nach der Wand, in der ihre kleine, nervigte Faust rasch an eine Stahlfeder stieß. Eine Thür öffnete sich, welche zu einem langen, finsternen Gange führte. In den Lichtwogen am Ende desselben sah man die Marmorsäulen und die Goldmosaik einer Kirche. Der Altar war geschmückt. Der knieende Priester wartete, und zwei Zeugen lehnten an der Balustrade.

- Was ist das? rief der Ritter.
- Eine schöne Kirche, die schönste und älteste.
- Aber ich begreife nicht . . .
- Sie werden Alles begreifen, gnädiger Herr. Ich bin eine reiche Patrizierin und liebe Sie. Sie werden sogleich meinen Namen erfahren. Mein Vermögen kennen Sie – meine Liebe habe ich Ihnen bewiesen. Aber meine Familie will mich zu einer Heirath zwingen, die mich mit Entsetzen erfüllt. Wenn ich mir nun Herrn von Crillon

wähle, denke ich, so wird die Familie nichts dagegen einzuwenden haben; außerdem wird mein Erwählter, wenn es nöthig, meiner Wahl Achtung zu verschaffen wissen. Sie haben vielleicht eine schlechte Meinung von dem jungen Mädchen, das einen Liebhaber zu empfangen scheint: ich habe mir einen Mann genommen. Kommen Sie, Crillon, der Priester erwartet uns am Altare.

Wenn der Blitz das eichene Täfelwerk in Stücke zerschmettert, wenn eine Mine das ganze Haus in die Luft gesprengt hätte, wenn die erhabene Schönheit der Venetianerin einer Medusa gewichen wäre – Crillon hätte das nicht empfinden können, was er in diesem Augenblicke empfand.

Dieser plötzliche, unerwartete Vorschlag, diese Vorbereitungen schienen ihm ein hinterlistiger Streich zu sein, den man auf seine Ehre richtete. Die Schönheit der jungen Frau, ihre berauschte Hingebung, diese unbegreifliche Mischung von jungfräulicher Unschuld und lasterhafter Keckheit, dieser glänzende Reichthum, dieser einsame, feenhaft Ort – Alles erschien ihm wie Schlingen des Dämons, um ihm seine Seele zu rauben und ihn für immer zu verdammen, indem er ihn seine Gelübde brechen ließ.

Crillon befand sich in einer Verfassung, daß er sich einbildete, dieses ganze Zauberwerk, dieses ganze infernalische Versuchungsgeräth des Satans müsse in Rauch und Dunst aufgehen, wenn er noch eine Minute Zeit gewänne; die schöne Frau würde zu einer Natter, die Zechinen zu trockenen Blättern und die Kerzen zu Grabflammen werden, dem sanften Flüstern der Liebesküsse müsse das Hohnlachen des siegreichen, bösen Engels folgen, und Crillon würde zerschmettert in einer gräßlichen Einöde zurückbleiben.

Wie sollte er dieser Frau auch nur einen der Gedanken verständlich machen, die seinen Kopf durchkreuzten?

Er sah sie starr an und schwieg.

Sie aber glaubte, sein Glück habe ihn betäubt.

Dieses seltsame Wesen dachte nicht daran, daß ihr Patrizierthum, ihr Vermögen, ihre Schönheit und ihre Liebe sie bis zu dem Grade fabelhaft und unbegreiflich machen könnte, daß ein über seinen Sieg

erschreckter Liebhaber sie zurückwies.

– Ich muß ihn durch freundliche Worte ermutigen! dachte die Venetianerin.

Indem sie sich mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln bewaffnete, sagte sie:

– Ist auch Ihre Frau häßlich und arm, Sie müssen ihr schon gehorchen.

– Unmöglich! rief Crillon, dem dieser neue Angriff des Versuchers den Schweiß auf die Stirn trieb.

– Unmöglich! Warum?

– Ich bin Maltheser-Ritter.

– Sie waren es in der Wiege. Solche Gelübde sind abgeschmackt; der heilige Vater, der dem Sieger von Lepanto nichts verweigert, wird Sie davon entbinden, wenn wir es wollen.

– Madame, stammelte Crillon, der seinen Entschluß festgestellt hatte, diese Gelübde, die man für das Kind in der Wiege ausgesprochen, wie Sie soeben sagten, habe ich als ein Mann von zwanzig Jahren wiederholt – und damals wußte ich, was ich that.

Die Venetianerin war bleich wie der Tod. Sie trat zurück. Ihre Stirn verfinsterte sich.

– Sie nehmen mich nicht an? murmelte sie mit zerreißender Stimme. Sie stoßen mich zurück?

– Gott ist mein Zeuge . . . !

– Ja oder nein, mein Herr! rief das junge Mädchen, dessen patrizisches Blut der Stolz nach dem Kopfe trieb.

Crillon's Herz war verwundet. Er senkte das Haupt.

– Man sagt, Sie seien ein braver Mann – beweisen Sie es! rief sie mit Ironie. Ja oder nein? Mir scheint, dies ist leicht zu sagen.

– Wohlan, stammelte der Ritter, indem er die Nägel in das Fleisch seiner Hände krallte: Nein!

In dem Gesichte des jungen Mädchens drückte sich eine gräßliche Verzweiflung aus. Kein Laut, kein Seufzer entrang sich ihrer Brust. Ihr mit Blitzen geschwängertes Auge, ihr bebender Mund, beredte Dolmetscher dessen, was in ihrer Seele vorging, sprachen den

stummen Fluch aus, unter dem sich Crillon vernichtet beugte.

– Crillon, sagte sie endlich, Sie waren nicht frei! Sie haben feig eine Frau betrogen. Sie sind nicht mehr Crillon !

Als er sein Haupt erhob, um eine Rechtfertigung zu versuchen, befand er sich allein in dem Gemache. Er lief nach der Vorhalle, weil er von dieser Seite her Schritte gehört zu haben glaubte. Er öffnete selbst die Thür und sah in den Garten. . .

Es war nichts zu hören und zu sehen.

Die Thür schloß sich in dem Augenblick, als er wie der zurückgehen wollte.

Die äußere Thür aber vor ihm stand weit offen.

Crillon setzte sich, oder er fiel vielmehr auf eine Steinbank. Seinen Kopf durchkreuzten tausend unbestimmte Pläne, tausend widersprechende Gedanken.

Sollte er sich der beleidigten Frau zu Füßen werfen? War es nicht ein Verbrechen, die Ausgleichung einer solchen Beleidigung zu verweigern?

Aber konnte es nicht auch ein guter Stern sein, der ihn aus der Schlinge rettete, in der er vielleicht Ehre und Glück verloren hätte?

Eine rauhe Anrede riß ihn aus dieser schmerzlichen Träumerei. Der Gondolier, der auf seinem Posten fand, machte ihn auf den Anbruch des Tages aufmerksam.

Crillon warf sich in die Gondel.

Für das herrliche Schauspiel eines Sonnenaufgangs hatte er keinen Sinn.

Venedig schlief noch, als die Barke beim Palaste Foscari landete und seinen Passagier auf der Marmortreppe aussetzte.

Crillon ließ seine mit Gold gefüllte Börse in die Hand des Gondoliers gleiten.

Mit einer kalten Verachtung, die sich nicht beschreiben läßt, streckte dieser den Arm aus, und die Börse flog in die Mitte des Kanals. Der Gondolier stieß ab, und in zwanzig Secunden war die Gondel hinter dem düstern Rio del Duca verschwunden.

Von diesem Augenblick an verzehrten nicht Reue und Kummer,

sondern Gewissensbisse und Verzweiflung das Herz des Ritters. Diese schöne und edle Frau liebte, vergötterte ihn. Er hätte sein Leben gegeben, um sie wiederzusehen.

Er durcheilte Venedig, er durchforschte die benachbarten Inseln – umsonst, weder der Gondolier, noch die kleine geheimnißvolle Pforte war wiederzufinden. Er miethete für schweres Gold Spione; aber Alles blieb umsonst, es brachte ihm nicht einmal den Dolchstoß ein, den er hoffte und den er ohne Unterlaß hervorrief.

Am Hofe des Dogen, auf den Spaziergängen, in den Versammlungen und bei den Festlichkeiten forschte er in allen Gesichtern. Nirgends fand er die Unbekannte wieder. Als er sie zu schildern versuchte, um seinen Forschungen mehr Nachdruck zu geben, antwortete man ihm, daß eine solche Vollkommenheit sicherlich nicht existiere, er habe ohne Zweifel geträumt.

Acht Tage später verließ Heinrich III. Venedig; er war nach Frankreich zurückgerufen, und konnte der Verlobung eines Sohnes des Dogen, den die Republik mit einer ihrer reichen Erbinnen vermählen wollte, sobald er volljährig geworden sei, nicht beiwohnen.

Crillon folgte seinem Herrn. Der Körper ging nach Frankreich zurück, aber das Herz und die Seele blieben in Venedig, in jenem unter blühenden Gesträuchen und Blumen verborgenen Hause.

Dies war das poetische Abenteuer, an das der brave Crillon zwanzig Jahre später dachte, als er die Stirn in seine Hände stützte. Sein edles Blut wallte noch auf bei dieser Erinnerung.

Der Brief, den ihm der junge Mann überbracht, enthielt nur folgende Worte:

»Ich mache meinen Sohn, Esperance, dem Herrn von Crillon kenntlich, damit der Zufall sie nie mit den Waffen in der Hand einander entgegenführe. Er ist den 20. April 1575 geboren.

»Zu Venedig, auf dem Sterbebette.«

Deshalb hatte sich die Wunde in dem Herzen des Helden wieder geöffnet, deshalb zitterte er, wenn er Esperance betrachtete.

7.

Was man auf der Reise erfährt.

Pontis sprach feinem Retter die aufrichtigsten Betheuerungen aus, als Crillon Esperance zu sich zurückrief. An den wohlwollenden und gerührten Blicken, welche der Colonel der Garden auf ihn richtete, erkannte der Sohn der Venetianerin, daß die Betrachtungen für ihn günstig gewesen.

– Nun, mein Herr, fragte er, indem er sich ihm mit seiner einnehmenden und artigen Miene näherte, haben Sie entdeckt, daß es nöthig sei, mich hängen zu lassen, wie Herr Laramée vorhin gewollt hat?

– Wenn man ein wenig sucht, antwortete Crillon lächelnd, so findet man schon gewisse kleine Sünden. Und er schlang einen Arm um den des jungen Mannes, glücklich und überrascht von dieser süßen Vertraulichkeit.

– Aber darum handelt es sich nicht mehr, fuhr Crillon fort. Sie gehen auf Abenteuer aus, mein junger Herr, und wie mir scheint, auf eine sehr unkluge Weise. In Kriegszeiten reift ein Cavalier von Ihrem Ansehen und von Ihrem Range mit einem Pferde und einem Manteljacke allein auf der großen Straße? Bedenken Sie nicht, daß es viel müßige Leute giebt, die solche Dinge reizen?

– Mein Herr, antwortete Esperance, auf dem Wege, den ich gehe, kann ich weder einen Diener noch eine Bedeckung mit mir nehmen. Es fehlte. Nichts mehr, als daß ich vor mir her Fanfaren blasen ließe

...

Crillon unterbrach ihn:

– Sie dürfen meine Fragen nicht übel deuten, sagte er. Man hat Sie mir empfohlen, und ich glaube berechtigt zu sein, da ich weiß, daß Sie eine Waise sind, Ihnen meine Rathschläge, wenn nicht meinen Schutz anzubieten.

– Sie sind zu gütig, mein Herr! Halten Sie sich versichert, daß mir Ihr Schutz und Ihre Rathschläge sehr kostbar sind.

– Gut, so fahre ich fort. Wir gehen also zu einem Stelldichein?

– Ja, mein Herr!

– Nach Saint-Denis, bei Ormesson?

– In Ormesson selbst.

– Und es läßt sich nicht aufschieben?

– Nein, mein Herr !

Crillon wandte sich nach seinem Zelte.

– Ein Pferd! sagte er. Dann wandte er sich zu Esperance: Ich begleite Sie ein Stück Wegs, da ich gerade in jener Gegend ein Geschäft habe. Bin ich Ihnen lästig?

– Wie können Sie das glauben, mein Herr? Aber wie, Sie wollen mich begleiten, Sie, eine so hohe Person?

– Fürchten Sie, daß ich ein großes Gefolge mit mir nehme? Beruhigen Sie sich, wir reisen allein, wie zwei deutsche Reiter.

– Aber, mein Herr, auch ich werde Sie nicht allein auf dem Wege zurücklassen. Wenn Ihnen ein Unglück begegnete . . .

– Es ist Waffenstillstand. Außerdem stehe ich denen, die mich nicht kennen, meinen Mann. Den Uebrigen ist mein Name eben so viel als ein Heer. Aber ich werde nicht allein gehen. Hola, Kadett!

Er rief Pontis, der herbeieilte.

– Hast Du ein Pferd? fragte er.

– Ich, mein Herr? Wenn ich eins hätte, würde ich es schon verzehrt haben.

– Es ist wahr. Laß Dir ein Pferd aus meinem Stalle geben, Du begleitet mich.

– Danke, Colonel!

– Und ich begleite Herrn Esperance.

– Sambieux, das ist prächtig! rief Pontis, indem er zu dem Stalle lief, als wenn er da einen Schatz finden sollte.

Zehn Minuten später war Alles fertig. Esperance wollte Crillon den Steigbügel halten; dieser aber blieb, bevor er aufstieg, stehen, als ob

ihm etwas einfiel.

– Wir haben etwas vergessen, sagte er.

Er gab dem jungen Manne ein Zeichen, daß er ihm folgen möge. Nun suchte er Rosny auf, der am Ufer des Flusses seinen Spaziergang fortsetzte.

Der hugenottische Edelmann arbeitete, wie immer, in dem er Pläne entwarf oder Bemerkungen aufzeichnete. Er bemerkte zwar von der Seite, daß Crillon zu ihm kam, stellte sich aber, als ob er ihn nicht sähe. Die harten Worte von diesem Morgen lagen ihm noch immer auf dem Herzen.

Crillon aber ging ohne Umwege auf sein Ziel los. Er vertrat ihm den Weg und sagte mit einem aufrichtig gemeinten wohlwollenden Lächeln, indem er seine Hand ergriff:

– Ich mache einen Abstecher in die Gegend von Saint-Germain, wo ich, wie man mir gemeldet, den König, unsern Herrn, finden werde. Ich theile Ihnen dies in Vertrauen mit, Herr von Rosny. Ich nehme diesen jungen Mann und den Kadetten mit, der, wie Sie wissen, dem Stricke entgangen ist. Ich bitte Sie, Herr von Rosny, Alles hier unter Ihre unvergleichliche Aufsicht zu nehmen, in jeder Beziehung als Herr zu handeln, und mich als Ihren Diener zu betrachten.

Rosny konnte dieser großmüthigen Ergießung nicht länger widerstehen, er umarmte Crillon herzlich; dieser fügte hinzu:

– Ich selbst wollte Ihnen diesen jungen Mann vorstellen, der mir durch seine Familie empfohlen ist. Er ist ein ausgezeichneter Gesellschafter, nicht wahr, mein Herr?

Sie werden mich höchlich verpflichten, wenn Sie ihm Ihre Gunst angedeihen lassen.

Rosny wollte antworten.

Crillon wandte sich zu Esperance:

– Und Sie, Freund, betrachten Sie diesen Herrn, der unter uns noch sehr groß werden wird, sagte er, denn er hat jung angefangen.

Rosny erröthete vor Vergnügen.

– Wie ich es auch anstellen möge, antwortete er, ich werde Ihnen

niemals gleich kommen.

– Es giebt mehr als einen Ruhm, Herr von Rosny: unser König ist der einzige, der sie alle besitzt. Ich zähle für Esperance auf Ihre Gunst.

– Was will er? fragte Rosny.

– Nichts, mein Herr, als Ihre Achtung! antwortete der junge Mann.

– Gewinnen Sie sie! antwortete der Hugenot.

– Ich werde danach streben.

– Gut; aber damit man Ihnen helfen kann, muß man wissen, was Sie wollen.

– Ah, rief Crillon heiter lachend, was er will? Er kann uns im Gegentheil etwas bieten. Wissen Sie, daß dieser Kamerad ein großer Herr ist, wie Zamet, zwar nicht mit siebzehnhunderttausend Thalern, aber mit vierundzwanzigtausend Thalern jährlicher Einkünfte?

– Vierundzwanzigtausend Thaler Renten! rief Rosny in einem Tone, der den Anfang jener Achtung verrieth, um die Esperance vor einem Augenblicke nachgesucht hatte.

– Gerade so viel.

– Wenn sie der König hätte! seufzte Rosny.

– Mein Herr, sagte rasch der junge Mann, ich stelle mich zur Verfügung Seiner Majestät.

– Das lasse ich gelten! Das lasse ich gelten! Sie sind ein braver Cavalier! Rief Rosny, indem er Esperance die Hand reichte.

– Da hat er ihn schon in sein Herz geschlossen! dachte Crillon lächelnd.

Sie nahmen Abschied und gingen. Als sie sich ein wenig entfernt hatten, sagte Crillon mit lauter Stimme:

– Sie haben für den Fall, daß ich Ihnen einmal fehlen sollte, eine gute Bekanntschaft gemacht. Aber zu Pferde, und dann vorwärts!

Umgeben von seinen Garden, die ihn wie einen Vater liebten, trat der Colonel eine Reise an. Sie begleiteten ihn einige hundert Schritte weit, und sandten ihm tausend Wünsche nach. Pontis war stolz, daß man ihn gewählt hatte; er brüstete sich wie ein Pfau auf

dem großen Pferde des Colonels. Er ließ seine Gefährten einen kleinen Vorsprung gewinnen, und folgte wie ein delikater Diener, in einer Entfernung, die ihm nicht erlaubte, das Gespräch derselben zu verstehen.

Das Wetter war prachtvoll. Die Felder, durch den Waffenstillstand geschützt, reiften einer reichen Ernte entgegen. Das reinste Sonnenlicht webte über den bräunlichen Gefilden.

Als Crillon einige Zeit schweigend die schöne Luft des Friedens, die den braven Soldaten so süß ist, eingeathmet hatte, näherte er sich Esperance und sagte:

– Noch einmal, mein junger Freund, ich finde es unklug, daß Sie, der doch wenigstens zweitausend Thaler mit sich führt, ohne Cuirass und ohne Pickelhaube reisen.

– Zweitausend Thaler, mein Herr? Ich habe nicht zweihundert Pistolen.

– Dann haben Sie wohl Ihre Pension für diesen Monat noch nicht erhalten?

– Für diesen Monat und für die folgenden; aber . . .

– Ah, Sie verschwenden das Geld!

– Wenigstens nicht für mich, glauben Sie mir! sagte Esperance lebhaft.

– Für wen denn? Esperance öffnete seinen Rock, und zog ein Lederkästchen hervor.

– Ein Schmuckkästchen!

Der junge Mann öffnete die Haken, um Crillon den Inhalt desselben zu zeigen.

– Ohrgehänge! Welche schönen Diamanten!

– Meine Ohren wären dieser Gehänge nicht würdig, nicht wahr? Fragte Esperance.

– Ohren, welche solche Diamanten verdienen, müssen allerdings sehr hübsch sein. Ach, mein armer Freund, wenn Rosny Sie mit diesem Kästchen sähe, so würden Sie in einer Achtung nicht wenig sinken.

– In Ermangelung einer Achtung, würde ich mich für dieses Mal

mit einer andern begnügen.

Crillon schüttelte den Kopf.

– Würdigen Sie diese Achtung nicht herab, mein Herr, sagte Esperance fröhlich, sie ist etwas werth.

– Wahrscheinlich wissen Sie darüber mehr, als ich; aber in Anbetracht der Ohrgehänge finde ich die Eroberung sehr theuer. Sie haben wenigstens zweihundert Pistolen dafür gezahlt.

– Viertausend Livres.

– An einen Juden?

– In Rouen. Mir blieb keine Wahl. Im Kriege verstecken sich die Diamanten.

– Mußten Sie denn durchaus Diamanten haben?

– Um jeden Preis.

– Element! Ihre Unschätzbare ist sehr begehrllich.

– Sie ist es wahrlich nicht.

– Nun, wer denn?

– Sie hat eine Mutter, mein Herr.

– Eine achtbare Mutter! rief Crillon mit einer Bewegung, die Esperance lachen machte. Eine ehrbare Mutter, die Fräulein Tochter bittet, ein Bedürfniß nach Diamanten von vierhundert Pistolen zu haben. Harnibieu! Eine schöne Mutter! Sie sind da in eine hübsche Patsche gerathen!

– Mein Herr, rief Esperance mit derselben Munterkeit, Ihre Einbildungskraft ist sehr lebhaft! Die Mutter fordert die Diamanten nicht.

– Sie haben es ja so eben gesagt.

– Ich habe gesagt, sie hat eine Mutter. Dies bedeutet, daß die Mutter eine so große Dame ist . . .

– Daß Sie, um sie in der Person ihrer Tochter nicht zu erniedrigen, der Letztern einen Ohrenschmuck für vierhundert Pistolen schenken.

– Das ist beinahe richtig.

– Unverschämte Menschen! Und Sie, mein lieber Schützling, sind ein Einfaltspinsel.

– Sie würden Ihre Sprache ändern, wenn Ihnen Henriette bekannt wäre.

– Sie ist keine Kaisertochter, Harnibieu!

– Aber sie könnte eine Königstochter sein.

– Wie? die Tochter eines Königs?

– Und wenn sie es nicht ist, so hat ihr Bruder die Ehre . . .

– Ah, was erzählen Sie mir da! Haben wir denn außer unserm Könige noch Königssöhne?

– Ja, mein Herr ! antwortete Esperance mit einem leisen Anfluge von Beharrlichkeit.

– Harnibieu! rief Crillon, indem er sich so heftig an die Stirn schlug, daß das Pferd einen Satz machte. O, wir Unglücklichen, es ist ja wahr!

– Sie hätten es errathen?

– Wollte Gott, nein!

– Hörten Sie nicht, als ich von dem königlichen Geschlechte sprach, daß ich den Grafen von Auvergne nannte ?

– Ist er nicht der Sohn Karls IX. und der . . .

– Was? Von ihm wollen Sie reden?

– Ja, mein Herr!

– Diese Mutter also, diese große Dame, diese Freundin von Diamanten ist Marie Touchet . . .

– Nun?

– Und jetzt Frau von Balzac d'Entragues.

– Ohne Zweifel.

– Und ihre Tochter, Fräulein Henriette . . .

– Ist ein Wunder von Schönheit!

– Armer Junge! Nach diesen Worten ließ Crillon den Kopf auf die Brust herabhängen.

– Mein Gott, sagte Esperance, Sie erschrecken mich! Sie sehen ja so betrübt aus, als ob ich in die Krallen eines Ungeheuers gefallen wäre.

Crillon antwortete nicht.

– Sollte meine Ehre gefährdet sein, fuhr Esperance fort, so werden Sie die Güte haben, es mir zu sagen. Ich bin zwar sehr verliebt, aber ich werde meine Maßregeln zu nehmen wissen.

– Wie kann ich Ihnen meine Gedanken mittheilen, antwortete Crillon langsam, ohne Frauen zu verleumden, oder wenigstens den Anschein zu haben, als ob ich sie verleumdete? Das ist für mich ein empörendes Gewerbe. Ich schweige lieber.

– Aber, mein Herr, sagte Esperance, wie kommt es, daß Madame Touchet von Karl IX. geliebt ward, ohne daß die Entehrung sie für immer von den rechtlichen Leuten schied? Der Graf von Auvergne, der Sohn Karls IX., ist unzweifelhaft kein legitimer Prinz, aber er ist doch als Prinz geboren, wenn auch als Bastard, und ich weiß nicht, ob es unter diesen Umständen verdienstlich ist, Andere gegen ihn einzunehmen. Unter dem Briefe meiner Mutter befindet sich ein weißer Raum – dieses Namenlose macht mich sehr geneigt, christliche Nachsicht gegen die illegitimen Kinder zu üben.

Crillon erröthete. Sein Gewissen gab dem jungen Manne Recht.

Esperance fuhr fort:

– Um auf den Grafen von Auvergne zurückzukommen, der mir übrigens völlig unbekannt ist, so ist ein Geschick ein sehr ehrenvolles. Er ward in dem Kabinet des seligen Königs Heinrichs III. erzogen und von dem jetzigen Könige nicht schlecht behandelt. Uebrigens besuche ich ihn nicht. Der Tochter, und nicht der Mutter gehört mein Herz.

Crillon schüttelte immer noch den Kopf

– Diese Entrague's sind nicht wie andere Leute, sagte er; man biete ihnen die Hand, so nehmen sie den ganzen Arm, und zuletzt den ganzen Körper. Und was sie einmal haben, halten sie fest. Sie haben da bereits die Hochzeitsgeschenke – Harnibieu! Sie würden wahrlich eine Entrague heirathen?

– Warum nicht? fragte Esperance, betroffen über den fast zornigen Ton, in welchem Crillon, ein Fremder, über eine Herzensangelegenheiten sprach.

– Hören Sie meine Gründe, junger Freund: zu nächst haben Sie eine gute Meinung über die Parthei des Königs kundgegeben,

welche die meinige ist. Dies ist Ihnen, wie ich glaube, von Ihrer Mutter eingeschärft.

– Ja, mein Herr, und ich denke, dem nicht zuwider zu handeln.

– Mehr als Sie glauben.

– Wie?

– Das Haus der Entrague's ist liguistisch gesinnt – indem Sie der Tochter dieses liguistischen Hauses den Hof machen, wie Sie sagen, können Sie unmöglich ein guter Diener des Königs bleiben. Sie complottiren ein wenig mit seinen Feinden.

– Das ist nie geschehen, es hat sich nicht einmal eine Gelegenheit dazu geboten! Henriette hat zwar mit unter von einem Dorfjunker gesprochen, der zu ihren Freunden gehört und ein eingefleischter Liguist ist, von jenem Laramée nämlich; aber diese vertraulichen Mittheilungen über jenen Wicht haben meinen Diensteifer für den König nur erhöht, denn sie erinnern mich an die Heldenthaten, die Laramée hinter den Gehägen vollbringt, Heldenthaten, die er für eben so unbekannt hält, als sich selbst. Mit Hilfe derselben habe ich ihn gezwungen, dem armen Pontis die Strafe zu erlassen, die er forderte. Es ist also gut, daß man eine Geliebte in dem feindlichen Lager hat. Um Sie völlig zu beruhigen, mein edler Beschützer, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich und Henriette, wenn wir allein sind, nie von Politik sprechen.

– O, das wird noch kommen! Wenn Sie die Tochter heirathen, müssen Sie die Mutter politisiren hören. Die Dame, die edle Dame, wie Sie sagen, läßt keinen andern König von Frankreich gelten, als Karl IX. Wenn er auch todt ist, so bleibt er für viel dennoch der König, weil er ihr König gewesen ist. Sie wird noch ihren Herrn Sohn krönen lassen wollen. – Von dem Vater Entragues spreche ich nicht – Harnibieu, heirathen Sie die Tochter nicht!

Esperance begann zu lächeln.

– Ich kenne ihn eben so wenig, als seine Frau, sagte er. Alle diese Leute, so nahe sie meiner Geliebten auch stehen, habe ich noch nicht gesehen.

– Wie ist das möglich?

– Hören Sie: Sie wissen, daß ich ein kleines Gut bewohnte, das mein Lehrer Spaletta gemiethet hatte. Ungefähr eine Meile von diesem Gute liegt das Haus einer sehr geizigen Tante der Entragues. Mitunter traf es sich, daß ich auf der Jagd einen Hafen oder eine Elfter auf die Grenze ihrer Ländereien hetzte. Schien mir der Besitz des getödteten Stücks zweifelhaft, so sandte ich es zu der alten Dame. Ungefähr vor sieben Monaten brachte ich ihr eines Tags ein Rothhuhn. Da sah ich an ihrem Tische ein junges Mädchen von blendender Schönheit. Es war ihre Nichte Henriette von Balzac d'Entragues. Die Eltern hatten sie auf das Gut der Tante geschickt, um sie vor den Gefahren des Sturms zu schützen, den der König damals auf die Stadt Paris vorbereitete.

– Ah, rief Crillon zornig, das ist abgeschmackt! Sie hatte durchaus keine Gefahr zu fürchten, wenn wir Paris genommen hätten. Der König bezwingt die Städte, aber nicht die Mädchen !

– Gleichviel, aber man sagte es, und ich gestehe, daß ich die Maßregel des Herrn von Entragues billigte, als ich diese frische, herrliche Blume sah. Er hatte Recht, sie dem Feuer einer Belagerung und der schimpflichen Bewunderung der Officiere und Lanzenknechte nicht auszusetzen.

– Ja, Sie billigten es, weil Entragues Ihnen die Tochter geschickt, um Sie zu zerstreuen. Die Sendung der schönen Henriette hatte aber noch einen andern Zweck; sie sollte die Erbschaft der Tante überwachen und verhindern, daß sie in Hände fiel, die sich bereits geöffnet hatten, um sie zu empfangen.

– Ich stelle dies nicht in Abrede, denn kaum war die Tante todt und die Erbschaft erhoben, so ward Henriette auf der Stelle zu ihren Eltern zurückgerufen.

– Sehen Sie! Sehen Sie! Doch fahren Sie fort.

– Ich sah also Henrietten. Sie erröthete, als sie mich sah; sie bewunderte mein Rothhuhn, als ob es ein Fasan gewesen wäre. Seit dieser Unterredung machte ich die Bemerkung, daß mir die Zeit viel angenehmer und rascher verging.

Crillon zwickte verzweiflungsvoll seinen Schnurbart.

– Dann, fuhr Esperance fort, sahen wir uns in der Kapelle, und

später sah ich sie von meinem Fenster aus an dem ihrigen.

– Sagten Sie nicht, daß Sie eine Meile entfernt wohnten?

– Ja.

– Und Sie konnten eine Meile weit sehen? O Jugend!

– Sie hat schöne schwarze Augen.

– Und Sie haben schöne blaue ! sagte Crillon mit einem Anfluge von Höflichkeit. Weiter!

– Gegen das Ende des Herbstes machte die Spazierritte auf einem kleinen Pferde durch die Wälder . . .

– Vorzüglich an den Tagen, wo Sie jagten?

– Mein Gott, ja!

– Was machte nun der Lehrer, und was sagte die Tante?

– Spaletta litt oft an der Gicht, und die Tante war zu alt, um zu reiten. Aber Spaletta zürnte oft mehr als die Tante.

– Brave Tante! Wie gut sie ist – nicht wahr? Und Spaletta gewann ein wenig Geld von Ihrer Mutter – er war Ihnen lästig?

– Ja; aber an dem Tage, an dem der Brief kam, den ich Ihnen gezeigt, verschwand Spaletta. Erinnern Sie sich . . .?

– Harnibleu, ich erinnere mich! Er verschwand, und war Ihnen nicht mehr lästig.

– Durchaus nicht! sagte Esperance unschuldig.

Crillon zwickte sich wiederum in einem Barte und stieß dabei einen Seufzer aus, der mehr sagte, als zehn Harnibieu's!

Die beiden Männer schwiegen einige Augenblicke.

8.

Ein schlechtes Zusammentreffen.

Crillon unterbrach zuerst das Schweigen.

– Sie lieben also Fräulein Henriette von Entragues? fragte er.

– Ja.

– Leidenschaftlich?

– Nun, ja!

– Und Henriette liebt Sie wieder?

– Ich glaube.

– Ah! sagte Crillon. Sie glauben!

– Ich sehe, sagte Esperance, geduldiger und fröhlicher als Crillon erwartet hatte, ich sehe, daß Sie mir, wie der heilige Thomas, nur glauben werden, nachdem Sie meine Seite berührt haben. Berühren Sie die Seite, auf der das Herz sitzt!

– Was giebt es noch – ein anderes Schmuckkästchen?

– Nein, ein Briefchen.

– Wie, sie schreibt? Das ist anständiger, wie ich geglaubt habe.

– Sie haben eine traurige Meinung von den Frauen, gnädiger Herr!

– Wenigstens von denen, die Entragues heißen, nicht von andern!

Aber was steht in dem Briefchen?

»Theurer Esperance, Du weißt, wo Du mich findest; Du hast weder Tag noch Stunde vergessen, die Deine Henriette, welche Dich liebt, festgesetzt hat. Komm. Sei klug!«

– *Deine* Henriette steht darin? murmelte Crillon.

– Wie in allen Briefen. Sehen Sie!

– Weder Datum noch Ort. Auch sie ist klug: eine Tugend der Touchet's.

– Ein junges Mädchens kann sich zu compromittieren fürchten.

– Feigheit, das Laster der Entragues!

– Wahrhaftig mein Herr, antwortete Esperance in einem trockenen Tone, Sie haben wenig Nachsicht.

– Ich sehe, mein Freund, daß ich Ihnen. Alles sagen muß! unterbrach ihn der Ritter. Das Werk des kalten Greises, der die Bande der Liebe löst, ist ein trauriges. Gewöhnlich nennt sich dieser Greis die Zeit – jetzt übernehme ich eine Rolle. Aber selbst auf die Gefahr hin, Ihnen zu mißfallen, werde ich mich aussprechen.

– Ich brenne, Sie zu hören! sagte Esperance ironisch, aber nicht erbittert. Nennen Sie die Verbrechen Fräulein Henriettes. Sie müssen wahrlich erwähnens werth sein, da der brave Crillon es nicht verschmäht, sie zu berichten.

– Sie haben Vater, Mutter, Bruder und Schwester der Familie Entragues genannt? begann Crillon.

– Ja, mein Herr.

– Ich glaube, Sie haben Jemanden vergessen.

– Wen?

– Eine zweite Tochter der Frau von Entragues, die leibliche Schwester Fräulein Henriette's.

– O, die zählt nicht. Man spricht nicht von ihr. Und deshalb habe ich sie Ihnen auch nicht genannt.

– Ah, man spricht nicht von ihr! sagte Crillon mit einem seltsamen Lächeln. Auch Fräulein Henriette nicht?

– Nein. Henriette hatte ihrer nur oberflächlich erwähnt.

– Fräulein Henriette hat vielleicht ihre Gründe, zu schweigen. Aber nicht jeder heißt von Entragues, und ich bitte Sie zu glauben, daß sich ein schreckliches Gerücht verbreitet hat.

Crillon glaubte einen tüchtigen Schlag auf Esperance geführt zu haben. Dieser aber wankte nicht im Sattel. Auf eine seine Weise lächelnd, antwortete er:

– Ich weiß, was Sie sagen wollen.

– Sie kennen die Geschichte?

– Ja.

– Scandaleuse?

– Das Wort ist vielleicht ein wenig zu stark; aber gleichviel, die

Geschichte ist vorhanden, und ich kenne sie.

– Wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, und die Geschichte erzählen, wie sie. Ihnen bekannt ist?

– Ich werde sie Ihnen erzählen, wie sie wirklich ist, sagte Esperance. Ein junger hugenottischer Edelmann fand als Page im Dienste des Herrn von Entragues. Dieser Page vergaß sich so weit, daß er Fräulein Marie von Entragues eine Liebeserklärung machte. Man jagte ihn fort.

– Eine Erklärung! rief der Ritter. Ist das Alles?

– Ist das nicht genug? Das Ende der Geschichte ist ernster und wird Sie wahrscheinlich zufrieden stellen. Es ist ein Geheimniß, aber da Sie es, wie es scheint, wissen wollen . . .

– Erzählen Sie immerhin Ihren Schluß, ich werde Ihnen dann meinen Anfang erzählen.

– Nun, so hören Sie: Marie war leichtsinnig mit diesem Pagen gewesen – sie hatte ihm einen Ring geschenkt.

– Sieh', sieh', sieh'! Marie?

– Der aus dem Hause des Herrn von Entragues gejagte Page rühmte sich dessen.

– Sehen Sie doch! Und nun?

– Um dieser Prahlerei, die der Ehre des Hauses schaden konnte, ein Ende zu machen, wandte sich Frau von Entragues an einen Edelmann, den Sohn eines Freundes der Familie, und bat ihn, ein Duell mit diesem Pagen hervorzurufen, der in der Zeit groß geworden war und in den Garden des Königs Heinrich IV. diente. Sie müssen ihn wohl kennen, mein Herr – es ist Urbain du Jardin.

– Harnibleu! Freilich kannte ich den armen Jungen! rief Crillon, der roth geworden, daß er so lange an sich gehalten. Aber wahrhaftig, ich fresse mich selbst auf, indem ich Sie wie eine abgerichtete Elfter die Albernheiten herschwatzen höre, die man Ihnen durch diese Schlange hat einblasen lassen. Der hugenottische Edelmann ist durchaus nicht zu einem Duelle aufgefordert – er ward ermordet.

– Ich weiß es, und wollte es Ihnen sagen.

– Verzeihung, Esperance, in Venedig nennt man einen bezahlten

Mörder einen Bravo. Ein Bandit ward an jenen Hugenotten abgesendet, der der beste Junge von der Welt war. Am Tage nach der Affaire von Aumale, wo der arme Bursch sich als ein braver Mann gezeigt, hat ihn der Mörder durch drei Kugeln niedergestreckt, die er hinter einer Hecke auf ihn abgefeuert.

– Ich weiß es.

– Ich habe ihn aufgehoben, sagte Crillon, außer sich vor Zorn. Und wahrlich, ich habe um ihn getrauert, als ob er mein Neffe oder mein Sohn wäre.

– Wahrhaftig? warf Esperance ein.

– Sie finden es wohl erlaubt, weil es von den Entragues kommt? rief Crillon.

– Verzeihung, antwortete Esperance, ich halte es für einen abscheulichen Mord; aber man muß ihn nicht der Familie Entragues beimessen. Henriette selbst verfluchte den Mörder, als sie mir alles dies erzählte.

– Ich habe geschworen, rief Crillon, daß ich diesen Elenden hängen, nein, viertheilen lasse, wenn er mir je in die Hand geräth!

– Ah, mein Herr, Sie haben falsch geschworen!

– Wie? Was?

– Sie haben ihn unter Ihren Händen gehabt, und er lebt noch!

– Diesen Banditen?

– Es ist Herr von Laramée, fügte Esperance hinzu, indem er über Crillon's Wuth lachte.

– Harnibieu, ich habe es gerochen!

– Als er Herrn von Rosny einen Namen nannte, habe ich ihn wiedererkannt, und auch in mir regte sich die Lust, ihn durch die Gardisten hängen zu lassen; aber aus Besorgniß, Henrietten zu mißfallen, erstickte ich diese Lust, und verschwieg das, was ich von ihm wußte.

– Der Elende !

– Er ist ein feiger Wicht, der es nicht gewagt hat, sich einem Hugenotten gegenüber zu stellen; er hat es vorgezogen, dem Leichnam Marien's den Ring zu stehlen.

– Immer noch der Ring Marien's! sagte der Ritter, indem er das Pferd anhielt, und die Arme kreuzte. Wollen Sie mich jetzt einmal anhören, junger Freund? Und werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle, wie sie eigentlich ist?

– Dem Herrn von Crillon schenkt man stets Glauben, sagte Esperance unruhig. Aber wie die Geschichte auch sein möge, die Sie wissen, ich verwickle weder Frau von Entragues noch ihre Tochter Marie darin. Daß diese dem Hugenotten den Ring, und vielleicht noch mehr gegeben; daß sie Laramée abgesandt, um den Inhaber des Ringes zu ermorden und ein entehrendes Geheimniß mit seinem Körper zu begraben, ist abscheulich, aber mögen diese Leute das mit sich selbst ausmachen. Ich liebe in Henrietten die Schönheit, die Anmuth, den Geist und die Tugend – und sie liebt mich wieder. Sie zählt sechzehn Jahre, ich neunzehn. Es lebe das Leben!

Crillon ergriff Esperance's Hand, und drückte sie mit einem melancholischen Wohlwollen.

– Kind, sagte er, Sie haben das Bekenntniß des Hugenotten nicht ganz gehört.

– Giebt es noch mehr? rief Esperance, indem er eine Unbefangenheit affectirte, die er seit Crillons Aufforderung nicht mehr besaß.

– O, die Hauptsache ist noch vorhanden. Seit dem Anfange unserer Unterhaltung haben Sie stets nur von Fräulein Maria von Entragues gesprochen; ich hin gegen nur von Fräulein von Entragues.

– Wozu soll dieser Unterschied dienen?

– Er soll Ihnen bemerklich machen, daß der Fehler, den Sie der einen Schwester beimessen, vielleicht von der andern begangen ist.

– O, mein Herr, dieser Zweifel an Henrietten. . .!

– Es ist kein Zweifel; ich sagte »vielleicht«, um zu schonen – ich hätte »gewiß« sagen sollen.

– Aber der Beweis? – Urbain du Jardin hat ihn mit in das Grab genommen. Aber dessen, was er mir anvertraut hat, erinnere ich

mich. Des Namens, den er mir genannt, bin ich gewiß. Die Geliebte, wegen der man ihn er mordet hat, ist Fräulein Henriette von Entragues. Ich bedaure, daß Sie unter zwei jungen Damen, von denen nur die eine die Achtung eines braven Mannes verdient, gerade die gewählt haben, welche sie nicht verdient. Uebrigens, mein bester Esperance, ist mein Werk voll bracht. Ich war in dem Besitze eines Geheimnisses, des den Eröffnung Ihnen künftige Unannehmlichkeiten ersparen konnte. Ich habe es Ihnen eröffnet, und Sie sind bekehrt. Also schweige ich. Was kümmert mich Frau von Entragues und ihr ganzer Anhang? Doch, brechen wir ab, thun Sie, was Sie wollen, und merken Sie sich nur so viel von meinen Worten: Ich bin Ihr Freund, Herr Esperance!

– O, mein Herr, rief der junge Mann, dessen vor treffliches Herz von Dankbarkeit überfloß, ich bin nur Gott zu größerm Danke verpflichtet! In demselben Augen blicke, wo er mir eine Illusion der Liebe nimmt, sendet er mir den großmüthigsten, den mächtigsten der Beschützer. Wahrlich, ich bin zum Glücke geboren!

Vortreffliches Kind! murmelte Crillon gerührt. Um seine Bewegung zu verbergen, die sich vielleicht in seinem Gesichte ausdrücken konnte, wandte sich der brave Ritter ab, indem er sagte:

– Der Wald von Saint-Germain ist doch schön!

Beide hatten ihren treuen Diener Pontis vergessen.

Esperance erinnerte sich einer zuerst. Er wollte ihn durch ein freundliches Wort dafür belohnen. Aber als er sich wandte, um ihn zu suchen, war er verschwunden.

– Herr von Pontis! rief er.

– Es ist wahr, sagte Crillon. Der Kadett fehlt beim Appell. Soviel sie auch riefen, es erfolgte keine Antwort. Man befand sich an den letzten Baumgruppen des Waldes von Saint-Germain. Die Häuser von Argenteuil erschienen in dem weißen Abendnebel, der die Gegend einzuhüllen begann.

Crillon wollte zurückkehren, um einem Holzhauer, den er gesehen, für Pontis genaue Andeutungen über den eingeschlagenen Weg zu geben. Aber Esperance machte schüchtern die Bemerkung, daß es in Saint-Germain bereits sechs Uhr geschlagen, daß er noch zwei

starke Stunden bis Ormesson zurückzulegen habe, und daß das Stelldichein mit Henriette pünktlich um acht Uhr fest gesetzt sei.

– Aha! sagte Crillon kalt. Gut, so warten wir noch. Nach einer Pause fragte er:

– Sind Sie noch entschlossen, zu den Entragues zu gehen?

– Ich habe so ernste Erklärungen von Fräulein Henriette zu fordern, daß ich einen feurigen Drachen besteigen würde, um so schnell als möglich zu ihr zu gelangen. Aber ich gehe nicht zu den Entragues. Henriette bewohnt einen Pavillon auf den Feldern.

– Und Sie haben den Schlüssel zu diesem Pavillon?

– Der Schlüssel wäre unnütz. Ein prächtiger Feigenbaum steht an dem Balcon. Die Thür ist sehr bequem – ich meine das Fenster.

– Gut, vortrefflich! Da ich dieser häßlichen Sippschaft keinen Besuch abstatten kann, so gehe ich . . . es könnte sonderbar erscheinen . . . sie wissen, daß ich sie verwünsche . . . Nein, ich kann nicht! sagte der gute Ritter, dessen Besorgniß, so sehr er sie auch zu verbergen suchte, sich in jeder Bewegung, in jedem Worte, selbst in dem Unzusammenhängenden seiner Gedanken aussprach.

Esperance begriff Alles.

– Mein Gott, sagte er, was für ein Narr bin ich! Hier habe ich das Wort Crillons, und dort das einer kleinen . . .

– Sprechen Sie das Wort aus! rief der Ritter.

– Kokette !

– Das ist zu schwach! murmelte Crillon.

– Und ich schwanke . . .

– Nein, Sie schwanken nicht, sich der Höhle dieser stinkenden wilden Thiere zu nähern. Nicht wahr, stinkend ist das rechte Wort – die Syrenen duften nur zu viel. Gehen Sie, mein armer Esperance . . . verirren. Sie sich nicht in dem Gleise, noch anderswo . . . Adieu, auf Wiedersehen!

Crillon trieb sein Pferd an.

– Mein Herr, rief Esperance, glauben Sie denn, daß ich Sie allein gehen lasse?

– Warum nicht?

– Wenn mir ein Unglück begegnet, so wird man darüber lachen; wenn Sie aber ein Strauch ritzt, wird ganz Frankreich Trauer anlegen.

– Esperance, ich muß Sie umarmen! rief der wackere Krieger, indem er sich dem jungen Manne zuneigte und ihn einen Augenblick an eine hochathmende Brust drückte. Nun gehen Sie! Ein junger Mann von zwanzig Jahren darf eine Schöne von sechszehn Jahren nicht warten lassen. Gehen Sie, sage ich – machen Sie die berühmte Marie Touchet zur Großmutter – aber heirathen Sie nicht, Harnibieu!

– Das nenne ich ein Wort! rief Esperance lachend. Jetzt erkenne ich Crillon wieder. Aber ich bleibe bei Ihnen, bis Pontis zu uns stößt.

– Der Trunkenbold wird in irgend einer Kneipe eingekehrt sein.

– Liebt er den Wein?

– Der Wein ist die Leidenschaft aller jungen Leute. Haben Sie jenes kleine Wirthshaus im Walde bemerkt? Dort wird der Taugenichts sein. Ich werde ihn bei den Beinen unter einem Tische hervorziehen . . .

– Ich folge Ihnen!

– Nein, nein, gehen Sie zu allen Teufeln, das heißt zu den Entragues! Aber ist das nicht der Galopp eines Pferdes?

– Wahrlich, ich höre ein Pferd kommen! sagte Esperance, der vor Ungeduld brannte, seinen Weg fortzusetzen. Nun, mein Herr, wenn Sie es mir erlauben . . .

– Ich befehle es Ihnen!

– Erlauben Sie mir, zu Ihnen zurückzukehren, um Ihnen die Erklärungen Henriette's mitzutheilen?

– Harnibieu! Morgen werde ich in Saint-Germain sein; es wird mir Sorge machen, wenn ich Sie dort nicht sehe.

Crillon setzte seinem Pferde die Sporen in die Weichen, und sprengte im Galopp davon. Der junge Mann sprengte mit verhängten Zügeln davon. Aber so rasch auch der Galopp seines Pferdes war, und obgleich ihm die Ohren saus'ten – er hörte noch einmal die entfernte Stimme Crillons, die ihm wieder holte:

– Harnibieu, heirathen Sie nicht!

Crillon beobachtete Esperance, so lange er ihn sehen konnte. Dann ritt er den Weg nach dem Walde zurück.

Der Galopp, den er gehört hatte, ließ sich immer noch vernehmen; er näherte sich. Der Ritter bemerkte endlich in dem Schatten einen Gegenstand, der hundert Schritte vor ihm das Gehau mit einem solchen Geräusche durch streifte, als ob es ein ganzer Trupp wäre.

– Das ist kein Hirsch; mir scheint, es ist ein Pferd. Was zum Teufel macht dieses Thier ohne seinen Herrn in dem Busche? dachte Crillon.

Das Pferd verschwand.

– Ich werde zu dem Wirthshause gehen, mein Pontis hat dort bestimmt Wurzel gefaßt.

Plötzlich erschien das Pferd wieder. Es stolzierte mit einer Freude und Behaglichkeit durch das Kraut, wie sie nur freien Wesen eigen ist. Das Thier war weißgrau. Indem es sich dem Ritter näherte, nagte es an Eichen zweigen.

– Das ist ja mein Pferd! sagte Crillon. Ja wahrlich, Coriolan ohne Pontis! Sollte dem armen Burschen ein Unglück begegnet sein?

Crillon rief den Namen des Pferdes gebieterisch und liebevoll. Coriolan erinnerte sich wahrscheinlich der oft empfangenen Lectionen – er kam mit gesenkten Ohren heran.

– Der betrunkene Pontis wird gestürzt sein, sagte Crillon. Das Mitleid gebietet, daß ich ihn aufsuche; aber morgen werde ich ihn auf vierzehn Tage in das Loch stecken lassen.

Plötzlich hörte er in dem Dickicht rufen. Gleich dar auf erschien ein mit Schweiß und Staub bedeckter Mann, dessen Kleider zerrissen waren. Crillon erkannte einen Gardisten.

– Ah, rief Pontis, endlich!

– Wie, Du hast getrunken und bist gestürzt?

– Ich habe getrunken, ja; aber ich habe auch gesehen!

– Was hast Du gesehen?

– Zwei Männer zu Pferde . . . Sie müssen sie auch gesehen haben.

– Nein!

– Dann haben sie sich links nach dem Kreuzwege gewendet. Doch gleichviel . . . verlassen wir so rasch als möglich den Wald . . . ich bitte Sie!

– Warum? - – Weil wir auf der freien Ebene ihre Schüsse sehen können.

– Welche Schüsse?

– Des Räubers, des Banditen Laramée.

– Laramée – ist er hier?

– Er durchstreift den Wald. Von dem Wirthshause aus, wo ich Ihr Pferd tränkte, habe ich ihn erkannt. Ein anderes Subject von schlechtem Aussehen war bei ihm. Ich wollte ihnen folgen . . . mein Pferd glitt aus. Während ich aufstand, lief das Thier davon. Was sollte ich beginnen? Beiden nachzulaufen war unmöglich.

– Du hättest Laramée folgen müssen.

– Während ich zwischen dem Manne und dem Pferde schwankte, war der Mann verschwunden.

– Und das Pferd auch. Aber wohin kann dieser Laramée gegangen sein?

– Sambieux, Sie fragen noch? Er folgt Herrn Esperance.

– Glaubst Du?

– Ich bin davon überzeugt. Wenn Sie einen letzten Blick gesehen hätten, mit dem er ihm die Worte zurief: Sie werden nicht lange zu warten haben! . . .

– Harnibleu, rief der Ritter, Du hast Recht! Er weiß vielleicht, wo er ihn antrifft. Ja, Du hast tausend mal Recht! Ich werde selbst gehen . . . aber der König erwartet mich. Was ist zu thun? Ah, besteige Dein Pferd und suche Esperance einzuholen, der auf dem Wege nach Ormesson reitet . . .

– Gut, Colonel!

– Hole ihn ein, und müßte auch Coriolan bersten, müßtest selbst Du bersten!

– Der Eine und der Andere, Colonel !

– Benachrichtige Esperance, und wenn Du ihn nicht einholt, so

wache über ihn . . . bewache das Haus von Entragues . . . es liegt am Ende des Parks . . . ein Feigenbaum breitet seine Zweige über den Balcon.

– Gut!

– Vergiß nicht, fügte Crillon hinzu, indem er seine starke Hand auf die Schulter des Gardisten legte, vergiß nicht, daß Du es zu verantworten hast, wenn ihm ein Unglück zustößt.

– Ich werde nie vergessen, daß er mir das Leben gerettet hat, Colonel! antwortete mit edlem Anstande der Gardist. Wo werde ich Sie wiederfinden?

– In Saint-Germain; ich bleibe die Nacht dort.

Pontis drückte Coriolan die Sporen in die Weichen, und verschwand in einer Staubwolke.

Zweiter Band.

1.

Das Haus d'Entrangues.

Hundert Schritte von dem Dorfe, das jetzt Ormesson heißt, erhob sich einst ein Schloß, aus dem man einen Weiler, oder vielmehr Schloßtheile gemacht hat. Zu der Zeit aber, in die unsere Erzählung fällt, war dieses Schloß noch ganz; es hatte noch eine kleinen, aus Ziegelsteinen erbauten, viereckigen Thürme, seine Gräben mit frischem, klaren Wasser, und seine in der Zeit Ludwigs IX. errichteten Brustwehren.

Aus den Fenstern des Thurms, und selbst von der Terrasse, hatte man eine reizende Aussicht auf jene lachen den Hügel, welche die Ebene von Saint-Denis wie ein Gürtel von Gehölz und Weinbergen umgeben.

Die Lage des kleinen Schlosses war reizend. Die fruchtbaren Felder brachten die schönsten Früchte und die herrlichsten Blumen der ganzen Gegend hervor. Fünfzig Jahre nach feiner Erbauung war das Schloß zu drei Viertheilen von dem Laubwerke der Pappeln und Platanen bedeckt, die wetteifernd ihre bebuchten Häupter bis zu den Zinnen des Thurmes erhoben.

Ein mehr buschiger als großer Park, mehr ausgedehnte als gepflegte Blumengärten, ein Obstgarten, dessen Früchte mehr als einmal die Ehre hatten, auf den königlichen Tafeln zu figurieren, der murmelnde und durchsichtige Bach, dessen Heilkraft für Wunden Ambrosius Paré bekannt gemacht, dann eine elegante und bequeme Einrichtung, seltene Eigenschaften alter Schlösser – alles dies machte aus dem kleinen Besitzthume einen glückseligen Aufenthalt,

der von den Hofleuten beneidet ward.

Auf der Rückkehr von einer Jagd hatte König Karl IX. dieses Schloß heimlich besucht, das damals zu verkaufen war. Er hatte es für Marie Touchet, seine Maitresse, gekauft, damit sie, gesichert vor der Eifersucht Katharinens von Medicis, gefahrlos den zweiten Sohn erziehen konnte, den sie dem Könige soeben geschenkt hatte. Dieser Sohn war das einzige männliche Kind des Königs, weil der Tod, ein verdächtiger Tod, wie viele Leute sagen, ihm den ersten Sohn der Marie Touchet und seine legitime Tochter, die ihm seine Gattin, Elisabeth von Oesterreich, geboren, geraubt hatte.

Aber Karl IX. sollte nicht lange die süßen Vaterfreuden genießen, er ward seinen Vätern in Saint-Denis beigesellt, und Marie Touchet, die sich mit Messire Franz von Balzac d'Entragues verheirathete, brachte Sohn und Schloß ihrem Gatten zur Morgengabe.

Den Sohn hatte Heinrich III., wie wir wissen, sorgfältig erzogen; das Schloß ward von Herrn von Entragues anständig erhalten, und die beiden Gatten verbrachten in demselben die heißen Tage des Sommers, wenn sie nicht auf ihre einträglichere Besitzung gingen, die man den Wald von Malesherbes nannte.

Seit den Zeiten der Ligue war Ormesson ein gefährlicher, aber sehr bequemer Aufenthalt geworden; gefährlich, wenn die Herren desselben treue Anhänger des Königs Heinrich IV. waren. Denn die mit den Spaniern verbündete Ligue schob unaufhörlich ihre Bataillons in die Ebene von Saint-Denis hinaus, um Paris zu schützen, das stets von dem streitigen Könige bedroht wurde. Dann wehe den Eigenthümern, die nicht Liguisten waren! Aber die Entragues waren nicht nur mit Herrn von Mayenne, sondern auch mit der Ligue und den Spaniern sehr befreundet.

Wie Crillon gesagt, hatte Frau von Entragues Heinrich III., dem ganz Frankreich zujauchzte, kaum toleriert, und sie benutzte die gegen Heinrich IV. erhobene Opposition, um diesen Fürsten nicht anzuerkennen, der übrigens unbekümmert um ihre Einwilligung tapfer sein Königreich eroberte. Jeder neue Sieg brachte Marien Touchet neuen Kummer, und den heftigsten verursachte ihr das Benehmen des Grafen von Auvergne, ihres Sohnes, der dem Glücke

Heinrichs IV. folgte, und sich bei Arques tapfer für diesen Bearner geschlagen hatte, der, wie Frau von Entragues behauptete, ihm den Thron stehlen wollte.

Da der Aufenthalt auf dem Schlosse den Besitzern nicht gefährlich wurde, war er ihnen um so bequemer. Die Nähe von Paris brachte stets zahlreiche, wenn auch nicht ausgezeichnete Gesellschaft nach dem Schlosse, denn die Entragues, die vor Begierde brannten, Alles zu erfahren, zogen die Quantität der Besuchenden der Qualität derselben vor.

Gegen sechs Uhr an dem Tage, von dem wir sprechen, als die Hitze sich milderte und die verlängerten Schatten der Bäume auf die Rasen fielen, trat Frau von Entragues aus ihrem großen Saale. Sie stützte sich auf einen kleinen Pagen von acht bis neun Jahren, der auf seiner rechten Faust einen Vogel und unter seinem linken Arme einen Feldstuhl trug. Ein anderer, etwas größerer Page, aber noch Kind, trug ein Kissen und einen Sonnenschirm. Zwei große Windspiele sprangen freudig, sich einer auf den andern stürzend, über die Blumenbeete ihrer Herrin voran.

Marie Touchet war damals fünfundvierzig Jahre alt. Bei der Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge, eine Schönheit, die nie ganz verschwindet, war sie noch schön zu nennen.

Dieses berühmte Gesicht, das man so oft mit der Sonne und allen Sternen verglichen, das zur Zeit Karls IX. »eine mehr runde, als ovale Form, eine mehr kleine, als große Stirn, einen mehr niedlichen, als kleinen Mund, und Augen mehr wunderbar, als groß« hatte – dieses angebetete Gesicht war mit der Zeit groß und knochig geworden. Das niedliche Rund hatte sich dem Vierecke genähert, und die kleine Stirn war nach und nach zurückgetreten, um den Augenknochen jenen Vorsprung zu lassen, der Verstellung und List andeutet. Die wunderbaren Augen, deren seidene Wimpern sehr dünn geworden, waren nur noch kalte Flammen.

Zwei tiefe, schräge Falten ersetzten die Wangenrübchen, und nahmen völlig dem Gesichte jene Grazie und jenen verführerischen Reiz, der einen König besiegt hatte. Ein ernster, fast männlicher Charakter, eine majestätische Trockenheit, schöne Linien, die

Gewohnheit der Würde, das heißt die Strenge – starke Hände und kleine, königlich träge Füße vervollständigten nicht das Bild, sondern die Erinnerung an die, welche vor zwanzig Jahren gesagt: Ich entzücke. Alles!

An der Seite der Frau von Entragues ging ein Cavalier in vorgerücktem Alter. Jeden Augenblick sah er sich nach der Eingangsthür um, als ob er die Ankunft einer Person erwartete. Durch eine fast ängstliche Koketterie suchte er ein Dutzend Winter zu verbergen, die sein fast kahles Haupt mit Schnee bedeckt hatten.

Dieser Edelmann mit einer rothen spanischen Schärpe, mit Stiefeln aus Cordova und in Puffen von rother Seide, verbreitete bei jedem Schritte eine unbeschreibliche Mischung von Wohlgerüchen, die Marie Touchet, scheinbar ohne es zu bemerken, von Zeit zu Zeit mit ihrem Federfächer verscheuchte.

Der Hidalgo hieß Castil.

Er war einer jener Kapitäns, die der Herzog von Feria, der Commandant der spanischen Garnison von Paris, zum Dienste seines erhabenen Herrn Philipp II. an die Thore der Hauptstadt vertheilt hatte.

Die Familie Entragues empfing diesen spionierenden Thorofficier, der im Solde des spanischen Königs stand, um sich gegenseitiger Artigkeiten zu erfreuen, wenn sie nach Paris kam.

Diese seltsame Person, die wie ein Arlequin Frau von Entragues nach einem delikaten Mittagsessen in den Garten begleitete, hatte einen sehr triftigen Grund, den der Leser bald erfahren wird, in dem Schlosse einen Besuch abzustatten.

Aber hinter dem Spanier und der Schloßfrau kam Herr von Entragues, ein schon gealterter Edelmann. Auch ihm folgten zwei kleine Pagen. Der Nachfolger Karls IX. führte eine schöne Person von sechzehn Jahren am Arme, die zerstreut auf die väterliche Phraseologie lauschte. »Diese Person war ein braunes Mädchen mit tiefschwarzen Augen, schwarz glänzenden Haaren, einem Purpurmunde und geschweiften Nasenlöchern, wie sie die üppigen Indianerinnen haben. Ihre breite Stirn und ihr runder Kopf verriethen mehr Geist, als die Blitze ihrer Augen.

Ein feines, braunes Bärtchen zeichnete einen dunkeln Schatten um die fein geschweiften, zitternden Lippen. Ihr ganzes Wesen athmete Feuer und Kraft. Die Fülle ihres Oberkörpers und ihres Wuchses, die kühne Biegung ihres Fußes, ihr runder und fester Arm, die kräftige Verbindung ihres Elfenbeinhalses mit den breiten und fleischigen Schultern, alles dies verrieth die Gewalt einer Natur, die stets bereit ist, sich unter dem Hauche ihrer mit großer Mühe zusammengehaltenen, unbezähmbaren Jugend zu entfalten.

Sie war Henriette von Balzac d'Entragues, die Tochter Marie Touchets und des Herrn, der die Maitresse des Königs von Frankreich aus übergroßer Liebe geheirathet hatte.

Abends zuvor war sie mit der Erbschaft der Tante aus der Normandie zurückgekehrt; sie gab Herrn von Entragues Aufschlüsse über gewisse Einzelheiten, um die er sie befragte. Aber der Leser kann glauben, daß sie auf eine Menge anderer, ebenfalls ihre Abwesenheit betreffende Fragen nicht antwortete.

Der Hidalgo Don José Castil wandte sich oft, um einen Blick nach diesem schönen Mädchen zu werfen. Aber Henriette war zerstreut, denn auch sie erwartete Jemanden, aber nicht aus der Richtung, die der Spanier im Auge hatte; sie sah mit Unruhe nach der Gegend, welche die Mutter zu ihrer Promenade wählte.

Am Ende der Blumenbeete lag der Park. Hundert Schritte in dem Parke lag der Pavillon, den Henriette bewohnte. Die weißen Mauern desselben schimmerten durch das Dickicht der Feigenbäume. Henriette hatte ihre Gründe dafür, daß die Gesellschaft sich um diese Stunde nicht nach der Gegend des Pavillons wandte.

Aber Frau von Entragues ging in ihrer würdevollen Langsamkeit immer weiter.

Henriette verging fast vor Unruhe und Besorgniß. Glücklicherweise verwirrte sich der kleine Fuß der Mutter in dem Kleide, und sie that einen Fehltritt. Der Hidalgo und Herr von Entragues stürzten herbei, um dieser schwankenden Gottheit Hilfe zu leisten.

Henriette benutzte den Augenblick und rief:

– Sie sind müde, Madame! Schnell den Stuhl, Page!

Der Knabe mit dem Stuhle gab dem Vogel die Freiheit, und der Vogel flog auf einen Zweig. Der Page mit dem Kissen warf sein Kissen auf den Pagen mit dem Stuhle; die Hunde, die der Ansicht waren, man wolle mit ihnen spielen, stürzten sich auf die Pagen, auf das Kissen und auf den Stuhl. Für die Besitzer des Hauses, die auf guten Ton und Etikette hielten, entstand nun ein sehr lästiger Tumult.

Die Pagen wurden arg gescholten.

– Sie sind noch sehr jung, sagte der Hidalgo. Warum hat man in gewissen französischen Häusern die Gewohnheit, so junge Pagen zu nehmen? Warum wählt man nicht lieber starke, junge Leute, die, vorzüglich in Kriegszeiten, überall gut zu verwenden sind?

Dieses unglückliche »überall gut« nahm Marie Touchet mit einem finstern Blicke auf. Diesen Blick schleuderte sie auf Henrietten, die das Köpfchen senkte.

– Mein Herr, antwortete die Mutter, die französischen Häuser, in denen es Fräulein giebt, ziehen den Dienst kindlicher Pagen vor. Ich habe geglaubt, daß man in Spanien ebenso denkt.

Der Hidalgo begriff, daß er eine Dummheit gesagt hatte. Er schickte sich an, das Versehen auszugleichen, aber Marie Touchet gab der Unterhaltung eine andere Richtung. Sie ließ sich im Schatten eines großen Baumes neben der Fontaine nieder. Ihre Tochter setzte sich neben sie. Herr von Entragues selbst bot dem spanischen Kapitain einen Stuhl an.

– Was bringen Sie für Neuigkeiten aus Paris, Sennor? fragte Henriette, die mit der Wahl des Ruheorts zufrieden war und einen flüchtigen Blick nach dem Pavillon warf, den ihre Mutter nicht mehr sehen konnte.

– Immer noch dieselben, Sennora! Man trifft immer noch Vorbereitungen, um den Bearer zu empfangen, wenn er je zurückkehren sollte. Aber er wird nicht kommen, wir wissen das!

Diese Großsprecherei konnte Herrn von Entragues nicht überzeugen.

– Er ist bereits gekommen, sagte er. Ich glaube, es vergeht kein Monat mehr, und der Bearer steht vor Paris.

– Wenn Sie mehr wissen, als wir, so reden Sie, mein Herr! Entgegnete neugierig der Spanier. Sie sind ohne Zweifel gut unterrichtet. Der Herr Graf von Auvergne, Ihr Sohn, ist General der königlichen Infanterie und schöpft stets aus guten Quellen.

– Mein Sohn, sagte Marie Touchet, theilt uns die Absichten seiner Partei nicht mit. Wir wissen sehr wenig davon. Außerdem weiß er auch, daß wir standhafte Gegner des Bearners, ergebene Anhänger der heiligen Ligue und alte Freunde des Herrn von Brissac sind, dem Herr von Mayenne, als neuem Gouverneur, Paris übergeben hat.

– Herr von Brissac! Eine vortreffliche Wahl für uns Spanier! sagte Castil, den der Name Brissac, unter diesen Umständen ausgesprochen, mit neuem Mißtrauen erfüllte. Sagten Sie nicht, Madame, daß der Herr Gouverneur Ihr Freund sei?

– Unser bester Freund! sagte Herr von Entragues.

– Sehen Sie ihn oft? fragte der Spanier.

– Unglücklicherweise, nein! Er ist seit einiger Zeit sehr selten geworden.

Der Hidalgo merkte sich dieses Geständniß.

Frau von Entragues, die nicht vernachlässigt scheinen wollte, fügte rasch hinzu:

– Er ist jetzt stark durch Geschäfte in Anspruch genommen. Aber er mag abwesend oder gegenwärtig sein, so hegt er eine lebhaftige Neigung zu uns – dessen bin ich gewiß. Und ich halte darauf, denn seine Freundschaft verlohnt sich der Mühe.

– Gewiß, sagte der Spanier. Der Herr Graf leistet uns tapfern Beistand, er ist ein aufrichtiger Liguist. Aber was ist das für eine seltsame Familientheilung! Was für ein schreckliches Beispiel! Der Herr Graf von Auvergne kämpft gegen seine Mutter!

Frau von Entragues biß sich leicht in die Lippen. Der Verdruß darüber, ihrem Sohne gegenüberstehend zu erscheinen, kämpfte mit der Furcht, der herrschenden Partei zu mißfallen.

Herr von Entragues trat dazwischen, um diese trübe Wolke von der Göttin zu verscheuchen.

– Nein, Sennor, sagte er, der Graf von Auvergne kämpft nicht

gegen seine Mutter. Als ein Sohn und Neffe unserer Könige glaubt er ihrem Andenken getreu zu bleiben, wenn er dem dient, den der selige König Heinrich III. Als seinen Nachfolger bezeichnet hat, und diese Thatsache läßt sich nicht ableugnen.

Hat man darüber Gewißheit? fragte der Hidalgo mit jenem Aplomb siegender Unwissenheit, die so gern alles Lästige bestreitet.

– Der Herr Graf von Auvergne, mein Sohn, ist Zeuge gewesen, antwortete Frau von Entragues.

Don Castil verneigte sich wie ein Prahler.

Henriette, die ein wenig Biagsamkeit in die Unterhaltung bringen wollte, wiederholte ihre Frage:

– Was giebt es, außer der Ernennung des Herrn von Brissac, Neues in Paris?

Dann fügte sie hinzu:

– Verzeihen Sie, Sennor, ich komme von der Reise zurück.

– Wenn die Hoffnung auf den Zusammentritt der berühmten Generalstaaten nichts Neues mehr ist, so giebt es wahrlich nichts Neues.

– Welcher Staaten?

– Verzeihen Sie diesem jungen Mädchen, Sennor, sagte Frau von Entragues; wir beschäftigen uns sehr wenig mit Politik, wenn wir unter uns sind. Meine Tochter, die Generalstaaten sind eine Versammlung dreier Rangordnungen des Staates, die in schwierigen Verhältnissen zusammentreten, um über das allgemeine Wohl zu berathen. Zunächst handelt es sich darum, den Bearnier abzuweisen, wenn nämlich, wie ich hoffe, die Mehrheit der Stimmen dafür entscheidet.

– Man wird sich mit Stimmeneinhelligkeit dafür entscheiden! sagte der Kapitain mit unerschütterlicher Sicherheit.

– Wenn es mit Stimmeneinhelligkeit geschähe, bemerkte Henriette, würde man nicht nöthig haben, die Generalstaaten einzuberufen – scheint mir.

Herr von Entragues lächelte seiner Tochter zu, um sie für diese verständige Bemerkung zu belohnen.

Der Hidalgo fügte schnell hinzu:

– Außerdem ruft auch nicht die französische Nation die Generalstaaten zusammen, sondern der König von Spanien, unser gnädiger Gebieter.

– Ah! rief die überraschte Henriette, während der Franzose und die Französin, ihr Vater und ihre Mutter nämlich, beschämt zu Boden blickten.

– Ja, Sennora, dieses Mittel nur allein, das von uns ausgeht, kann Ihren bürgerlichen Zwistigkeiten ein Ziel setzen. Die Generalstaaten werden den gordischen Knoten zerhauen, wie das Alterthum sagt. Wenn es Ihnen beliebt, den Sitzungen beizuwohnen, werde ich Sie einführen.

– Und wen werde ich dort sehen?

– Den Herzog von Feria, unsern General; Don Diego von Taxis, unsern Gesandten; Don . . .

– Also lauter Landsleute? fragte Henriette lächelnd.

– Den Herrn Herzog von Mayenne, Herrn von Guise, fügte Entragues hinzu.

– Und diese werden wirklich den Beschluß fassen, Heinrich IV. von dem Throne Frankreichs auszuschließen? fragte Henriette.

– Sicherlich!

– Aber es wird nicht genug sein, diesen Beschluß zu fassen, man muß ihn auch ausführen.

– O, die Ausführung ist unsere Sache! sagte der Hidalgo. Sobald die französische Nation den Beschluß ausgesprochen hat, bemächtigen wir uns des Ketzers, und vertreiben ihn aus Frankreich. Vielleicht bringt man ihn nach Madrid in das Gefängniß, das Franz I. beherbergt hat. Von meinem Vetter, dem Palast-Alcaden, habe ich die Nachricht erhalten, daß die Arbeiter dieses Gefängniß ausbessern.

– Das Ausbessern hat allerdings keine Schwierigkeiten, fuhr Henriette fort; aber wird es auch eben so leicht sein, den Ketzler zu ergreifen?

O nichts ist leichter als das! Er läuft ohne Unterlaß durch Berg und

Thal.

– In diesem Falle hätte man gleich damit beginnen sollen, anstatt ihn die Spanier in so vielen Schlachten besiegen zu lassen.

– Nicht die Spanier, die Franzosen hat der Bearner besiegt! rief der Hidalgo erröthend.

Ein strenger Blick ihrer Mutter und die Unruhe des Herrn von Entragues veranlaßten Henrietten zu schweigen.

– Und wenn der Bearner ausgeschlossen ist, fügte Marie Touchet hinzu, indem sich sie mit lauter Stimme zu ihrer Tochter wandte, als ob sie ihr eine Lection geben wollte, so werden die Generalstaaten einen König ernennen.

– Wer?

Kaum war diese unschuldige und schreckliche Frage, welche den ganzen Bürgerkrieg in sich faßte, ausgesprochen, als die kindliche Stimme eines Pagen pomphaft ankündigte:

– Der Herr Graf von Brissac!

Alle wandten sich. Herr von Entragues äußerte laut seine Freude. Frau von Entragues erröthete leicht, als ob der Anblick des Neuangekommenen mehr als ihr Auge berührte.

– Herr von Brissac, der Gouverneur von Paris! rief Entragues, indem er dem Fremden entgegeneilte, der durch den Garten kam.

– Noch Jemand! dachte Henriette, indem sie einen befürchtenden Blick nach dem Pavillon unter den Feigenbäumen sandte. Die Stunde rückt immer näher heran, wo ich in meiner Wohnung sein muß.

– Welcher glückliche Zufall führt den Herrn Grafen von Brissac zu seinen alten, so sehr vernachlässigten Freunden? fragte Frau von Entragues.

– Der Waffenstillstand, Madame, der den armen Gouverneur von Paris ein wenig aufathmen läßt. Während des Friedens beeilt man sich, den Damen seine Grüße darzubringen.

In derselben Zeit grüßte er die Dame und küßte ihr die Hand. Ohne Zweifel drückte er ihr die Finger, denn sie erröthete bis zu dem Grade, daß sie fast wieder schön ward.

Dann begrüßte er Henrietten.

Der Hidalgo wartete ernst, bis die Reihe an ihn käme. Brissac umarmte ihn zwar nicht, aber er erkannte ihn, und drückte ihm freundschaftlich mit den Worten die Hände:

– Unser wackerer Verbündeter, Don José Castil; ein tapferer Mann, Cid Campeador!

Nachdem er die Pflichten der Höflichkeit erfüllt, gab er Hut und Handschuhe einem großen Laquais von militärischem Ansehen; dabei flüsterte er ihm in das Ohr:

– Der Spanier hat Pistolen in seinem Sattel; nimm sie, ohne daß man es sieht, und ziehe die Kugeln aus den Läufen.

Der Graf Karl von Coffé Brissac, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, war ein großer Herr von Geschlecht und Manieren. Die Pariser beteten den eingefleischten Liguisten an, weil er sie gegen den Tyrannen Valois zu den Barrikaden geführt hatte, und die liguistischen Pariserinnen vergötterten ihn, weil sie sich zu die dem Gotte bekennen konnten, ohne sich eine üble Nachrede wegen ihres Patriotismus zu bereiten.

Seit seiner Ernennung hatte der Graf einen so großen Eifer für die Ligue an den Tag gelegt, daß die klar sehenden Leute ihn zu lebhaft fanden, um ihn für aufrichtig zu halten. Diese Ansicht erschien um so mehr gerechtfertigt, da er den Waffenstillstand mit dem Bearner auf die Gefahr hin unterzeichnet hatte, seinen Auftrag gebenden Liguisten zu mißfallen.

In diesem Augenblicke verbreitete sich das dumpfe Gerücht von der Unzufriedenheit des Herrn von Mayenne, dem die Spanier nicht rasch genug die Krone von Frankreich gaben, und da der katholische König Philipp II. wußte, was er über die Bestimmung dieser Krone zu halten, weil er selbst danach strebte, so sah er mit Besorgniß den durch Mayenne bewirkten Wechsel des Gouverneurs, warf auf Brissac Verdacht, und empfahl seinen Spionen den besagten Brissac, der seit dem Waffenstillstande schon auf Tritt und Schritt mit jener bewunderungswürdigen Geschicklichkeit überwacht wurde, die man der Erfindung der heiligen Inquisition verdankt.

Brissac, fein wie ein Gascogner, das heißt wie zwei Spanier, hatte seine Verbündeten durchschaut. Ein Geschöpf des Herrn von Mayenne, aber ein Geschöpf, das entschlossen war, sich im Sinne seiner Sympathien und seines Interesses zu emanzipieren, wollte er für Niemanden die Karten halten, und spielte künftig auf seine eigene Rechnung. So führte er seine Spione durch eine untadelhafte Offenherzigkeit irre. Seine Correspondenzen hatten, so zu sagen, keine Siegel, sein Haus keine Thüren mehr. Er ging nur in Begleitung aus, kündigte stets das Ziel seines Ausganges an, sprach Spanisch, und dachte als Franzose. Er schmeichelte sich mit dem Glauben, daß er fähig sei, den Argus selbst einzuschläfern.

Am Morgen des gegenwärtigen Tages hatte Brissac in seinen mit Menschen angefüllten Vorzimmern angekündigt, daß er künftig seine Audienzen Nachmittags einstellen werde; daß der Waffenstillstand eingetreten sei; daß, wenn ein Jeder Luft schöpfe, der Gouverneur von Paris auch Luft schöpfen wolle; und daß Jeder in Frieden schlafen könnte, da die Herren Spanier eine so gute Wacht hielten. Den Beschluß machte der Befehl, seine Pferde zu einer Promenade vorzuführen.

Dann hatte er sich freundlich zu dem Herzoge von Feria, dem Chef der Spanier gewendet, und ihm ein Abendessen in einem Landhause vorgeschlagen, wo er eine gewisse alte Freundin vorfinden würde. Er hatte ganz leise Frau von Entragues genannt.

Unter tausend freundschaftlichen Höflichkeiten hatte der Herzog den Vorschlag abgelehnt. Bei seiner Ankunft in Ormesson war Brissac durchaus nicht überrascht, den Hidalgo, einen der spanischen Spione, zu sehen, den man abgeschickt hatte, um zu erfahren, was man von diesem Besuche in der Familie Entragues zu halten hatte.

Aber da er entschlossen war, mit der größten Behutsamkeit zu verfahren, um seinem Unternehmen den Erfolg zu sichern, dachte er nur daran, den Argwohn des Hidalgo bis zum Augenblicke der Ausführung einzuschläfern. Er entließ also seinen Diener, nachdem er ihm den Befehl ertheilt, dessen Wichtigkeit Castil bemerkt hatte. Nun setzte er sich so zwischen die Damen, daß er das Gesicht des

Kapitains nicht aus den Augen verlor.

– Wie schön ist doch das Land! rief er aus. Wie schön sind diese Schatten, diese Gewässer – überall er blickt man Schönheiten!

Dabei sandte er einen Blick nach Marie Touchet. Dies war die Ausgleichung von einem Vierteljahre. Der Hidalgo, den das Flüstern Brissac's zu einem Diener zerstreut hatte, war aufgestanden.

Auch Brissac fand auf.

– Was wünschen Sie? fragte Herr von Entragues.

– Ich hatte meinem Diener leise den Auftrag ertheilt, mir zu trinken zu bringen, und nun kommt er nicht wieder zurück.

– Ich selbst werde es besorgen, sagte rasch Henriette, die vor Ungeduld brannte, und hundert Vorwände suchte, um zu entkommen.

Der Hidalgo wollte ihr zuvorkommen.

– Ich werde Ihnen diese Mühe ersparen, Sennora! rief er.

– Wie, mein Herr, sagte Brissac, Sie wollten mir als Page dienen?

Diese Worte bannten den tief gedemüthigten Cid.

– Setzen Sie sich, Henriette, setzen Sie sich Kapitain! sagte trocken Marie Touchet. Giebt es hier keine Pagen zur Bedienung? Ein Pfiff genügt, um sie herbeizurufen.

Und majestätisch ließ sie aus einer kleinen Pfeife einen Pfiff ertönen, der einer Schloßfrau aus dem drei zehnten Jahrhunderte Ehre gemacht hätte.

Henriette nahm ärgerlich ihren Platz wieder ein; der Spanier traurig den seinen.

Herr von Entragues versuchte es, das Gespräch mit seinen Gästen anzufeuern. Frau von Entragues zürnte über die Langsamkeit der Diener. Der Spanier dann auf ein Mittel, um zu erfahren, was Brissac seinem Laquais gesagt hatte. Brissac sann auf ein Mittel, sich zu entfernen, ohne den Spanier nach sich zu ziehen, und Henriette zerbrach sich den Kopf, wie es anzufangen sei, um vor acht Uhr auf eine geschickte Weise davon zu kommen.

Plötzlich sprangen zwei Pagen herbei: Hüpfend, um sich von den beiden Windspielen nicht in die kleinen Beine zwicken zu lassen,

erschieden sie unter dem Laubdache des Baumes und meldeten:

– Der Herr Graf von Auvergne ist so eben im Schlosse angekommen!

– Mein Sohn! rief Marie Touchet, außer sich vor Ueberraschung.

– Der Graf! stammelte Herr von Entragues.

Er war über den Eindruck erschreckt, den dieser unvorhergesehene Besuch auf den Spanier ausübte.

Dieser verschlang Brissac mit einem zugleich ironischen und triumphierenden Blicke, der bedeutete:

– Ich habe Dich gefangen! Du hast mit dem Grafen von Auvergne hier eine Zusammenkunft verabredet. Ich finde mich dabei ein. Wie willst Du Dich nun herausziehen?

Brissac errieth ihn, und sagte zu sich selbst:

– Warte, Unverschämter! Da Du die Sache so wendest, werde ich Dich lehren, das Land zu besuchen. Mein Mittel ist gefunden.

Das ganze Haus gerieth, über dieses Ereigniß in Bewegung. Frau von Entragues scherzte nicht, wenn es Ceremonien galt. Ihre Leute empfingen den Herrn von Auvergne wie einen Fürsten.

Henriette glaubte vor Wuth ohnmächtig werden zu müssen über diesen neuen Zwischenfall. Aber sie mußte sich darüber wegsetzen und Frau von Entragues folgen.

Marie Touchet, die wie eine Statue auf ihrem Stuhle gesessen, erhob sich, um ihrem Sohne entgegen zu gehen. Das Ceremonial des Hauses Frankreichs erheischt, daß auch die Königin ihrem königlichen Sohne entgegengeht.

Brissac blieb unbeweglich. Der Spanier glaubte, er habe seine Fassung verloren, näherte sich ihm, und sagte gleisnerisch:

– Finden Sie es paffend, mein Herr, daß wir in der Gesellschaft des Generals bleiben, der die königliche Infanterie kommandiert?

– Bah! Warum nicht? Es ist Waffenstillstand! antwortete Brissac mit erkünstelter Naivetät.

– Man könnte dieses Zusammentreffen übel deuten, fügte der Hidalgo beharrlich hinzu. Und dennoch scheinen Sie zu zögern . . .

– Ich zögere, weil es in Frankreich unartig ist, davonzulaufen,

wenn Jemand ankommt.

Diese falsche Beharrlichkeit hatte den Spanier schon zu drei Viertheilen in der Schlinge gefangen.

– Mein Herr, sagte er, indem er nun ganz hineinging, ich beschwöre Sie im Namen der Ligue, compromittieren Sie sich nicht, indem Sie hier bleiben – denn Sie compromittieren sich!

– Vielleicht haben Sie Recht! antwortete Brissac.

– Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!

– Gut, es sei, da Sie es durchaus wollen. Sie sind ein tüchtiger Kopf, Don José.

– Ich eile, um Ihre Pferde vorführen zu lassen.

– Unsere Pferde! Ich setze voraus, daß Sie mich begleiten, Don José.

Die bewunderungswürdige Gutmüthigkeit, mit der diese letzte Einladung gesprochen, machte den Spanier fertig. Er bildete sich ein, daß Brissac nach diesem verfehlten Zusammentreffen mit dem Grafen von Auvergne jetzt den Zeugen von dem entfernen wolle, was sich zwischen dem Grafen und seiner Familie ereignen würde. Es gab stets neue Complots, die dem Don José Castil vorbehalten waren, um sie durch die Kraft seines Genie's zu vereiteln.

Anstatt zu antworten, legte der Spanier geheimnißvoll seine Hand auf die Lippen.

Die Verzweiflung des Herrn von Entragues über dieses Hin- und Herbewegen bot einen bejammernswerthen Anblick.

Was sollte die Ligue von diesem Besuche denken, der ihm, dem schon als Royalisten verdächtigen Edelmann, galt? Und hatte er dem Spanier nicht gesagt, daß der Graf von Auvergne nie nach Ormesson komme? Welch ein Unglücksstern!

Herr von Entragues lief hinter den beiden Liguisten her, um seine Unschuld zu betheuern. Er ließ sich so weit herab, dem Hidalgo zu beschwören, daß der Besuch des Grafen ein durchaus unvorhergesehener sei.

– Thut nichts! sagte Brissac. Es ist nicht passend, daß ich mit ihm zusammentreffe. Er wird durch den Blumengarten kommen – wählen

wir einen entgegengesetzten Weg, damit man nicht sage, ich habe ihn begrüßt. Sie sind Zeuge, Don José.

Gewiß! antwortete Don José.

Brissac bat den Herrn von Entragues, bei den Damen seine Entschuldigung zu übernehmen, die diesen plötzlichen Rückzug begreiflich finden würden. Nachdem er ihn mit erkünstelter Kälte begrüßt, verließ er den Trostlosen.

Nun sagte Castil zu Brissac, der ihn mit sich fortzog:

– Wir sind bei diesem unvorhergesehenen Falle nicht zu Narren geworden, nicht wahr? Während Sie sich durch Ihre Entfernung dagegen verwahren, werde ich bleiben, damit man uns nicht mitspielt.

– Wie, Sie wollen mich allein lassen? fragte Brissac, indem er dem Spanier auf das Freundschaftlichste die Hand drückte. Dann würden Sie sich compromittiren. Ich bitte, kommen Sie!

– Ich wage Nichts! sagte der Hidalgo, der jetzt mehr als je überzeugt war, daß er eine ganze royalistische Verschwörung entdecken würde.

Herr von Brissac ging.

Der Spanier folgte Herrn von Entragues auf dem Fuße. Er kam noch zu rechter Zeit an, um zu sehen, wie der Sohn Karls X. und Marie Touchet zusammen trafen.

Der Graf von Auvergne benahm sich mit seinen zwanzig Jahren und seinem Titel als königlicher Bastard ganz vortrefflich. Er war genügend demüthig, und genügend unverschämt. Seine Mutter hatte ihn gelehrt, sich über alle Welt, sogar über sie selbst zu stellen.

Er betrat das Schloß wie ein Sieger, aber wie ein stolzer Sieger. Indem er seine Mutter grüßte, die ihm eine tiefe Verneigung machte, sagte er:

– Guten Tag, Madame! Bekennen Sie, daß ich hier ein Ereigniß bin. Ah, da bemerke ich auch Herrn von Entragues! Wahrhaftig, er ist wieder jung geworden! Ihr Diener, Herr von Entragues!

Herr von Entragues verneigte sich. Der junge Mann bemerkte den Spanier.

– Don José Castil, Kapitain im Dienste Sr. Majestät des Königs von Spanien! sagte Marie Touchet, die sich beeilte, dieser unangenehmen Vorstellung ein Ende zu machen.

Der Graf berührte nachlässig seinen Hut, und fragte:

– War der Herr bei Arques?

Der Hidalgo murmelte ein »Nein« der schlechtesten Laune, und zog sich hinter den Herrn von Entragues zurück. Dieser ergriff die Hand Henriettes, führte sie ihrem Bruder zu, und sagte:

– Fräulein von Entragues, die Sie nicht kennen, Herr Graf, denn Sie haben sie nur ein Mal gesehen, als sie noch Kind war.

Der Graf sah das schöne Mädchen an, das ihn wie einen Fremden grüßte. Nur betrachtete er sie mit einer Aufmerksamkeit, die weder dem Vater noch der Mutter entging.

– Aber im Gegentheil, ich kenne sie! rief er aus.

– Wie ist das möglich? fragte Marie Touchet.

– War sie gestern hier?

Dieser vertrauliche, fast geringschätzende Ton fiel den Entragues, selbst dem jungen Mädchen nicht auf, da sie zu neugierig waren, die Absicht des Grafen kennen zu lernen.

– Henriette ist gestern erst angekommen, antwortete Herr von Entragues.

– Woher?

– Aus der Normandie.

– Sie ist durch Pontoise gekommen?

– Ja.

– Zwei Laquaien haben sie begleitet?

– Ja.

– Sie ritt einen schwarzen Zelter, der mit dem rechten Fuße hinkte?

– Ja; aber woher wissen Sie das Alles?

– Als sie die Fähre verließ, blieb ihr Kleid an einem Pfahle hangen, so daß sie schwankte.

– Das ist wahr! rief die überraschte Henriette.

– Und im Fallen zeigte sie ein höchst elegantes Bein!

Henriette erröthete.

– Nun, mein Herr? fragte sie lächelnd.

– Nun, mein Fräulein, Sie können sich mit einem glücklichen Wurf schmeicheln! Sie haben eine schöne Eroberung gemacht.

– Ah! riefen der Vater und die Mutter zugleich, indem sie lächelten.

Der Graf fuhr in seiner cynischen Vertraulichkeit fort: Sie erinnern sich, eine kleine Bretterbude neben der Hütte der Fährleute, und in dieser Bude drei Männer gesehen zu haben?

– Ich weiß es nicht! stammelte Henriette.

– Gut, so sage ich es Ihnen. Wissen Sie auch, wer diese drei Männer waren? Ich, Herr Fouquet la Varenne, der auf dem Wege nach Medan war, und endlich . . . ah, dies ist das Beste bei der Sache! . . . der König!

– Der Bearner! rief Frau von Entragues.

– Nein, der König, entgegnete Herr von Auvergne, der König, der Fräulein von Entragues und ihr Bein gesehen hat. Der König, der vor Bewunderung laut seufzte und bis zur Tollheit in Fräulein von Entragues verliebt ist.

– Ist es möglich? sagte Marie Touchet mit einer Bescheidenheit vom besten Geschmacke.

– Welche Thorheit! stammelte Entragues, dem das Herz zu klopfen begann.

– Es ist vielleicht eine Thorheit, aber sie hätte Folgen haben können, wenn der Fährmann nicht den König gerufen hätte. Seufzend, daß er der Unbekannten nicht folgen konnte, betrat er die Fähre. Bis nach Pontoise haben wir von diesem braunen Gesichte und diesem runden Beine gesprochen. In Pontoise übernachteten wir. Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur eine Ahnung gehabt hätte, daß dieses Bein zu unserer Familie gehört!

Henriette ward feuerroth. Ihr Busen wogte, und eine Art unbestimmten Rausches bemächtigte sich ihres Kopfes. Nun hatte sie keine Eile mehr, nach ihrem Pavillon zu kommen; sich zierend nahm sie neben ihrer Mutter Platz, als ob sie den Bruder zu weitem

vertraulichen Mittheilungen aufforderte.

– Der König von Navarra hat einen guten Geschmack, sagte Marie Touchet.

– Gewiß, der König hat einen guten Geschmack, fügte der Graf von Auvergne hinzu, denn Fräulein von Entragues ist ein kleines Wunder.

– Der König wird sehr überrascht sein, sagte der Vater, wenn er von Ihnen erfährt, daß diese Unbekannte die Tochter eines edeln Hauses, daß sie die Schwester seines Freundes, des Grafen von Auvergne, ist. Und er wird es erfahren, denn Sie werden es ihm ohne Zweifel sagen.

– Warum? fragte Henriette mit Koketterie.

– Mordieu, rief der junge Mann, ich wette, daß er es bereits weiß, denn kein anderer als er hat mich heute hierher geschickt. »Benutzen Sie den Waffenstillstand und die Nachbarschaft, sagte er zu mir, um Ihre Mutter zu besuchen, damit sie mich nicht anklagt, daß ich Sie von ihr trenne.«

– Daraus geht noch nicht hervor, daß er etwas weiß! bemerkte Frau von Entragues.

– Bah, er konnte mir doch nicht sagen: »melden Sie dem Fräulein von Entragues, daß ich sie schön finde!« O nein, er geht mit mir behutsam um, und dann auch liegt es Herrn Fouquet la Varenne ob, solche Aufträge auszurichten.

– Aber wenn er Sie zu dem genannten Zwecke hierher geschickt hat . . . aus Neugierde . . . so mußte doch der König den Namen meiner Tochter wissen? sagte Frau von Entragues.

Ein spöttisches Lächeln umzog den Mund des jungen Mannes, als er die Fortschritte Marie Touchet's bemerkte, die fünf Minuten zuvor Heinrich nur *den Bearnier*, und ihn jetzt, dem Spanier in das Gesicht, *den König* nannte.

– Kennt nicht Varenne alle hübschen Gesichter in Frankreich? fragte er. Sie sind alle in seinem Verzeichnisse geordnet und mit Etiketten versehen. Bei Gelegenheit holt er nun eins heraus, wie ein Kellner ein Fläschchen aus einem Schranke holt.

– Es sind also in diesem Augenblicke Fläschchen auf dem Tische vorhanden, sagte Vater Entragues, um die Metapher fortzusetzen.

Der gute Mann bemerkte nicht, wie unanständig es war, ein solches Gespräch in Gegenwart eines jungen Mädchens zu führen.

– Wahrhaftig, nein! Der König hat bei der Marquise von Guercheville zu wenig, aber bei der Frau von Beauvilliers zu viel Glück gehabt – und doch hat er schon wieder eine andere Leidenschaft. Aber es muß scheinen, als ob ich enden wollte, bevor ich angefangen habe.

– Wer ist denn der Gegenstand dieser Leidenschaft? fragte Marie Touchet, die nicht minder gespannt war, als ihr Mann.

Henriette verschlang jedes Wort.

– Ein Fräulein aus dem Hause d'Estrées, wie ich glaube; man nennt die Gabriele. Wie man sagt, ist sie eine unvergleichliche Blondine. Ich kenne sie nicht.

– Nun? fragte der Vater Entragues.

– O, das sind Verwickelungen, aus denen nicht mehr herauszufinden ist! Eine Tochter, die sich gegen die Liebe empört – ein wilder Vater, der im Stande ist, seine Tochter wie ein Metzger aus dem Alterthume – ich habe seinen Namen vergessen – zu tödten; der König wird dessen müde werden, wenn er es nicht schon ist. Unsere werthe Majestät seufzt tief, aber nicht lange. Der Augenblick ist günstig, man muß ihn ergreifen, um . . .

– Um? rief Marie Touchet mit erkünstelter Würde.

Entragues rief dasselbe mit erkünstelter Ueberraschung. Henriette mit erkünstelter Schaam.

– Um Königin zu werden, ohne Zweifel! antwortete ironisch der cynische junge Mann. Zumal, da unser König seine Ehe mit der Königin Margarethe auflösen wird. Dies hängt nur noch an einem Faden.

– Bah! sagte Marie Touchet. Der König wird seine unbekannte Schöne in diesem Augenblicke vergessen haben.

– Wenn wir nämlich annehmen, daß er je an sie gedacht hat!! fügte Henriette erröthend hinzu.

In Deuil schlug es acht Uhr.

Der Abendwind trug jeden Schlag langsam und deutlich, wie eine dringende Mahnung, an Henrietten's Ohr. Aber sie erwachte nicht aus ihrem Sinnen.

– Acht Uhr! rief die Mutter, um dem Gespräche eine neue Wendung zu geben.

Nun erwachte Henriette; sie schrak zusammen. Vater und Mutter wechselten einen Blick, der bedeutete:

– Schicken wir das Kind fort, daß wir offener mit dem Grafen von Auvergne reden können.

Ein Geräusch, als ob ein Zweig im Parke zerbräche, und das Wiehern eines Pferdes in der Nähe des Pavillons unterbrach das eingetretene Schweigen.

Henriette's Stirn verdüsterte sich; sie verließ ihren Platz.

Die Nacht sank auf die großen Bäume herab. Die unter dem dichten Blätterdache sitzenden Personen sahen sich kaum noch.

Der Spanier, der während dieser seltsamen Scene in jedem Worte einen geheimnißvollen Sinn gesucht, und die trivialste Phrase des Grafen von Auvergne für eine diplomatische Chiffer gehalten hatte, war von den Zusammenstellungen, die sein Gehirn durchkreuzten, so ermattet, daß er seine Abreise ankündigte. Als Grund gab er den Schluß der Thore an, der um neun Uhr erfolgte.

Aber der eigentliche Grund war der, daß er dem Herrn von Brissac folgen wollte, dessen so schnelle Entfernung ihm, wenn auch ein wenig spät, Besorgnisse einzuflößen begann.

– Ich werde ihn wieder einholen, dachte der Spanier. Er nahm Abschied. Entragues geleitete ihn sehr höflich. Aber der Schloßherr versagte ihm die Aufmerksamkeit, die er gewöhnlich seinen liguistischen Freunden bewiesen hatte.

Diese plötzliche Kälte nach so vielen Freundlichkeiten schien Marie Touchet am unrechten Platze zu sein. Sie flüsterte es deshalb leise ihrem Manne zu.

– Es würde eben nicht gastfreundlich erscheinen, antwortete Entragues, wollte ich einem Liguisten in Gegenwart eines Royalisten

so viel Freundschaft bezeigen. Der Kapitain ist Spanier, es ist wahr; aber der Herr Graf von Auvergne ist der Sohn des Königs, und Ihr Sohn!

Entragues beeilte sich, mit Castil abzubrechen. Castil's sehnlichster Wunsch war erfüllt.

Henriette verschwand in der Dunkelheit, ohne zu grüßen; sie hatte sich vorgenommen, so rasch als möglich zurückzukehren.

Frau von Entragues blieb mit dem Grafen von Auvergne allein. Schon bereitete sie sich vor, ihn von Neuem zum Reden zu veranlassen, als ein Page herbeieilte und anmeldete, daß ein Edelmann in voller Hast von Medan angekommen sei und die Frau vom Hause zu sprechen verlange.

– Seinen Namen? fragte die Schloßherrin.

– Laramée.

– Er mag warten.

– Legen Sie sich keinen Zwang an, sagte der Graf von Auvergne – empfangen Sie ihn.

– Er sagte, fügte der Page hinzu, daß er Nachrichten überbrächte.

– Und sehr wichtige Nachrichten! rief Laramée, der sich vor Ungeduld kaum zu fassen vermochte und dem Pagen auf dem Fuße gefolgt war.

– So kommen Sie, Herr von Laramée, sagte Frau von Entragues besorgt. Kommen Sie, der Herr Graf von Auvergne erlaubt es.

2.

Von einer schlecht gefügten Mauer und einem schlecht verschlossenen Fenster.

Laramée hatte ein gutes Aussehen verloren, als er sich vorstellte. Die schnelle Reise, die Folgen der am Tage gehaltenen Aufregung, und das Brüten über einen schlechten Gedanken hatten seinem Gesichte einen düstern Ausdruck verliehen.

Frau von Entragues brannte zwar vor Begierde, mit ihm allein zu sein, aber sie wagte es nicht, ihn sofort bei Seite zu führen. Die Intelligenz des jungen Mannes, oder vielmehr eine Bosheit, kam ihr zu Hilfe.

Da Laramée wußte, daß der Graf von Auvergne, ein Royalist, anwesend war, begann er:

– Ich bringe Ihnen eine verdrießliche Kriegsnachricht, Madame.

– Wie, eine Kriegsnachricht? fragte Herr von Entragues, der jetzt zurückkehrte, nachdem er dem Spanier das Geleit gegeben. Sind wir denn im Kriege, Herr von Laramée?

Dann wandte er sich zu dem Grafen von Auvergne und erklärte ihm, daß Laramée der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers sei.

– Wir haben Frieden, oder vielmehr wir sollten ihn haben, mein Herr, antwortete der junge Mann; aber dies steht unglücklicherweise nur auf dem Papiere. Aber in Wirklichkeit haben wir Krieg, denn heute haben die Soldaten des Bearners . . .

– Des Königs! sagte Herr von Entragues, den ein Runzeln der Stirn des Grafen von Auvergne unruhig gemacht hatte.

– Soldaten, fuhr Laramée in zorniger Aufwallung fort, Soldaten haben den Eingang in unser Haus erzwungen, Lebensmittel erplündert, und zuletzt Feuer angelegt.

– Feuer angelegt! rief Frau von Entragues.

– In Ihrer Scheure, Madame, in der die ganze Erndte von diesem Jahre für Ihren Jagdbedarf aufgespeichert lag.

Auf ein Zeichen ihres Mannes schwieg Frau von Entragues; aber das Schweigen dieser beiden Personen war beredt; sie erwarteten, daß der Graf von Auvergne seine Ansicht aussprechen solle.

Dieser aber verlor nicht einen Augenblick den kalten Spott, der in seinem Lächeln lag.

– Welche Soldaten haben das gethan? fragte er.

– Man nennt sie die Garden.

– Ah, die Garden! Gut; aber die Waffenstillstands Convention enthält einen Artikel . . .

Laramée beantwortete den Spott durch Spott.

– In unserm Lande, antwortete er, zünden die Soldaten unsere Speicher mit dem Papiere dieses Artikels an.

– Haben Sie sich nicht bei einem Chef beklagt? fragte der Graf.

– O gewiß, mein Herr!

– Nun? fragte Herr von Entragues.

– Man hat mir den Vorschlag gemacht, mich hängen zu lassen.

Der Graf von Auvergne brach in ein so heftiges Gelächter aus, daß Laramée in eine fürchterliche Wuth gerieth.

– Der Herr Graf ist ein guter Royalist! murmelte er, indem er die Zähne zusammenbiß und die Fäuste ballte.

Marie Touchet schien sich ein wenig darüber zu ärgern, daß der Sohn Karls IX. so vergnügt war; aber Herr von Entragues, den der Zorn des Gutsbesitzers und die Höflichkeit des Hofmanns verwirrt gemacht, lächelte nach der einen, und drohte nach der andern Seite wie eine Doppelmaske.

– Ich wette, daß er sich an Crillon gewendet hat! fügte Herr von Auvergne hinzu, indem er sich vor Lachen die Seiten hielt.

– Gerade an ihn, sagte Laramée, und es war eine große Dummheit von mir, ich habe es empfunden. Darum werde ich mich künftig nicht mehr beklagen, ich werde mir selbst Gerechtigkeit verschaffen.

– Man wird Sie viertheilen, mein armer Bursche! rief der Graf,

indem er wieder zu lachen begann. Doch, das ist Ihre Sache!

Mit der ihm eigenen Geschicklichkeit, einem compromittierenden Gespräche auszuweichen, drehte er sich auf den Absätzen herum, und ergriff den Arm des Herrn von Entragues, der sich über ein verbranntes Stroh durch die Hoffnung auf eine andere Unterhaltung mit seinem Stiefsohne tröstete.

Laramée blieb mit der Schloßfrau allein. Frau von Entragues saß mit gesenktem Haupte da. Sie fühlte die Beleidigung, sie fühlte das Zittern Laramée's. Aber sie wagte es nicht, ihrer Aufregung in Gegenwart des Grafen von Auvergne Worte zu geben.

– Beruhigen Sie sich, sagte sie zu dem jungen Manne. Der Verlust ist zu ersetzen.

– Es ist wahr, Madame! sagte Laramée leise. Man kann ein Feuer löschen. Es erlischt oft von selbst. Aber wie soll man ein Geheimniß verlöschen, das die Ehre einer Familie verschlingt?

– Was wollen Sie sagen? rief Marie Touchet mit einer neuen Anwandlung von Schrecken.

– Der Verlust der Scheure ist das kleinste von den Unglücksfällen, die uns betroffen. Auch ist er der Grund eines so hastigen Besuches nicht. Sie erinnern sich, Madame, daß Ihre Ländereien in Verin an die unserigen grenzen, daß mein Vater dem Herrn von Entragues kein Fremder ist, und daß ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit Ihren Töchtern erzogen ward?

– Ohne Zweifel, ich erinnere mich dessen.

– Für die ältere, für Fräulein Henriette, hegte ich eine lebhaftere Freundschaft . . . Sie wußten warum . . .

Marie Touchet machte eine Bewegung der Ungeduld.

– Sie berechtigten mich dazu, sagte Laramée, und zwar an dem Tage, wo Sie mir, als einem Ihrer Verwandten, anvertrauten, daß Fräulein Marie, ein Kind noch, Gefahr lief, sich zu compromittieren, indem sie leichtsinnig einem Ihrer Pagen einen Ring geschenkt habe. Gott ist mein Zeuge, daß ich mich darüber nicht so beunruhigt habe wie Sie; Marie war kaum zwölf Jahre alt, und ich nannte diesen Fehler einen unbesonnenen Streich, der keine Folgen haben könne;

aber Sie riefen meine ergebene Freundschaft an . . .

– Ja, ich weiß Alles! antwortete hastig die Schloßfrau. Sie haben diesen Ring genommen und zurückgebracht. Dadurch haben Sie mir einen sehr großen Dienst geleistet, den ich gebührendermaßen zu würdigen wissen werde.

– Ich hoffe es, Madame! sagte Laramée zitternd. Denn ich habe mein ewiges Heil verscherzt, um Ihre Ehre zu rächen: ich habe einen Menschen getötet! Seit jenem Tage sind mir noch mancherlei Dinge bekannt geworden, die ich nicht wußte.

– Wie? fragte Marie Touchet unruhig.

– Ja, Madame, ich glaubte, daß man einen toten Menschen nicht wiedersähe, und daß ein begrabenes Geheimniß nie wieder an das Licht käme. Ich habe mich getäuscht: das bleiche und düstere Gesicht des hugenottischen Edelmanns schwebt stets vor meinen Blicken, leuchtend bei Nacht, leichenfarbig bei Tage. Das Geheimniß, Madame, besitzen wir, Sie und ich, nicht allein. Ein junger Mann, der mir in dem Lager der Garden entgegentrat, als ich die Bestrafung der Räuber forderte, flüsterte mir unser so theuer erworbenes Familiengeheimniß in das Ohr.

– Er hat es Ihnen gesagt?

– Aumale . . . die Dornhecke . . . den ermordeten Edelmann!

– Und . . . der Ring?

– Auch den Ring mit seinem Wappen.

– Mein Gott! Wer ist denn dieser junge Mann?

– Ich kenne seinen Namen nicht, aber seine Gestalt werde ich nie vergessen. Ein Etwas sagt mir, daß ich ihn wiederfinden werde.

– Man wird ihn wiederfinden müssen! sagte Marie Touchet düster.

– Von wem kann er erfahren haben, was wir Beide allein zu wissen glaubten? Forschen wir in Ihrer Familie nach. Sollte Fräulein Marie die Wahrheit gewußt haben?

– Sie hat sie nie gewußt; Marie ist in einem Kloster. Da sie bestimmt ist, das Gelübde abzulegen, brauchte sie sich um Dinge dieser Welt nicht mehr zu kümmern. Außerdem erinnert sich ein Kind . . .

– Hat sie vielleicht ihrer Schwester Henriette ihren Kummer anvertraut?

Mit einer ungewöhnlichen Sicherheit sagte Frau von Entragues:

– Nein, nein! Marie nicht, und wenn es Henriette wäre, so müßte sie einen sehr sichern, einen sehr innigen Vertrauten gefunden haben.

Laramée schien sie zu verstehen, denn in seinem Gesichte sprach sich eine schreckliche Drohung aus.

Frau von Entragues fügte rasch hinzu:

– Wir haben keine günstige Zeit zu einer Unterhaltung über diesen Gegenstand gewählt. Der Herr Graf von Auvergne bringt diesen Abend, vielleicht auch die Nacht bei uns zu. Bleiben Sie im Schlosse, wir werden später eine Gelegenheit finden, diese Unterhaltung wieder aufzunehmen.

Laramée war in ein so tiefes Nachdenken versunken, daß er diese Worte kaum hörte. Er bemerkte nicht mehr, daß Marie Touchet daran lag, ihn zu entfernen. Dieses Nachdenken entging ihr nicht, und da sie klarer sah, oder mindestens nicht zerstreut war, hielt sie es für einen stummen Vorwurf.

Wahrscheinlich hielt sie es für gefährlich, den jungen Mann unter dem Einflusse eines so übeln Eindrucks zu entlassen, denn sie berührte leicht seinen Arm und sagte:

– Wie geht es Ihrem Herrn Vater?

– Nicht gut. Seine Wunde wird schlecht abgewartet. Wir haben keinen Arzt und die jetzige Hitze wirkt auf Verwundungen sehr schlecht ein.

– Ich bitte Sie nicht, das Abendessen mit uns ein zunehmen, sagte Marie Touchet nach dieser Höflichkeitsform – der Herr Graf von Auvergne liebt die neuen Gesichter nicht, und dann auch haben Sie sich ihm ein wenig zu sehr als Liguist gezeigt.

– Ist es Ihnen lieber, wenn ich nach Medan zurück kehre? fragte kalt Laramée.

– O, das sage ich nicht!

– Legen Sie sich keinen Zwang an, fuhr bitter der junge Mann fort.

Mein Pferd ist zwar ein wenig müde, aber ich werde hier ein frisches nehmen. Ich möchte nicht, daß mein trauriges Gesicht den Herrn Grafen von Auvergne trübe stimmt. Aber bevor ich scheidet, bitte ich Sie um die Gefälligkeit, Fräulein Henriette zu grüßen, die ich seit so langer Zeit nicht gesehen habe. Sie muß sehr schön geworden sein.

Obgleich diese Worte mit ruhigem Munde gesprochen wurden, so hatten sie doch etwas Unheimliches, ähnlich dem Schweigen, das den Gewittern vorangeht.

Frau von Entragues fand nicht, daß die Entfernung eines lästigen Gastes zu theuer erkauft sei.

– O, es ist sehr gerecht, daß Sie Henrietten sehen! sagte sie. Sie war vor einem Augenblicke noch hier. Ich glaube, sie hat sich in ihr Zimmer zurückgezogen. Sie kennen den Weg nach dem Pavillon, nicht wahr?

Gehen Sie dorthin und klopfen Sie an die Thür, Henriette wird Ihnen öffnen, oder in den Park herunterkommen. Ich verlasse Sie jetzt, um meinen Sohn wieder aufzusuchen.

Fast freudig verbeugte sich Laramée. Er hatte die Erlaubniß, Henrietten zu besuchen. Frau von Entragues entfernte sich; auch sie war zufriedengestellt, denn sie fürchtete die Mitschuld Laramée's mehr, als die eines Andern. Laramée war für sie nicht mehr ein Vertrauter, er war ein Gläubiger, mit dem sie in einem Augenblicke der Noth eine Schuld eingegangen, deren Wiederbezahlung eine Unmöglichkeit war.

– Wer weiß, dachte sie auf dem Wege zu ihrem Sohne, ob dieser Laramée nicht deshalb von einem Phantome und von Wiederauferstehung unseres Geheimnisses spricht, um mich zu erschrecken und zu zwingen, ihm Henriettes Hand zu bewilligen! Aber ist die Gefahr jetzt entfernt? Die abwesende Marie kann keine Erklärungen geben. Henriette wird sich nicht selbst verrathen, auch wird sie sich von diesem lästigen Laramée schon loszumachen wissen.

So denkend setzte sie ihren Weg fort.

– Es ist ersichtlich, fügte sie hinzu, daß Laramée mir diese Schlinge legt. Jener junge Mann, der ihn in dem Lager der Garden

so erschreckt hat, ist eine erfundene Person; ich habe Marien angeklagt, um Henrietten, meine ältere, meine Lieblingstochter, zu rechtfertigen – jetzt muß ich mich der Ersteren wieder annehmen. Aber wenn Urbain vor seinem Tode diesem jungen Manne Alles erzählt hätte, so hätte er doch den Namen Mariens nicht ausgesprochen. Ah, Laramée glaubt mich zu betrügen, und er ist der Betrogene. Oder sollte Henriette unsere Fabel Jemandem anvertraut haben – vielleicht jenem geheimnißvollen, jungen Manne? . . . Aber wann? Wie? Zu welchem Zwecke? Unter welchem Einflusse?

Wie alle listigen und ränkesüchtigen Leute, so stieß auch Frau von Entragues hier an eine unbekante Klippe. Sie konnte den so einfachen Grund nicht wissen, der die verstellten Vertraulichkeiten des jungen Mädchens hervorgerufen hatte. Dieses Nichtwissen beruhigte sie völlig; sie erlangte ihre vorige Sicherheit wieder. Das Erwachen mußte ein schmerzliches sein.

Kaum war sie wieder bei Herrn von Entragues und dem Grafen von Auvergne, so verflogen alle diese düstern Bilder. Sie fand die beiden Hofleute in voller Beschäftigung, die blühende Kette ihrer Schande zu flechten. Man sprach nun zu drei von glücklichen und unglücklichen Erfolgen; man zergliederte die Schönheiten und die Mängel; man sprach von der Vergangenheit, von berühmten Zeitpunkten, von dem Ruhme der Familie; man ging die Verse des Desportes und Karls IX. durch.

Was konnte man nicht. Alles von einem neuen Fürsten erwarten? Er war zwar ein wenig geizig, aber sein Herz würde eine Börse schon öffnen.

Wenn der König seinem Glauben entsagte, so hatte er seine Glücksfälle. Blieb er Hugenott, so würde er sich nicht weniger mit seinem Schwerdte doch endlich eine sehr hohe Stellung in Frankreich erringen. Wenn er nicht König wurde, so würde er doch stets ein Held bleiben, den England und die ungeheure Partei der Reformierten unterstützte. Sein Haus würde ein Palast sein, wenn nicht sogar ein Hof. Was war nun zu fürchten, wenn man dem Glücke eines solchen Fürsten folgte? Das Schlimmste war eine gute Heirath und das Königthum von Navarra, nachdem die Königin

Margarethe ausgeschlossen.

Solche Träume baute man auf den Abdruck, den der niedliche Fuß eines jungen Mädchens in dem Sande zurückgelassen hatte.

Die drei Gäste nahmen fröhlich das Abendessen ein. Sie sprachen von diesen Abscheulichkeiten in verblühten Worten, wie Banditen die Diebessprache reden, um den Dienern kein Aergerniß zu geben, oder vielmehr, um diese herrlichen Pläne nicht profanen Ohren anzuvertrauen.

Der Gegenstand dieser Combinationen war nicht gegenwärtig. Henriette kam, um sich bei der Mutter zu entschuldigen, daß sie nicht bei Tische erschiene. Sie wäre erschöpft, sagte sie, und zöge es vor, in ihrem Zimmer allein der Ruhe zu pflegen; sie hätte selbst ihre Kammerfrau verabschiedet. Da Marie Touchet glaubte, daß sie sich mit Laramée unterhielte, so hütete sie sich wohl, ihre Tochter zurückzuhalten. Der Graf von Auvergne beklagte sich über die Freiheit nicht, die ihm aus Henriette's Abwesenheit erwuchs; er benutzte sie nach allen Richtungen, denn nachdem er Küche und Keller tüchtig zugesprochen, richtete er seine Angriffe auf die mütterliche Kasse.

Dieser falsche Prinz war ein großer, ein sehr gefährlicher Taugenichts. Wie vielmal in seinem Leben wäre er schon gehängt worden, wenn sich sein Vater Touchet, oder selbst Entragues genannt hätte!

Nachdem er geschickt von der Gunst gesprochen, deren er sich bei Heinrich IV. erfreute, schilderte er die große Armuth, die verhinderte, daß diese Gunst eine ergiebige Quelle für ihn werde.

Er besaß Geist und Gewandtheit, um Alles zu sagen. Zunächst ergötzte er seine Wirthe, und nachdem er sie weidlich lachen gemacht, wie er sie für sich selbst zu interessieren gewußt, hielt er seine Sache für gewonnen.

Frau von Entragues gab wirklich ihrem Manne ein Zeichen. Der gefällige Stiefvater bot auf die artigste Weise von der Welt, wie es sich einem Prinzen zu bieten geziemt, zweihundert Pistolen, ein Geschenk Karls IX.

Der Graf nahm sie an, und begann wieder zu trinken. Nun schickte

man die Diener und die Pagen fort, um ohne allen Rückhalt reden zu können.

Herr von Auvergne brachte nun neue Beweise von dem Eindrucke, den Henriette auf den König ausgeübt. Für ihn, den bereits Trunkenen, gab es keine Schwierigkeiten mehr: die erste Person, die das Schloß betreten würde, mußte nach seiner Meinung Heinrich IV. sein, der kam, um sich Henrietten's Hand von den Eltern zu fordern.

Der Graf nannte den König schon Schwager, und Herr von Entragues hätte bald gesagt: »Nehmen Sie sie, mein lieber Schwiegersohn!«

In dieser traulichen Unterhaltung verfloß eine halbe Stunde. Frau von Entragues schlürfte mit der größten Sicherheit das Gift dieses Versuchers ein. Da erregte plötzlich ein sonderbares Geräusch an dem Fenster der großen Thür ihre Aufmerksamkeit.

Sie allein saß mit dem Gesichte dieser Thür zu; Entragues und der Graf wandten ihr den Rücken. Die Nacht draußen war eben so schwarz, als der Saal hell erleuchtet war.

Ein bleicher Gegenstand, aus dem zwei Feuerpunkte hervorglühten, heftete sich an die Fenster, und Frau von Entragues erkannte das Gesicht Laramée's, das von einem Ausdrucke verzerrt ward, wie sie es nie gesehen.

Neben diesem erschrecklichen Gesichte bewegte sich unaufhörlich ein Finger; das Zeichen des Rufens war nicht zu verkennen. Wenn man diese gebieterische Vertraulichkeit und die Unschicklichkeit dieses Zeichens, der Schloßfrau gegenüber, bedenkt, so wird man den Schrecken. Marie Touchet's begreifen, die, trotz ihrer empörten Würde, stets diesen verwünschten Finger hinter dem Fenster sah, der ihr sagte: Komm!

Ohne die Aufmerksamkeit der beiden Männer zu erregen, die in diesem Augenblicke ihre Herzen und ihre Gläser vereinigten, erhob sie sich. Sie gehorchte Laramée's Winke, und ging in den Garten hinaus.

- Was giebt es noch? fragte sie würdevoll. Sind Sie toll, mein Herr!
- Vielleicht, Madame, denn ich fühle nicht mehr, daß ich einen

Kopf habe.

– Was wollen Sie von mir?

– Folgen Sie mir, ich bitte Sie! Laramée' schauderte zusammen: Seine kalten Hände hatten die der Frau von Entragues ergriffen.

– Wohin führen Sie mich? fragte sie, ernstlich erschreckt über diese rauhe Stimme, über diesen fürchterlichen Blick.

– Zu dem Pavillon Fräulein Henriettes.

Frau von Entragues zitterte, ohne zu wissen warum.

– Wen werde ich dort sehen, meint Herr?

– Ich weiß nicht, ob Sie sehen werden – aber hören werden Sie sicherlich.

– Erklären Sie sich.

– Zunächst sagen, Sie mir, Madame, ob Sie wußten, daß Fräulein Henriette diesen Abend einen Besuch erwartet?

– Keinen, den zu empfangen ich die Erlaubniß gegeben!

– Dann müssen Sie mir folgen!

Laramée stützte den zitternden Arm der Frau von Entragues auf den seinigen, und führte sie schneller, als es die Etikette erlaubte, nach dem Orte des Parks, wo sich unter Feigenbäume der Pavillon erhob.

– Die Thür ist zu sagte er leise. Als ich vorhin anklopfen wollte, hörte ich dort oben durch ein ungeschickt offen gelassenes Fenster Stimmen.

– Wie, Stimmen? Henriette ist allein!

Ohne zu antworten, streckte Laramée den Arm gegen das Gebäude aus. Zwar waren die Laute, die aus dem Pavillon drangen, unverständlich, aber es ließ sich unterscheiden, daß sie von einer Stimme gesprochen wurden, die nicht dem jungen Mädchen angehörte.

Marie Touchet horchte.

Bald hörte sie die Stimme Henriette's, die einer an dem antwortete. Dann vereinigten sich zwei Stimmen lebhaft zu einem Duett, das eben nicht die reinste Harmonie verrieth.

– Dort oben ist ein Mann! flüsterte leise die Mutter. Laramée nickte

mit dem Kopfe.

– Wie kann ein Mann Zutritt zu Henrietten gefunden haben? Laramée führte Frau von Entragues zu der Mauer, die den Park einschloß. Durch einen Riß in dieser Mauer zeigte er ihr auf der andern Seite derselben ein Pferd, das ruhig gras'te und seines Herrn wartete.

– Ich werde meine Tochter rufen! sagte Marie Touchet.

– Sie wird den Mann durch das Fenster entlassen, sagte Laramée. Haben Sie einen Schlüssel zu der untern Thür.

– Ja! Ich werde ihn holen.

Laramée hielt sie zurück.

– Sie werden vielleicht die Riegel vorgeschoben haben, und das Geräusch, das Sie bei dem Oeffnen dieser Thür verursachen, wird sie aufmerksam machen.

– Was ist zu thun?

– Hat dieser Pavillon zwei Ausgänge?

– Nein, wenn man das Fenster, das nach den Feldern hinausgeht nicht einen Ausgang nennen will.

– Das ist ein Ausgang. Da man durch das Fenster zu Fräulein Henriette eintritt, kann man sie auch durch das Fenster wieder verlassen.

– Nun, einen andern kenne ich nicht.

– Madame, klopfen Sie an die untere Thür. Wenn Fräulein Henriette Ihre Stimme erkennt, wird sie nicht umhin können, Ihnen die Thür zu öffnen.

– Aber das Fenster?

– Ich übernehme es, das Fenster zu beobachten, sagte Laramée. Auf dieser Seite soll Niemand entschlüpfen, dafür stehe ich! Klopfen Sie, Madame!

Er verschwand zwischen den Bäumen.

3.

Geld und Blei.

Das hinter der Mauer grasende Pferd gehörte Herrn Esperance. Der junge Mann war in dem Augenblicke angekommen, als es in Deuil acht Uhr schlug. Freudig erkannte er sogleich den Ort.

Liebende sind ausgezeichnete Topographen. Henriette hatte ihren Pavillon und die Umgebungen desselben so vollkommen beschrieben, daß Esperance ohne Mühe die Andeutungen seiner Geliebten erkannte. Da er bei der Untersuchung des Schlosses die gebahnten Wege vermied, war er der Mauer gefolgt, und diese hatte ihn natürlich zu dem Pavillon geführt, der den einen der Winkel bildete.

Unter dem Laubdache der Bäume war es bereits dunkel. Esperance sandte einen langen Blick nach allen Seiten, und als er in weiter Ferne nur Landleute sah, die nach ihren Hütten zurückkehrten, sprang er vom Pferde.

Das arme Thier hatte mit Ungeduld auf diesen Augenblick gewartet. Es kam fast um vor Hunger und Durst. Ein Bächlein rieselte an seinen bestaubten Füßen vorüber, und junge Baumschößlinge mit langem Kraute gemischt boten sich dem Thiere als Entschädigung für das lange Fasten dar.

Es senkte seine dampfenden Nüstern in das frische Wasser, und Alles war vergessen: die Hitze des Tages, der anstrengende auf, und die ungerechten Sporen.

Nachdem sich Esperance überzeugt, daß der Halfter gut und lang genug war, um seinem Pferde eine Stunde freie Weide zu lassen beschwingter sich mit den Vorbereitungen zum Einsteigen. Das Werk war nicht schwer zu vollbringen, und der Augenblick war gut gewählt.

In der nächsten Umgebung war Niemand zu hören Und zu sehen;

selbst auf dem Balcon zeigte sich keine er wartende Person. Und wozu wäre das auch gut gewesen? Vielleicht lauschte Henriette hinter den Vorhängen. Die Hauptsache war das geöffnete Fenster, und man sah deutlich, daß die beiden Fensterflügel offen standen.

Esperance setzte den Fuß auf den Sattel des Pferdes, ergriff mit den Händen einen Zweig, setzte den andern Fuß auf einen höhern Zweig, und schwang sich empor. Das Ganze war das Werk von vier Secunden.

Zwar knackte es in den Zweigen, zwar erhielt er einige Risse in den Rock und in die Haut, aber was thut's? Wächst die Haut nicht wieder zusammen, treiben die Zweige nicht wieder? Die alten Feigenbäume haben Saft genug, und die jungen Leute nicht minder.

Esperance stand auf dem Balcon und sah vorsichtig in das Zimmer. Es war leer.

Er schlüpfte hinein, damit man ihn von draußen nicht sehen konnte. Das mit grünem Damast tapezierte Zimmer kam ihm groß und düster vor. Das polternde Geräusch erschreckter Vögel in einem großen Käfig erschreckte Esperance im ersten Augenblicke, dann lächelte er darüber. Draußen wieherte sein Pferd, als ob es ihm einen Abschiedsgruß nachriefe.

Als der junge Mann sich allein sah, begann er das Zimmer zu untersuchen. Es hatte nur ein Fenster, das nach dem Balcon hinausging, dasselbe also, durch das Esperance eingetreten war. Links befand sich ein kleines Kabinet, das durch ein mit Eisenstäben vergittertes Fenster ein Licht von dem Parke aus erhielt. Es mußte dies Kabinet Henriettes Schlafzimmer sein, denn es fand ein Bett darin.

Das Zimmer eines geliebten Mädchens ist wahrlich kein Schauspiel, das ein zwanzigjähriges Herz kalt und ruhig läßt! Bei dem Anblicke dieses Gemachs ward Esperance von einer ungewissen zärtlichen Rührung ergriffen. Henriette war ihm die angebetete Geliebte schon nicht mehr, die Worte Crillons tönten noch vor seinen Ohren und raubten ihr den schönsten Zauber. Esperance klagte sie nicht mehr der Schwachheit, sondern der Lüge an. War er begehrlieh nach ihr? Das ist möglich. Liebte er sie noch?

Das ist zweifelhaft. Liebte er sie weniger? Das ist sicher.

Esperance war traurig geworden, er seufzte. Da ließ sich plötzlich das Geräusch eines Riegels vernehmen den man im Innern bewegte. Hastige Schritte ertönten auf der Treppe Esperance fühlte, daß ihn sein ganzer Muth verließ. Der Schritt einer herbeieilenden Geliebten erweckt stets ein Echo in unserm Herzen.

Der junge Mann hatte bereits Crillon, die Vorwürfe und die vorbereitete Einleitung zu dem anzustellenden Verhöre vergessen. Er verbarg sich aus Vorsicht hinter den Falten des Vorhangs, denn es war ja möglich, daß Henriette nicht allein kam. Als er sie aber ohne Begleitung eintreten sah, verließ er mit Liebe glühenden Augen und offenen Armen ein Versteck.

– Sind Sie da? fragte Sie in einem so seltsam trockenen Tone und so zerstreut, daß der junge Mann unwillkürlich erstarrte.

Wir wissen, daß er das Schlechte nicht glauben konnte, und daß ein Hauch ihres Lebens jede Wolke verscheuchte.

– Was haben Sie, fragte er die Geliebte. Verfolgt man Sie? Fürchten Sie sich?

Sie antwortete nicht. Mehr verwirrt als erschreckt wandte sie den Kopf hin und her.

– Wenn Sie wollen, fügte er hinzu, so trete ich den Rückweg über den Balcon an, und besteige mein Pferd wieder, um Sie ganz zu beruhigen.

Nach diesen Worten ging er zu dem Fenster. Sie hielt ihn zurück.

– Nein, sagte sie, später! Da Sie einmal hier sind, wollen wir auch ein wenig plaudern.

– Dieses »Da Sie einmal hier sind« erregte die Aufmerksamkeit Esperance's. Die Phrase erschien ihm unlogisch, wenn nicht unhöflich; aber sein Vorrath an Gefälligkeit und Redlichkeit war noch nicht erschöpft.

– Ja, meine theure Schöne, antwortete er, plaudern wir!

Und er umschlang Henrietten mit seinen Armen.

Um sich loszumachen, führte sie eine so geschickte und so rasche Bewegung aus, daß er sie kaum berührte. Dann setzte sie sich auf

einen Stuhl.

Esperance legte sein Schwerdt auf ein Zimmergeräth neben dem Balcon, und ließ sich neben Henrietten auf die Kniee nieder, indem er sich auf den Arm ihres Stuhls lehnte.

Nun heftete er auf das junge Mädchen einen Blick, in dem sich eine ganze Seele abspiegelte. Hätte Henriette diese edle Gestalt, diesen träumerischen und doch lächelnden Mund betrachtet, sie würde dem Verlangen nicht widerstanden haben, ihre Lippen darauf zu drücken. Aber auch sie träumte, und sah ihn nicht.

– Mir scheint, sagte Esperance sanft, Sie bezahlen mir meine Reise, und die Sehnsucht nach Ihnen, die mich in den drei Tagen unserer Trennung fast verzehrte, sehr schlecht. Meinem guten Pferde habe ich frisches Wasser, Kräuter und Liebkosungen gegeben. In Ermangelung des Hafers erklärte es sich damit zufrieden. Und Sie, Henriette, geben mir Nichts!

Henriette seufzte.

– Wetten wir, daß ich besser bin, als Sie, fuhr Esperance fort, und daß ich Nichts vergessen habe, was Ihnen gefallen, oder mindestens doch Zerstreuung gewähren kann. Erinnern Sie sich noch, als wir vor zehn Tagen in der Normandie am Rande unserer kleinen Fontaine saßen, als die Wassertropfen auf die Blätter des Nußbaums rieselten, und mich diese Diamanten bewundern ließen, die, wie Sie sagten, denen Ihrer Mutter glichen? Da goß ich diese glänzenden Tropfen auf Ihr schönes, schwarzes Haar aus, sie fielen auf Ihr reizendes Ohr, und ich trank alle diese Diamanten.

– Nun? fragte Henriette.

– Nun, ich habe sie nur scheinbar getrunken. Das Feuer meiner Küsse hat sie gehärtet. Ich gebe sie Ihnen haltbar und fest zurück, damit sie an Ihren Ohren bleiben.

Er bot ihr die Diamanten, die Crillon so bedauert hatte.

Sie hatten das Glück, ihr zu gefallen.

– Wie gut sind Sie! sagte sie.

– Ah, Sie geben es zu! rief dieses brave Herz in einer so ungeheuchelten Freude, daß sie jeder andern Frau unwiderstehlich

gewesen wäre. Erheitern Sie Ihr Gesicht, fügte er hinzu, und lassen Sie mich eine Henriette nicht mehr sehen, die ich nicht kenne, werden Sie wieder die reizende, angebetete Geliebte!

Bei diesem Worte hätte sie fast ihren Platz verlassen. Indem sie das Kästchen zurückstieß, das noch offen auf ihren Knien fand, sagte sie in demselben kalten Tone, den sie schon bei ihrem Eintritte angenommen hatte:

– Es ist nöthig, daß ich mit Ihnen rede!

Der überraschte Esperance nahm die Diamanten auf, und legte sie auf den Tisch.

– Ich weiß wahrlich nicht, sagte er würdevoll und ohne Aufregung, aus welchem Grunde Sie mit mir in einem solchen Tone reden. Der Aufenthalt in dem väterlichen Hause muß Sie zum Nachdenken veranlaßt haben.

– So ist es, Herr Esperance, ich habe nachgedacht.

– Herr? wiederholte der junge Mann, der sich nach und nach verletzt fühlte. Dann werde ich Sie Fräulein nennen.

– Unter Leuten, die bestimmt sind, sich zu trennen, wird es gut sein.

Esperance sah erstarrt das junge Mädchen an.

– Die Trennung ist unvermeidlich, fuhr sie fort, sie muß stattfinden. Meine Traurigkeit wird Ihnen sagen, wieviel es mich kostet, Ihnen dies auszusprechen.

– Sollte man unser Einverständnis entdeckt haben? fragte Esperance, dessen Leichtgläubigkeit unerschöpflich war.

– Beinahe!

– Durch Geschicklichkeit und Klugheit werden wir den Verdacht abwenden.

– Dies würde nicht genügen, Herr Esperance. Die ein Mal vermiedene Gefahr wird unfehlbar wieder ein treten. Es kommt. Alles darauf an, daß unser Geheimniß für immer unter uns erlischt, daß Sie mich genug lieben, um mich zu vergessen.

– Die beiden Worte »Lieben und Vergessen« lassen sich nicht mit einander verbinden, mein Fräulein. Warum fordern Sie, daß ich Sie

noch liebe, wenn Sie mich nicht mehr lieben?

– Das sage ich nicht. Man gehorcht immer der Nothwendigkeit.

– Welcher Nothwendigkeit?

– Es trifft sich in dem Leben einer Frau, daß man auf Grausamkeiten stößt.

– Wollen Sie sich verheirathen?

– Ich will es nicht, aber vielleicht meine Familie. Henriette sprach diese Antwort so trocken, so stolz aus, daß sich der junge Mann im tiefsten Herzen verletzt fühlte. Es schien ihm, daß man ihn mitleidslos angriffe, und daß es eine Feigheit sei, auf diesen Angriff nicht durch einen energischen Schlag zu antworten. Diesen rächenden Schlag hatte ihm Crillon unterwegs bezeichnet.

Er fuhr mit der zitternden Hand durch ein schönes Haar, und indem er die sitzende Frau durch einen ganzen Wuchs, durch die Schönheit seines Körpers und seiner Seele beherrschte, sagte er mit finsterer Stirn:

– Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob Sie klug handeln, wenn Sie Ihrer Familie die Sorge überlassen, Ihnen einen Mann zu suchen.

Sie sah ihn überrascht an.

– Ein Mann, fuhr er fort, wird viel verlangen. Er wird Rechenschaft über ganzes Leben fordern, und jede Ihrer Handlungen wird ihm Stoff zu Fragen und Nachforschungen liefern.

– Ich setze voraus, antwortete die erbleichende Henriette, daß diese Fragen und Nachforschungen nie ein mich entehrendes Resultat liefern.

Sie sind ein braver Mann, mein Herr – ich glaube es wenigstens – bei Ihnen wird man umsonst über mich anfragen. Nur Sie können mein Geheimniß entdecken . . . muß ich fürchten, daß es je geschieht? Mißtrauen Sie sich selbst, so sagen Sie mir, damit ich weiß, woran ich bin.

Das redliche Herz des jungen Mannes klopfte heftig dem Augenblicke entgegen, in dem er den großen Schlag ausführen wollte. Aber der giftige Blick seiner Feindin erfüllte ihn wieder mit Muth.

– Ihr Geheimniß, mein Fräulein, ist nicht gefährdet, sagte er bewegt. Ich rede nämlich von dem Geheimnisse, um das wir Beide wissen. Für dieses Geheimniß verbürge ich mich, aber nur für dieses allein. Auf die andern kann ich mich nicht einlassen.

– Was wagen Sie zu sagen? rief Henriette mit einer Herzbeklemmung, die völlig das wenige Blut aus ihrem Gesichte zog, das diese Unterredung noch darin gelassen hatte. Was für andere Geheimnisse könnte ich haben?

– Diese Geheimnisse gehen mich nicht an, mein Fräulein; aber Ihr Gatte wird sich darum kümmern. Anstatt, wie ich, zu glauben, daß Fräulein Marie von Entragues, ein Kind von zwölf Jahren, dem Pagen ihrer Mutter jenen Ring geschenkt hat, wird er Sie fragen, ob nicht Sie den Ring verschenkt haben, den Ihretwegen ein Mörder dem Leichnam Urbain's Du Jardin gestohlen hat.

Henriette ward leichenblaß. Sie stieß einen dumpfen Schrei aus. Der feste Blick und die kühne Rede des jungen Mannes machten sie erbeben.

Esperance kreuzte die Arme und wartete auf Antwort

– Wer hat Ihnen diesen Namen genannt? fragte sie in einer furchtbaren Angst.

– Gleichviel; ich weiß ihn, und das ist genug.

– Aber wessen klagen Sie mich an, indem sie diesen Namen mit dem meinigen zusammenstellen?

– Ich glaube es Ihnen bereits gesagt zu haben, mein Fräulein, und davon, daß Sie mich verstanden haben, liefert Ihre Bestürzung den Beweis.

– Ich fühle, daß man mich verleumdet, beleidigt . . . dies empört mich, das ist Alles! Aber wie kommt es, daß Sie mich heute eines Verbrechens beschuldigen, wegen dessen Sie mir vor drei Tagen noch keine Vorwürfe gemacht haben?

– Weil ich es erst seit zwei Stunden weiß.

– Warum aber, fuhr sie rasch fort, erinnerten Sie mich vor zehn Minuten, zu meinen Füßen, an unsere Liebe?

– Weil ich vor zehn Minuten noch hoffte – jetzt hoffe ich nicht

mehr:

– Was?

– Sie unschuldig zu finden.

– Nennen Sie mir die Verleumder!

– Was würde es Ihnen nützen, sie zu kennen? Sie haben mich vorhin verabschiedet – dies ist ein Zeichen, daß Sie mich nicht mehr lieben. Wenn man Leute nicht mehr liebt, braucht man sich auch nicht mehr um das zu kümmern, was sie denken.

– Mein Herr, ich halte wenig von der Achtung eines Mannes, der so wenig Vertrauen zu mir hegt, daß er mir das zuschreibt . . .

– Was man Ihrer armen abwesenden Schwester zu schreibt, die Sie beschuldigen lassen, ja, die sie selbst beschuldigen!

– Mein Herr, Sie beleidigen mich!

– Der Zorn ist keine Antwort.

– Die Beleidigung ist kein Beweis, und wenn Sie gekommen sind, um mich zu beleidigen, so hätten Sie besser gethan, nicht zu kommen.

Esperance war gut, aber er war nicht schwach.

Dieser neue Angriff erbitterte ihn.

– Ich bin nur gekommen, mein Fräulein, sagte er, um der von Ihnen erhaltenen Einladung zu folgen. Denn Sie haben mich aufgefordert, und glücklicher Weise trage ich den Brief bei mir. Wollen Sie mir vielleicht sagen, daß er nicht von Ihnen kommt? Eine Person, die mich so behandelt, kann nicht schreiben:

»Theurer Esperance, Du weißt, wo Du mich findest, Du hast weder die Stunde noch den Ort vergessen, den Deine Henriette, die Dich liebt, festgesetzt hat.«

– Nicht wahr, mein Fräulein, fügte er hinzu, in dem er den offenen Brief dem zitternden jungen Mädchen unter die Augen hielt, nicht wahr, Sie begreifen selbst nicht, wie es Ihnen möglich war, diese Zeilen zu schreiben? Sie begreifen nicht, wie Sie das, was hier geschrieben steht, haben denken können?

Mit Schrecken sah Henriette den Brief in der Hand des jungen Mannes. Esperance, der durch die Ausschüttung des ersten Zorns

ruhiger geworden war, legte das Billet wieder zusammen, und steckte es in die Börse zurück, die er an seinem Gürtel trug.

Henriettes Augen verschlangen dieses anklagende Papier; mit wüthenden Blicken sah sie es verschwinden.

– Ich bin also nur gekommen, begann der junge Mann wieder, um meine Rolle als Liebhaber fortzuspielen, die Ihre Lüge unterbrochen hat. Unterwegs habe ich Ihren Fehltritt und Ihre Lüge erfahren. Man rieth mir, wiederumzukehren. Ich war so schwach, daß ich mir vornahm, eine Erklärung von Ihnen zu fordern. Hier bin ich: Sie verweigern mir diese Erklärung, Sie weisen meine versöhnenden Vorschläge mit Drohungen zurück – ich nehme den Krieg an. Adieu, mein Fräulein, Adieu!

Er ging zu dem Fenster. Sein in feinen Zügen geschrieben.

Als Henriette sah, daß er sich entfernen wollte, ward sie von Verzweiflung ergriffen, denn er nahm ja den verhängnißvollen Brief mit sich. Sie eilte ihm nach, und ergriff mit allen Zeichen der Reue und Demuth seine Hände.

– Esperance, rief sie, bleibe! Du weißt ja, daß ich Dich liebe!

– Nein, antwortete er, ich weiß es nicht mehr!

– O, so begreife doch meinen Schmerz, meinen Wahnsinn! O, so begreife doch das Schreckliche meiner Lage!

– Warum treibt man mich fort?

– Du hast mich angeklagt!

– Warum belügt man mich?

– Erwinnere Dich, unter welchen Umständen! Laramée trägt die Schuld an Allem. Ich habe das Unglück, daß er mich liebt! Er schrieb mir bei meiner Tante einen lächerlich verwirrten Brief, den der Zufall in Deine Hände brachte. Du warst erstaunt, Du fragtest mich. In jenem verhängnißvollen Briefe war von einem Geheimnisse, von Marien, von der Ehre der Familie die Rede. Ich vertraue mich Dir an, ich erkläre Dir, daß Laramée sich Rechte über mich anmaßt, um sich für seine Ergebung bezahlt zu machen. In seinem Briefe spricht er nur von dem Fehlritte Marien's, da meine Mutter aus Zärtlichkeit für mich nur von meiner Schwester mit ihm gesprochen hat. Willst Du

nun, daß ich mich unnütz anklage und Gefahr laufe Deine Liebe zu verlieren, um meine jüngere Schwester zu rechtfertigen, die Du nie gesehen hast, nie sehen wirst? Deine Liebe ist mir mehr werth, als die Ehre! Ach, Du weißt es ja, daß ich wegen Deiner Alles vergessen habe! Wohlan denn, so verzeihe mir, Du bist nicht böse. Habe Mitleiden mit Deiner Geliebten, deren erste Liebe Du bist. Ich bin vielleicht leichtsinnig gewesen – aber nenne mir ein junges Mädchen, das es nicht wäre. Eine Unbesonnenheit ist kein Verbrechen. Verzeihung! Vergiß, Esperance! Ach, ich liebe Dich ja, und habe nie aufgehört Dich zu lieben!

Sie umschlang ihn mit ihren schönen Armen und küßte glühend seine Lippen.

– Aber Sie treiben mich doch fort! sagte er verwirrt.

– Verzeihe den Zorn einer edeln Seele, die sich über eine schmäbliche Beschuldigung empörte.

– Sie trieben mich fort, ehe ich eine Beschuldigung ausgesprochen.

– O mein Gott, so verzeihe noch einmal einem armen jungen Mädchen, das die Eltern umstricken, gefangen halten und vielleicht für immer von dem trennen, den es liebt. Mein Vater ist unerbittlich, und meine Mutter träumt von Verbindungen, die über mein schwaches Verdienst gehen. Ihren Argwohn erwecken, heißt meinen Tod herbeiführen.

– Sie werden wegen Ihrer Liebe zu mir nicht verloren sein, sagte Esperance. Bei mir haben Sie weder Armuth noch Schande zu fürchten!

– Sie kennen Ihre Eltern nicht, sagte sanft die Heuchlerin. Aus diesem Grunde werden die meinigen nie in unsere Verbindung willigen. Ach, jetzt sind Sie wieder vernünftig geworden, Sie sind nicht mehr der Wüthende, der ein armes Mädchen mißhandelt, dessen einziges Verbrechen das Unglück ist. Ich lese in Ihren schönen Augen, daß Sie vergessen haben . . . ich lese noch mehr darin . . . Lieben Sie mich noch immer?

– Ach, ich muß ja wohl! seufzte dieses zärtliche Herz. Ein Blitz des Sieges erleuchtete das bleiche Gesicht Henriette's.

– Ist es denn möglich, sagte sie, daß der Stolz eine schöne Seele bis zur Undankbarkeit, bis zur Undelicatesse verdreht?

Sie hüllte dieses bittere Wort in den Honig eines Kusses.

– Wie? fragte Esperance.

– Ja, Sie machen mir einen Beweis der Liebe, einen Brief zum Vorwurf.

– Ich habe ihn nicht zum Vorwurfe gemacht, ich habe ihn nur angezogen.

– Die Röthe steigt mir in das Gesicht. Er wirft mir meine Vertraulichkeit vor! Ach, und ich sagte mir in meinem Schmerze. »Wenn er sich heute mit diesem Briefe gegen ich bewaffnet, heute, wo er mich noch liebt, welchen Gewinn wird er einst davon machen, wenn er mich nicht mehr liebt?«

Auch dieser neue Gifftropfen ward durch einen Kuß versüßt.

– Glauben Sie, daß ich Ihnen bis zu diesem Grade feindlich gesinnt bin?

– Sie nicht! Aber man wird auf Sie einwirken. Sie sind für Alle schwach, nur nicht für mich, und sind wir einmal getrennt . . . Ach, mein theurer Esperance, wenn Ihre Schwachheit oder ein unglücklicher Zufall diesen Brief in fremde Hände fallen läßt, so bin ich verloren, verloren durch den, den ich so innig liebe! Das ist eine gräßliche, aber eine gerechte Strafe!

Diese letzten Worte sprach sie mit großer Rührung. Esperance schloß sie hingerissen in seine Arme.

– Fürchte diesen Brief nicht mehr, sagte er; wir Beide wollen ihn verbrennen.

Armer Esperance! Die teuflische Freude, die aus Henriettes Augen strahlt, hältst Du für das Lächeln eines Engels, und den Judaskuß für eine süße Liebesbetheuerung!

Er suchte seine Börse, um den Brief hervorzuholen.

Henriette streckte die vor Begierde zitternde Hand aus.

Plötzlich ließen sich rasche Schläge an der Thür des Pavillons vernehmen, und eine ungeduldige Stimme rief:

– Henriette! Henriette!

– Meine Mutter! flüsterte bestürzt das junge Mädchen.

Esperance lief zu dem Balcon. Henriette hielt ihn zurück, denn sie dachte daran, daß er den Brief noch hatte.

– In mein Zimmer! sagte sie.

Sie stieß den jungen Mann in das Kabinet, schloß die Thür desselben, und stieg die Treppe hinab, um zu öffnen.



4.

Die Gewohnheiten des Hauses.

Henriette war noch aufgeregt, als sie ihrer Mutter die Thür der Treppe öffnete. Die Vorhalle war finster. Die Stimme Marie Touchets zitterte. Als sie die Verwirrung ihrer Tochter bemerkte, schwieg sie.

– Da bin ich, Mutter! sagte Henriette, die Augen abwendend.

– Warum öffneten Sie nicht sogleich?

– Ich wollte schlafen gehen . . . ich schlief schon, glaube ich; aber jetzt bin ich wieder munter, und kann mit Ihnen zum Abendessen gehen, Mutter.

In ihrem Eifer hinauszutreten und Marie Touchet aus dem Pavillon zu entfernen, stieß Henriette sie sanft nach außen.

Marie Touchet stieß sie zurück.

– Steigen wir zu Ihrem Zimmer hinauf, sagte sie, indem sie an ihrer Tochter vorüberging.

– Ich bin verloren! dachte Henriette, die nun bereute, Esperance nicht entlassen zu haben.

Nachdem die Mutter sich rasch umgesehen, ging sie zu dem offenen Fenster, und als sie Laramée bemerkte, der unten Wache stand, fragte sie ihn, ob Niemand von dieser Seite hinausgegangen sei.

– Niemand! antwortete Laramée.

Frau von Entragues ging zu ihrer Tochter zurück.

– Wo ist der Mann, den Sie hier versteckt halten? fragte sie.

– Welchen Mann? fragte Henriette mit einer gräßlichen Herzensbeklemmung.

– Wenn ich es wüßte, würde ich nicht danach fragen.

– Aber es ist. Niemand hier, Madame.

– Ich habe seine Stimme gehört!

– Ich schwöre Ihnen.

In fieberhafter Hast durchsuchte nun die Mutter jeden Winkel, jedes Zimmergeräth, selbst die Vorhänge. Von Würde und Majestät war nicht mehr die Rede.

Da sie hier nichts gefunden, ging sie dem Schlafzimmer zu, stieß Henriette heftig bei Seite, die ihr den Weg versperren wollte, und trat ein.

Henriette hoffte, daß der junge Mann nach Art der gewöhnlichen Liebhaber sich unter dem Bette oder in einem Schranke geschickt versteckt halte; aber Esperance stand neben jenem kleinen vergitterten Fenster. Er hatte Alles gehört, und war auf Alles gefaßt.

Bei dem Anblicke dieser schwarzen in Dämmerung gehüllten Gestalt griff Marie Touchet hastig nach Feuer fahl und Stein, um eine Kerze anzuzünden und zu leuchten.

Während dieser Vorbereitungen betrachtete Esperance das vor Wuth bleiche Gesicht der beleidigten Mutter. Ihm war nicht unbekannt, daß sie in einem solchen Falle eine rasche und schreckliche Justiz übte.

Henriette verbarg sich hinter einem großen Lehnstuhle. Marie Touchet hob die Kerze so hoch, daß sie das Gesicht des jungen Mannes beleuchtete. Ein Schauer überlief sie, als sie sah, daß er so schön, so ruhig, so anbetungswürdig war.

Daß sie einen solchen Liebhaber bei ihrer Tochter fand, stürzte alle ihre Pläne für die Zukunft zusammen. Es mußte noch ein Flecken verwischt werden. Schmach und Blut war das unerbittliche Schicksal ihrer Familie.

– Was machen Sie da? fragte sie mit drohender Stimme. Sie schweigen . . . Antworten Sie wenigstens, Mademoiselle!

Im Uebermaße ihres Schreckens rief Henriette:

– Mutter, ich kenne ja den Herrn nicht!

– Ein Verbrecher vielleicht! rief Marie Touchet, erbittert durch die hinreißende Schönheit des jungen Mannes. Das edle und reine Auge Esperance's forderte ungezwungen die Mutter auf, ihren Blick nach dem Tische zu richten, auf dem die Diamanten blitzten.

– Was ist das? rief sie mit verdoppelter Wuth. Ich kenne diese Schmucksachen nicht!

– Auch ich nicht! stammelte die vor Scham und Schrecken fast wahnsinnige Henriette.

Das Mitleiden dictierte dem jungen Manne die Lüge die zur Rettung der Ehre seiner Geliebten nöthig war.

– Hören Sie die Wahrheit, Madame, sagte er endlich mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme. Ich kam vor sechs Tagen durch Rouen. Dort sah ich das Fräulein, und ward von einer heftigen Liebe zu ihr ergriffen, ohne daß sie mich auch nur bemerkte. Es war ein Festtag. Das Fräulein betrachtete an dem Laden eines Juden jene Diamanten, die Sie dort sehen. Da der Schmuck die Aufmerksamkeit des Fräuleins erregt, kam ich auf den Gedanken, ihn zu kaufen.

– Ich finde es sehr kühn, meiner Tochter Diamanten zu kaufen.

– Verzeihung, Madame, Liebe zu beweisen ist kein Verbrechen, wohl aber Liebe einzuhauchen. Ich wollte Fräulein weder beleidigen noch compromittieren, ich bin ihr achtungsvoll von Weitem bis hierher gefolgt.

– Warum? fragte Marie Touchet mit der Hoheit einer Königin.

– Um ihren Namen und ihren Stand zu erfahren, den von ihren Leuten zu erfragen ich mir nicht erlaubt hätte, und um eine günstige Gelegenheit zu erlangen, ihr diese Diamanten anzubieten, die kein Geschenk sein sollen, sondern ein geheimnißvolles Pfand der Gefühle, die ich ihr einst an den Tag legen wollte. Ich halte es für erlaubt, einer Frau zu gefallen zu suchen, wenn man sie dabei achtet und nicht compromittiert. Danach habe ich gestrebt. Seit gestern habe ich den Gelegenheiten und Gewohnheiten dieses Schlosses nachgeforscht, und diesen Abend, als ich glaubte, Fräulein habe den Pavillon verlassen, um mit Ihnen zu Nacht zu essen, habe ich es gewagt – mit großem Unrechte, Madame – in ihr Zimmer zu dringen, und die Diamanten auf ihren Tisch zu legen; ich wollte ihren Geist, wenn nicht ihr Herz beschäftigen. Da trat plötzlich das Fräulein, das ich abwesend glaubte, ein; als sie mich sah, stieß sie einen Schrei aus. Ich wollte sie beruhigen, wollte ihr meine reinen Absichten erklären und ihre Bedenken besiegen, da ertönte.

Ihre Stimme, Madame, unten an der Treppe. Dies Alles ist die Wahrheit. Ich bitte Sie, mir zu verzeihen, und vorzüglich, die junge Dame nicht anzuklagen, die völlig unschuldig ist und in diesem Augenblicke ungerechten Verdacht erleidet. Ich allein verdiene Ihre Vorwürfe und beuge mich demüthig vor Ihrem Zorne.

Farbe und Leben waren nach und nach auf Henriette's Wangen zurückgekehrt. Sie mußte die Geistesgegenwart bewundern, die sie rettete. Die Rolle wurde so schön für sie, daß Henriette sie begierig ergriff und die Maske anlegte.

– Ja, rief sie, ja, es ist die Wahrheit!

Marie Touchet ließ sich nicht täuschen. Diese geschickte Vertheidigung vermehrte ihren Zorn.

– Also das Einsteigen durch das Fenster zu meiner Tochter soll ich entschuldigen? Das ist ein kühnes Verlangen!

– Die Thür war verschlossen, antwortete Esperance ruhig. Außerdem wollte ich nicht, daß mich Fräulein von Entragues sähe – sie hätte mich gesehen, wäre ich durch die Thür eingetreten.

Die Mutter drückte krampfhaft ihre Finger zusammen.

– Es bleibt noch zu erklären übrig, sagte sie, warum Sie sich bei meiner Ankunft in diesem Zimmer verbargen, anstatt den Weg zurückzugehen, den Sie gekommen sind.

Dieser neue Schlag beugte Henrietten wieder nieder.

– Fräulein von Entragues hatte mich beschämt verabschiedet, antwortete Esperance verwirrt; ich aber wollte bleiben – von einer Hoffnung geleitet. Vielleicht, dachte ich, würde ich so glücklich sein, die Mutter Fräulein Henriettes zu sehen – um sie von meinen ehrfurchtsvollen Gefühlen zu überzeugen; diese Dame, dachte ich, wird nach dem Uebermaße meiner Schüchternheit das Uebermaß meiner Liebe und des Wunsches beurtheilen, der mich bei meinen Nachforschungen leitete. Aus diesem Grunde, Madame, habe ich mich versteckt. Fräulein Henriette muß der Ansicht gewesen sein, ich habe mich entfernt. Zum größten Verdrusse des Fräuleins ist mein Plan gelungen, denn ich war so glücklich, diese aufrichtigen Erklärungen zu Ihren Füßen niederzulegen.

Henriette athmete wieder auf; Marie Touchet sah sie mit einem ruhigeren Blicke an. Aber das Unwetter entlud sich in seiner ganzen Gewalt über dem Haupte des unglücklichen Esperance.

– Ihre Nachforschungen! rief die Mutter, indem sie ihrem lange zurückgehaltenen Zorne freien Lauf ließ. Ihre Nachforschungen! Um dem Fräulein von Entragues nachzuforschen, haben Sie sich noch nicht genannt. Wer sind Sie denn?

Esperance senkte mit gleisnerischer Bescheidenheit das Haupt.

– Ich bin nicht arm! sagte er.

– Darum handelt es sich nicht. Sind Sie Fürst? Sind Sie König?

– Nein, Madame!

– Ihren Namen! Ihren Namen! rief Marie Touchet, die durch die verstellte Unterwürfigkeit des jungen Mannes immer aufgeregter ward. Es handelt sich nicht darum, Diamanten zu kaufen, wir sind keine Juden; aber Sie, sind Sie auch nur ein guter Edelmann?

Esperance athmete einen Augenblick auf, um desto größere Wirkung in seine Antwort zu legen. Dann sagte er:

– Ich weiß es nicht, Madame!

Die Wirkung war eine schreckliche.

Wie eine Riesin richtete sich die Mutter empor.

Dann sagte sie mit einer übermüthigen Geberde:

– Sie müssen ein frecher Gesell sein, daß Sie so dem Galgen die Stirn bieten. Kein Edelmann! Und man unternimmt es, Mädchen von Adel zu verführen! Was sage ich – man wagt es zu gestehen, daß man ihnen nachforscht! Ah, Unglücklicher! Wenn ich nicht fürchtete, den Zorn ihres Vaters und ihres Bruders auf meine unkluge Tochter zu ziehen, Sie sollten mir Ihre Unverschämtheit bezahlen!

Esperance war erfreut, der Entwicklung näher gerückt zu sein, ohne die eine Geliebte compromittiert worden wäre.

– Aber ich beleidige ja Niemanden! sagte er.

– Schweigen Sie!

– Ich schweige.

– Und gehen Sie, gehen Sie, Elender!

– Ich hätte mich längst entfernt, wenn ich die Achtung hätte

verletzen wollen, die man den Damen schuldet! antwortete Esperance mit einem schlecht verhehlten Lächeln.

– Und vergessen Sie Ihre Diamanten nicht, fügte Marie Touchet hinzu; sie können Ihnen bei Ihres Gleichen noch gute Dienste leisten! Bei diesen Worten warf sie das Kästchen dem jungen Manne zwischen die Beine. Esperance lachte über den Zorn der Frau. Er bückte sich nicht, um das Kästchen aufzuheben. Nachdem er die beiden Damen durch eine graziöse Verneigung begrüßt, schritt er dem Balcon zu.

– Entschuldigen Sie mich, sagte er, wenn ich diesen verbotenen Weg wieder nehme. Unten steht mein Pferd, und außerdem auch möchte ich keinen Scandal in Ihrem Hause veranlassen.

– O, auch ich will ihn vermeiden! rief die wüthende Marie Touchet. Und darum fordere ich Sie auf, nicht nach dieser Seite zu gehen, denn Sie würden unter dem Fenster Jemanden finden, dessen Begegnen ich Ihnen ersparen will. Sie verdienen eine Züchtigung, aber ich verschiebe sie auf eine spätere Zeit. Und nun merken Sie sich: sollte es Ihnen jemals einfallen, auch nur dieses Fenster anzusehen oder von Ihrem Abenteuer zu sprechen, so wird das Fräulein hier den Rest ihres Lebens in einem Kloster verbringen. Was Sie anbetrifft, so . . .

– Ich weiß, was Sie sagen wollen, murmelte Esperance mit einem eben nicht heitern Lächeln. Seien Sie unbesorgt, Madame, von heute an bin ich stumm und blind. Wo hinaus beliebt Ihnen, daß ich gehen soll?

– Warten Sie, daß ich die Person benachrichtige, die dort unten auf Sie lauert.

In dem Augenblicke, als Marie Touchet sich dem Fenster näherte, um Laramée, den sie noch auf seinem Posten wähnte, aufmerksam zu machen; in demselben Augenblicke, wo Esperance in Henriette's Augen den durch seine Geduld und durch feinen Geist wohl verdienten Dank lesen wollte, erschien Laramée auf der Schwelle des Zimmers. Sein Auge blitzte vor wilder Aufregung. Als er Esperance erblickte, rief er:

– O, ich war überzeugt, daß ich seine Stimme wiedererkannt

hatte!

Nach diesen, in einem gehässigen Tone gesprochenen Worten, wandte sich Frau von Entragues; sie eilte zu Laramée, um von ihm eine Erklärung zu fordern.

Bei dem Anblicke seines Feindes begriff Esperance die ihm drohende Gefahr; er ahnte den Kampf. Anstatt seinen Weg nach dem Balcon fortzusetzen, trat er in die Mitte des Zimmers zurück. Laramée heftete einen verzehrenden Blick auf ihn. Auch er trat der Frau von Entragues einige Schritte entgegen. Henriette war bei dem Erscheinen des neuen Zeugen bis an die Thür ihres Zimmers zurückgewichen, als ob sie ihre Schande dadurch mehr verbergen wollte.

– Ah, Sie, mein Herr! sagte Laramée mit einer so zischenden Stimme, daß Esperance erzitterte, wie vor dem Gezische einer Schlange.

Unwillkürlich stieg in ihm der Gedanke auf, sich dem Tische neben dem Balcon zu nähern, auf dem sein Schwerdt lag. Aber um nicht besorgt zu erscheinen, führte er diesen Entschluß nicht aus. »Die Großmuth des Gegners«, sagt ein arabisches Sprichwort, »ist die sicherste Waffe gegen einen feigen Feind.«

Laramée begriff dieses Zögern. Langsam ging er um den Tisch, als ob er zu Frau von Entragues treten wollte, und indem er an Henrietten vorüberging, schleuderte er ihr einen drohenden und verzweiflungsvollen Blick zu.

Dann sagte er zu der Mutter:

– Wie mir scheint, Madame, hatten Sie vorhin mit diesem Herrn Streit. Kann ich Ihnen nützlich sein, so verfügen Sie über mich.

Frau von Entragues fühlte sich durch den Schutz einer solchen Person gedemüthigt.

– Nein, antwortete sie; der Herr hat seine Gegenwart auf eine Weise erklärt, die mich zufriedenstellt. Er wird gehen.

Laramée sprang zu dem Balcon, so daß er sich zwischen Esperance und das Schwerdt desselben stellte.

– So wissen Sie also nicht, sagte er zu Marie Touchet, wer dieser

Mann ist, den Sie jetzt entlassen?

– Nein!

– Es ist derselbe, der mir gedroht, derselbe, der das Geheimniß kennt. Ja, Madame, er will uns Alle verderben, und zu diesem Zwecke ist er hier!

Frau von Entragues stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus.

– Diesen Morgen ist er mir entkommen, fügte Laramée hinzu; diesen Abend soll er mir nicht entkommen!

Während dieses Gesprächs zog Esperance seinen Gürtel zusammen, und betrachtete mit einem verachtenden Lächeln das geschickte Manöver eines Feindes.

Marie Touchet war bleich geworden.

– Das ändert die Sache, sagte sie aufgeregt, und erfordert eine Erklärung.

– Und der Herr wird sich erklären! fügte Laramée hinzu, indem er sich an denselben Tisch lehnte, auf dem das Schwerdt lag.

Die feige Henriette faltete die Hände, und sandte Esperance einen bittenden Blick zu, nicht daß er geduldig, sondern daß er verschwiegen sein möge.

Ohne sich zu rühren, antwortete der junge Mann:

– Ich begreife nicht . . . die Ankunft dieses Herrn hat. Alles verwirrt.

– Es wird sich Alles entwirren, sagte Laramée, indem er mit dem Griffe des Schwerdtes spielte.

– Madame, ich wende mich an Sie, fuhr Esperance fort; mit diesem Herrn will ich nichts zu thun haben. Ich glaube, Sie erzeigten mir die Ehre, von mir Erklärungen zu fordern – worüber habe ich mich zu erklären?

– Ueber die vermeintlichen Geheimnisse, von denen Sie diesen Morgen mit Herrn von Laramée gesprochen haben . . . über diese tödtlichen Geheimnisse!

Esperance sah Henrietten an, die das Gesicht mit bei den Händen bedeckte.

– Ich sollte Herrn Laramée in einem gewissen versteckten Buche, mit dem er mich beehrte, Erklärungen geben, sagte er. Aber hier ist nicht der Ort, und die Zeugen stehen mir nicht an.

– Und dennoch werden Sie reden! sagte Marie Touchet, indem sie mit glänzenden Augen und geballten Fäusten dem jungen Manne näher trat.

– O gewiß, Sie werden reden! sagte auch Laramée, und indem er, die Hand auf das Messer in einem Gürtel gelegt, ebenfalls näher trat.

– Glauben Sie? fragte Esperance, der über die Schwäche der Einen und über die Wuth des Andern lächelte.

Laramée warf einen fürchterlichen Blick auf ihn.

– Ich bin davon überzeugt! rief er.

Der Schreck hatte Henrietten fast des Verstandes beraubt; sie murmelte leise Gebete vor ihrem Crucifix. Esperance blieb allein, mit gekreuzten Armen stand er seinen beiden Gegnern gegenüber. Laramée zog ein Messer aus der Scheide.

– Ah, sagte Esperance langsam, ich vergaß, wo ich bin, und bei wem ich bin. Es ist die Gewohnheit des Hauses Entragues, den lästigen Bewahrer eines Geheimnisses zu morden!

– Mein Herr, rief Marie Touchet leichenblaß, Sie zwingen uns dazu!

– Sie sehen, daß es geschehen muß! heulte Laramée, die Zähne fletschend.

– Bah! antwortete Esperance. Ich bin kein kleiner Page, ich bin nicht Urbain dy Jardin, und fürchte mich weder vor den bösen Blicken der Frau von Entragues, noch vor dem häßlichen Messer dieses Herrn. Stellen Sie sich immerhin zwischen mich und mein Schwerdt, ich werde es schon finden, wenn ich einer bedarf; aber solchen Feinden gegenüber ist das Schwerdt unnütz. Platz da! Zurück, Madame! Und Sie, Schurke, hinaus!

Henriette flüchtete sich in ihr Zimmer, und schloß sich ein. Frau von Entragues wich bis an die Thür zurück. Laramée, das Messer in der Hand, senkte den Kopf wie der Stier, der seinen Gegner

zermalmen will.

– Du bist diesen Morgen dem Stricke entgangen, rief Esperance, diesen Abend wird man Dich erwürgen!

Und indem er seine beiden Arme ausstreckte, wie eine Zange, packte er die Faust Laramée's, entwand ihr das Messer, und warf es auf den Boden. Dann ergriff er den Mann bei der Kehle, und drückte sie mit seinen nervigten Fingern zusammen. Unter diesem fürchterlichen Drucke wurde Laramée's Gesicht blutroth, seine stieren Augen vergrößerten sich, und auf seine Lippen trat der Schaum. Er fiel, oder stellte sich, als ob er fiele.

Plötzlich stieß Esperance einen Schrei aus, seine Hände öffneten sich und sein Körper bog sich zusammen. Der frei gewordene Laramée, auf dessen Stirn der Schweiß perlte, sprang zurück, und ließ den sich windenden Esperance in der Mitte des Zimmers. Der junge Mann hatte eine breite Wunde, aus der Blut hervorquoll. Der Mörder hatte nämlich, indem er sich bückte, ein Messer wieder ergriffen und Esperance in die Brust gestoßen.

Die entsetzte Marie Touchet wich vor dem fürchterlichen Blutstrome zurück, der über den Boden bis zu ihr drang.

Esperance wollte die Hand ausstrecken, um sein Schwerdt zu ergreifen, aber diese Bewegung raubte ihm seine letzte Kraft, seine Augen verdunkelten sich, seine Knie wankten – er brach zusammen.

– Crillon! Crillon! murmelte er. Die beiden leichenblassen Mörder sahen sich wie im Delirium an. In dem angrenzenden Zimmer hörte man ersticktes Rufen, während draußen auf dem Feigenbaume die Nachtigall den ersten Strahl des Mondes begrüßte.

Da ließen sich plötzlich Schläge an der Thür des Pavillons vernehmen, und zwei lallende Stimmen riefen Henriette und Frau von Entragues.

– Mein Mann und der Graf von Auvergne! rief Marie Touchet.

– Oeffnet! Oeffnet! Ich will meine kleine Schwester sehen! rief der Sohn Karls IX., indem er auf den Stufen des Pavillons stolperte. So zeigt mir doch die hübsche, kleine Königin! fügte der Betrunkene hinzu.

Herr von Entragues brach in ein schallendes Gelächter aus.

Diese Worte weckten Frau von Entragues aus ihrer Betäubung, wie eine Posaune des jüngsten Gerichts. Sie blies die Lichter aus, von denen eins sich wieder entzündete, trotz ihres Blasens. Dann eilte sie die Treppe hinab, um den Grafen von Auvergne zu verhindern, weiter zu gehen.

Laramée, der vor Entsetzen mit den Zähnen klapperte, suchte tappend nach einem Ausgange, als ob er blind geworden sei. In seiner Verwirrung rüttelte er an der Thür Henriette's, dann krallte er heulend seine Nägel in das Holz. Dann öffnete er die Thür des Balcons, und schwang sich über die Brüstung desselben in das Freie.

In dem Augenblicke, wo er zu Boden fiel, hörte man einen doppelten Schrei der Ueberraschung und des Zorns. Dann ließ sich der Lärm einer wüthenden Verfolgung vernehmen, der nach und nach in dem Schweigen der Nacht erlosch. Esperance war mehr betäubt, als ohnmächtig zu Boden gesunken. Durch den Stoß beim Fallen erhielt er seine Besinnung wieder. Als er schwerfällig die Augen öffnete, sah er sich in der Mitte des Zimmers liegen. Der blasse Grabeschein der Kerze schien einen Todten zu beleuchten.

Er legte eine Hand auf seine Wunde, mit der andern stützte er sich auf den Boden. Da schien es ihm, als ob die Thür von Henriette's Zimmer sich kaum merklich öffnete, als ob das junge Mädchen mit bleichem Gesichte und starren Augen sich zeigte, als ob zuerst der Kopf, dann eine Hand und zuletzt der ganze Körper sich langsam dem angrenzenden Zimmer entwand.

Es war wirklich Henriette von Entragues.

Esperance erkannte sie.

Er horchte, sie sah sich um. Ihr Kleid streifte die Thürangeln und das Schloß. Sie trat einen Schritt in das Zimmer und sah erschreckt den armen Esperance an.

Der junge Mann wollte reden, aber ihm fehlte die Kraft dazu. Nun versuchte er zu lächeln, aber der Schatten hüllte seinen Kopf ein und dieses erhabene Lächeln ging verloren.

– Sie kommt, dachte er, um meine Wunde zu verbinden, oder

meinen letzten Seufzer zu empfangen. Diese Barmherzigkeit wird ihr Gott lohnen – sie wird ihr für einige ihrer Fehlritte Verzeihung erwirken. Henriette stand neben dem jungen Manne, sie neigte sich und streckte die Hand nach ihm aus; aber nicht um die Wunde zu verbinden, oder den letzten Athemzug von den bleichen Lippen des Geliebten zu küssen.

Sie zog mit ihren zitternden Fingern die lange Börse hervor, in der Esperance das Briefchen verwahrte, und als sie unter den Maschen das Papier fühlte, begann sie die Schnur zu lösen, welche die Börse mit dem Gürtel verband.

Bei dem Anblicke dieser Entweihung erhielt Esperance so viel Kraft und Leben wieder, daß er eine Bewegung ausführen konnte, als ob er sich vertheidigen wollte. Zu gleich entrang sich seinem empörten Herzen ein tiefer Seufzer.

Henriette wich bestürzt zurück.

Sie öffnete den Mund, aber sie konnte nicht rufen. Je mehr sich der Sterbende emporrichtete, je mehr wich sie zurück.

– O, über die Feige! sagte Esperance mit einer Grabesstimme. Die Elende plündert die Leichen! Du brauchst den Brief des armen Esperance, wie Du den Ring Urbains gebraucht hast! Mein Gott, strafe sie dafür! Mein Gott, ich will nicht mehr leben, aber gieb mir die Kraft, daß ich diesen Ort verlassen und weit von hier sterben kann!

– Sambieux! rief eine Donnerstimme.

Und in demselben Augenblicke sprang geräuschvoll ein Mann von dem Balcon in das Zimmer.

– Wer spricht vom Sterben? rief dieser Mann. Herr Esperance? O mein Gott, ich dachte es! Dieser Schurke hat ihn mir getödtet!

– Pontis, rette mich!

– Sambieux, Sambieux! rief der Gardist, indem er mit beiden Händen sich die Haare ausraufte.

– Trage mich fort, Pontis! Pontis ergriff Esperance mit seinem herkulischen Arme, legte ihn auf eine breite Schulter, hing sich mit einer Hand an den Balcon, erfaßte mit der andern einen Zweig, der

sich krachend bis zur Erde hinabbog, und verschwand mit seiner Beute.

Henriette schloß die Augen, breitete die Arme aus und sank leblos neben dem Fenster nieder.

5.

Der König.

Vielleicht ist es von Vortheil für den Leser, wenn er Herrn von Brissac folgt, als er das Haus der Entragues aus Furcht vor der Begleitung des Spaniers verläßt, das heißt aus Furcht, von ihm belästigt zu werden.

Der Gouverneur von Paris bereitete ein großes Unternehmen vor. Die Folgen eines Fehlschlagens desselben waren ihm bekannt. Die geringste dieser Folgen war sein Tod und der Untergang eines Theils von Frankreich.

Das Gelingen hingegen brachte ihm das glänzendste Loos dieser Erde, und sicherte zugleich das Wohl des Vaterlandes.

Es handelte sich um die Wahl zwischen der Ligue und dem Könige, zwischen Frankreich und Spanien. Aber um sich zu entscheiden, mußte er die Stärke und die Schwäche beider Situationen kennen lernen.

Diese Verlegenheit hatte dem Herrn von Brissac manche schlaflose Nacht bereitet. Aber ein tapferer Mann lebt nicht ewig mit einer Schlange im Herzen: er zieht den Kampf vor, er stirbt oder tödtet.

Brissac hatte den Entschluß gefaßt, die Schlange zu bekämpfen.

Dadurch, daß er täglich an ihren Berathungen theilnahm, hatte er sich genügend über die Spanier und über die Ligue unterrichtet, er kannte genau die Treulosigkeit jener und die Albernheiten dieser; er wollte nun wissen, was er sich von der andern Parthei zu versehen hatte, wenn diese Frankreich für ihr Eigenthum erklärte. Er wollte durch eigene Anschauung die Kräfte und die Pläne des so sehr bekämpften Bearners kennen lernen. Sein gesunder Verstand sagte ihm, daß ein verächtlicher Feind bis zu diesem Grade nicht zu fürchten sei.

Er mußte sich also einen Herrn, und in diesem Herrn einen Freund wählen, der mächtig genug ist, das Glück dessen zu machen, der ihm die Krone gegeben hat. Sollte dies nun Mayenne, sollte es Philipp II., oder sollte es Heinrich IV. sein?

Der Gouverneur von Paris, ein sehr sinnreicher Mann, dachte sich folgendes:

– Die Dankbarkeit ist keine Frucht, die auf dem Baume der Politik natürlich wächst, man muß nachhelfen, daß sie blüht, sich entfaltet und reift; man muß, wenn sie reif ist, verhindern, daß sie auf den Nachbar fällt, oder daß sie von dem ersten besten schlaunen Diebe, der vorübergeht, gestohlen werde.

Es bieten sich mehrere Mittel, die Dankbarkeit eines Großen zu erzwingen. Man verpflichtet ihn durch manch fache und große geleistete Dienste, daß er sie nie wieder aus dem Gedächtnisse verliert, oder man stürzt ihn muthig in eine solche Gefahr, daß er das Lösegeld, das man bei Ausgleichung der Rechnung fordert, nicht umgehen kann.

Brissac wählte dies letzte Mittel, denn er hatte gehört, daß der Bearner undankbar und kurz von Gedächtniß war.

Er beschloß also, diesem Fürsten eine solche Furcht einzujagen, daß er sie niemals vergessen solle: die Bezahlung würde dann um so pünktlicher und besser werden.

Sein Plan war, sich Heinrichs IV. während der Freiheit, welche der Waffenstillstand ihm gab, zu bemächtigen. Das Unternehmen bot keine Schwierigkeit. Schon seit acht Tagen durchstreifte Heinrich allein, oder wenigstens doch so gut als allein, die Umgegend von Paris. Er war so sehr mit seinen neuen Liebschaften beschäftigt, daß er alle Maßregeln der Klugheit darüber vergaß.

Wenn Brissac diesen Plan nicht in Ausführung brachte, so unterlag es keinem Zweifel, daß der Herzog von Feria ihn auf Rechnung des Königs von Spanien verwirklichte. Brissac wollte von zwölf tapfern Männern, die um so tapferer waren, da sie nicht wußten, gegen wen man sie verwendete, den Weg bewachen lassen, den der König jeden Abend wählte. Da Heinrich stets verkleidet war, und sich sehr in Acht nahm, daß man unter der

Verkleidung den König vermuthete, so würde man ihn schwerlich erkennen können. Dann sollte der Gefangene an irgend einen einsamen, sichern Ort geführt werden, wo ihn Brissac erwartete. Hier wollte nun der Gouverneur von Paris entweder nach der Eingebung des Augenblicks oder nach der Wendung des Gesprächs zu seinem Vortheile die große Frage berühren, die ganz Frankreich theilte, und Europa in Furcht erhielt. Heinrich sollte nun an Mayenne ausgeliefert, oder gegen ein gutes Pfand wieder in Freiheit gesetzt werden.

Dies war der Plan Brissac's, und wir haben nicht übertrieben, wenn wir ihn sinnreich nannten. Daß er als ein tiefes Geheimniß bewahrt wurde, war eine Bedingung, ohne die er nicht gelingen konnte.

Gegen sieben Uhr verließ er also das Haus der Frau von Entragues. Der nebelichte Abend stellte eine düstere Nacht in Aussicht.

Der Graf, gefolgt von seinem Diener, schlug langsam den Weg nach Paris ein; dabei beobachtete er die Umgegend mit dem klugen Auge eines kriegsgewohnten Mannes. Als er nirgends einen Spion auf dem Wege gewahrte, wandte er sich plötzlich links, durchschritt einige kleine Baumgruppen, die einen neuen Weg verdeckten, und schlug dergestalt die Richtung nach der Ebene ein, daß er Argenteuil und die Seine stets zur Linken behielt.

Sein Diener, auf dessen Treue er sich verlassen zu können glaubte, war ein junger und kräftiger Soldat, der ihm fast seit einem Jahre als Spion diente. Vermöge der Verbindungen, die er in dem königlichen Lager anzuknüpfen gewußt, hatte er seinem Herrn bereits große Dienste geleistet.

– Arnaud, fragte Brissac diesen Mann, sagtest Du nicht, daß wir oberhalb Argenteuil über den Fluß gehen müßten?

– Ja, Herr, und dann verfolgen wir ihn bis nach Chatou. In jener Gegend läßt sich jeden Tag »die Person« sehen, die Sie suchen.

– Warum sagst Du, in jener Gegend? Ist ein Weg nicht so bestimmt, wie Du es behauptetest?

– Dies hängt von dem Orte der Abreise ab, mein Herr. Reis't die

Person von Mantes ab, so kommt sie durch Marly; aber das Ziel ist stets dasselbe.

– Es ist also immer jenes Haus des Fräuleins von Estrées, das bei Bougival am Ufer des Flusses liegt?

– Ja, mein Herr!

– Aber, Unglücklicher, wenn er diesen Abend durch Marly kommt, werden ihn meine Aufpasser verfehlen, weil ich sie von Argenteuil bis Bezons aufgestellt habe.

– Diesen Abend kommt »die Person« von Montmorency, sie geht also denselben Weg, auf dem wir uns befinden. Ihre Aufpasser werden ihm jedenfalls begegnen.

Brissac dachte einen Augenblick nach.

– Ich glaube nicht, daß er sich vertheidigen wird, sagte er. Was glaubst Du?

– Nein, mein Herr. Er ist allein.

– Bist Du davon überzeugt?

– Sie wissen, mein Herr, daß er gestern mit dem Grafen von Auvergne und mit Fouquet in Pontoise war. Der Letztere ist nach Medan zu den Garden gegangen, wovon Sie Nachricht erhalten haben. Der Graf von Auvergne ist bei den Entragues, Sie haben ihn ja selbst dort gesehen. Der Andere muß also den ganzen Abend allein sein.

– Ist er verkleidet?

– Wie immer. Seit den zwei Monaten, wo ich ihn auf Ihren Befehl beobachte, ist er sechs Mal bei Fräulein Gabriele von Estrées gewesen, und stets unter irgend einer Verkleidung. Wäre er nicht verkleidet, so würde ihn der Vater erkennen, und ihm den Eintritt versagen.

Brissac versenkte sich wieder in sein Nachdenken.

Von Epinay gingen die Pferde rascher, und man bemerkte bald das Dorf Argenteuille. Hier hatte der Fluß eine leichte Stelle, und der Soldat veranlaßte seinen Herrn, an dieser Stelle den Fluß zu durchreiten, um die Fähre zu vermeiden.

Die beiden Reiter verfolgten das kahle, hohe Ufer, indem sie

aufmerksam jeden Schatten, jede kleine Schlucht und jedes Geräusch beobachteten.

Brissac sprach seine Ueberraschung, oder vielmehr seine Bewunderung aus. Nirgends gewahrte man etwas. Die Wahl des Hinterhalts war eine bewunderungswürdige.

– Ich würde mich hier selbst ergreifen! sagte er. Welch eine Stille herrscht in dieser Einöde! Und dennoch befinden wir uns an demselben Orte, den ich für den Hinterhalt bezeichnet habe.

Man sah wirklich weder Menschen noch Pferde; man hörte kein anderes Geräusch als das Murmeln des Wassers, das sich um diese Jahreszeit tief unten über Steine und Sandbänke fortwälzt. Der Ort war einsam, fast wild. Auf der einen Seite befand sich der Fluß, auf der andern das hohe, hin und wieder mit niederm Gebüsche bewachsene Ufer.

– Das ist seltsam, dachte Brissac. Aber der Schlag muß ausgeführt werden; meine Leute müssen schon zurückkommen.

Ohne irgend eine Bemerkung zu machen, folgte Arnaud seinem Herrn; seine Aufmerksamkeit war anderswo. Brissac beschäftigte sich nur damit, die Gegend vor sich sorgfältig zu beobachten.

Plötzlich rief er:

– Da ist Jemand!

In der Krümmung eines Fußwegs erschien wirklich ein Mann in einfachen, dunkeln Kleidern.

Das kriegerische Ansehen dieses Mannes schien den Ruf Brissac's zu rechtfertigen. Der Mann schritt gerade auf den Gouverneur zu, und dieser beeilte sich, ihn zu erreichen. Brissac brannte vor Ungeduld, Nachrichten zu erfahren.

Als sich beide gegenüber fanden, sagte der Fremde in einem freudigen Tone:

– Guten Abend, Herr Graf! Erkennen Sie mich wieder?

– Herr von Crillon! rief Brissac bestürzt, denn Crillon hier und zu dieser Stunde anzutreffen, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

– Ihr vielgetreuer Diener! antwortete der Ritter.

– Welcher seltsame Zufall führt mich dem Herrn von Crillon

entgegen?

– Man muß ja wohl dem Könige gehorchen, Graf!

– Also der König, der König von Navarra hat Sie gesendet?

– Der König von Frankreich und Navarra! fügte Crillon ruhig hinzu.

– Wahrlich, sagte Brissac, dessen Besorgniß eben so groß war als ein Schreck, wahrlich, Herrn von Crillon an einem solchen Orte zu begegnen, ist ein Unglück! Zu welchem Zwecke hat Sie der König gesendet?

– Um Sie zu verhaften, Herr Graf! antwortete Crillon mit einer schrecklichen Ruhe.

Brissac war tapfer, aber er erbleichte. Er wußte, daß Crillon auf ernstern Wegen nicht scherzte.

– Was sagen Sie dazu? fuhr der Ritter fort. Haben Sie Lust, Widerstand zu leisten?

– Ja, antwortete Brissac, denn es ist nicht möglich, daß sich ein bewaffneter Edelmann von einem einzigen Feinde ergreifen läßt, ohne sich zu entehren.

– Oh, sagte Crillon, Sie sind ja so wenig bewaffnet, daß es nicht der Mühe werth ist, davon zu sprechen.

– Ich habe mein Schwerdt, Herr von Crillon!

– Bah! Sie wissen, daß Niemand mehr gegen mich das Schwerdt zieht.

– Es ist wahr, aber ich besitze die Waffe der Schwachen, die thierische Waffe, deren Schlag sich nicht parieren läßt. Es würde mich in Verzweiflung bringen, müßte ich mit dieser feigen Waffe den tapfern Crillon tödten. Aber ich werde ihn tödten, wenn er mir den Weg versperrt.

Zu gleicher Zeit zog er seine Pistolen hervor.

– Ich sagte Ihnen bereits, daß Sie ruhig bleiben mögen, antwortete Crillon. Stecken Sie Ihre Pistolen wieder ein, sie sind nicht geladen.

– Sie sind nicht geladen! rief Brissac in zorniger Aufwallung. Sind Sie dessen so gewiß, daß Sie den Schuß erwarten?

Bei diesen Worten setzte er den einen der Läufe auf die Brust des Ritters.

– Wenn Sie Vergnügen daran finden, ein wenig Lärm zu machen und mir einige Haare im Barte zu versengen, so drücken Sie ab, mein bester Graf! antwortete Crillon kalt, ohne daß er versuchte, die Waffe abzuwenden. Ihre Pistolen enthalten vielleicht ein wenig Pulver, Kugeln aber sicherlich nicht mehr.

– Unmöglich! rief Brissac verwirrt.

– Darum schießen Sie schnell, um sich zu überzeugen. Wenn Sie überzeugt sind, werden wir uns besser verständigen. Schießen Sie, aber verletzen Sie mir mit dem Pfropfen das Auge nicht.

Brissac suchte vergebens den Blick. Arnaud's; der verwirrte Soldat hatte den Kopf abgewendet. Bestürzt ließ Brissac die Hand sinken. Man hatte ihm ein Spiel getrieben, während er mit dem Spanier gespielt hatte.

– Ich begreife Alles! murmelte er. Sie haben Arnaud erkauft!

– Erkauft? Nein, entgegnete Crillon, denn wir haben kein Geld zum Kaufen; er hat sich verschenkt. Aber was suchen Sie denn mit Ihrem so muntern Auge? Sie denken wohl nicht mehr daran, sich meinen Händen zu entziehen – nicht wahr?

– O gewiß, ich denke noch daran! Sie selbst, Herr Ritter von Crillon, haben sich mir ausgeliefert, ohne eine Ahnung davon zu haben. Indem ich nur den Herrn fangen wollte, werde ich nun auch den Diener fangen.

– Das ist mir nicht ganz verständlich, sagte Crillon.

– Ich habe zwölf Männer an dem Wege postiert, den der König kommen muß; sie werden den König, und Sie mit ihm ergreifen.

Crillon brach in ein lautes Lachen aus. Dieses schallende Lachen machte das Vertrauen Brissac's ein wenig schwanken.

– Aergern Sie sich nicht, wenn ich lache! rief der Ritter. Aber das Abenteuer ist zu spaßhaft. Denken Sie, daß Ihre zwölf Männer keinen größeren Erfolg gehabt haben, als Ihre Pistolen und Ihr Schwert, denn die armen Teufel sind wie Schnee zerronnen. Guter Gott, zwölf Männer sind für Crillon nur ein Bissen!

– Sie haben sie vernichtet? rief Brissac, dem diese That, von einem Helden wie Crillon vollbracht, eben nicht in Erstaunen setzte.

– Vernichtet? Nein, aber aufgehoben; diese guten Leute gehen jetzt ruhig nach Poissy, wo sie diese Nacht schlafen werden. Morgen werden sie zu unserer Armee stoßen, bei der sie künftig verbleiben sollen. Nun betrüben Sie sich nicht, mein bester Graf, sondern steigen Sie vom Pferde, und begleiten Sie mich nach einem anmuthigen Plätzchen, das dreißig Schritte von hier entfernt liegt. Wir haben Ihnen mancherlei Dinge mitzutheilen. Sie sind mein Gefangener, aber ich werde Sie mit Achtung behandeln. Arnaud wird auf Ihr Pferd achten, beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Doch, Verzeihung . . . geben Sie mir Ihr Schwerdt, wenn es Ihnen gefällig ist.

Der verwirrte Brissac gab sein Schwerdt ab, und ließ sich von Crillon führen. Er sah und hörte nicht mehr. Er war betäubt wie ein Fuchs, der in eine Grube gefallen; ein Kind hätte ihn an einem Faden bis an das Ende der Welt führen können.

– Diese Spieler sind geschickter als ich, dachte Brissac. Ich habe verloren!

Nachdem Crillon den Soldaten Arnaud auf der tiefern Seite des Wegs als Vorposten ausgestellt, führte er Brissac nach einer kleinen Lichtung des Waldes, die sie nach kurzer Zeit schon erreichten. Hier fanden zwei neben einander angebundene Pferde.

Auf dem frischen Kraute neben den beiden Pferden saß ein Mann in einem wollenen Mantel. Seine linke Hand stützte er auf ein Schwerdt, dessen Griff allein in dem Mondenscheine glänzte. Der Mantel bedeckte alles Uebrige.

Dieser Mann hatte sich auf eine junge Esche gestützt, und stützte wiederum den Kopf mit der Hand, die auf dem rechten Knie ruhte, als ob er in ein tiefes Nachsinnen versunken wäre. Der Schatten der Blätter hüllte sein Gesicht und seine Schultern ein. Ein glänzender Punkt verrieth seinen Gürtel: dieser Punkt war nämlich eine Kette oder eine Schnalle; ein anderer lichter Punkt, der Sporn, verrieth das äußerste Ende seines Beins. Diese ganz finstere Gestalt, die nur zwei Lichtpunkte hatte, trug den imposanten Charakter einer geheimnißvollen Größe.

Brissac bemerkte diese so dasitzende Person.

Er fragte Crillon, wer sie sei.

– Der König! antwortete Crillon ganz einfach.

Zugleich entfernte er sich, und ließ Brissac mit Heinrich IV. Allein.

Ein dreifacher Panzer hätte die Brust umschließen müssen, die bei diesem unvermutheten Anblicke nicht eine ungewöhnliche Regung empfunden haben würde. Man mochte ein noch so eingefleischter Liguist, durch und durch ein Gascogner sein, man würde sich nicht ohne Herz klopfen diesem Feinde genähert haben, den man zu halten glaubte, während er seinen Gegner hielt; diesen Fürsten, den man verleugnete, während er sich um so schrecklicher erhob, der größer in seiner einsamen Stellung war, als er es auf einem Throne gewesen wäre. Und Brissac hatte das Schwerdt vor Augen, das bei Aumale, Arques und Ivry gesiegt hatte!

Bestürzt, verzweiflungsvoll blieb er zwei Schritte vor dem Fürsten stehen.

Der König hatte, entweder aus Zerstreung, oder weil er einen Eingang zu der Unterredung suchte, weder den Kopf erhoben noch ein Wort gesprochen.

Dieses Schweigen, diese Unbeweglichkeit beruhigten Brissac ein wenig. Das erste Wort des Königs, dessen Freiheit, Vermögen und vielleicht auch Leben Brissac auf diese Weise bedroht, und der nun das Loos seines unklugen Gegners in den Händen hatte, konnte ersichtlich kein eben schmeichelhaftes sein.

Der Graf grüßte durch eine tiefe Verneigung.

Der König erwachte aus seinem Sinnen, er hob den Kopf empor und sagte:

– Setzen Sie sich, mein Herr!

– Er deutete ihm einen Platz neben sich auf dem weiten Mantel an.

Aus Artigkeit zögerte Brissac noch einen Augenblick; dann folgte er einer neuen Aufforderung, und ließ sich so weit als möglich von dem Könige nieder.

Nun konnte er das Gesicht des Fürsten sehen, denn der Mond war so hoch emporgestiegen, daß ein Licht durch die Wipfel der

umstehenden Bäume fiel. Das Gestirn der Nacht erfüllte die
Waldlichtung mit einem bleichen Schimmer.

6.

Zwei berühmte Sinnesänderungen.

Obgleich der König kaum vierzig Jahre zählte, so hatte er doch schon spärliche Haare und einen greifen Bart. Besaß er auch nicht jene frische und verführerische Schönheit, welche die Frauen verblendet und einnimmt, so besaß er in einem um so höhern Grade die Schönheit, welche dem Geiste der Männer imponiert und ihre Herzen überredet. Seinen großen, lebhaften Augen entströmten sichere Blicke, die durch Nichts belästigt, aber durch eine ernste Güte gemildert wurden. Brissac aber fühlte sich nicht behaglich, als ihn dieser Blick wie eine grelle Flamme traf, die das Innerste seines Herzens zu beleuchten bestimmt war.

– Herr von Brissac, begann der König, ich weiß, daß Sie ein eifriges Verlangen tragen, mich zu sehen. Es war heute Abend sicherlich Ihre Absicht, dieses Verlangen zu befriedigen, und ich weiß, welche Anstrengungen Sie zu diesem Zwecke gemacht haben. Auch ich habe Sie sehen wollen. So hat denn Jeder von uns den gemeinschaftlichen Zweck erreicht.

Es wäre unmöglich gewesen, das artiger und milder auszudrücken, was Brissac in einer heftigen Fassung zu hören gefürchtet hatte. Er verneigte sich vor dieser delikaten Courtoisie des Siegers.

– Antworten Sie mir noch nicht, fuhr Heinrich fort. Antworten Sie später, wenn Sie die ganze Angelegenheit kennen.

»Sie wollten sich heute meiner Person bemächtigen, mein Herr: der Plan war schön, nicht allein durch die Schwierigkeit des Unternehmens selbst, sondern er bot auch auf den ersten Anblick verschiedene Vortheile, die Sie dazu verleiten konnten, zumal da Sie Ihrer Parthei so leidenschaftlich anhängen. Dies ist natürlich, und ich tadele Sie deshalb nicht.

Brissac fühlte, daß er erröthete; er suchte den Schatten, um sein Gesicht zu verbergen.

Der König fuhr fort:

– Ich berufe mich nicht auf die Treue Ihrer Unterschrift, die sich unter der Waffenstillstands-Acte neben der Meinigen befindet. Dem Gouverneur von Paris liegt es vor allen Dingen ob, und seine Treue besteht vorzüglich darin, die ihm anvertrauten Interessen zu wahren. Und wahrlich, indem Sie mich der Ligue überliefern, schützen Sie Ihre Stadt, die ich stets mit einer Belagerung bedrohe, für immer vor mir. Wahrlich, ein Liguist kann Ihnen Ihre Absicht nicht zum Vorwurfe machen. Und auch ich, der ich nicht Liguist bin, werde sie Ihnen ferner nicht vorwerfen. Ich begreife die ganze Tragweite derselben, und finde sie bis zu einem gewissen Punkte großmüthig.

Wozu wäre es gut, fragen Sie sich, den Parisern noch einmal Elend, Hunger und Tod zuzuziehen? Alle jene Kanonen, die tödten und in Brand schießen, die Würgereien auf dem Schlachtfelde, die jammernden Weiber und Kinder zerreißen mein Herz; ich werde das Elend unterdrücken, indem ich dessen Ursache unterdrücke; ich werde den Krieg mit einem Streiche endigen; ich mache Paris wieder glücklich und Frankreich gebe ich eine Blüthe zurück; ich werde mein Vaterland retten, indem ich den König beseitige. Das, mein Herr, haben Sie sich gesagt.

Brissac wollte antworten; der König unterbrach ihn durch eine freundliche Bewegung.

– Der Grund dieses heftigen Krieges gegen mich ist ersichtlich Ihre Freundschaft für Herrn von Mayenne, sagte er. Sie glauben ihm zu dienen? Ich glaube es nicht. Hören Sie meine Gründe dafür.

Der König holte ein zusammengelegtes Papier aus seinem Rocke, das er in den Fingern zerknitterte.

– Der Spanier täuscht Sie, und treibt sein Spiel mit Ihnen; die Zusammenberufung der Generalstaaten, die einen König von Frankreich ernennen sollen, ist eine unverschämte Mystification. Herr von Mayenne glaubt, man wird ihn auf den Thron setzen. Irrthum! Der König von Spanien setzt seine Tochter, die Infantin Clara Eugenia, auf den Thron von Frankreich, und murt das

Parlament und die Versammlung zu arg, weil sie noch nicht ganz spanisch gemacht sind, so verheirathet man die Infantin mit dem jungen Herzog von Guise, dem Neffen des Herrn von Mayenne. Der Gemahl der Königin wird sterben, und – in der Geschichte der spanischen Ehen ist es ja eine ganz gewöhnliche Thatsache – die Infantin von Spanien regiert allein. Sie werden mir das salische Gesetz entgegenstellen. Irrthum! Philipp II. wird dieses Grundgesetz unseres Vaterlandes aufheben, wonach aus dem Scepter nicht ein Spinnrocken gemacht werden soll. Und nun wird der Sohn Karls V. König von Frankreich und Spanien, ohne Krieg und ohne Kosten. Er wird die Welt haben!

Man könnte sagen, daß Sie zittern, Herr von Brissac; dies kommt vielleicht daher, weil der Geist der Ligue den französischen Charakter noch nicht ganz in Ihnen getödtet hat. Vielleicht auch, weil Sie in meine Worte Zweifel setzen. Nun, so nehmen Sie diese Depesche, welche mir einer meiner Getreuen aus Spanien heute gesendet hat, wo ich ebenfalls Auge und Hand habe; lesen Sie, Sie werden den ganzen Plan darin verzeichnet finden, den ich Ihnen so eben mitgetheilt habe: die Ernennung der Infantin, ihre Heirath, die Aufhebung des salischen Gesetzes. Lesen Sie diese Depesche, und zeigen Sie sie dem Herzoge von Mayenne, weil Sie ein Freund sind. Es wird Ihnen Beiden eine heilsame Benachrichtigung sein, und Sie werden künftig wissen, für wen Sie mit so großem Eifer arbeiten.

Der König überreichte Brissac die Depesche; dieser empfing sie mit zitternder Hand.

– Das wäre entsetzlich murmelte er bestürzt. Das wäre eine infame Treulosigkeit! O über das unglückliche Land! Es wäre. Alles nicht so weit gekommen, wenn wir dem Spanier einen katholischen Fürsten entgegenzustellen hätten. Die Ketzerei hat die Ligue hervorgerufen . . .

– Vorwand, mein Herr! entgegnete Heinrich IV. Mein Vorgänger, Heinrich III. war, wie ich glaube, ein guter Katholik: dies hat weder die groben Beleidigungen der Prediger einer Religion verhindert, noch das katholische Messer des Jacques Clement abgehalten. Ich bin nicht Katholik, und deshalb stößt man mich zurück. Des halb ist

Paris mir verschlossen, Paris, das Thor von Frankreich! Deshalb, weil ich ein Ketzler bin, haben die Liguisten den Spanier gerufen, deshalb haben sie ihm ihr Vaterland ausgeliefert und ihre Kinder die spanische Sprache gelehrt, die vielleicht einst die französische Sprache vergessen haben werden. Weil ich nicht Katholik bin! Ventre-saint-gris! Vorwand! Wenn die Liguisten diesen Vorwand nicht hätten, würden sie einen andern erfinden. Ich werde ihnen diesen Vorwand nehmen. Man soll nicht sagen, daß ich auch nur einen einzigen Fehler begangen, daß ich auch nur ein einziges Loch gelassen hätte, durch das sich die fremde Usurpation in Frankreich eingeschlichen.

Brissac sah den König verwundert an.

– Ja, fuhr Heinrich fort, mein Volk, mein wahres französisches Volk, wünscht wirklich einen König seiner Religion. Ich habe mich in der katholischen Religion unterrichten lassen; ich habe in den wenigen Mußestunden, die mir der Krieg gelassen, die besten katholischen Theologen zu mir gerufen. Sie haben mich zwar nicht gelehrt, daß Gott in einem einzigen Cultus und auf einem einzigen Altare zu finden sei, aber daß man ihn edler und glänzender auf dem römisch-katholischen Altare an betet. Ich habe die erhabenen Schönheiten dieser Religion kennen gelernt, ich bin tief in die heilige Größe ihrer Mysterien eingedrungen.

Gott, der meinen Eifer und meine Liebe sah, hat meine Bemühungen gesegnet, er hat mir ein erhabenes Licht gesendet, er hat mir die Kraft verliehen, ihm, der seinen göttlichen Sohn dem Wohle der Menschheit opferte, eine leere Beharrlichkeit, einen tollen Irrthum dem Wohle meines Volks zu opfern, und ich bin heute ein ernstlich Bekehrter, ein eifriger Verehrer des katholischen Cultus, ein besiegtter Sohn der römischen Kirche, der Gott zum Zeugen nimmt, Herr von Brissac, und ihn laut bekennt, indem er die Hand auf ein redliches Herz legt. In acht Tagen wird mich mein Volk zu Saint-Denis, unter den Gewölben der Basilika, wo die alten Könige von Frank reich schlafen, ruhig und mit gebeugter Stirn zum Altare gehen sehen, umgeben von meinem Adel. Ich werde ohne Scham einen Irrthum abschwören, den mir Gott verzeiht. Ich werde der

katholischen Kirche Treue schwören, ohne den Schutz zu vergessen, den ich meinen alten Glaubensgenossen schulde.

Das will ich thun, mein Herr, und wir werden sehen, was die Ligue dazu sagt. Wir werden sehen, ob sie aufhört, ihre Kanonen zu laden und ihre Dolche zu spitzen. Indeß, Graf, Kanonen und Gewehre, Schwerdter und Dolche werden sich auf die Brust eines katholischen Fürsten richten, der katholisch wie der Herr von Mayenne, katholisch wie der König von Spanien ist!

– Eine Bekehrung! murmelte Brissac, den der Gedanke an dieses ungeheure politische Ereigniß fast um den Verstand brachte.

– Beruhigen. Sie sich, antwortete der König mit einem traurigen Lächeln; der Krieg wird darum immer noch sehr lange dauern. Paris ist, Dank Ihrer Fürsorge, sehr fest und wird sich grausam vertheidigen.

Eine poetische Melancholie umschleierte die Stirn Heinrichs IV.

– Wie oft habe ich mich seit fünf Jahren gefragt, sagte er, ob es nicht Zeit sei, das Schwerdt in die Scheide zu stecken, ob es eines Mannes von Herz nicht unwürdig sei, auf diese Weise um den Besitz eines Throns zu streiten, von dem ihn ein ganzes Volk ausschließt. Ich habe mich gefragt, wo sind denn die Vortheile, die alle diese Widerwärtigkeiten, diese Anstrengungen und diese ewige Arbeit des Körpers und der Seele, die mir das Leben verbittern und mich vor der Zeit altern machen, aufwiegen?

Da habe ich mir wie der Prophet zugerufen: »Genug der Arbeit für meine Hände, genug für meinen Kopf, genug für einen Leichnam, der athmet und sich König nennt!«

Und dennoch habe ich wieder zum Schwerdte gegriffen, dennoch habe ich die Nächte wieder mit Arbeiten verbracht, dennoch habe ich meine Rätthe ermüdet. Alles, was ein Mensch an einer gemeinschaftlichen Last heben kann, habe ich gethan, ohne zu murren, ohne mich zu beklagen, und wenn Sie wüßten warum, würden Sie vielleicht sagen, daß ich recht gethan habe.

Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, meine Krone einem französischen Fürsten streitig zu machen, sondern sie einem Fremden zu entreißen, der so laut redet, daß man ihn von Spanien

bis nach Frankreich hört. Ich bin ein Kind dieses Landes, mein Herr, und will die Sprache nicht verlernen, die mich meine Mutter gelehrt hat.

Und deshalb werde ich bis in den Tod kämpfen. Die Leute, die mich Feind nennen, sind Liguisten oder Spanier; ich bin ihr Feind in der That, denn sie verschwören sich zum Ruine meines Vaterlandes. Ich werde ihnen ein so schrecklicher Feind sein, daß ich Städte, Burgen, Weiler, Eisen und Holz, Menschen und Thiere zerstöre und vernichte, ehe ich einen Fremden den Saft und das Blut Frankreichs einsaugen lasse.

Diese Worte hatte Heinrich mit einer großmüthigen Heftigkeit gesprochen; er richtete sich empor, sein Auge blitzte, das Feuer seiner großen Seele verklärte sein Gesicht, und majestätisch zog er ein ruhmreiches Schwerdt aus dem Schatten, daß es in den Strahlen des Mondes blitzte.

Brissac verdeckte ein Gesicht mit den Händen; seine Brust athmete so schwer, als ob sie von Seufzern gehoben würde.

Der König war wieder ruhig geworden.

– Jetzt, Herr Graf, sagte er, wissen Sie Alles, was ich denke. Mein Herz ist erleichtert. Ich freue mich, daß ich es Ihnen eröffnet habe. Seit langer Zeit haben Sie in Paris spanisch sprechen gehört; heute haben Sie einige Worte in gutem, reinen Französisch vernommen. Stehen Sie auf und gehen Sie – Sie sind frei! Crillon wird Ihnen Ihr Schwerdt zurückgeben.

Brissac erhob sich langsam; über sein Gesicht rannen Thränen.

– Sire, sagte er, indem er sein Haupt beugte, an welchem Tage wollen Ew. Majestät in Paris einziehen?

Der König stieß einen Freudenschrei aus; er öffnete Brissac die Arme.

– O, ich bin Franzose, glauben Sie es nur, Sire, ich bin ein guter Franzose! Rief der Graf, indem er sich zu den Füßen seines Königs niederstürzte.

Dieser erhob ihn und drückte ihn fest an seine Brust.

In demselben Augenblicke ertönten zwei Pistolenschüsse auf dem

Wege, wo Crillon sich aufgestellt hatte, um über die Sicherheit des Königs während seiner Unterredung mit Brissac zu wachen.

Heinrich bückte sich, um sein Schwerdt zu ergreifen.

Brissac eilte voran, um Crillon zu unterstützen, im Falle es nöthig wäre.

Er fand den Ritter lachend, wie immer nach einer Heldenthat.

– Was giebt es? fragte Brissac, dem der König auf dem Fuße folgte.

– Einen Spanier, den ich ein wenig außer Fassung gebracht habe, Graf!

– Den Spanier, den der Herr Graf sehr gut kennt, sagte Arnaud; er ist ein Spion des Herzogs von Feria, der trotz unserer Umwege uns gefolgt ist. Er suchte hier mit großer Unruhe, und wollte um jeden Preis den Herrn von Brissac finden.

– Ich habe ihn angehalten, sagte Crillon, damit er den König nicht entdeckte und störte. Die beiden Pistolenschüsse dieses dummen Teufels haben mich verfehlt.

Jetzt begann Brissac zu lachen.

– Arnaud, sagte er zu Crillon, hat mit diesen Pistolen gethan, was Sie ihn mit den meinigen haben vor nehmen lassen.

Wie sich denken läßt, wurden diese Worte mit einer allgemeinen Heiterkeit aufgenommen.

– Recht gut, sagte Crillon; aber er hat etwas mit sich genommen, was Sie nicht gehabt haben, Graf.

– Was?

– Ich hielt eine Pistolen für gefährlich, und darum habe ich ihm durch einen raschen Hieb geantwortet, der ihm den Rock und das darunter befindliche Fell geritzt haben muß. Auch das Pferd hat ohne Zweifel seinen Theil davon abbekommen. Mann und Pferd sind zwar nicht todt, aber derb geschunden. Hören Sie, wie sie laufen? Welch ein hitziger Galopp!

– Hat er Arnaud erkannt? fragte Heinrich IV.

– Ich weiß es nicht, Sire!

– Da sind Sie schön compromittiert, Brissac! sagte heiter der

König. Dieser Spanier wird Sie denunzieren. Wie wollen Sie sich heraus wickeln?

– Indem ich den Tag Ihres Einzugs beschleunige, Sire! sagte der Graf leise zu dem Könige.

– Wir wollen daran denken, Graf. Aber beginnen Sie mit der Ergreifung Ihrer Vorsichtsmaßregeln, daß die Spanier Sie nicht ermorden lassen. Denn wenn sie argwöhnen . . .

– Ew. Majestät sind sehr gnädig, an mich zu denken. Aber ich würde Sie bitten, über sich selbst zu wachen. Ist die Abschwörung einmal geschehen, so wird die Ligue in den letzten Zügen liegen, und dann ist Vorsicht gegen die Mörder nöthig.

– Ich werde mein Möglichstes thun, Brissac, um ganz in meine theure Stadt Paris zu gelangen.

– Und ich werde Ihr Zimmer im Louvre vorbereiten, Sire!

– Und ich werde Ihren Marschallstab vergolden lassen.

Der vor Freude bestürzte Brissac wollte reden.

Der König schloß ihm sanft mit seiner Hand den Mund und sagte ihm leise in das Ohr:

– Verzeihen Sie Arnaud, er ist ein braver Mann, ich weiß das besser, als irgend Jemand. Behalten Sie ihn um sich, er wird uns dienen, so oft Sie mit mir direct correspondieren wollen, was von heute an oft geschehen wird. Wir müssen uns trennen; seien Sie klug. Hegen Sie keine Besorgnisse wegen Ihres Freundes Mayenne. Ich hasse ihn nicht. Ich hasse nicht einmal Frau von Montpensier, meine tödtliche Feindin. Ich hasse. Niemanden, als den Spanier. Mayenne wird ein gutes Quartier bekommen und Alles, was er verlangt. Seien Sie behutsam und lieben Sie mich!

– Wie Sie es verdienen – mit meiner ganzen Seele!

– Nehmen Sie den Weg über Colombes, Sie können von dort, ohne bemerkt zu werden, eine halbe Stunde früher nach Paris kommen, als der Spanier, wenn Crillon's Hieb ihm nämlich erlaubt, Paris zu erreichen. Crillon trifft gut!

– Leben. Sie wohl, Sire!

– Leben. Sie wohl, Marschall!

Brissac drückte Crillon beide Hände; dieser gab ihm einen herzlichen Druck zurück.

Arnaud blieb unentschlossen hinter dem Könige stehen. Heinrich deutete durch ein freundschaftliches Zeichen auf Brissac. Augenblicklich hielt der junge Mann dem Grafen den Steigbügel, und folgte ihm still und ruhig, als ob dieses große Ereigniß, das die Gestalt Europa's ändern sollte, gar nicht stattgefunden hätte.

Als Heinrich und Crillon allein waren, sahen sie sich an.

– Mir scheint, sagte der Ritter, daß Ihre Unterredung mit Brissac Sie zufrieden gestellt hat.

– Hast Du gesehen, Crillon, wie wir geschieden sind?

– Mit Handküssen. Aber, Sire, Brissac ist Gascogner.

– Auch ich, mein bester Crillon.

– Verzeihung, Sire, ich wollte sagen, er ist ein halber Spanier.

– Er ist es nicht mehr. Alles ist beendet, festgestellt. Paris gehört mir, ohne Belagerung, ohne Sturm, ohne Artillerie. Stecke Dein Schwerdt in die Scheide, wackerer Crillon, wir bedürfen aller jener schönen Schlachten nicht mehr, in denen Du so glänzttest.

– Paris gehört unser! O, Sire, haben Sie auch Gott gedankt, daß er Ihnen um einen so guten Preis Ihre Krone zurückgiebt?

– Zwanzig Mal in fünf Minuten, oder, besser gesagt, ich habe seit der Abreise Brissac's stets dasselbe Gebet wiederholt. Crillon, wir werden nun kein französisches Blut mehr vergießen – ich bin glücklich, sehr glücklich, ich bin der glücklichste der Menschen!

– Sire, antwortete Crillon freudig erregt, man muß das nie sagen. Man weiß nicht, was in dem Herzen Anderer vorgeht.

– Sprichst Du von Dir?" fragte Heinrich. Dann um so besser! O könntest Du noch glücklicher sein, als ich! Uebrigens glaube ich es fast, denn Deine Augen glänzen und Dein Gesicht strahlt Freude!

– Es ist wahr, meine Freude ist sehr groß, und ich glaube, daß ich in allen Beziehungen mehr begünstigt bin, als Sie, Sire; denn bei Ihnen ist in diesem Augenblicke der Kopf befriedigt, der Ehrgeiz hat ein gutes Mahl gehalten – aber bei mir zittert das Herz, und spielt, wie man zu sagen pflegt, den Grundbaß.

- Liebst Du mich so?
- Ich liebe auch noch etwas anderes, Sire.
- Solltest Du verliebt sein?
- Ja, ja! Ich wäre wahrlich nicht so zufrieden, wenn ich verliebt wäre. Außerdem müßte sich ein Liebhaber mit einem grauen Barte hübsch ausnehmen.
- Auch ich habe einen grauen Bart, und bin da bei schrecklich verliebt! unterbrach ihn Heinrich IV.
- Ah, Sire, Sie sind der König, und der König hat das Recht, alle nur ersinnlichen Thorheiten zu begehen.
- Nennst Du das eine Thorheit? Wenn Du meine Geliebte sähest, würdest Du Dir die Finger abbeißen, daß Du so unbedacht gesprochen hast.
- Ich weiß, daß Ew. Majestät einen sehr guten Geschmack hat; aber – es hat ein Jeder in der Welt den seinigen.
- Höre, mein wackerer Crillon, sagte der König, indem er seinen Arm um den Hals des Ritters legte, meine Gabriele ist das anbetungswürdigste Mädchen in Frankreich. Und jetzt, da der König seine Angelegenheiten vollendet, und mit Deiner Hilfe – Du hast diesen Abend eine ganze Armee vertreten – so gut vollendet hat, können wir uns ein wenig mit den Vergnügungen des armen Heinrich beschäftigen, den ich seit langer Zeit so sehr vernachlässigt habe. Komm mit mir auf den Hochweg, wo Fräulein von Estrées wohnt, Du wirst sie sehen und eingestehen, daß sie unvergleichlich ist.
- O, ich gestehe es jetzt schon ein, Sire, da ich versprochen habe, diesen Abend in Saint-Germain zu übernachten, und dort jedenfalls eintreffen muß,
- Es sei. Da Dich aber der Weg nach Saint Germain an dem Hause Gabriele's vorbeiführt, so kannst Du mir anderweit sehr nützlich sein.
- Ah, rief Crillon, worin denn?
- Den Verdacht eines störrischen Vaters zu zerstreuen.
- Den Vater Estrées? Der ist doch wahrlich ein fügsamer, wackerer Mann.

– Er bringt mich zur Verzweiflung, sage ich Dir!
– Weil er nicht will, daß Sie ihm die Ehre er zeigen, sein Haus zu entehren.

– Crillon, Crillon, das ist ein starkes Wort!

– Sire, das kommt davon, wenn Sie mir Geheimnisse anvertrauen, ich mißbrauche sie auf der Stelle. Aber – verzeihen Sie mir!

– Ich verzeihe Dir um so lieber, da Gabriele's Ehre so rein ist wie der erste Schnee. Aber leider ist das Herz der Tochter wie der Stolz des Vaters – unbeugsam. Solltest Du wohl glauben, daß ich den Herrn von Estrées habe nach Medan zu Rosny schicken müssen, um nur einigermaßen die Gewißheit zu erlangen, Gabriele zu sehen? Er erwartet mich dort, dieser brave Edelmann, und trotz dieser Maßregel, bin ich nicht ganz sicher, ob die Tochter einwilligt, mich zu empfangen.

– Nun, dann sehe ich Ew. Majestät nicht so glücklich, als Sie mir vorhin sagten.

– Das Unglück geht vorüber wie das Glück, antwortete Heinrich lächelnd. Die Hoffnung gehört zu meinen Tugenden. Meine Feinde nennen mich hartnäckig, meine Freunde nennen mich geduldig. Steigen wir zu Pferde. Uns lacht ein schöner Abend nach einem so harten Tage. Ich habe die Ligue besiegt, und von meinem Königreiche Besitz genommen. Hoffen wir, daß sich meine Geliebte nicht minder unterwürfig zeigt, als die Ligue.

– Hoffen wir, da es sich um die Befriedigung Ew. Majestät handelt, sagte Crillon. Aber ich muß die Ebene durchschneiden, um rascher nach Saint-Germain zu kommen. Ich bin nicht ruhig, und darum bitte ich den König, mir die Freiheit zu geben, wenn er meiner nicht nothwendig bedarf

– Sei frei! Habe Dank und lebe wohl, braver Crillon! Morgen treffen wir uns unfehlbar zu unterm Rendezvous!

Crillon half dem Könige das Pferd besteigen, dann sah er ihn sich rasch entfernen. Nun schickte er sich selbst an, davonzureiten, da hörte er in der Entfernung hinter sich auf dem Wege den raschen Galopp eines Pferdes.

– Sollte der Spanier mit Verstärkung zurückkommen? fragte er sich. Aber nein, es ist ja nur ein Pferd – und sollte es nicht allein zurückkommen, sollte es seinen Reiter nicht verloren haben, so begreife ich nicht, was der Spanier hier zu suchen hat. Was ist das? Der Galopp hört auf . . .

Das Pferd stand wirklich still.

– Höre ich nicht eine Stimme . . . ein Gewimmer? fuhr Crillon fort. Mehr noch . . . einen Schrei, ein Gestöhn!

Nun sah er bei dem hellen Mondenschein einen Mann das steile Ufer hinabsteigen, um Wasser aus dem Flusse zu schöpfen. Links im Sande neben dem Pferde schien ein Mann ausgestreckt zu liegen.

– Ein graues Pferd, rief der Ritter, in dessen Herzen ein unheimlicher Verdacht emporstieg.

Das Thier stieß ein langes und trauriges Wiehern aus.

– Da hat sich vielleicht ein großes Unglück zugetragen! dachte Crillon. Jenes Pferd ist Coriolan, es wittert mich! Fort, fort!

Geräuschvoll näherte sich der Ritter dem Orte. Der Mann, den Crillon zu dem Flusse hinabsteigen gesehen, kam zurück.

– Zu Hilfe! Zu Hilfe! rief dieser Mann, als ob ihn der Anblick eines menschlichen Wesens ermuthigt hätte.

– Harnibieu!!! rief der Ritter, dem diese Stimme den kalten Schweiß auf die Stirn trieb. Es ist Pontis!

– Herr von Crillon! rief der Gardist, der den Ritter an dem berühmten Harnibieu erkannt, und nun so rasch als möglich ihm entgegeneilte.

– Mein Gott, was giebt es denn? Dieser Schrecken . . . wer ist der Mann, der hier am Boden liegt?

– Ach, Herr, errathen Sie es denn nicht? Ich sagte Ihnen ja, daß uns Laramée folgt!

Crillon stieß einen Fluch, oder vielmehr einen Seufzer aus, und stürzte zu Esperance, den Pontis auf dem abhängigen Rande des Ufers niedergelegt hatte; der Kopf desselben ruhte auf einem feuchten Rasenbüschel.

Der junge Mann hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war todtbleich, und seine schönen farblosen und erstarrten Augen fielen mit jener rührenden Grazie zurück, die der Vogel allein von allen irdischen Geschöpfen bis in den Tod bewahrt.

Unter seinem Wamms sah man das Schnupftuch und die Lappen des Hemdes, die Pontis mit dem Gürtel auf der Wunde befestigt hatte.

Als Crillon diese mit Blut getränkte Leinwand, diese Regungslosigkeit des Körpers, und die Verzweiflung des guten Pontis sah, schwand auch ihm die Geistesgegenwart; er kniete neben dem Verwundeten nieder und äußerte alle Zeichen einer tiefen Entmuthigung.

Plötzlich erhob er sich, und rief:

– Unglücklicher, Du hast ihn mir sterben lassen!

– Ach, Herr, es war schon geschehen, als ich an kam! Aber klagen Sie mich nicht an, er ist noch nicht todt. Mir ist ein guter Gedanke gekommen, und wenn wir ihn nicht ohne Hilfe lassen, wenn wir einen guten Arzt für ihn finden, so wird er davon kommen. Aber hier auf der Straße werden wir weder Arzt noch Hilfe finden.

– Ich kenne in dieser Gegend. Niemanden! sagte Crillon, indem er die Augenbrauen zusammenzog. In einem andern Augenblicke würde Pontis davor erschreckt gewesen sein.

– Das erste Haus, das wir antreffen! sagte Pontis.

– Vor Bezons oder Argenteuil giebt es keine Häuser. Aus dieser Wunde ist viel Blut geflossen – die Anstrengung der Reise trägt die Schuld. Verwünschter Kerl, ich begreife Dich nicht, daß Du diesen armen Jungen so weit mit Dir fortgeschleppt hast!

– Ich hätte ihn lieber an einem sichern Orte niedergelegt; aber wenn man verfolgt wird . . .

– Hast Du Furcht, wenn man Dich verfolgt? rief der Ritter, der froh war, einen schicklichen Vorwand gefunden zu haben, um seinen Zorn auszulassen. Du elender Wicht hast Furcht?

– Wenn ich einen Verwundeten in den Armen halte, wenn ich mit den Knien ein kreuzlahmes Pferd lenke, wenn ich in dem

Gebüsche die Kugeln meinen Kopf umsausen höre, wenn das von einer Kugel getroffene Pferd schwankt, wenn ich den wüthenden Mörder hinter mir eine Waffe wieder laden höre, wenn ich mir sagen muß, daß man meinem Verwundeten das Garaus macht, sobald das Pferd stürzt und ich getödtet bin – dann, Herr, sporne ich das Pferd an, drücke meinen Verwundeten, den mir Herr von Crillon auf die Seele gebunden hat, fester an meine Brust, empfehle ihn allen Heiligen des Paradieses, und fliege davon, ohne zu sehen und zu hören, bis das Pferd stürzt. Dann habe ich Furcht, Herr, ja, dann habe ich viel Furcht!

Bei diesen Worten zeigte Pontis dem Ritter ein Loch auf der Croup des armen Coriolan, der sich schmerzlich auf den Steinen wand, als ob er die Kugel aus dem brennenden Fleische herausreiben wollte.

– Wenn es so ist, sagte Crillon, so hast Du Recht. Und diesen Laramée wird man doch nicht tödten!

– O, nur Geduld, Herr! Doch tragen wir zu nächst Herrn Esperance fort.

– Dort unten auf dem Wege kommt ein Mann!

– Er trägt etwas unter dem Arme. Ich eile zu ihm! Er wird uns ein Haus in der Nachbarschaft an deuten.

Pontis lief so rasch diesem Manne entgegen, als ob er durchaus keine Anstrengung gehabt hätte.

Der Mann trug einen Korb am Arme, und in diesem Korbe einen großen Fisch, dessen Kopf und Schwanz über die beiden Deckel hinausragte. Der Fisch bewegte sich noch in den letzten Zuckungen des Todes.

Pontis bestäubte und blutige Kleider erschreckten den Mann, er stieß einen Schrei aus und streckte dem Gardisten den Korb entgegen.

– Nehmen Sie meinen Barsch, aber tödten Sie mich nicht! rief er mit vor Furcht erstickter Stimme. Ich bin Denis, der Müller von dem Damme. Diesen Fisch sendet Fräulein Gabriele von Estrées durch mich dem Prior des Klosters, das dort drüben, hundert Schritte von hier, liegt . . . Ach, tödten Sie mich nicht!

– Hundert Schritte von hier liegt ein Kloster? rief Pontis. Ist das auch wahr?

– Links an Flusse . . . hinter dem Gehölze, das Sie dort auf jenem Hügel sehen! antwortete der Müller, dessen Zähne klapperten.

– Guter Mann, sagte Pontis, fürchte Dich nicht, Du rettet uns das Leben! Komm, komm!

– Nun, rief Crillon, der Alles gehört hatte:

– Komm, komm! Du wirst zehn Pistolen erhalten, wenn Du uns diesen armen ermordeten Menschen forttragen hilfst!

Der Müller wollte sich durch diese Lockspeise nicht fangen lassen, aber Pontis stieß ihn mit beiden Händen vor sich her bis zu dem Körper. Der Landmann bekreuzte sich vor Schrecken; als er aber sah, daß die vermeintlichen Mörder nicht einen Leichnam in den Fluß, sondern einen Verwundeten in das Kloster bringen wollten, beruhigte er sich ein wenig.

Nachdem er Crillons Pistolen in Empfang genommen, hob er die Hälfte der traurigen Last empor. Pontis trug die andere Hälfte. Crillon zog Coriolan am Zaume mit sich fort. Das arme Thier konnte sich kaum noch fortschleppen, bei jedem Schritte verrieth es seinen Schmerz.

Bald machte der Weg eine Biegung hinter dem mit Gebüsch bewachsenen Hügel, und man sah die grauen Gebäude des sehnsüchtig erwarteten Klosters.

Crillon hing sich an die Glocke.

Bald erschien hinter dem Eisengitter des Pförtchens ein Licht.

Nach dem in dieser Zeit der Gewaltthätigkeiten und des Mißtrauens üblichen Examen, öffnete sich die Thür, als man die Stimme des Müllers gehört, und der traurige Zug verschwand in der finstern Tiefe des Klosters.

7.

Die Mühle auf dem Damme.

Der König wußte von allen diesen Unglücksfällen nichts; er setzte heiter seinen Weg fort. Der glückliche Erfolg mit Brissac hatte ihn wieder neu belebt, und lächelnd hegte er die Hoffnung auf eine Capitulation mit seiner schönen Geliebten.

In jenen glücklichen Zeiten nannte man eine Frau, die ein Mann liebte, Maitresse oder Geliebte, auch dann, wenn sie keine Gegenliebe empfand.

Heinrich dachte also an seine Geliebte, Gabriele, an das reine und freie Mädchen, das sechs Monate königlicher Anstrengungen nicht hatten erobern können. Gabriele herrschte despotisch über das größte Herz des ganzen Königreichs Frankreich. Unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte hatte er, wie wir bereits wissen, den mürrischen Vater des jungen Mädchens nach Medan geschickt. Gabrielen hatte er keine Nachricht davon gegeben, da er fürchtete, sie würde sich beunruhigen und ihm die Thür verschließen. Ueberzeugt, daß sie die Grausamkeit nicht begehen würde, freiwillig einen Liebhaber, den man den König nannte, fortzuschicken, den man nicht haßte, und der nichts als ein Stündchen traulicher Unterhaltung, ein freundliches Gesicht und vielleicht ein Abendessen verlangte, wollte er sie in ihrem Zimmer überraschen.

Der König wollte eine offene Erklärung mit Gabriele herbeiführen – wenigstens hoffte er es. Die Zeit war günstig. Eine köstliche sternenklare Nacht lag über der Erde, eine Nacht, die selbst das verschlossenste Herz durch ihren sanften Hauch öffnet und die Träume des Geistes zur Wirklichkeit gestaltet.

Ich muß den wahren Grund dieses langen Widerstandes erfahren, dachte der König. Gewöhnlich werden die Könige in der Liebe wie im Kriege als gleichgestellte Menschen behandelt. Auf dem

Schlachtfelde entschlüpft das launenhafte Glück sehr häufig, aber in dem geschlossenen Zimmer der Geliebten verliert es den Gebrauch seiner Flügel, es ist bald ergriffen und besiegt.

Gabriele hatte seit sechs Monaten allen Angriffen getrotzt. Herr von Estrées hatte Heinrich achtungsvoll, wenn nicht selbst vertrauensvoll, aufgenommen, so oft er erschien. Er dagegen hatte jeden Besuch benutzt, um Gabrielen eine glühenden Empfindungen mitzutheilen.

Herr von Estrées, der den Ruf des Königs kannte, hatte sich stets geschickt ins Mittel gelegt, wenn die Unterhaltung galant, und der Spaziergang zärtlich geworden war, und Heinrich hatte in seiner Liebe wenig Fortschritte gemacht. Er hatte nun zu Besuchen eine Zuflucht genommen, die weniger einen öffentlichen Charakter trugen. Gabriele, geschmeichelt durch die Bemühungen eines Helden, den sie enthusiastisch bewunderte, hatte ihm auch bereits die Gunst einer keuschen Unterhaltung auf der Terrasse oder tief im Garten gewährt. Hier nun hatte Heinrich mit seiner unmenschlichen Gabriele, die in der Gesellschaft Gratienne's, eines jungen ihr ergebenen Mädchens, erschien, die ewige Syntaxis der Liebenden in allen Kapiteln debattiert.

Der durch soviel Sorgen, Anstrengungen und drohende Todesgefahren gealterte König hatte bei diesen Gelegenheiten das Feuer der Jugend wieder erlangt; er liebte, er betete an, er vergötterte. Freude und Stolz bemächtigte sich einer, wenn er beim Abschiede die kleine, rosige Hand an seine Lippen drücken konnte; er vergaß dann jenen andern Heinrich, der durch Feuer und Blut nach der Krone von Frankreich strebte.

Der Himmel hatte seine schönsten Gaben in der reizenden Gabriele vereinigt. Der König hatte nie ein Wesen gesehen, das so anmuthsvoll rein, so üppig keusch gewesen. Seine Geduld bei der Eroberung maß er nach dem hohen Werthe des zu erobernden Gegenstandes ab.

Gegen halb sieben Uhr kam der König bei dem Weiler auf dem Hochwege an.

Hier und da bellte ein Hund unter der Thür. In den acht oder zehn

Hütten, die mit ihren Schornsteinen pittoresk an dem Abhang lagen, waren die Lichter bereits ausgelöscht.

An dem Rande des Dammes erhob sich eine große Scheuer, die mit der Dauerhaftigkeit einer Festung erbaut war. Diese Scheuer schloß den Viehhof und die Wirthschaftsgebäude des Schlosses d'Estrées ein.

Die große schwarze Masse dieses Gebäudes, die mehr als eine Belagerung gesehen und mehr als einer Feuersbrunst wacker Trotz geboten, zeichnete sich wunderlich an dem blauen Nachthimmel ab.

Heinrich näherte sich dem Hauptgebäude. Ein Fenster war das Ziel seiner Aufmerksamkeit – es war das Zimmer Gratienne's. Er ergriff einen kleinen Stein, und warf ihn an die großen finsternen Glasscheiben. Das Fenster öffnete sich, und eine weiße Hand gab ein Zeichen. Der König, gehorchend diesem stets verständlichen Zeichen, folgte der Richtung, welche der kleine Finger angab. Er wußte nun, daß Gabriele ihn entweder am Ufer des Wassers, das zehn Schritte von dem Hause vorbeifloß, oder auf der Terrasse neben dem Felsen erwartete, zu der er auf einem Fußwege durch die Weinberge gelangte.

Heute übte der König vertrauensvoller seine Schliche aus, als sonst. Herr von Estrées war abwesend, Gabriele lag wahrscheinlich schon im Bette, da das Licht in dem Zimmer Gratienne's nicht mehr brannte. Aber an einem so schönen Abende war es ein Vergnügen, nicht zu schlafen.

Heinrich fand Vorrath von Wurfgeschossen an allen Bäumen des Weges. Er begann, kleine, grüne Äpfel an das Fenster zu werfen. Da der Mond ein gefährliches Licht auf das Pferd und den Reiter ausgoß, so ward Heinrich von dem Wunsche beseelt, daß sein Bemühen einen raschen Erfolg haben möge.

Das Glas erklang, aber das Fenster öffnete sich nicht.

Heinrich begann noch einmal.

Wiederum keine Antwort. Er wartete erfolglos.

Aus Furcht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ritt er unter der Mauer der Scheuer hin und her. Er hoffte, daß Gratienne wieder aufwachen, oder von ihrer Herrin zurückkehren würde, die vielleicht

schon im Bette lag.

Er kehrte zum Fenster zurück und begann das Bombardement von Neuem.

Ein eigentümliches Geräusch antwortete auf eine Angriffe.

Dieses Geräusch kam nicht von der Seite des Hauses, das düster und stumm blieb; es kam vielmehr von dem Flusse, dessen eine Hälfte im Lichte erglänzte, während die andere in den Schatten der gigantischen, hundert jährigen Bäume eingehüllt war, die an dem Ufer der Insel von Bougival fanden.

Es schien dem Könige, als ob ein schalkhaftes Gelächter von mehreren Stimmen jeden seiner fruchtlosen Versuche begleitete. Die ironischen Kobolde erlustigten sich ohne Zweifel in dem lauen Flusse, denn in jedes Lachen mischte sich ein Geflüster, das Rauschen und Klatschen des Wassers und das freudige Jauchzen, das den siegenden Schwimmer verrät.

War Heinrich von den Badenden bemerkt? Machte man sich lustig über seine Verlegenheit?

In dem Weiler wachte um diese Stunde. Niemand mehr; außerdem würde man es auch nicht wagen, über einen Reisenden zu lachen, der sich dem Hause des Herrn von Estrées nähert.

Der König lauschte.

Da glaubte er in den Stimmen der Kobolde lachende Frauenstimmen, und zwar Stimmen zu erkennen, die er nicht zum ersten Male hörte. Er unterschied selbst, trotz der Entfernung, daß zwei geliebte Lippen einen Namen aussprachen, seinen Namen, der harmonisch über die elastische Oberfläche des Wassers bis zu ihm glitt.

Das Gelächter näherte sich, und bald sah er, daß aus dem düsteren Theile des Wassers, den der Schatten der Bäume bildete, zwei Köpfe in den hellen Theil übergingen, und sich bis in die Mitte des Flusses wagten.

Und nun erkannte Heinrich Gabriele und Gratiene, die sich wie zwei Nymphen in dem klaren Krystall des lauen Wassers ergötzen.

Beide lachten über ihre Entfernung, und waren stolz auf das

unbesiegbare Hinderniß; sie riefen den unglücklichen Reisenden, der an das Ufer gebannt war.

Aber der gereizte Heinrich kannte keine Hindernisse, Hundert Kanonen hätten ihn nicht zurückgehalten. Er trieb sein Pferd in den Fluß, und zerteilte die Fluthen, nach den unklugen Najaden schwimmend, die ihn gerufen hatten.

Das Lachen verwandelte sich nun in einen Schreckensschrei und dann in rührende Bitten. Das Pferd schwamm köstlich, es öffnete stolz die Bahn.

Heinrich näherte sich; er breitete die Arme nach der erschreckten Schwimmerin aus, deren lange, blonde Haare, die in dichten Flechten wie ein Turban zusammengelegt waren, verschwanden, und dann glänzender wiedererschienen, als ob sich Gabriele in ein Bad von flüssigem Silber getaucht hätte.

Mitunter sah man ihren weißen Arm, von dem die Perlen herabrieselten; dann wieder die feine Draperie, die wie die Tunica der Amphitride ihre Schultern bedeckte. Seltener jedoch die Spitze des kleinen Fußes, der dann und wann die Oberfläche des Wassers streifte.

Heinrich sandte ihr zärtliche Küsse zu, ohne sich in seiner Annäherung zu unterbrechen.

– Barmherzigkeit, Sire, Barmherzigkeit! Kehren Sie zurück! rief Gabriele bittend. Und dabei zeigte sie dem Könige ein Gesicht, auf dem die tiefste Verzweiflung ausgedrückt war.

– Sie haben mich gerufen, meine Schöne! sagte Heinrich.

– Achten Sie eine Frau, Sire! Verzeihung . . . Gnade! Wenn Sie noch einen Schritt weiter gehen, so lasse ich mich in den Fluß hinabgleiten!

– Ach, gewähre mir Gnade, mein kleiner Liebesgott! sagte der erschreckte Heinrich, indem er augenblicklich sein Pferd wandte. Baden Sie ruhig, mein teures Leben; Schrecken und Drohungen sollen Ihnen fern bleiben. Ich werde mich in diese Fluten hinabstürzen, um Ihnen meine Achtung zu beweisen. Sehen Sie . . . ich wende das Gesicht ab. Wohin soll ich gehen, da ich Ihnen doch einmal Lebewohl sagen muß?

– Da haben Sie schon zwei Dritttheile des Wassers hinter sich, sagte Gabriele, die durch diese Gelehrigkeit des Fürsten beruhigt war. Fahren Sie so fort, wenn es beliebt, gehen Sie zur Mühle, die am Ufer der Insel liegt, und trocknen Sie sich.

– Ich werde dorthin gehen, mein Engel; aber Sie?

– O, sprechen wir nicht mehr von mir, ich bitte Sie; vorzüglich, aber machen wir hier kein Aufsehen. Sie begreifen mich wohl, Sire?

– Ja, ja, ich begreife, und werde zur Mühle gehen.

– Auch ich werde mit Gratiene dorthin kommen, denn wir müssen in Abwesenheit des Müllers das Nacht essen besorgen.

– Dank, tausend Dank!

Der hungrige und verliebte König stieg bei der Mühle an das Land; dann ließ er sein Pferd den Abhang der Insel erklimmen, wo das Tier sich frei schütteln konnte und eine köstliche Mahlzeit in dem kleinen Küchengarten des Müllers zu halten begann.

Heinrich ging über den langen Steg, der zu dem Gebäude führte, und setzte sich, das Herz voll Freude und den Körper tiefend von Wasser, an dem äußersten Ende des Mühlrades nieder, wo ihn Niemand sah, und wo folglich seine Gegenwart auch Gabriele nicht beunruhigen konnte.

Während er die Schönheit der Nacht und den Glanz der Landschaft bewunderte, erreichten die Schwimmerinnen schweigend eine Bucht im Ufer, die von Blumen und Gebüsch überhangen war, daß die Strahlen des Mondes nicht hineindringen konnten.

In diesem Augenblicke war der König von Frankreich, der die Füße über das Wasser hängen ließ, und bei dem geringsten Geräusche, das seine Heißgeliebte verriet, die Ohren spitzte, der glücklichste Müller seines Königreichs.

Die Wassermühle ist unter allen Dingen, die der Mensch poetisch macht, die reizendste, die alte Wassermühle nämlich, die alte gotische Maschine ohne Eleganz und Kunst; sie ist ein viereckiges Fahrzeug, das ein Haus von Holz trägt, in dessen Seite sich ein Baum befindet, der sich dreht und die grüne Fluth mit vier großen Holz schaufeln schäumen macht. Sie ist ein Spielzeug für das erste

Kindesalter. Der Kahn ist häßlich, das Haus ist schwarz und mit Brettern ausgeflickt, wie ein alter Stoff mit Stücken Zeuges. Alles dies verletzt bei dem ersten Anblicke das Auge. Wenn man es aber ein wenig aufmerksam betrachtet, so entdeckt man in diesen Spalten und Riffen entzückende Schönheiten.

In dem Innern der Mühle ist. Alles glänzend und glatt, das stets mit Mehl gepuderte Tannenholz ist stets gefegt, und hat seine ursprüngliche Reinheit bewahrt.

In dem Verschlage, der durch einen Vorhang von Serge geschlossen wird, befindet sich das Bett des Müllers. Dieses Bett ist zwar hart, aber es wird bei jedem Umschwunge des Mühlrades so sanft geschaukelt, daß der eingewiegte Schläfer nie vergebens den Schlummer ruft. Hat er Abends das Brett, das ihm zur Brücke dient und mit der Welt verbindet, an das Ufer zurückgezogen, so ist er mit seinem geringen Besitzthume allein auf der Insel und für Jedermann unzugänglich. Nun schimmert seine Lampe, ein bescheidenes Leuchtfeuer, das das Auge des Reisenden auf dem nahen Wege erfreut. Dann ist der Müller frei, er ist König.

Solche Gedanken durchkreuzten die Seele Heinrichs, als er auf dem Brette saß und auf das sanfte Murmeln des Wassers lauschte, das ohne Zorn und ohne Geräusch herabfloß, denn das Rad der Mühle drehte sich nicht.

Der König beneidete das Loos des Müllers.

Da erschien plötzlich Gratiene; sie sprang leicht von dem Brette in die Mühle.

Gratiene war ein kurzes, rundes Mädchen mit einer schmetternden Stimme, stets aufgeräumt und heiter. Ihre vollen, runden Arme waren frisch getrocknet durch die laue Abendluft. Sie kannte den König und liebte ihn. Dies war mehr, als wenn sie ihn achtete.

Heinrich ergriff die beiden Hände des hübschen Kindes, und ließ es, unter tausend Fragen über die Abwesenheit Gabriele's, springen, wie in dem Dorfe.

Gratiene antwortete, daß ihre Herrin sich schäme, daß sie keine passenden Kleider habe, um einen großen Fürsten zu empfangen,

und daß die Mädchen, die nach dem Bade in dem schönen Mondenscheine allein ein Abendessen einnehmen wollen, keinen Schmuck hätten; und dann seien die indiskreten Leute schuld, die Besuche abstatteten, ohne sich vorher anmelden zu lassen.

Während Gratienne so plauderte, zündete sie eine zweite Lampe an, und holte aus dem Schranke des Müllers ein Paar neue Schuhe und weiße Strümpfe hervor, die sie, ohne weiter zu schmollen, Ihrer Majestät anbot. Dann deutete sie auf die kleine Kammer des Müllers, daß der König seine durchnäßten Kleider dort wechseln möge. Während dieser Zeit bereitete sie das Abendessen ihrer Herrin vor.

– Aber was wird der Herr vom Hause sagen, wenn man ihm seine neuen Sachen verdirbt? fragte Heinrich in seiner Kammer.

– Denis würde sehr glücklich sein, wenn er wüßte, welche Ehre seinen Sachen zu Theil wird, sagte Gratienne. Aber er weiß es nicht, und der Schwätzer braucht es auch nicht zu wissen. Für jetzt ist er abwesend.

– Auf lange Zeit?

– Auf so lange, als er Zeit gebraucht, um dem Prior des Klosters der heiligen Genovefa im Namen Fräulein Gabriele's ein wahres Ungeheuer von Barsch zu bringen, der sich in dem Schutzbrette gefangen hat. Wenn er nicht langsam geht, kann er zwei Stunden ausbleiben.

– Aber er wird doch endlich zurückkommen und mich sehen.

– Ew. Majestät werden Johann oder Peter sein, was kümmert das den Herrn Denis? Das Königthum steht ja nicht in Ihrem Gesichte geschrieben.

– Unglücklicherweise!! sagte sich Heinrich, dem dieses Compliment eben nicht schmeichelte.

Er pries sich glücklich, sich in Abwesenheit Gabriele's abtrocknen zu können.

Aber diese hatte es gehört. Sie trat in demselben Augenblicke ein. Mit offenen Händen und lächelndem Munde näherte sie sich ihm.

– Gratienne, sagte sie, wenn das Königthum nicht auf seinem

Gesichte steht, so trägt er es tief in feiner Seele und in seinem Herzen!

– O, meine Schöne! O, meine Liebe! rief Heinrich, indem er sich auf die frischen Hände neigte, die das schöne Mädchen ihm bot.

Und wahrlich, sie war schön!

Das Volk, das sie täglich sah, hat das Andenken an diese wunderbare Schönheit bewahrt, wie es bieder und dankbar das Andenken an die Güte des Königs Heinrich bewahrt hat.

Wäre Gabriele eine Hofdame, eine Marquise, eine Herzogin in Sammet und Seide, mit Gold und Diamanten bedeckt, gewesen, sie würde dem Könige kaum so schön erschienen sein, als diesen Abend, wo sie, ein reizendes Bild, von der kleinen Thür der Mühle eingerahmt ward, während hinter ihr das Mondenlicht die Landschaft mit einem Silberglanze erfüllte; die beiden Lampen des Müllers erhellten ihr Gesicht mit einem sanften, röthlichen Scheine.

Wer könnte diesen, einer Göttin würdigen Körper mit seinen sichern und üppigen, wellenförmigen Bewegungen, welche das schlecht befestigte Kleid in breiten Falten verriet, wer könnte ihn malen? Wer könnte die Elfenbein arme, noch feucht in ihren leichten Aermeln, wiedergeben? Wer diese Fluth von blonden Haaren, die goldig auf die Schulter sich ergoß und einen geäderten, durchsichtigen Hals bedeckte? Wer könnte dieses unvergleichliche, ovale Gesicht zeichnen, das von zwei blauen, sanft lächelnden Augen erhellt wird, dessen Apfel mit einem schwarzen Punkte Feuer und Verwirrung in alle Herzen schleudert? Ihr ganzes Bild war freundlich und sanft wie ein schöner Tag es erweckte den Gedanken an Frühling, es belebt und tröstete. Das leiseste Lächeln ihres bewunderungswürdigen Mundes hätte den mürrischen Greis verjüngt, den Sterbenden auf seinem Lager erquickt. Nie hat sich wohl ein Engel zur Erde verirrt, der einen reinern Widerschein himmlischer Schönheit gebracht, als sie; nie hat ein irdisches Geschöpf den Blick des höchsten Schöpfers entzückt, der sich, wenn er sie sah, Eva's, seines bezauberndsten, erhabensten Werkes erinnern mußte.

Sie war schön, haben wir gesagt – sie war mehr, sie war auch gut!

Dieses Lächeln kam aus ihrer Seele, wie der Duft der Blume entströmt. Neid, Ehrgeiz, Zorn, Gleißnerei waren ihr fremd. Mit siebzehn Jahren wußte Gabriele nicht, was eine Lüge war. Sie hielt Heinrich auf ihren Knien, sie sah ihn mit den Augen einer Schwester an, sie achtete ihn als Untergebene, und, indem sie ihm ihre beiden kleinen Hände überließ, glaubte sie ernstlich, daß sie ihm ihr ganzes Herz überlasse, dieses unschätzbare Herz, das sie selbst nicht kannte.

Nachdem der König ihre Sammtfinger mit einem diskreten und achtungsvollen Eifer lange geküßt – das Zeichen wahrer Leidenschaften – ertheilte Gabriele Gratiennen den Befehl, die kleine Thür zu schließen. Dann bot sie ihrem Herrn einen Holzstuhl.

Es war nur ein Stuhl vorhanden, und er kam also von Rechts wegen dem Könige von Frankreich zu. Heinrich aber setzt sich fröhlich auf ein Scheffelmaß, und der Stuhl fiel Gabrielen zu, die bald ihre ernste Miene wieder annahm.

– Ich habe Sie noch auf eine Unklugheit aufmerksam zu machen, Sire, sagte sie mit einer bezaubernden Stimme. Mein Vater ist abwesend, aber er kann zurückkehren. Ew. Majestät haben von einem Ihrer getreuesten Unterthanen nichts zu fürchten, aber mich wird man tüchtig auszanken, und ich werde, wie immer, weinen müssen, wenn Sie sich entfernt haben.

– Weinen? O nein, meine liebe Schöne, Sie werden nicht weinen! sagte Heinrich. Ihr Vater kehrt auch nicht zurück, ich habe ihn nach Mantes geschickt.

– Sie, Sire? rief das junge Mädchen. O, über den bösen König! Mein armer Vater!

– Ohne Zweifel. Ich habe ihn fortgeschickt, weil man Sie nicht sehen kann, wenn er da ist. Gabriele ward trauriger.

– Weder in seiner Abwesenheit, Sire, noch in seiner Gegenwart, sagte sie. Es ist Zeit, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, obgleich es mich viel kostet; aber ich muß endlich einmal reden, und darum hören Sie mich an.

– Welche Wahrheit? rief der König besorgt.

– Wir werden uns nie wiedersehen.

– Oh!

– Nie! Mein Vater hat es mir befohlen. Er hat mir die Stellung meinem Könige gegenüber, begreiflich gemacht, denn Sie sind der König, sowohl unsern Herzen als unsern Wünschen nach.

– Es ist hier nicht wie in Paris, sagte der König, der Gabrielen aufzuheitern versuchte.

Das junge Mädchen ward wirklich wieder freundlicher.

– Wir werden später darauf zurückkommen! rief sie. Es ist unmenschlich von einer treuen Dienerin, daß sie ihren Herrn so betrübt, und es würde von dem Herrn grausam sein, wollte er seine Dienerin hindern, zu Nacht zu essen. Sire, das Bad hat uns aufgehalten, es ist elf Uhr, und wir sterben vor Hunger.

– Auch ich, meine Schöne!

– Sire, ich werde Ihnen servieren! Welche Freude! Ich kann dem großen Heinrich ein Mahl geben! Ah, Sie werden sehen, ein schönes Mahl! Gratienne! Gratienne erschien.

– Bringe die Kirschen und die Johannisbeeren.

– Ah, welch ein herrliches Mahl! rief der König, indem er ein Gesicht schnitt.

– Wir haben auch Kuchen, mein König, einen leichten, scharfgebackenen Kuchen, wie ihn Gratienne so lecker zu bereiten versteht.

– Kuchen! Dann ist ja die Tafel vollständig!

– Ach gewiß, er ist eine wahre Delikatesse. Sie müssen verzeihen, Sire, wir sind Gutschmecker. Auch ist eine kleine Flasche mit Obst-Liqueur vorhanden – Sire, wie werden Sie sich gütlich thun!

Des Königs gesunder Jäger- und Soldaten-Appetit regte sich. Bei dem Anblicke der purpurrothen Kirschen, die aufgehäuft auf einem Teller lagen, und vorzüglich der säuerlich duftenden Johannisbeeren, deren rothe und weiße Trauben in dem Lichte wie Rubinen und Perlen blitzten, lief dem Könige ein Schauer über die Haut.

Die Tafel war fertig. Heinrich bot Gabrielen ein Stück Kuchen. Seufzend nahm er selbst ein Stück davon.

Sie verstand ihn, und sah ihn an.

– O wie dumm bin ich! sagte sie. Der König hat Hunger, und ich biete ihm eine Mädchenmahlzeit!

– Das schönste Mädchen der Welt, meine Gabriele, kann mir nur bieten, was es hat! antwortete Heinrich.

Gabriele schob traurig den Kuchen und die Kirschen zurück.

– Man muß suchen, sagte sie. Gratienne!

– Mein Fräulein?

– Fahre mich in dem Kahne bis an das Haus. Wir werden dort gewiß Mundvorräthe finden.

– Nein, nein! rief Heinrich. Ich will mich lieber an Ihrem Anblicke erholen. Ich esse, indem ich Sie bewundere. Ich werde Ihre kleinen Hände speisen.

– Eine armselige Nahrung für den Magen, Sire!

– Mir vergeht darüber der Hunger.

– Suchen wir, suchen wir! sagte Gabriele, indem sie Heinrich sanft zurückstieß, der, nachdem er sich an den Händen satt geküßt, nun zu den Armen überging.

Um das Mißfallen seiner Geliebten nicht zu erregen, unterbrach er ein Mahl. Bei dem Mangel an unkörperlicher Beköstigung sann er nun auf eine Kost für den Körper.

– Ich glaube, begann er, man sprach vorhin von ungeheuern Fischen, die sich in den Wehren der Mühle fangen. Liegt vielleicht ein Netz oder ein Hamen aus?

– Ich weiß es nicht, entgegnete Gabriele.

– Ich werde schon eins finden. Mehr als einmal habe ich ganz vortrefflich in der Mühle zu Nacht gegessen . . . es war an Fasttagen . . . aber gleich viel!

Der König umging nun suchend die Mühle. Nach einigen Minuten entdeckte er einen schwankenden Faden, der sich bald dem Borde näherte, bald sich entfernte. Das Zucken und Zittern desselben war von guter Vorbedeutung. Es war wirklich eine von jenen Schnuren, die Meister Denis jeden Abend sorgfältig ausing. Ein schöner Aal hatte angebissen, und suchte nun, indem er sich um irgend einen Pfahl schlang, der Hand Widerstand zu leisten, die ihn aus dem

Wasser ziehen wollte. Der König aber bemächtigte sich seiner Beute durch Gewandtheit und Kraft. Gratienne jauchzte vor Freude, während Gabriele erschreckt zurückwich.

– Hier ist der Braten, sagte der König; wo aber ist das Feuer und das Gewürz?

– Ein wenig Speck, eine Zwiebel und eine Brotrinde, wie man sie bei einem Müller findet, sind vorhanden; auch hat Meister Denis ein Gläschen Landwein – dort steht der Krug, antwortete Gratienne. Gönnen mir Ew. Majestät eine Viertelstunde Zeit, und Sie werden bedient sein.

Nach diesen Worten eilte sie nach dem Vordertheile der Mühle. Gleich darauf flackerte ein Feuer empor, das sie mittels Hobelspänen und Kohlen auf einem ab genutzten Mühlensteine angezündet hatte.

– Diese Viertelstunde werde ich gut anwenden, sagte der König, denn ich will zu den Füßen meiner Gabriele so oft und so zärtlich die Versicherungen meiner Liebe aussprechen, daß ich ihr sprödes Herz erweichen werde.

Indem Gabriele auf eine reizende Weise das Köpfchen schüttelte, sagte sie:

– Ach nein, das ist unmöglich!

– Verbannen Sie dieses Wort, süße Freundin!

– Unmöglich, Sire!

– So lieben Sie Heinrich nicht?

– Im Gegentheil, ich liebe ihn recht herzlich. Aber wenn er mich so liebte, wie er sagt, würde er in diesem Augenblicke wohl bei mir sein?

– Was soll das heißen? fragte erstaunt der König. Mir scheint im Gegentheil, daß ich Sie nicht liebte, wenn ich nicht hier wäre.

– Ist lieben und betrüben gleich bedeutend?

– So betrübt. Sie meine Anwesenheit?

– Heißt denn lieben kränken?

– Ich kränke. Sie?

– Verderben und entehren – heißt das lieben?

- Gabriele, Gabriele!
 - Ja, mein König, Sie betrüben mich, Sie kränken mich, Sie stürzen mich durch Ihre Anwesenheit in Unglück!
 - Das sind ernste Worte, mein schönes Kind!
 - Aber ernster noch sind die Verhältnisse. Sprechen wir darüber . . . ernstlich . . . die Hand auf dem Herzen . . .
 - Auf Ihrem Herzen . . .
 - Sire, bleiben wir ernst. Was fordern Sie von mir? Ich kann Ihre Frau nicht werden, denn Sie sind verheirathet.
 - Kaum . . .
 - Und dennoch können Sie mich nicht heirathen; was ich außerdem nicht verlangen, nicht einmal darauf eingehen würde. Bin ich auch die Tochter eines guten Hauses . . . Sie sind ein mächtiger König!
 - König bin ich, ja; aber nicht mächtig!
 - Glauben Sie denn, daß mein Vater je meine Entehrung duldet?
 - Gabriele . . . !
 - Glauben Sie, daß ich selbst sie dulden werde? Aus diesem Grunde kränkt mich Ihre Anwesenheit. Doch ich betrübe Sie durch dieses harte Wort . . . lassen wir es. Ich habe gesagt, daß Sie mich in Unglück stürzen . . .
 - Ich zweifele daran, daß Sie den Beweis liefern können . . .
 - O, sehr leicht! Mein Vater hat mir zugeschworen, daß er mich in ein Kloster schickt, wenn Sie mich länger verfolgen, und wenn ich Ihnen Gehör gebe . . . oder, was noch schlimmer wäre, mich zu verheirathen.
 - Das muß man erst sehen! rief auffahrend der König!
 - Ein Vater bedarf der Einwilligung des Königs nicht, wenn er seine Tochter verheirathen will. Verheirathet man mich, so bin ich unglücklich . . . ich würde vor Kummer sterben.
- Heinrich sank auf beide Kniee nieder. Bittend rief er aus:
- Gabriele, sprechen Sie so traurige Worte nicht aus! Sie, unglücklich, dem Tode nahe!
 - Durch Ihre Schuld!

– Halten Sie mich für so schwach und furchtsam, daß ich, trotz eines Vaters, trotz der ganzen Welt, die Frau, die ich liebe, nicht vor Verzweiflung schützen könne? Und könnten Sie selbst so schwach und zugleich so grausam sein, Ihren Freund und Ihren König zu verstoßen, um einem Andern anzugehören? Haben Sie den festen Willen für mich, Gabriele, und ich werde die Kraft für uns Beide haben. Nicht ich, Sie selbst machen sich unglücklich. Helfen Sie mir, Gabriele, daß ich Ihnen helfe! Und wer wird Sie mir wieder entreißen, wenn ich Sie einmal besitze? Sie sehen also, Gabriele, daß Sie von sich allein abhängen. Das Unglück, das Sie in der Zukunft erblicken, werden Sie sich selbst zuschreiben müssen. Sie würden mehr Muth haben, wenn Sie mich liebten.

– O, Sire, ich habe noch nicht. Alles gesagt. Daß Sie mich kränken, mich unglücklich machen, ist nichts . . . aber daß Sie mich betrüben, ist ein Verbrechen!

– Guter Gott! Ich, der ich nur durch Sie und für Sie athme, ich sollte Sie betrüben!

– Um Ihnen das Gewichtige der Dinge auszusprechen, Sire, ist mein Kindesmund vielleicht zu leichtfertig; aber da ich jeden Abend für Sie zu Gott gebetet, wird er mich die Worte finden lassen. Sie forderten vorhin, daß ich Ihnen meine Ehre und mein Leben opfern solle; ich bin dies vielleicht meinem Könige schuldig; aber ist es möglich, daß ich Ihnen meine Seele, mein ewiges Heil opfere?

– Ihr Heil?

– Ohne Zweifel. Kann eine gute Katholikin sich mit einem Ketzer verbinden?

– Vortrefflich! rief lachend der König. Sind Sie denn ein gelehrter Doctor?

– Lachen Sie nicht, Sire, die Sache ist sehr ernst.

– Nicht so ernst, als Sie glauben, meine schöne Gabriele. Und, unter uns gesagt, es ist nicht nöthig, daß wir von Ketzerei oder Messe sprechen.

– O, es ist nöthig, denn ich werde nie in eine Beziehung zu der Hölle treten!

- Gut, gut! Lassen wir auch die Hölle . . .
 - Damit Sie ihr allein anheimfielen, Sire, nicht wahr? Ich bin Ihre Freundin, und will Ihr Wohl, will es um so eifriger, da ich mit Ihnen zugleich ganz Frankreich rette, das durch Ihre Ketzerei in Gefahr gerathen ist.
 - Ah, da sind wir bei der Politik! Gabriele, ich bitte, brechen wir ab!
 - Ich bitte, Sire, fahren wir fort, oder brechen wir völlig ab!
-

Dritter Band

1.

Wie Heinrich in der Mühle zwei Mahlmetzen aus einem Sacke nimmt.

Das junge Mädchen hatte diese Worte mit einer um so auffallender Festigkeit gesprochen, weil ihre Augen dabei mit Thränen gefüllt waren. Gerührt und erstaunt ergriff der König ihre Hand.

– Sie verirren sich zu Gedanken, sagte er, die nie in Ihr reizendes Köpfchen kommen sollten. Lassen Sie das Gewissen des Königs, und befassen Sie sich nur mit dem des Geliebten. Ich schwöre Ihnen, Gabriele, daß weder Ihrem Heile noch dem Meinigen Gefahr droht.

– Dieser Ansicht ist nicht Jeder, Sire!

– Wer hat Ihnen denn eine Ansicht mitgetheilt?

– Ein sehr frommer Mann.

– Herr von Estrées?

– Nein, nein! Mein Vater bedauert. Sie wie alle ehrlichen Leute, aber er legt Ew. Majestät. Nichts zur Last, während . . .

– Während der fromme Mann mir so Manches zur Last legt. Wer ist er denn? Vielleicht Ihr Beichtvater?

Mein geistlicher Rath . . . ein ausgezeichnete Mann.

– Wahrhaftig?

– Ein Licht der Kirche.

– So!

– Einer der berühmtesten Redner der letzten Zeit.

– Leider kenne ich sie Alle, da sie mich mit Schmähungen überhäuft haben. Wie nennt sich dieser? Wer ist er?

– Er ist der Prior des Klosters St. Genovefa in Bezons.

– Also derselbe, dem Denis den Barsch bringt. Und wie heißt er?

– Dom Modestus Gorenflot.

Heinrich suchte sich einer zu erinnern.

– Ich kenne ihn nicht, sagte er, obgleich mir der Name nicht ganz fremd ist. Dieser Modestus also, bei dem Sie beichten, hat Ihnen gesagt, daß Sie Ihr Seelen heil in Gefahr bringen, wenn Sie mich anhören . . . nicht wahr?

– Ja!

– Dann, Gabriele, fuhr der König ernster fort, muß ich Ihnen einen Vorwurf machen. Sie haben treulos gehandelt . . .

– Wie, Sire? fragte sie erschreckt.

– Sie haben mir geschworen, nie meinen Namen zu nennen, und keinem Menschen meine Besuche bei Ihnen zu entdecken . . . und jetzt haben Sie mich verrathen, jetzt haben Sie Mönchen, die meine Todfeinde sind gesagt . . .

– Sire, ich schwöre Ihnen, daß ich Nichts gesagt, Nichts verrathen, daß ich Sie nie genannt habe!

– So hat dieser Dom Modestus wohl Spione?

– Nein, er ist ein sehr würdiger Mann; aber er ist dabei so klug, daß ihm Nichts entgeht. Außerdem hegt er keinen Haß gegen Sie.

– So! sagte der König, ungläubig lächelnd.

– Wenn er Sie haßte, würde er mir nicht stets Rathschläge geben, die von denen, welche Sie bei ihm voraussetzen, ganz verschieden sind.

– Was sind das für Rathschläge?

– Lieben Sie den König, sagte er, lieben Sie ihn, denn er ist gut und zum Glücke Frankreichs geboren.

– Wahrhaftig? Den nenne ich einen guten Mönch!

– Aber statt des Glückes, fügt er noch hinzu, wird er Ihnen Unglück bringen, wenn er in dem Irrthume beharrt . . .

- Ah, sagte der König, da kommt wieder der böse Mönch!
- O, Sire, welch ein heidnisches Wort! Ist man böse, wenn man Ihr ewiges Heil will? Dann wäre auch ich wohl böse?
- Sie, Gabriele, sind ein Engel!
- Hier ist das Abendessen des Königs! rief Gratiene, die triumphierend mit einer irdenen Schüssel eintrat,
Die Schüssel enthielt eine appetitliche Brühe von Zwiebeln, Speck und Brod, in welcher der Aal noch siedete.
- Ich bin zwar sehr hungrig, dachte der König, aber das Abendessen wird mich jenen sonderbaren Mönch nicht vergessen machen, der Gabrielen einen solchen Rath ertheilt.

Die Mönche hatten den König Heinrich eben nicht verwöhnt, denn diese guten Väter hatten sich in Beziehung auf die Könige stets zäh gezeigt. Der Schaum, der in einer Zeit der Unordnung und Anarchie zu der Oberfläche emporsteigt, bildet sich aus allen Verderbtheiten, mit denen der kranke sociale Körper in allen seinen Theilen behaftet ist. Die Kirche, man darf es nicht verschweigen, war damals nicht minder krank, als das Heer, die Verwaltungsbehörden, die Bürgerschaft und das Volk. Gleich nach den erhabenen Prälaten, die in edler Fürsorge die ernstesten politischen, so verhängnißvoll mit den religiösen Fragen eng verbundenen, behandelten, kam ein cynischer, von den niedrigsten Grundsätzen erfüllter lärmender Haufe, der von Räubereien, Zwistigkeiten und schändlichen Handlungen aller Art lebte, wie jener Auswurf von Nachzüglern, den man bei allen kriegerischen Nationen trifft. In Frankreich gab es damit eine Menge unverschämter, filziger und räuberischer Mönche, welche in die heilige Religion so viel Zweifel und Unverstand brachten, als jetzt der Heerbann der Kirche Frömmigkeit, selbst Wissenschaft besitzt. Die feierlichen Aufzüge der Ligue, Prozessionen, und der öffentlich gepredigte Mord waren die Werke dieser sogenannten Priester. Ohne den Mönch Jaequeo Element zu zählen, hatte

Heinrich viel dieser Banditen in der Klosterkutte kennen gelernt.

Während er also dem leckern Gerichte Gratiene's wacker zusprach, wollte er auch die Unterhaltung über den gefälligen Mönch

fortsetzen, dessen Rathschläge ihn eben deshalb belästigten, weil Sie wohlwollend waren.

— Ich weiß nicht, mein schönes Kind, begann er, ob Ihr Prior in dem Kloster der heiligen Genovefa, einen delikater zubereiteten Fisch speisen wird; aber jedenfalls, selbst wenn ihm ein Koch zu Gebote steht, hat er keine bessere Gesellschaft. Ich schließe die Tage, an denen Sie bei ihm beichten; aus.

— Ich beichte nicht bei ihm, sagte Gabriele.

— Verzeihung — wenn ich nicht irre, so haben Sie mir gesagt . . .

— Daß Dom Modestus mein Rathgeber ist — ja; aber ich habe nicht gesagt, daß er mein Beichtvater ist.

— Sie machen also einen Unterschied! sagte der König.

— Einen bedeutenden, denn der Prior kann nicht mehr Beichte hören, ein Umstand, den viel Gläubige beklagen.

— Das ist mir nicht klar, entgegnete Heinrich. Warum kann dieser ehrwürdige Herr, dieses Licht der Kirche, die Gewissensangelegenheiten nicht mehr leiten?

– Weil ihm ein Schlaganfall die Zunge gelähmt hat, und er folglich nicht mehr sprechen kann.

– Aber Sie äußerten doch vorhin, daß er Ihnen »gesagt hat . . . «

– Er hat es mir sagen lassen.

– Durch wen?

– Durch den Bruder Sprecher.

Heinrich drückte durch eine Bewegung seine Ueberraschung aus.

– Welche Obliegenheiten hat ein Bruder Sprecher? fragte er.

– Die Obliegenheit eines Bruders, der spricht. In Folge des Schlaganfalls kann sich der Prior nicht mehr aussprechen.

– Zugestanden!

– Aber er denkt, er weiß, er urtheilt, und seine Gedanken, Meinungen und Ansichten müssen übersetzt werden . . . das Uebersetzen ist die Obliegenheit des Bruders »Sprecher.«

– Das ist seltsam! rief der König, indem er seinen Teller bei Seite schob, denn der Bruder Sprecher hatte ein lebhaftes Interesse in ihm erweckt. Haben Sie die Gefälligkeit und erklären Sie mir ein

wenig die Art und Weise der Unterhaltung zwischen dem Prior, dem Bruder Sprecher und der Person, die sich Rath's erholt.

– Das ist sehr einfach, Sire!

– Dann müssen Ihre schönen Augen mich verdummt oder berauscht haben; ich begreife wirklich Nichts davon.

– Nehmen wir an, sagte Gabriele, ich ginge in das Kloster, um mir von dem ehrwürdigen Prior einen Rath zu erbitten. Vergessen Sie nicht, daß er ein Mann von großen Fähigkeiten ist.

– Ein Licht, ganz recht.

– Wie man sagt, ist er ein außerordentlicher Redner gewesen, eins von den Talenten, doch durch die Kraft der Rede herrschten; zur Zeit Heinrichs III. Soll er auch ein wenig Liguist gewesen sein, jetzt aber ist er da von zurückgekommen, er hat sich gebessert.

– Seitdem er stumm ist.

– Seitdem er sich der gewaltigen Hand Gottes beugt. Der Allmächtige hat ihn mit zwei schrecklichen Prüfungen heimgesucht.

– Worin besteht diese zweite Prüfung?

– In einer fast erschrecklichen Wohlbeleibtheit, die wirklich eine Krankheit, ein Trübsal ist. Wäre er nicht der fromme Mann, der seiner Geduld und seines Rufes wegen die höchste Achtung verdient, man müßte über ihn lachen.

– Wie, sagte Heinrich IV., der nur mit Anstrengung seine Ernsthaftigkeit bewahren konnte, wie, so dick ist er?

– Ich glaube nicht, fügte Gabriele nachdrücklich hinzu, daß der würdige Prior durch diese Thür die Mühle betreten kann . . .

– Diese Thür gestattet ja einem Esel mit zwei Säcken den Eingang! Wahrhaftig, rief Heinrich, das nenne ich ein Trübsal! Und Sie sagen, daß er es erträgt?

– Mit heroischer Geduld! Nie ist eine Klage über seine Lippen gekommen.

– Natürlich, weil er stumm ist. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß dieser Umstand sein Verdienst ein wenig schmälert.

– O, wenn er sich beklagte, würde es der Bruder Sprecher mittheilen.

– Das ist richtig. Doch, da wir wieder bei dem Bruder Sprecher sind, fahren Sie fort, ich bitte. Sie wollten mir sagen, wie Ehrwürden seine Gedanken dem Dolmetscher mittheilt.

– Durch Zeichen mit der Hand und den Fingern, eine Sprache, die sie unter sich bestimmt haben. Oft genügt selbst ein Blick. Das Auge des Priors ist noch sehr lebhaft. Bruder Robert – so heißt nämlich der Bruder Sprecher – hat einen hellen Blick wie ein Sperling. Der Blitz ist nicht so rasch, als der Austausch der delikatesten und complicirtesten Gedanken zwischen dem Prior und dem Dolmetscher.

– Wahrhaftig?

– Es ist überraschend. Wer nicht daran gewöhnt ist, könnte vor Verwunderung toll werden.

– Sie sind daran gewöhnt . . . nicht wahr?

– Ohne Zweifel . . . ich habe ihn ja oft um Rath gefragt.

– Aber um den ersten Rath von ihm zu erhalten, bedurften Sie doch einer Unterweisung . . . wie sind Sie darauf gekommen, sich Rath zu erbitten?

– Mein Vater hat mich zuerst dorthin geführt, damit ich guten Rath hören solle. Jedes junge Mädchen, dem ein wenig nachgestellt wird, bedarf dessen. Der gute Ruf war dem ehrwürdigen Herrn nach Bezons vorangegangen. In Burgund, wo er eine Priorei besaß, die ihm der selige König verliehen, that er sich zuerst hervor, und dort zeigte sich auch seine Krankheit.

– Die Lähmung oder die Wohlbeleibtheit?

– Die Lähmung, aber, Sire, ich bitte, lachen Sie nicht über den armen Prior. Ich stehe dafür ein, daß sein guter Rath auch Ihnen nützlich sein würde, trotz aller Ihrer Staats, Kriegs- und Finanz-Räthe, und trotz des Beistandes, den Ihnen die Herren Rosny, Mornay, Chiverny und andere gelehrte Leute gewähren.

– Wenn der Prior mir riethe, Sie zu lieben, wie er Ihnen in Bezug auf mich gerathen hat, so pflichte ich Ihrer Ansicht bei. Aber ich fürchte, daß er mir einen andern Rath ertheilt.

– Zunächst, entgegnete Gabriele, würde er von Ihnen die

pünktliche Befolgung seiner Vorschriften verlangen.

– Und diese sind?

– Den Irrthum abzuschwören, in dem Sie befangen sind, die Vollkommenheit der römisch-katholischen Kirche anzuerkennen, und durch aufrichtige Bekehrung zu den wahren Glaubenslehren Ihren Unterthanen die Ruhe wiederzugeben.

Ein flüchtiges Lächeln umschwebte die Lippen des Königs, der sich sagte, daß dies Alles bereits geschehen sei.

– Dom Modestus hat sehr kühn gehandelt, daß er seine politischen Theorien auf diese Weise dem Bruder Schwätzer – was sage ich – dem Bruder Sprecher anvertraut.

– O, ihr gegenseitiges Vertrauen ruht auf soliden Grundlagen.

– Mag sein; aber sie begehen eine große Unklugheit, indem Sie dem Vertrauten des Dom Modestus Ihre Herzensangelegenheiten mittheilen. Ihr Vater kann Alles erfahren, was wir ihm verbergen, der Bruder Sprecher kann zu Herrn von Estrées sprechen.

– Gewiß nicht, denn er hat mir den Befehl übermacht, Sie zu lieben und Sie der wahren Kirche wieder geneigt zu machen. Ungeachtet der Freundschaft, die zwischen meinem Vater und den Mönchen jenes Klosters herrscht, bin ich doch von einer Verschwiegenheit überzeugt. Wenn mein Vater erführe, daß man aus mir das Werkzeug zur Erhaltung Ihres Seelenheils machen will, so könnte ich mich nur auf das Märtyrerthum vor bereiten.

Der König lächelte in seinen langen Bart hinein, den er streichelte.

– Ich würde viel darum geben, sagte er, wenn ich den ehrwürdigen stummen Prior und den würdigen Bruder Sprecher beobachten könnte, wie sie Ihnen Rath ertheilen; und würde diesem Preise noch etwas hinzulegen, könnte ich sehen, wie Sie den beiden Männern zuhören. Benützen Sie denn auch die Lehren?

– Ja!

– Sie setzen wohl nicht voraus, daß diese Mönche Sie betrügen?

– Man sieht, sagte Gabriele, leicht die Achseln zuckend, man sieht, daß Sie weder den Prior, noch den Bruder Robert kennen. Mich betrügen? Was hätten sie davon? Was würde ihr Gewinn sein?

– Wäre es auch nur der, daß sie von dem, was ich treibe, unterrichtet würden. Ein so niedlicher, kleiner Spion, wie Sie, ist viel werth, und Philipp II., oder Herr von Mayenne würden den Bericht, den Sie den Klostermännern über mein Thun und Lassen umsonst erstatteten, theuer bezahlen.

– Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich durchaus nichts berichte, antwortete Gabriele pikiert. Auch würde es unnütz sein, denn der Prior und der Bruder sind von jedem Ihrer Schritte unterrichtet. Der Himmel selbst, der ihn begeistert, muß den würdigen Dom Modestus davon in Kenntniß setzen. Sie erinnern sich, wie geheimnißvoll Sie Ihre ersten Besuche bei meinem Vater abstatteten. Es handele sich um Staatsgeheimnisse, sagten Sie ihm. Glauben Sie mir, Herr von Estrées würde sich in Stücke zerhauen lassen, ehe er an Ihnen zum Verräther würde. Trotzdem aber sind Ihre Besuche ihm sehr lästig. Wer hat mir denn Ihre Absichten auf mich entdeckt, als ich selbst noch keine Ahnung davon hatte? Dom Modestus! Wer hat mir vorhergesagt, daß Sie ein Rendezvous mit mir beabsichtigten? Dom Modestus! Wer hat mir das Benehmen vorgeschrieben, das ich bei diesem Rendezvous beobachten sollte? Immer Dom Modestus, und zwar durch den Bruder Sprecher.

– Ah, rief der König, man schrieb Ihnen also das Betragen vor?

– Gewiß.

– Ihre Sprödigkeit, Ihr Widerstand waren also im Voraus bestimmt, wie der vorgeschriebene Gang einer Ceremonie?

– Ja, Sire, und das war sehr klug, denn ich bin so unerfahren, daß ich durch meine Schwachheit Sie, Frankreich und mich ins Unglück stürzen konnte.

– Ah, diese Mönche sind also meine erbittertsten Feinde! Warum mischen sie sich in meine Angelegenheiten?

– Aus Rücksicht für Ihr und des Staates Wohl.

– Und Sie werden, ungeachtet meines inständigen Bittens, beharrlich den Mönchen folgen?

– Beharrlich! Ich werde Sie, trotz Ihrer selbst, retten!

– Sie werden sich nicht erweichen lassen?

– Ich werde nie einen andern, als einen katholischen Fürsten lieben.

– Nur um einem stupiden Mönche zu gehorchen?

– Wie, Dom Modestus wäre stupide? Bruder Robert wäre stupide? Letzterer besitzt zwar nicht den raschen Gedankenflug eines Priors, aber um die Gedanken wiederzugeben . . .

– Dazu reicht eine Gänsefeder hin, nicht wahr? Dieser Bruder Robert wird ein Heuchler sein, ein schwer fälliges Wagenpferd . . . kurz und plump . . .

– Nein, er ist lang, mager und schwächig. Und wenn er seine langen Beine in Bewegung setzt, die seine weite Kutte wie zwei Stöcke zu durchschneiden scheinen, so sieht der arme Mann einem melancholischen Reiher wirklich nicht unähnlich. Aber er ist schlicht und gut, und Alles, was er mir sagt, mag es auch einem fremden Boden entsprossen sein, nehme ich in mir auf. Ich liebe ihn, und deshalb will ich nicht, daß man sich über ihn lustig macht, oder ihm Böses wünscht.

– Nun, entgegnete Heinrich, man wird Ihnen, wie immer, gehorsam sein.

– Sie wollen sich bekehren? rief Gabriele, indem sie ihre beiden kleinen, rosigen Hände in großer Freude zusammenschlug.

– Verzeihung, Gabriele, das habe ich nicht gesagt. Ein solches Verlangen an mich zu richten, wäre eine zu große Kühnheit. Glauben Sie, daß ein Mann, der seine Ueberzeugung und die Ruhe seines Gewissens opfert, je durch die Liebe einer Frau schadlos gehalten werden könne?

Schalkhafter Weise hatte der König jedes Wort seiner Phrase mit einem erkünstelten Ernste hervorgehoben, daß Gabriele an einem günstigen Erfolge verzweifelte.

Alle meine Mühe war vergebens, er wird sich nicht bekehren! murmelte sie. Ich bin die Tochter eines edeln Hauses, aber ich bin sehr unglücklich! Ich liebe den König, mein Vater und mein Bruder sind aufrichtige, eifrige Diener Sr. Majestät . . . und ein anderer Bruder ist unter Ihren Fahnen geblieben, Sire! War ich nicht zu der Hoffnung berechtigt, daß mein gnädiger Herr seiner Magd ein

günstiges Gehör geben, und mich als das bescheidene Werkzeug zur Herstellung des Wohls eines ganzen Volkes annehmen würde? Johanna d'Arc, sagte mir Dom Modestus durch den Mund des Bruders Robert, hat Karl VII. durch die Spitze ihres Schwerdtes vor den Engländern gerettet; Sie, mein Kind, werden Heinrich IV. vor den Spaniern retten.

– Sie haben kein Schwerdt, mein liebes Kind!

Gabriele erröthete und schlug die Augen zu Boden. Sie war in dieser Verfassung schöner, als sie die Phantasie eines Dichters erschaffen kann.

– Ich hoffte, flüsterte sie, daß mein König aus Liebe zu mir das thun würde, wozu ihn zehntausend Schwerdter nicht zwingen, wozu ihn eine Krone und der ganze Ruhm der Welt nicht reizen würden.

– Wohlan! rief hingerissen der König, ich verspreche nichts, nein, nein, ich kann nichts versprechen, denn es bedarf einer reiflichen Ueberlegung. Eine Veränderung des Glaubens, meine süße Freundin, ist ein ernstes Ding. Aber glauben Sie mir, daß der Wunsch, Ihnen zu gefallen und Ihren Kummer zu mildern, mir der schärfste Sporn sein wird. Aber, mein süßes Kind, was haben Sie zu meiner Ermuthigung gethan? Ich habe nur Mißtrauen bei Ihnen gefunden. Sie haben mir soeben eingestanden, daß Ihre Rathgeber Ihnen an empfohlen, mich zur Verzweiflung zu treiben – wie können Sie nun Erfolg von einer Ueberredung erwarten?

– Nein, nein! rief Gabriele, von der Schlinge gefangen, die der listige Bearner ihr durch die ganze Unterredung gelegt hatte. Es handelt sich nicht darum, Sie zur Verzweiflung zu bringen . . . im Gegentheil, hoffen Sie, Sire, hoffen Sie! Aber bekehren Sie sich!

– Geben Sie mir ein Unterpfand! rief Heinrich triumphierend. Ihre stolze Tugend hat mich mißtrauisch gemacht. Dieses Pfand ist unerläßlich.

– Ich biete Ihnen mein Wort, Sire! Heinrich trat dem reizenden Kinde näher, indem er es zärtlich anblickte.

– Das Wort einer jungen Dame von Ihrem Stande, von Ihrer Redlichkeit wiegt allerdings etwas; aber gehen wir ein wenig näher auf die Sache ein, ich bitte Sie. Es ist dies meine Gewohnheit, wenn

ich Verträge feststelle.

– Ich habe noch nie einen Vertrag festgestellt, sagte Gabriele mit einer entzückenden Naivetät.

– So lassen Sie mich dictiren.

– Es sei, mein König.

– Theilen wir den Vertrag in drei Artikel. Dies ist eine glückliche Zahl. Erster Artikel . . .

– Erster Artikel: Der König wird seinem Glauben entsagen! rief Gabriele.

– Nein, das Ultimatum an die Spitze zu stellen, ist nicht üblich. Erster Artikel . . . aber nein, mein schönes Kind, wir haben uns Beide recht sehr geirrt. Um jede falsche Deutung und Umgehung zu vermeiden, kann unser Vertrag nur aus einem einzigen Artikel bestehen.

– O Sire, machen Sie den Vertrag als Fürst, als Edelmann, als ein rechtlicher Mann!

– Das ist meine Absicht, Gabriele.

– Stellen Sie den Vertrag so, daß ich nicht gebunden bin, ohne Sie zu verpflichten. Ein Mädchen meiner Art hält das gegebene Versprechen, und wenn es darüber sterben sollte. Ein so großer König, ein Held wie Sie, wird einem Mädchen nicht nachstehen.

– Nun, so dictiren Sie selbst.

– Dank, Sire, ich nehme es an! Sie haben Recht, es ist nur ein Artikel möglich. Hier ist er:

»Zwischen dem erhabenen und mächtigen Herrn Heinrich, dem vierten dieses Namens, Könige von Frankreich und Navarra einerseits, und Gabriele von Estrées, einem edeln Fräulein, der Tochter eines guten und getreuen Dieners des Königs, andererseits, ist Folgendes verabredet und beschworen:

»An dem Tage, an welchem der König feierlich und öffentlich die sogenannte reformierte Religion abschwört, um in den Schooß der apostolisch-römisch-katholischen Kirche zurückzutreten . . . «

– Nun? sagte der berauschte König.

– Fügen Sie das Uebrige hinzu, Sire! stammelte Gabriele, indem

sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Die Erschütterung ihres zärtlichen, großmüthigen Herzens machte sich in Thränen Luft, die durch ihre Elfenbeinfinger rieselten.

Heinrich stürzte vor seiner Göttin auf die Kniee nieder.

– Verzeichnen Sie in dem Vertrage, fügte das junge Mädchen hinzu, daß Gabriele Frankreich retten wollte.

– In mein Herz werde ich es schreiben, daß Sie ein Engel an Güte, Anmuth und Liebe sind; ich werde es so tief einschreiben, Gabriele, daß man mir das Herz ausreißen muß, um die Erinnerung an Sie zu verlöschen.

Er erhob sich und schloß das junge Mädchen an seine Brust. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, daß er diese Seele durch eine anscheinende Liebesschwäche getäuscht hatte.

Gabriele strahlte vor Glück. Sie dankte dem Himmel, daß er das Herz des Königs gerührt; in ihrer Aufrichtigkeit dankte sie auch dem großmüthigen Fürsten, daß er ihr ein solches Opfer zu bringen gestattet habe. Hätte sie wissen können, daß derselbe Artikel in dem selben Vertrage dem Könige Heinrich IV. eine Stunde zuvor Paris erobert hatte!

– Zwei solche Eroberungen: Gabriele und Paris! Wie viel Könige würden sich für eins von Beiden der Verdammniß überliefert haben!

Heinrich gab sich im Grunde der Seele das Versprechen, die Täuschung durch so viel Zärtlichkeit und Treue zu belohnen, daß Gabriele nichts dabei verloren hatte.

Hand in Hand besiegelten. Beide durch einen aufrichtigen Blick den Vertrag.

– Und nun, mein Kind, werden Sie weder dem ehrwürdigen Prior, noch dem Bruder Robert das Ergebniß unserer Unterredung mittheilen, sagte fröhlich der König. Wir werden sehen, ob sie es errathen. Sie wissen zwar Alles, aber ich zweifle daran, daß sie die Vorgänge in der Mühle erfahren werden.

– Wenn die Kunde von diesem unermesslichen Acte durch ganz Europa wiederhallt, werde ich, versteckt in einem Winkel, mit edelm Stolze mir wiederholen: das hat Heinrich für mich gethan!

Der König dann verlegen auf eine Antwort. Da trat Gratiene hastig ein.

– Meister Denis kommt zurück! sagte sie.

Die schwerfälligen und gemessenen Schritte desselben ließen sich auf den Brettern der Mühle hören. Der König erhob sich. Er fragte Gabriele mit den Blicken, wie er sich zu verhalten habe.

– Nennen Sie sich Herr Wilhelm! sagte sie rasch. Sie bringen mir Nachrichten von meinem Bruder, dem Marquis von Coeuvres.

– Gut!

Denis trat ein.

Meister Denis aber sagte:

– Der heutige Tag ist wahrlich ein Tag der Ereignisse – guter Gott, da ist schon wieder ein Ereigniß.

– Was ist geschehen? fragten die drei andern Personen.

– Den guten Vätern des Klosters ist doch nichts begegnet? fragte Gabriele.

– Nein, mein Fräulein, ihnen ist nichts begegnet, aber mir. Ich habe auf meinem Wege einen ermordeten Menschen gefunden.

Die beiden jungen Mädchen schrien vor Schrecken laut auf.

– Wo? fragte der König besorgt.

– Hundert Schritte von dem Wege nach Colombes, am Ufer des Flusses.

Heinrich dachte an den Spanier, aber Denis berichtigte sofort einen Irrthum.

– Einen schönen, jungen Menschen, einen wahren Sanct- Bastian, sagte der Müller. Es ist unglaublich, daß man ein so schönes Geschöpf mit so prächtigen, blonden Haaren tödten kann!

Gabrielen's Bestürzung rührte den König.

– Was habt Ihr mit ihm angefangen? fragte er.

– Ich habe ihn mit den Andern in das Kloster getragen.

– Wer waren diese Andere?

– Seine Kameraden.

– Und auch diese waren todt? riefen der König und Gabriele.

– Nein, sie lebten, denn sie halfen mir den Verwundeten tragen. Der eine von ihnen war klein, der andere groß.

– Der Todte ist also nur verwundet?

– Ja, aber schwer verwundet. Denken Sie nur, der Kleine ist ein Gardist des Königs Heinrich. Der König zitterte.

– Wer hat Euch das gesagt? rief er.

– Er selbst. Und der Große ist der Oberst des Kleinen.

Heinrich fuhr so heftig empor, daß er fast den Tisch umgeworfen hätte.

– Der Oberst der Garden?

– Wahrscheinlich doch, denn ich hörte, daß ihn der Gardist »mein Oberst« nannte.

– Crillon! Du hast Crillon gesehen? fragte der König mit einer Angst, die dem Müller Furcht ein flößte.

– Ich habe nicht gesagt, daß es Herr Crillon war! stammelte er.

– War er ein starker, hochgewachsener Mann?

– Ja.

– Mit schwarzen Augenbrauen, grauem Barte und festem Blicke?

– Ja, mit einem schrecklichen Blicke; dieser Blick aber ward sehr traurig, wenn er sich auf den armen Verwundeten richtete.

– Dann ist es Crillon doch wohl nicht, sagte der König.

– Jetzt glaube ich selbst, daß er es gewesen sein muß! rief Denis. Jeder im Kloster bewies ihm die höchste Achtung, auch Bruder Robert, der sich gewöhnlich wenig rührt. Da hätte ich ja auch einmal den großen Crillon gesehen! Meine zehn Pistolen hat mir also Crillon geschenkt!

– Ich muß klar sehen, sagte der König. Erzähle mir genau und ordnungsmäßig . . .

– Ja, erzähle! sagte Gabriele.

Schon öffnete Denis seinen breiten Mund mit der Selbstgefälligkeit eines Redners, der Spannung erregt, als eine starke, volltönende Stimme auf dem Damme rief:

– Gabriele! Gabriele!

In dem Schweigen der Nacht kamen diese Worte deutlich den Fluß herüber. Die Personen in der Mühle bebten zusammen.

– Die Stimme meines Vaters! flüsterte die bestürzte Gabriele.

– Er schöpft Verdacht, da er schon zurückgekehrt ist! dachte der König.

Der Müller sah durch das kleine Fenster der Mühle.

– Es ist wirklich Herr von Estrées! sagte er dann.

– Ich bin verloren!

– Ruhig! sagte der König.

– Gabriele! rief die Stimme noch einmal. Sende mir den Kahn, ich will Dich abholen!

Das junge Mädchen hatte die Fassung verloren. Wie zwei aufgeschreckte Vögel rannten die Mädchen durch die Mühle. Der König hatte seine Ruhe wiedererlangt.

Fürchten Sie nichts, ich werde tiefer auf die Insel gehen. Wenn Sie in dem Kahne zu Herrn von Estrées hinüberfahren, wird er nicht hierher kommen.

– Aber Denis . . .

– Denis wird schweigen, sagte Gratienne. Der verblüffte Müller fand mit weit aufgerissenen Augen da; er konnte sich die Vorgänge nicht er klären.

– Ich bringe dem Fräulein böse Nachrichten von dem Marquis von Coeuvres, flüsterte ihm der König zu; der arme Vater darf sie nicht wissen.

– Also noch ein Ereigniß! rief Denis. Ist das ein Tag! Der arme Herr von Coeuvres! Ach ja, wir dürfen dem Vater nichts sagen!

– Jetzt, Freund, setze Fräulein von Estrées rasch über den Fluß, damit der Vater nicht ungeduldig wird.

– Gleich! Gleich! sagte der Müller. Gabriele und Gratienne befanden sich bereits in dem Kahne, als Denis ihn bestieg.

Während der Müller das Seil vom Ufer löste, legte der König den Finger an die Lippen. Als Antwort legte Gabriele eine Hand auf ihr Herz. Der Kahn entfernte sich. Der im Schatten verborgene Heinrich folgte ihm mit den Augen und mit der Seele.

Der König hatte sich nicht getäuscht. Als Herr von Estrées bei einer Tochter war, forderte er nicht mehr, daß man ihn nach der Mühle übersetze. Heinrich hörte den Austausch der Fragen und Antworten, dessen Ende stets der Sieg der Frau ist, wenn es an Zeit fehlt, sie zu überraschen. Dann entfernte sich die Gruppe und verschwand in dem Hause auf dem Damme.

Es ist zu spät, um nach dem Kloster der heiligen Genovefa zu gehen, dachte Heinrich. Diese Nacht bleibe ich in der Mühle, und morgen werde ich nachforschen, warum Crillon den verwundeten jungen Mann begleitet hat. Er war blond . . . Sollte es der Graf von Auvergne sein, der rothes Haar hat? Der gute Denis hat vielleicht die Nüancen verwechselt. Ich muß durchaus wissen woran ich bin, und vorzüglich den Grund von Crillon's Kummer erfahren.

2.

Das Kloster von Bezons.

Strahlend war die Sonne an dem wolkenlosen Himmel aufgegangen. Ein mildes Licht fiel auf die alten Mauern des Klosters von Bezons und drang nach und nach in die inneren Höfe, in die Gärten und selbst in das Herz dieser glücklichen Abgeschlossenheit, deren Platz der Erbauer klüglich hinter einem bewaldeten Hügel gewählt hatte, um sie vor dem kalten Hauche des Nordwindes zu schützen.

Es war bereits fünf Uhr, und für die Leute, die arbeiten, hatte der Sommertag längst begonnen; in dem Kloster aber schien das Leben noch zu schlafen, man sah nur einige dienende Brüder aus den Gebäuden in die Obstgärten gehen, um die Mundvorräthe für das erste Mahl zu holen.

Die Verbrüderung dieses Klosters befand sich in einer ruhigen, glücklichen Lage. Der verständige Prior hatte die Zahl der Mönche auf zwölf beschränkt, aber auf zwölf wohlhabende Mönche, und somit wurden die Elemente der Unordnung und die Ursachen des Verfalls fern gehalten, der damals einen Theil der religiösen Orden Frankreichs an den Bettelstab brachte. Die Genovefaner von Bezons lebten stets in Ruhe und Ueberfluß. Unter Einer solchen Verwaltung war es selbst den Mönchen unmöglich, ein unglückliches Leben zu führen.

Unsere Genovefaner waren keine wissenschaftlich gebildeten Leute wie die Benedictiner oder Karthäuser, sie waren auch keine vagierenden Pilger wie die Franziskaner und Kapuziner; sie hatten also nur darauf zu sehen, daß sie nicht dick wurden wie die Bernhardiner, oder durch übertriebene Bußübungen mager wie die Jakobiner und Karmeliter. Eine kluge und menschliche Disciplin leuchtete aus jedem Artikel ihrer Ordensregel. Seit zwei Jahren hatten die zwölf Mönche der Abtei keinen Streit unter einander

gehabt, und der Superior, der despotisch und ohne Appellation zum Wohle der Verbrüderung regierte, war nicht in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, eine Strafe zu verhängen.

Außerhalb der Mauern hatte man nie erfahren, daß diese Mönche sich mit Politik befaßt hätten, – in jener Zeit, wo in den Klöstern neben jeder Mönchskutte eine Büchse und ein Cuiras hing, ein seltener Umstand. Dessen ungeachtet aber erhielten sie häufigen und gewählten Besuch. Sie waren mit hochgestellten Personen befreundet, und nicht selten kamen große Damen mit einem Gefolge von Stallmeistern und Pagen, selbst Prinzen, um in Bezons die Annehmlichkeiten ländlicher Gastfreundschaft zu suchen.

Die Milchspeisen der Mönche, deren Heerden und Eselinnen eine fette Weide an den Uferabhängen des Flusses und in den Lichtungen des Waldes fanden, waren als vortrefflich bekannt. Ebenso rühmte man die schönen Zimmer des Klosters, in denen sich die Bequemlichkeit des weltlichen Luxus mit klösterlicher Einfachheit vereinigte. Die Aussicht aus diesen Zimmern war köstlich, die Luft vortrefflich, die Bedienung freundlich und die Mahlzeiten eben so reichlich als ausgesucht.

Es läßt sich denken, daß diese vortreffliche Verwaltung die allgemeine Neugierde rege machte. Jeder wußte, daß der Prior stumm und unfähig war, sich zu bewegen; man bewunderte deshalb um so mehr das Talent und die Klugheit dieses Mannes, der, obgleich der beiden wichtigsten Fähigkeiten eines wachsamem Obern beraubt, sich dennoch dergestalt aller Orten zu befinden schien, daß selbst die größte Kleinigkeit seinem Scharfblicke nicht entging, und daß nie ein Befehl nachlässig vollzogen wurde.

Wir behalten uns vor, dieses Wunder später zu erklären. Für jetzt möge es dem Leser genügen, mit uns das Musterkloster zu betreten, und die Ruhe, die der Hügel, die Frische, welche der Fluß den Bäumen und Menschen sendet, zu genießen.

Durch einen mit Ulmen bepflanzten Hof kommt man zu dem Hauptgebäude. Rechts und links neben dem Haupteingange erhebt sich in Form eines Vierecks ein Pavillon; den einen bewohnt der Bruder Pförtner, den andern der Stalldiener. Die aus weitläufigen

Ställen und Scheuern bestehenden Wirthschaftsgebäude zur Linken verschwinden unter Feigen und hundertjährigen Eichen.

Die Wohnung der Ordensbrüder war ein weitläufiges, nicht hohes Gebäude, dessen zahlreiche Fenster nach allen Seiten hinausgingen, so daß die träumerischen Gemüther die Aussicht nach der reizenden Hügelkette, und die Freunde der Einsamkeit die auf die öde Landstrecke hatten, welche sich sanft bis zu dem Kloster erhob. Den Weltkindern bot sich eine Aussicht auf den Weg, das Dorf Bezons, auf eine lachende Ebene, auf den Fluß und auf die stets Unterhaltung gewährende große Straße.

In dem Erdgeschosse lag ein großer mit Eichenholz getäfelter Saal. In dem riesigen Kamine dieses Saals ging das Feuer nie aus. Er war das Sprechzimmer und der Versammlungsort für müßige Leute. Wie in vielen Klöstern, so hätte man auch diesen Saal als Küche benutzen können; aber die Brüder der heiligen Genovefa hatten ihre Küche in einem Hinterflügel des Hauses versteckt, denn sie behaupteten, und zwar nicht ohne Grund, es sei keine gastfreundliche Gewohnheit, die duftenden Speisen eines Mahls den Augen und Nasen derer zu unterbreiten, die nicht eingeladen wären. Außerdem mußte man auch dafür sorgen, daß in der Fastenzeit oder an Fasttagen der Duft eines Kuchleins oder eines Wildprets nicht verrathe, es seien Kranke im Hause, denn dieser Duft würde dem Rufe schaden, den sich das Kloster in Bezug auf Gesundheit in der Umgegend zu erfreuen hatte.

Dieser große, mit Eichenholz getäfelte und gedielte Saal enthielt zwei oder drei schöne Gemälde, die verschiedene hohe Personen dem Prior als Geschenk verehrt hatten. Bequeme Stühle luden zum Sitzen ein. Von der Decke herab hing eine große Lampe. Durch die großen Fenster mit den kleinen in Blei gefaßten Scheiben drang ein mildes Licht herein, das auf dem Wege durch die weiten Vorhänge zu einem lieblichen Schatten ward.

Von dem Saale aus führte eine Treppe zu den Zimmern des Priors. Eine andere, breitere, führte zu den Zimmern der Mönche, die von dem übrigen Theile des Hauses völlig geschieden waren. Rechts endlich befand sich das Refectorium, das vermöge seiner

architektonischen Construction im Winter wohl geheizt und geschlossen, im Sommer frisch und luftig gehalten werden konnte. Ueberall schien die ängstliche Vorsicht des Obern die Worte eingeschrieben zu haben:

»Reinlichkeit, Helle, Ueberfluß.«

Es war also fünf Uhr Morgens, die ersten Strahlen der Sonne beschienen das Kloster. Das junge Licht erhellte ein kostbar tapeziertes und vergoldetes Zimmer in dem ersten Stockwerke, das mit Bildern, Märtyrer und Helden darstellend, geschmückt war.

In der Mitte der einen Wand erhob sich ein Bett mit einem Baldachin, dessen weite und faltenreiche Vorhänge von rothem Sammt eine Schattierung hervorbrachten, die einen Maler entzückt haben würden. Dieser Sammt war in jener Zeit ein königlicher Reichthum, und obgleich er ein wenig verblichen, so konnte man sich den Umstand, daß er in diesem bescheidenen Hause anzutreffen war, nur durch die Annahme einer Schenkung oder einer Erinnerung erklären.

Und so war es wirklich. Katharine Marie von Lothringen, Herzogin von Montpensier, die Schwester des Herzogs und Kardinals von Guise, der auf den Befehl Heinrichs III. in Blois getödtet wurde, hatte es ihrem Freunde, dem ehrwürdigen Prior, geschenkt.

Die Herzogin, die bei verschiedenen Gelegenheiten die Gefälligkeit und Weisheit des Priors nachgesucht, hatte es ihm auf seine Bitte geschickt, als der Orden sich in Bezons installierte, nämlich zwei Jahre vor dem Beginne dieser Geschichte. Es war dasselbe Bett, in dem ihr Bruder, der Cardinal, die letzte Nacht vor der Ermordung geschlafen hatte. Dieses merkwürdige Bett schmückte nun ein Besuchzimmer der Abtei in Bezons.

An diesem Morgen barg es einen bleichen jungen Mann, dessen erloschenes Auge mit trauriger Begier die Sonne und das Leben einsog. Es war Esperance, der nach einem kurzen Schlummer erwachte und sich der Vorgänge bewußt ward.

Sein Herz schlug matt, sein Kopf war wüst und schmerzte. Ein heftiges Brennen, ähnlich der Wirkung eines glühenden Eisens, durchwühlte seine Brust und ließ jede Fiber des Körpers erzittern. Er

hatte Durst, und versuchte es, Jemanden zu rufen, der ihm zu trinken gäbe.

Aber er bemerkte anfangs Niemanden in dem Zimmer. Nachdem er sich einige Minuten angestrengt, entdeckte er unter einem großen Lehnstuhle zwei ausgestreckte bestäubte Beine, welche man für die eines todten Körpers hätte halten können, wenn nicht ein gewisses starkes Athmen den erschöpften und von einem schweren Traume heimgesuchten Schläfer verrathen hätte.

Diese Beine gehörten dem armen Pontis an. Er wollte bei dem Verwundeten wachen, aber nachdem er zwei Stunden gegen den Schlaf gekämpft, hatte ihn eine, die menschliche Kraft übersteigende Müdigkeit besiegt, und er war nach und nach von dem Stuhle zu Boden gesunken, der ihn jetzt, bis auf die Beine, bedeckte.

So lange es ihm möglich, störte Esperance die Ruhe seines Wächters nicht; aber der Durst trocknete ihm die Kehle aus, und der Schmerz brannte heftiger, so daß der Kranke zu wimmern begann.

Pontis, den ein Kanonenschuß nicht geweckt haben würde, hörte das leise Wimmern nicht, das von der Stimme eines Sylphen hervorgebracht zu werden schien. Esperance wollte rufen; aber ein reißenender Schmerz in seiner Brust sagte ihm, daß er durften und schweigen müsse.

Während er entmuthigt den Kopf in das Kissen zurücksinken ließ, öffnete sich leise die Thür, ein großer Schatten trat zwischen die Sonne und das Bett, trat oder glitt vielmehr tiefer in das Zimmer, und näherte sich dem Lager des Verwundeten, indem er ihm andeutete, ruhig zu bleiben. Nun streckte diese wohlthätige Erscheinung den Arm aus, und Esperance fühlte den Saft einer köstlichen Orange, welche die Finger des Phantoms über seinem Munde ausdrückten, auf die trockenen Lippen herabrieseln.

Ein unaussprechliches Wohlbehagen verbreitete sich durch ein ganzes Wesen, er schlürfte in wollüstigen Zügen den kühlenden Saft ein, ohne eine Bewegung machen zu müssen. Das Leben war wiedergekehrt, und er versuchte nun seinen Wohlthäter anzusehen und ihm zu danken. Aber die Gestalt hatte ihm bereits den Rücken zugewendet, und schritt der Thür zu, nachdem sie auf die Beine des

schnarchenden Pontis einen Blick geworfen. Esperance sah nur die Spitze eines grauen Bartes, die unter einer Kapuze hervorragte, und einen riesigen Körper, den eine Mönchskutte bedeckte. Er glaubte zu träumen. An der Thür blieb die Gestalt stehen, wandte sich, und empfahl dem Verwundeten durch ein Zeichen noch einmal, daß er sich ruhig verhalten möge. Auch jetzt sah Esperance nur zwei Finger, die sich in einem weiten Aermel verloren, wie der Bart in der Kapuze.

Plötzlich machte Pontis, der ohne Zweifel einen bösen Traum hatte, einen Satz, stieß sich dabei mit dem Kopfe an den Stuhl, und erwachte. Der erwachte Schläfer bot einen so komischen Anblick, daß Esperance herzlich darüber gelacht haben würde, wenn das Lachen nicht so schmerzhaft gewesen wäre. Der Gardist kroch aus den dicken Fransen des Stuhls hervor, wie ein Igel aus seinem Lager. Sein Gesicht verrieth den heftigsten Zorn gegen den Sessel und gegen sich selbst.

Er eilte zu einem Kranken, den er mit offenen, fast freundlichen Augen antraf.

– O, Welch ein Schöps bin ich . . . ich habe geschlafen! rief er aus. Wie befinden Sie sich? Aber sprechen Sie leise, ganz leise!

– Besser! flüsterte Esperance.

– Wahrhaftig?

– Pontis, fuhr Esperance flüsternd fort, treten Sie nahe, ganz nahe zu mir heran; ich habe viel mit Ihnen zu reden.

– Viel? O, das dulde ich nicht, man hat Ihnen das Reden verboten.

– Ich werde mich kurz fassen! hauchte der Verwundete. Aber antworten Sie mir als braver Soldat, als Edelmann.

– Aber . . .

– Schwören Sie mir, Pontis, die Wahrheit zu sagen.

– Die Wahrheit – worüber?

– Man hat gestern meine Wunde untersucht?

– Ja.

– Muß ich sterben oder nicht? . . . Sie zögern . . . Seien Sie aufrichtig!

– Nun, der Bruder, der Sie verbunden, hat gesagt: wenn nicht ein Zwischenfall eintritt, wird er davonkommen.

Esperance sah Pontis mit einem durchdringenden Blicke an. Es ward ihm klar, daß der Gardist nicht gelogen hatte.

– Es ist viel Hoffnung vorhanden! rief Pontis. Ich wette Hundert gegen Eins, daß Sie genesen!

– Jedenfalls also ist der Tod dabei . . . das genügt mir. Wer begleitete Sie, als man mich hierher trug?

– Herr von Crillon; er begegnete uns und gerieth in Verzweiflung.

– Wo ist er? Was macht er?

– Er schläft, wie ich vorhin.

– Sie haben doch meinen Wunsch erfüllt, den ich Ihnen aussprach, als Sie mich emporhoben und fort trugen?

– Von dem Unfalle, der Sie betroffen, Nichts zu sagen?

– Ja.

– Ich habe auch Nichts davon gesagt; aber Herr von Crillon wußte, daß Sie zu den Entragues gegangen, und daß Sie wahrscheinlich mit jenem Laramée zusammentreffen würden. Ich konnte ihn also nicht glauben machen, daß Sie durch einen Zufall verwundet wären.

– Was hat er Ihnen darauf gesagt?

– Daß Sie von Ormesson zurückgekehrt seien, daß Laramée Ihnen hinter einer Mauer aufgelauert, und einen Messerstich versetzt habe.

– Ist das Alles?

– Alles. Viel mehr weiß ich ja übrigens auch nicht.

– Was wissen Sie noch?

– Ich stand unten an dem Pavillon, und hörte Ihren Streit mit den Frauen. Plötzlich sprang ein Mann aus dem Fenster, und fiel mir beinahe auf die Schultern. Im ersten Augenblicke glaubte ich, daß Sie herabgesprungen wären – deshalb umfaßte ich den Springer, um ihn fortzutragen; da erkannte ich aber den Schurken, den Laramée. Ich krallte nun meine zehn Finger in ihn, er zerriß seinen Rock und entwischt. Ich ihm nach – aber er verschwindet zwischen den Bäumen. Mein wüthen der Lauf hat mir weiter Nichts

eingetragen, als zwanzig Schrammen an den Beinen, und eben so viel Beulen an dem Kopfe. Indem ich mich beim Mondenscheine ein wenig untersuche, sehe ich plötzlich Blut an meinem Wamse, und zwar gerade an der Stelle, wo ich Laramée an mich gedrückt hatte. Da steigt der Gedanke in mir auf, daß entweder Sie ihn verwundet haben, oder daß er Sie verwundet hat. Ich stelle die Verfolgung ein, und kehre zu dem Pavillon zurück. Hier herrschte eine erschreckliche Stille, eine wahre Todtenstille. Ich lauschte. Da hörte ich eine klägliche Stimme . . . ich zitterte, denn ich er kannte. Ihre Stimme, die kaum noch ein Fünkchen Leben verrieth. Nun sprang ich auf einen Zweig, und von dem Zweige auf den Balcon. Da sah ich Sie in Ihrem Blute am Boden liegen. Ich ergriff Sie, und trug Sie auf mein Pferd. Wie ein Kind hielt ich Sie auf meinen Armen, ich wollte Sie nach der ersten besten Besetzung bringen, um Sie verbinden zu lassen. In dem Dickicht eines kleinen Gehölzes hörte ich das Jagen eines Pferdes – Laramée kam an. Als er mich sieht, stößt er einen Schrei aus; ich antworte ihm durch einen zweiten. Ein Musketenschuß knallt, die Kugel saust rechts an mir vorbei. Ich setze die Sporen ein – der andere mir nach – wie ein Wahnsinniger komme ich bei dem Ufer des Flusses an. Hier fand ich nun Herrn von Crillon, der mir half, Sie in das Kloster zu tragen.

Esperance hatte aufmerksam zugehört; jede von Pontis angedeutete Einzelheit erregte die schmerzliche Erinnerung aller seiner Leiden.

– Haben Sie keine Person in dem Pavillon bei mir gesehen? fragte er.

– Ja, eine bleiche Frau, die wie eine Bildsäule des Schreckens an der Wand lehnte.

– Pontis, ich mag nun sterben oder am Leben bleiben – sagen Sie nie, daß Sie diese Frau dort gesehen haben. Nicht wahr, Pontis, Sie erzeugen mir diese Freundschaft?

– Ach, Sie sind ja mein Retter!

– Schwören Sie mir, daß nie ein Wort über Ihre Lippen komme, das diese Frau berührt. Sie ist unschuldig . . . ich will nicht, daß man sie anklage.

– Sie haben mich bereits gebeten, zu schweigen, und ich habe Herrn von Crillon Nichts gesagt, obgleich er in mich drang; aber Ihnen, Herr Esperance, muß ich sagen, daß diese Frau eine Verbrecherin ist, denn sie hat gesehen, daß Sie verwundet, dem Tode nahe waren, und sie hat weder gerufen, noch ist sie Ihnen zu Hilfe gekommen. Ich behaupte, daß sie bestraft werden muß.

– Genug! Sie wissen das Alles nicht . . . vergessen Sie es, Pontis! Nun habe ich Sie noch um eine Gefälligkeit zu bitten.

– Befehlen Sie, mein bester Herr Esperance.

– Trotz Ihrer Wette ist es wahrscheinlich, daß ich sterbe.

– Sterben . . . !

– Unterbrechen Sie mich nicht. Greifen Sie in meine Börse – oder besser, nehmen Sie die Börse. Sie enthält einen Brief, den Sie mir sorgfältig aufbewahren werden. Ich vertraue ihn der Ehre eines Edelmanns, der Dankbarkeit eines Freundes an.

– Sprechen Sie leiser, leiser! sagte Pontis bewegt, indem er innig die kalten Hände des Verwundeten drückte.

– Nehmen Sie also diesen Brief, und wenn ich sterbe, verbrennen Sie ihn, sobald ich den letzten Seufzer ausgehaucht habe. Bleibe ich am Leben, so geben Sie ihn mir zurück. Verstanden?

– Ich schwöre, daß ich Ihren Willen getreu erfülle; aber, Herr Esperance, Sie werden leben, gewiß, Sie werden leben! rief Pontis mit vor Schmerz erstickter Stimme.

– Um so mehr Grund, meine Börse rasch zu nehmen, damit sie weder Herr von Crillon noch sonst Jemand sieht. Man könnte sonst entdecken, was ich verbergen will.

– Ich werde den Brief auf der Stelle verbrennen.

– Nein! Es ist möglich, daß ich am Leben bleibe, und in diesem Falle werde ich seiner bedürfen.

– Ah, ich verstehe!

– Weder für Gold noch für Blut, weder morgen noch in zwanzig Jahren, weder lebend noch sterbend werden Sie diesen Brief einem Andern geben, als mir.

– Ich schwöre es! sagte Pontis, indem er die Börse nahm. Ich

habe geschworen, für Sie zu sterben, wenn sich mir die Gelegenheit dazu bietet – ebenso werde ich für dieses mir anvertraute heilige Gut sterben.

– Sie sind ein braver Edelmann – nehmen Sie meinen Dank. Verbergen. Sie schnell die Börse, man kommt!

3.

Besuche.

Kaum hatte Pontis die Börse unter sein Wams gesteckt, als Herr von Crillon in das Zimmer trat. Der Bruder Wundarzt des Klosters, derselbe, der bei der Ankunft die Wunde untersucht hatte, folgte ihm.

Crillon war besorgt, ergriffen. Aber als ein Mann, der gewohnt war zu leiden und leiden zu sehen, bewahrte er seine Fassung. Er erkünstelte eine zufriedene Miene, fand Alles vortrefflich, das Wetter, das Gesicht des Verwundeten, das Zimmer und die Tapeten. Der würdige Ritter leitete die Unterhaltung durch eine Phrase ein, welche die ganze schmerzliche Aufregung seines Gemüths verrieth, denn sie wäre, von einem Gleichgültigen aus gesprochen, dumm gewesen.

– Der junge Mann kann sich glücklich preisen, sagte er, daß er diese Schramme erhalten hat, denn sie verschafft ihm das schönste Nachtlager in dem besten Gasthause von Frankreich. Ah, ein Bett in dem Genovefa Kloster von Bezons ist ein seltener Fund! Und nun noch ein Kardinals-Bett, wie man sagt!

Als er Pontis lächeln sah, fügte er hinzu:

– Wenn ich bei jeder Beschädigung meines Körpers jedesmal ein solches Bett gefunden hätte, ich würde mich über meine fünfzig Wunden freuen.

Er suchte und fand ein schwaches Lächeln in Esperance's bleichem Gesichte.

Der Klosterbruder hatte indessen eine Vorbereitungen getroffen, um die Wunde zu untersuchen. Crillon wollte mit Pontis oder dem Wundarzte ein Gespräch anknüpfen, um den Geist des Kranken zu beschäftigen. Der Letztere antwortete so lange, als er mit den ersten Operationen beschäftigt war; bei dem Abnehmen des Verbandes aber schwieg er, und Crillon hatte seinen Zweck verfehlt.

Während der Bruder die Wunde aufmerksam untersuchte, in der die heilende Natur ihr wunderbares Werk bereits begonnen hatte, öffneten einige neugierige Mönche leise die Thür, um dieses ergreifende Schauspiel von Weitem mit anzusehen.

Schweigend vollendete der Wundarzt sein Werk. Nachdem er Alles wieder in Ordnung gebracht, wollte er das Zimmer verlassen; aber der ungeduldige Crillon hielt ihn zurück, indem er lächelnd fragte:

– Dieser Mann ist also gerettet – nicht wahr?

– So Gott will! antwortete der Mönch, indem er sich tief verbeugte. Nach dieser ausweichenden Antwort entfernte er sich. Der Ritter näherte sich Esperance, indem er sagte:

– Haben Sie gehört, mein junger Freund? Sie sind gerettet!

– So Gott will! flüsterte Esperance in einem Tone, der verrieth, daß ihm die Zweideutigkeit, welche in der Antwort des Arztes lag, nicht entgangen war.

– O, ich bin davon überzeugt, fuhr Crillon fort. Ich verstehe mich auf Wunden, und habe deren nicht nur viel schrecklichere gesehen, ich kann wohl sagen, ich habe sie auch gehabt. Jetzt würde meine alte Haut nicht viel mehr aushalten, aber in Ihrem Alter ist man nicht umzubringen.

Diese stolze Uebertreibung beruhigte den jungen Mann nicht; aber das Gefühl, das sie dictirt, war ein so liebevolles, daß sie Dank verdiente. Esperance streckte seine Hand aus, um die Crillons zu ergreifen.

Der Ritter setzte sich neben das Bett, indem er sagte:

– Da ich nun über Ihren Zustand beruhigt, völlig beruhigt bin – diese Worte betonte er – kann ich Ihnen mittheilen, daß mich der König diesen Morgen in Saint Germain erwartet; ohne Zweifel hat er mir Aufträge zu ertheilen. Ich lasse Pontis bei Ihnen zurück, der so lange Urlaub hat, bis Sie völlig hergestellt sind. Pontis wird den Dienst des Krankenwärters schon erlernen. Ich halte ihn für einen wackern Burschen, wenn ich ihm auch nicht verzeihe, daß er zu spät gekommen ist – ich werde es ihm nie verzeihen!

– Ich habe mich nach Kräften beeilt, Herr Oberst! rief Pontis.

– Aber immer noch nicht genug! Coriolan ist ein Pferd, mit dem Sie eine gute Viertelstunde früher nach Ormesson hätten kommen müssen, als Esperance, auch wenn Sie eine halbe Stunde später als er abgeritten wären. Coriolan! Man sieht, daß diese Edelleute aus der Dauphiné keine Pferde haben! Wer hat Sie das Reiten gelehrt? Wahrscheinlich ein Nachzügler. Wenn man ein Thier wie den Coriolan zwischen den Beinen hat, kommt man stets an, wo und wann man will. Doch genug, das Uebel ist einmal geschehen. Sie werden also bei Herrn Esperance bleiben, dem ich Sie *gebe* . . . verstanden? Ich habe nicht gesagt, daß ich Sie ihm *leihe*. Also, wir haben uns verstanden! Herr Esperance ist ein großer Herr, und Sie werden mir das Vergnügen machen, ihn mit der größten Hochachtung zu behandeln.

– Mein Herr, stammelte Pontis mit Thränen in den Augen, Sie bestrafen mich, und ich bin unschuldig . . . Sie kränken mich! . . .

– Wie, Kadett?

– Sie sehen wohl, daß ich Herrn Esperance auf richtig liebe, folglich ist es unnütz, mir Achtung zu empfehlen. Meine Freundschaft ist stärker, als jedes andere Gefühl.

– Gut geantwortet! sagte Crillon, indem er sich zu Esperance wandte. Der Bursche ist ohne allen Zweifel ein guter Mensch. Aber bleiben wir bei der Sache. Diese Freundschaft muß in Zucht und Ordnung gehalten werden. Darf ich annehmen, Herr Pontis, daß Sie auch für mich einige Freundschaft hegen?

– O gewiß, Herr Oberst!

– Gut! Dies wird Sie nicht abhalten, mir blindlings zu gehorchen?

– Im Gegentheil!

– Ich sehe, wir verstehen uns. Sie werden also im Dienste des Herrn Esperance. Alles thun, was Sie mir oder dem Könige thun würden – das ist Alles eins!

Pontis verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

– Ihre Ordre? fragte er mit einem so komischen Ernste, daß die Stirn Esperance's sich erheiterte, und Crillon selbst lächeln mußte.

– Die größte Emsigkeit und Sorgfalt in diesem Zimmer. Untadelhaftes Betragen in diesem Kloster. Pünktliche Ausführung der Befehle des Priors, der, wie man sagt, ein großer Geist und ein guter Mann ist.

Pontis verbeugte sich noch einmal.

– Ist das Alles, mein Herr?

– Ah! Und eine Flasche Wein täglich! Der Gardist erröthete.

– Zuletzt, fuhr Crillon fort, indem er Pontis näher trat, enthalten Sie sich jeder Aeußerung über den König und über Kriegs- oder Religions-Sachen. Wir sind auf neutralem Boden, und es würde ungeziemend sein, wollte der vom Feinde gepflegte Verwundete seinen Wirth kränken.

– Sind wir unter einem feindlichen Dache? fragte Esperance mit schwacher Stimme.

– Man weiß nie, wo man ist, wenn man sich bei Mönchen befindet, antwortete Crillon. Aber man darf nicht vergessen, die Façade des Hauses anzusehen. Erblickt man nicht ein Kreuz an derselben?

– Ja, mein Herr, sagte Pontis.

– Dieses Kreuz bedeutet, daß wir in dem Hause Gottes sind. Also Friede und guter Wille – das ist die Ordre für das Innere. Draußen bleibt draußen. Crillon nahm die feine Hand Esperance's, drückte sie zärtlich, und sagte mit fester Stimme:

– Und nun werde ich daran denken, Sie zu rächen, denn das Verbrechen ist groß genug, um sich zu bemühen.

– Mich rächen . . .

– Harnibleu!!! Wie erstaunt. Sie sind! Meine Absicht überrascht Sie, als ob sie aus den Wolken fiele. Sind Sie denn ein Weib? Ein Bandit lauert Ihnen hinter einer Mauer auf und versetzt Ihnen einen Dolchstoß – eine Collelata, wie man in Venedig sagt – er tödtet Sie, denn Sie würden gestorben sein, wenn man Sie nicht fortgetragen hätte . . . und nun wollen Sie, daß ich diese Schurkerei nicht für ein Verbrechen halten soll?

– Ich glaube, mein Herr, die Sache geht mich an, und sobald ich genesen bin . . .

– Machen Sie mich nicht rasend! Aber ich will nicht so laut sprechen. Die Sache geht Sie an . . . was soll das heißen?

– Daß ich für den Messerstich einen Schwerdthieb zurückgeben werde.

– Harnibleu! Wenn ich das gewiß wüßte, so wäre ich im Stande, Sie wie ein lahmes Pferd in dieser Ecke umkommen zu lassen! Was ist das für eine Sitte, mein lieber Herr! Das Schwerdt wollen Sie gegen einen Dolch ziehen? Jetzt braucht man den Dolch nicht mehr. Sie, Sie wollen sich mit einem Mörder schlagen? Ich verbiete es Ihnen, bei Ihrem Kopfe!

– Man muß die Umstände berücksichtigen, mein Herr. Jener Mensch ward vielleicht gereizt . . .

– Gereizt? Durch einen jungen Mann vielleicht, der arglos nach einem Balcon schaut? Gereizt! Dann verbirgt man sich nicht im Schatten einer Mauer, dann zerschneidet man dem die Kniekehlen nicht, der reizt!

– Ich wiederhole es, die Sache war vielleicht anders. Crillon wandte sich rasch zu Pontis.

– Dann hat mich dieser hier belogen! rief er.

– Das habe ich nicht gesagt, fügte Esperance hinzu.

– Die deutlichsten Beweise liegen vor, rief Pontis eifrig, daß ein Mord verübt ward, ein scheußlicher Mord, bei dem sich alle Haare auf dem Kopfe eines Christenmenschen emporsträuben!

Esperance war überwunden, er schwieg.

– Du theilst meine Ansicht, Kadet. Gut! Ich gehe nun nach Saint-Germain, und werde die Sache dem Könige erzählen. Der König liebt die Geschichten, und diese wird ihn interessieren, vorzüglich, wenn ich ihm jede Einzelheit mittheile.

– Mein Herr, gewähren Sie mir eine Gunst.

– Ich weiß, was Sie wollen. Sie wollen Gnade für diese nichtswürdigen Weiber . . .

– Sprechen Sie die Namen nicht so laut, mein Herr!

– Die verbrecherischen Weiber haben den ersten Anlaß zu dem ganzen Unglücke gegeben, und vielleicht auch sind sie dem

Verbrechen nicht fremd!

– Mein Herr!

– Dem Verbrechen, das ist das rechte Wort! rief Pontis, wobei er sich die Hände rieb.

– Dem heimtückischen Mordanfälle! Ich bleibe da bei, daß es ein solcher war! fuhr Crillon fort, der stets erbitterter ward.

– Ja, ein Mordanfall! rief der vor Freude strahlende Pontis.

– Und Sie fordern nun, daß man solche Geschöpfe schont, von denen ich Ihnen bereits so Manches erzählt habe?

– Haben Sie Mitleiden! bat Esperance. Gehen Sie in Ihrer Rache nicht weiter, als ich selbst gehen würde.

– Bah! Warum nicht? Ein schwaches Herz verzeiht immer, aber die Gerechtigkeit nie!

– Gerechtigkeit . . . vortrefflich! sagte Pontis.

– Ein guter Christ wie Sie verzeiht stets seinem Mörder, aber der Henker nicht!

– Der Henker . . . Gut! rief Pontis, der vor Freude empor sprang.

Esperance faltete die Hände, seine Augen schlossen sich. Die Anstrengung, mit der er seine Bitte ausgesprochen, hatte ihn völlig entkräftet; er senkte das Haupt, als ob er ohnmächtig würde.

Der erschreckte Crillon umschlang ihn mit seinen Armen; indem er ihn wie ein Kind liebkos'te, brachte er ihn zum Bewußtsein zurück.

– Wir wollen nicht mehr von den Frauen sprechen, murmelte er. Sie vertheidigen sie und wollen ihnen verzeihen – es sei! Man wird ihrer ferner nicht erwähnen.

– Gegen Niemanden! flüsterte Esperance.

– Selbst gegen den König nicht. Sind Sie zufrieden?

– Dank! Dank! sagte schwach der Verwundete mit einem Blicke zärtlicher Erkenntlichkeit.

– Sie machen aus mir, was Sie wollen, fuhr Crillon fort. So mögen denn die Frauen ausgeschlossen sein, man trifft sie später oder früher schon wieder an. Aber den Mann überlasse ich Ihnen nicht, das ist ein anderes Ding! Sobald ich von Saint-Germain zurück komme, werde ich ihn aufsuchen lassen.

Esperance wollte etwas durch ein Zeichen zu erkennen geben.

– Kein Wort mehr, sagte Crillon, ich verstehe Sie! Sie wünschen, daß die Sache auf sich beruhen bleibe, weil man einen Criminalprozeß gegen den Mörder er hebt, und weil Sie fürchten, daß man durch Zeugen, Confrontationen und alles dieses Gewäsch zu Entdeckungen gelangt . . . nicht wahr?

Der erschöpfte Esperance antwortete durch eine Bewegung mit den Augenwimpern, daß dies seine Gedanken seien.

– Wir werden weder Richter noch Secretaire haben, fügte Crillon hinzu; es soll weder eine Klage erhoben, noch eine Untersuchung eingeleitet werden – ich will die Sache in aller Stille, ohne Umstände mit dem Herrn Laramée abmachen. Pontis, lassen Sie mein Pferd satteln. Da wir von Pferden sprechen – was ist aus der schönen Stute des Herrn Esperance geworden?

– Meine arme Diana! flüsterte der Verwundete.

– Wahrscheinlich, antwortete Pontis, steht sie noch an den Baum gebunden, wo ich sie gestern Abend gesehen habe.

– Wo gemordet wird, stiehlt man auch. Aber die Stute soll eben so gut bezahlt werden, als der Messerstich. Leben Sie wohl, Esperance! Seien Sie guten Muths, und denken Sie nur an mich! Mein Pferd, Pontis!

Der Gardist stürzte aus dem Zimmer; aber auf der Thürschwelle rannte er an einen Mönch, der mit einem Briefe in der Hand eintrat.

– Für Herrn von Crillon! sagte der Mönch.

– Was giebt es? Wie kann man wissen, daß ich hier bin? fragte überrascht der Ritter.

– Ein Fremder hat diesen Brief für den Herrn von Crillon dem Bruder Pförtner übergeben, antwortete der Mönch.

Crillon nahm das Papier.

Er drückte es rasch in die Hand, als er die Aufschrift erkannt hatte.

– Er hier! flüsterte er besorgt vor sich hin. Was mag geschehen sein? Woher weiß er, daß ich in diesem Kloster bin?

Nun las er begierig. Bald erheiterte sich eine Stirn.

– Vortrefflich! sagte er beruhigt zu Pontis. Ich werde nicht sofort

abreisen. Bitten Sie den hochwürdigen Prior, wandte er sich zu dem Mönche, daß er einem Cavalier, einem meiner Freunde, der durch Zufall meinen Aufenthalt in diesem Hause erfahren und in einer wichtigen Angelegenheit einige Worte mit mir zu sprechen hat, die Erlaubniß ertheilen möge, zu mir einzutreten.

– Mein Herr, antwortete der Bruder, den hochwürdigen Herrn Prior zu sprechen, ist mir unmöglich; aber ich werde mich an den Bruder Sprecher wenden, wenn es Ihnen recht ist.

– An den Bruder Sprecher? fragte Crillon überrascht, denn dieser seltsame Titel verfehlete nie eines Eindrucks.

– Nun, er steht mit unserm Prior in Verbindung, sagte der Mönch; er wird Ihre Bitte vortragen.

– So wenden Sie sich an den Bruder Sprecher, mein theurer Bruder! Sagte Crillon, indem er sich feierlich verneigte.

Dann wandte er sich zu Pontis.

– Wissen Sie, was ein Bruder Sprecher ist? fragte er.

– Nein, mein Herr! antwortete der Gardist. Beide sahen Esperance an.

– Auch ich weiß es nicht! flüsterte der junge Mann. Der Mönch kam zurück.

– Ah, das nenne ich schnell! rief der Ritter.

– Die Zelle des Bruders ist nur zwei Schritte von diesem Zimmer entfernt, mein Herr, antwortete der Mönch; er hat mir geantwortet, daß er sogleich die Erlaubniß des Priors einholen wolle. Sehen Sie, er geht schon hinab; das ist er, der durch das Fenster sieht, das in den großen Hof hinausgeht. Wahrscheinlich sieht er den Fremden, der an dem Thore wartet. Er wird nicht lange warten müffen.

– Ich will doch wissen, sagte Crillon, wie ein Bruder Sprecher aussieht!

Er beugte sich aus dem Fenster, und folgte der bezeichneten Person mit den Blicken.

– Harnibleu, wie lang und mager ist dieser Sprecher! rief er aus.

– Der würdige Sprecher ist mitunter wirklich sehr groß, antwortete der Mönch.

– Wie, mitunter? fragte Crillon. Ist er denn zu weilen auch klein?

– Wenn er sich bückt, ja, mein Herr!

Crillon sah den Mönch mißtrauisch an, denn er glaubte, der fromme Bruder wolle sich über ihn lustig machen.

– Das geht allen Leuten so, sagte er, auch mir; wenn ich mich bücke, bin ich nicht so groß, als wenn ich mich gerade halte. Sie sagen mir nichts Neues, mein würdiger Bruder.

Mit der größten Ruhe antwortete der Mönch:

– Es kann sich mit dem Bruder Sprecher Niemand vergleichen; er wird oft dergestalt von Gichtschmerzen zu sammengezogen, als ob er in zwei Stücke zerbrechen sollte, und dann ist er klein wie ein Kind. An den Tagen, wo er nicht krank ist, geht er aufrecht, und dann stößt er mit dem Kopfe an viele unserer Decken.

– Heute muß er sich sehr wohl befinden, sagte Crillon; das ist mir lieb. Auf dem benachbarten Corridor ließ sich eine Glocke vernehmen.

– Unser Bruder ist in die Zelle des Priors getreten, sagte der Mönch; man ruft mich, daß ich die Antwort hole. Erlauben Sie, daß ich der Aufforderung Folge leiste! fügte er mit einem Seufzer im Tone der Leichenrede hinzu.

– So ein Mönch ist doch immer ein komischer Kerl, sagte Crillon zu Pontis; aber diese hier sind sehr komisch. Ein Bruder Sprecher! Und wie lang ist er! Ich habe nie einen so ausgedehnten Menschen gesehen.

– Dieser wackere Mönch muß mir vorhin, als Alles schlief und ich vor Durst fast umkam, zu trinken gegeben haben, sagte Esperance mit schwacher Stimme. Er kam mir wie ein Riese vor, und ich schrieb es meiner fieberhaften Aufregung zu, daß mir sein Arm ungewöhnlich lang erschien.

Der Mönch trat wieder ein.

– Die Erlaubniß ist erheilt, sagte er zu Crillon; der Cavalier, den Sie erwarten, kann eintreten. Wollen Sie, daß man ihn hierher führe, mein theurer Bruder?

– Nein, man führe ihn in mein Zimmer, wenn es Ihnen beliebt. Ich

selbst gehe eben dorthin, fügte Crillon hinzu, der fürchtete, durch ein Benehmen den Rang dessen zu verrathen, den er erwartete. Der Brief hatte ihm das strengste Incognito anempfohlen.

Der Mönch entfernte sich, um den Fremden zu holen und in das Zimmer zu führen, in welchem Crillon die Nacht verbracht hatte.

Der Ritter zog Pontis hinter die Thür, daß Esperance seine Worte nicht verstehen konnte.

– Herr Esperance, sagte er, hatte einen Brief in seiner Tasche.

Pontis erzitterte.

– Nimm diesen Brief, und bringe ihn mir, fuhr Crillon fort, aber ohne daß er es merkt.

Der bestürzte Pontis sann auf eine Antwort.

– Durchsuche also mit Vorsicht seine Kleider. Er scheint uns zu beobachten – gehe schnell in das Zimmer zurück, und führe meinen Auftrag aus, sobald sich Gelegenheit dazu bietet.

Nachdem er diese Worte dem Gardisten zugeflüstert, lächelte er dem Verwundeten noch einmal einen Abschiedsgruß zu, dann folgte er dem Mönche. Dabei warf er einen so neugierigen Blick auf die Zelle des Bruders Sprecher, daß er sicherlich durch die Thür derselben gedrungen, wenn sie nicht von gutem Eichenholz und stark mit Eisen beschlagen gewesen wäre.

Diese Thür war übrigens nicht hermetisch verschlossen, wie es schien, denn je nachdem Crillon sich entfernte, ward sie, ohne Zweifel durch den Druck der Luft, mehr und mehr geöffnet, und schloß sich nur dann erst völlig wieder, als der Fremde, den man herbeigeführt, Crillon's Zimmer betreten hatte.

Hätte Crillon sich noch einmal gewandt, so würde er in dieser halbgeöffneten Thür zwei glühende Augen gesehen haben, die, obgleich von einer großen Kapuze in Schatten eingehüllt, die Treppe hätten beleuchten können.

4.

Wer den Zweck will, will auch die Mittel.

Kaum war Crillon mit dem Könige allein, als er ihn eifrig nach der Ursache dieses unerwarteten Besuchs fragte.

Heinrich warf den Hut, mit dem er bei dem Eintritte in das Kloster sein Gesicht bedeckt hatte, auf ein Zimmergeräth, athmete in langen Zügen die reine Thalluft ein, und antwortete mit einer Traurigkeit, die dem Ritter sofort auffiel:

– Ich habe mehrere Gründe, mein lieber Crillon. Der erste ist meine Besorgniß um Ihre Person. Was ist an der Geschichte von dem Verwundeten, dem Gardisten und der offenen Straße? Sollte sie dennoch wahr sein, obgleich sie mir ein Müller erzählt hat?

– Unglücklicherweise ist sie wahr, Sire!

– Man hat mir gesagt, daß Sie sehr traurig wären jetzt sind Sie verlegen . . . sollte der Verwundete der Graf von Auvergne sein?

– Nein, Sire! Unglücklicherweise ist er noch nicht verwundet.

– Für den Sohn Karls IX. ist dieser Ausspruch sehr hart.

– Ich liebe ihn nicht, Sire! Ich wollte, daß er in diesem Augenblicke in dem Bette läge, in dem mein armer, übel zugerichteter Verwundeter liegt.

– Sie seufzen . . . steht Ihnen der junge Mann nahe?

– Ja, Sire! Man hat ihn mir empfohlen; ich halte viel auf ihn, antwortete Crillon, die Worte langsam wie ein Mensch aussprechend, den ein heftiger Schmerz drückt.

– Ist er in einem Zweikampfe, von einem Gegner, oder vielleicht von dem Gardisten verwundet, der ihn begleitete?

– Nein, Sire, von einem Mörder!

– Meine königliche Macht ist nur gering, Crillon, aber ich werde ihn viertheilen lassen.

- Ich halte Sie beim Worte, Sire!
- Wird der junge Mann am Leben bleiben?
- Ich hoffe es.
- Gut, sagte der König, der bereits wieder an etwas Anderes dachte.
 - Sire, so gut Sie es auch meinen, fügte Crillon rasch hinzu, so sind Sie doch nicht in der Absicht allein gekommen, um mit mir über meine Angelegenheiten zu sprechen; ich vermuthe, daß Sie selbst eine wichtige Veranlassung haben . . .
 - Gewiß, Crillon, eine sehr wichtige Veranlassung. Was für Mönche bewohnen diese Abtei?
 - Genovefaner, Sire!
 - Das ist mir bekannt; aber zwischen Mönch und Mönch ist ein Unterschied. Diese hier beherrschen unumschränkt das Gewissen meiner Geliebten, und treiben sie zu einer Strenge, die mir lästig ist.
 - Ich kenne unsere Wirthe nicht, aber was Sie mir sagen, Sire, macht mir Freude. Wir sind also bei braven Leuten.
 - Ah, mein weiser Meister, lassen Sie weniger Tugend, aber mehr Menschlichkeit gelten. Diese Mönche kommen mir sehr sonderbar vor: der eine ist fett, der andere ist mager, der eine spricht nie, der andere immer; das Alles riecht nach Duckmäuserei.
 - Der Magere, rief der Ritter, hat auch auf mich einen höchst sonderbaren Eindruck ausgeübt. Sie meinen den Sprecher, nicht wahr?
 - Da er mit aller Welt spricht, sagte Heinrich, so will ich, daß er auch einmal mit mir spreche. Ich bekenne, daß man meine Neugierde angeregt hat. Gabriele behauptet, daß der Prior im Voraus. Alles weiß, was ich beginne. In diesem Augenblicke weiß ich selbst nicht, was ich in einer sehr ernstern Angelegenheit beginnen soll – wir wollen doch sehen, Ventre-saint-gris! ob der Mönch ein so guter Wahrsager ist, wie ihn der Ruf schildert. Zieht er mich aus dieser Verlegenheit, so werde ich ihn öffentlich als ein Licht anerkennen, wie dieser berühmte Dom Modestus sich sehr bescheiden nennen läßt.

Des Königs Stirn hatte sich verfinstert. Crillon sah ihn an, schüttelte den Kopf und sagte:

– Ein Tag ist nicht wie der andere; gestern waren wir freudig und triumphierten – heute sind wir traurig und kleinmüthig. Und doch, Sire, haben wir gestern Abend. Alles gewonnen.

– Wir könnten leicht diesen Morgen. Alles wieder verloren haben, antwortete der König. Bevor wir jedoch von Geschäften reden, möchte ich wissen, wo wir sind.

– In einem schönen Zimmer, wie Sie sehen.

– Ich liebe die Zimmer in einem Kloster nicht, und vorzüglich die, welche für die Fremden bestimmt sind. Sie haben stets einen verborgenen Winkel für Spione, oder irgend ein Luftloch, das die Stimme zu einem Orte führt, wohin sie nicht gelangen sollte. Sprechen wir leise.

Crillon trat dem Könige näher.

– So wisse denn, mein Freund, sagte Heinrich IV., daß vielleicht in diesem Augenblicke. Alles, was ich gestern mit Brissac festgestellt habe, wieder aufgehoben ist.

– Wie, sagte Crillon, der zitterte, der geschlossene Friede, die ohne Schlacht geschlagenen Spanier, das Königreich Frankreich, dieser schöne Kuchen, den wir mit einem Male zu verschlucken im Begriffe standen . . . ah, Sire, sollte nicht eine jener schwarzen Wolken, die Ihnen bei jeder Sprödigkeit Ihrer Geliebten zu Kopfe steigen, diese Grabesvision erzeugt haben?

– Wollte der Himmel, es wäre so! Ich bin oft betrübt, Crillon, Du weißt es, aber stets nur, wenn ich gewichtige Gründe dazu habe. In diesem Augenblicke, mein Freund, bin ich sehr betrübt.

Crillon ward aufmerksam.

– Ich wartete diesen Morgen auf meine Correspondence an der Brücke von Chatou. Diesen Ort hatte ich wegen der Nachbarschaft des Schlosses Estrées gewählt, in dem ich, beiläufig bemerkt, eine schöne Nacht zu verbringen hoffte.

Der König seufzte.

– Wo haben Sie denn die Nacht verbracht, Sire?

– In einer Mühle.

– Man findet in einer Mühle eben so schöne Nächte, als an andern Orten.

– Dies hängt von der Art und Weise ab, wie sich das Rad dreht, antwortete immer noch seufzend der unglückliche Liebhaber. Aber trennen wir die Angelegenheiten Heinrichs von denen des Königs von Frankreich. La Varenne also, der ausdrücklich von Medan kam, wo ich ihn zurückgelassen hatte, um Herrn von Estrées zu täuschen, brachte mir diesen Morgen meine Depeschen. Unter diesen Depeschen befand sich eine aus Spanien.

– Immer noch? sagte Crillon.

– Immer noch! antwortete der König. Spanien ist ein schreckliches Land, von dem ich Tag und Nacht träume. Es scheint die Bestimmung dieser verwünschten Spanier zu sein, daß sie mir ohne Unterlaß Verdruß bereiten, sei es nun dadurch, daß ich sie schlage, oder daß sie mich schlagen. Gestern hielt ich sie für geschlagen, und ich hatte Dir jene glückliche und überraschende Depesche von der Jesuiten-Congregation des Escorial mitgetheilt – nicht wahr?

– Diese Depesche war vielleicht eine glückliche, und wir haben Beide den Spion gesegnet, der so geschickt die Inquisitoren getäuscht und die Spanier überlistet hat. Harnibleu! Sollte Ihnen der Courier aus Spanien diesen Morgen die Nachricht gebracht haben, daß wir die Ueberlisteten wären, Sire?

– Ja, Crillon, das ist es! Die Depesche kommt von meinem geheimen Agenten bei Philipp II., sie enthält kein Wort von dem, was ich Brissac gestern als gewiß angekündigt habe. Er meldet mir im Gegentheil, daß die Generalstaaten den Herrn von Mayenne ernennen werden.

Crillon sah den König mit großen Augen an.

– Dies also . . .

– Dies enthält die Depesche, die mir gestern unter dem Couvert meines Agenten übergeben wurde, als ob sie von ihm käme. Sie kündigt die beabsichtigte Heirath der Infantin mit dem jungen Guise an; jenes Ereigniß, das Brissac aufbrachte, und ihn bestimmte, sich auf unsere Seite zu schlagen, ist also für uns eine falsche Nachricht,

die bald aufgeklärt sein wird. Brissac muß glauben, sie sei eine Mystification, ein erbärmlicher, gemeiner Kunstgriff, um seine Gesinnungen zu ändern. Demnach habe ich mich durch eine unglückliche Combination selbst getäuscht; ich werde vielleicht allen Vortheil, den mir die Parteiänderung des Gouverneurs von Paris versprach, sowie den ungeheuren Gewinn verlieren, den ich sicherlich aus dem allgemeinen Abscheue vor dem Plane Philipp's gezogen haben würde.

– Das ist allerdings eine böse Wendung! murmelte der bestürzte Crillon. Aber, Sire, wie ist es möglich gewesen, daß Sie sich haben überlisten lassen?

– Man glaubt stets, was man wünscht, und die liguistische Partei compromittierte sich durch diese antinationale Intrigue so zu meinem Glücke, daß ich daran geglaubt habe.

– Die Depesche muß aber doch ein Siegel gehabt haben . . .

– Das Siegel meines Agenten.

– Dann ist diese Depesche, die Sie diesen Morgen erhalten, falsch?

– So hoffte ich Anfangs, aber la Varenne hat sie von dem Agenten selbst empfangen, der aus Spanien zurückgekehrt ist, wo man ihn als einen von mir besoldeten Spion erkannt und beinahe erhängt hätte. Er ist so ermüdet eingetroffen, daß er nicht bis zu meiner Person gelangen konnte.

– Das sind schlechte Sachen, Sire!

– O, welch' eine Waage ist doch das Leben! Gestern berührten wir mit der Stirn die Wolken, und heute . . .

– Heute waten wir in einem Sumpfe. Aber, Sire, man muß einer solchen Kleinigkeit wegen nicht verzweifeln. Sagten Sie nicht, Herr von Brissac werde wieder umlenken?

– Gewiß, wenn er erfahren wird, daß ich ihn hintergangen habe.

– Nun, so schnallen wir den Cuirasß wieder an, und ziehen das Schwerdt wieder. Dann wird Herr von Brissac zufrieden sein, denn wir werden ein offenes Spiel mit ihm beginnen.

– Also sollen wir immer noch kämpfen, immer noch Franzosen

tödteten!

– Wer das Ziel will, darf die Mittel nicht verschmähen.

– Ich will das Ziel und werde es erreichen! sagte Heinrich kurz und entschieden. Zuvor aber ist es wichtig, daß ich mit diesen Mönchen rede. Ich wiederhole es, Freund, sie kennen meine Angelegenheiten zu genau, und kümmern sich zu eifrig um mich, als daß ich aus einer Unterredung mit ihnen nicht einigen Nutzen ziehen sollte. Sämmtliche Verschwörungen in der Natur werden gegenwärtig in den Klöstern eingeleitet. Auch bei den Genovefanern ist mir eine bekannt geworden, und wenn sie auch nur Heinrich, in der Person seiner Geliebten, Gabriele's, zu berühren scheint, so berührt sie dennoch auch den König, da die Mönche ihn zur Aenderung seines Glaubens treiben, indem sie ihm Gabrielen als Belohnung zeigen; es ist dies ein Mönchsmittel, das meiner kleinen Liebespolitik zu statten kommt. Wie aber wissen Sie meine Liebe zu Gabrielen? Warum wollen sie, daß ich meinem Glauben entsage? Dies Alles ist wichtig genug, um sie zu befragen. Lassen Sie den Prior um eine geheime Unterredung bitten, Crillon, doch so, als ob es für Sie selbst geschähe.

– Ich gehe, Sire.

– Glauben Sie, daß die Mönche mich kennen?

– Bis jetzt liegen keine Anzeichen vor. Aber wenn man Sie sieht, wird man Sie vielleicht erkennen.

– Immerhin. Ich werde mit offenen Karten spielen. Wir befinden uns hier in einem Kloster, das unter dem Regimente eines durch seine Einsicht berühmten Priors steht. Heinrich von Navarra, der Hugenott, kann diesen Prior um Rath befragen, ohne sich, irgend wie zu compromittieren; hat er es doch schon bei so vielen andern von allen Orden und Secten gethan. Deshalb mögen sie mich erkennen. Erkennen Sie mich nicht, so werde ich in meinen Forschungen noch weiter gehen.

Nachdem Crillon einen Augenblick überlegt hatte, sagte er:

– Sire, vermuthen Sie irgend eine verdrießliche Beziehung zwischen diesen Mönchen und dem Ihrer Feinde, der Ihnen gestern die falsche Depesche hat zu kommen lassen?

– Ich vermuthe nichts, und vermuthe Alles. Bei dieser Logik befinde ich mich sehr wohl, seit ich mich dem Stande eines Kronprätendenten gewidmet habe.

– Aber Sie haben Jemanden in Verdacht, Sire?

– Ich habe mehrere Personen in Verdacht. Zu nächst ist es eine gewisse Frau, deren Hand . . .

– Die Entragues, nicht wahr? fragte Crillon rasch, der erfreut war, daß seine Antipathie eine begründete sei.

– Die Entragues besitzen dazu nicht Geist genug! sagte der König geringschätzend. Wer sind diese Entragues? Gemeine Intriquanten. Nein, Ritter, ich meine eine mächtige Frau! Nennen wir sie Montpensier, Crillon! Sie ist eine gefährliche Feindin.

– Der selige König wußte es! rief Crillon.

– Diese Frau hinkt, aber sie macht sehr große Schritte, wenn es nöthig ist.

– Sie ist Ihre ärgste Feindin, Sire!

– Ohne Zweifel, denn ich will König, sie will Königin sein, und sie weiß, daß ich sie nie heirathe. Ein eigenes Gefühl läßt mich diesen Namen dem Namen der Genovefaner zur Seite stellen, denn Montpensier und Jacques Clement sind für mich unzertrennlich.

– Leider, Sire, haben Sie diesmal Recht, wie immer.

– So gehe, Crillon, und erwirke mir eine Unterredung mit dem Prior.

Crillon schritt der Thür zu.

– Warten Sie! sagte der nachdenkende König. Wenn man die Unterredung bewilligt, verlassen Sie das Kloster nicht.

Crillon war über diese fast melancholische Zerstreung des Königs erstaunt.

– Ich werde es nur verlassen, Sire, wenn Sie es befehlen, sagte er.

– Ich denke dabei an zwei Dinge, mein wackerer Ritter. Erstens möchte ich Sie stets in meiner Nähe haben, und dann bitte ich Sie, die kleine Abtheilung Mannschaften, die la Varenne begleitet, in diese Gegend zu ziehen; sie hat den Befehl, am Flußufer unterhalb

Chatou zu verweilen, bis ich zu ihr stoße.

– Nichts ist leichter, als das, Sire! Aber fürchten Sie für meine Person?

– Ich fürchte für Sie und mich, Crillon! sagte Heinrich ruhig. Oder vielmehr, ich fürchte weder für den Einen, oder noch für den Andern. Aber seitdem ich die Luft dieses Klosters geathmet, sind mir argwöhnische Gedanken gekommen, die ich nicht erklären kann. Ich gleiche den Katzen, die überall, wohin sie zum ersten Male kommen, die Atmosphäre mit der Nase, den Boden mit den Tatzen untersuchen, und sich durch die beziehentlichen Sinne von Allem Rechenschaft geben. Wir haben die Kutten dieser Mönche gesehen, aber wir müssen auch wissen, was unter diesen Kutten steckt.

– Harnibleu! rief plötzlich Crillon. Welch' ein Dummkopf bin ich!

Der König sprang erschreckt von seinem Stuhle auf.

– Was giebt es?

– O, ich bin ein Thier, ein Ochse, ich würde sagen, ein Pferd, wenn dieses Geschöpf nicht zu vernünftig wäre, als daß es mit mir verglichen werden könnte.

– Freund Crillon, Sie denken zu schlecht von sich Was für Gründe haben Sie dazu?

– Weil ich vergessen habe, Ihnen zu sagen, Sire, daß mein armer Verwundeter, mein Schützling, jetzt in einem Bette liegt . . .

– Sie haben es mir gesagt, Crillon.

– Wissen Sie auch, in welchem Bette, mein König?

– Ihre Augen sind erschrecklich, Ritter!

– In dem Bette eines Guise! In dem Bette eines zu Blois getödteten Kardinals! In dem Bette, das eine Freundin ihrem Freunde, das Frau von Montpensier dem Prior Dom Modestus Gorenflot geschenkt hat. Die Herzogin hat nur den Mönch gewechselt. Im Jahre 1589 war es ein Jakobiner – heute ist es ein Genovefaner!

– Was habe ich gesagt, Crillon? fragte kalt und ruhig der König, indem er seine Arme auf der Brust kreuzte. Es riecht hier nach Guisen.

– Wir sind in der Höhle!

– Gut, so suchen wir diese Höhle zu verlassen, aber zuvor wollen wir uns nach den Bewohnern ein wenig umsehen. Holen Sie die Escorte, von der ich sprach – suchen Sie Ihren Argwohn zu verbergen.

– Harnibleu! Ich soll Sie in einem Hause zurück lassen, in dem das Bett eines Guisen steht? Nein! Pontis kann den Auftrag eben so gut ausrichten, wie ein Anderer, aber er wird Sie nicht so gut vertheidigen, wie ich!

– Wer ist Pontis?

– Einer meiner Gardisten.

– Ah, der Gefährte des Verwundeten.

– Ja. Aber, Sire, wozu wäre es gut, daß Sie mit diesen eingefleischten Mönchen sprechen, die vielleicht darauf warten? Gehen wir, ohne mit ihnen zu sprechen. Statt der Aufschlüsse, die Sie erwarten, könnten Sie einen guten Stoß empfangen.

– Bah! Ich werde diesen Stoß mit meinem Schwerdte parieren. Was Sie mir von dem dieses Haus beseelenden Geiste gesagt, hat meine Neugierde verdoppelt.

– Wahren Sie sich vor dem Aermel der Mönche! Und die Genovefaner haben enorme Aermel! Wenn Sie mir folgen wollen, Sire, so klopfen Sie, ohne den Aermel zu vergessen, den Sie tüchtig schütteln, auf den Bauch, man wird dies für eine vertrauliche Zärtlichkeit halten, aber Sie erfahren zu gleicher Zeit, ob unter der Kutte ein Dolch verborgen ist.

– Das soll geschehen, Crillon.

Lächelnd öffnete der König die Thür, die auf den Corridor führte. Hier ging ein Mönch langsam auf und ab; er war gebeugt, als ob er eine große Gedankenlast trüge.

– Habt die Gefälligkeit, mein lieber Bruder, rief Heinrich, und bittet den hochwürdigen Vater Prior, daß er dem Ritter von Crillon eine kurze Unterredung bewillige.

Der Mönch verbeugte sich, ohne zu antworten.

Dann stieg er eine Treppe hinab.

– Aber, Sire, fragte Crillon, wenn man nun sieht, daß ich es nicht bin?

– Dann wird es zu spät sein, die bewilligte Unterredung zurückzunehmen. Schicken Sie Ihren Gardisten nach dem bewußten Orte. Ich erwarte hier die Antwort des Priors.

Crillon empfahl dem Könige noch einmal Vorsicht und Klugheit. Zehn Minuten später erschien ein junger Diener der Genovefaner und klopfte leise an die Thür des Zimmers. Dann meldete er, daß der hochwürdige Vater Prior es für eine Ehre halte, den Ritter von Crillon zu empfangen.

Heinrich erhob sich, zog seinen Gürtel fester zusammen, versicherte sich, daß das Schwerdt leicht in der Scheide spielte, zog seinen breiten Hut so tief über die Augen herab, daß das Gesicht halb bedeckt ward, und folgte dem jungen Führer, nachdem er die kräftige Hand des Colonel's seiner Garden noch einmal gedrückt hatte.

Dieser entfernte sich rasch, um Pontis den Auftrag zu ertheilen. Heinrich hatte nur einen kurzen Weg zurückzulegen. Am Ende des Corridors fand er eine kleine Treppe, auf der man zu einem Vorgemache, und von diesem zu der Wohnung des Priors gelangte.

Das Kind öffnete die Thür eines großen Zimmers, dessen Fensterladen fest verschlossen waren. Nachdem der Führer mit seiner feinen Stimme den Ritter von Crillon angemeldet, entfernte er sich und schloß die beiden Thüren. Der König stand einige Augenblicke im Dunkeln; er bewunderte die Vorsicht des Priors, der ohne allen Zweifel dem Fremden ein Mienenspiel verbergen wollte, ein Kunstgriff, der den Frauen und Diplomaten eigen zu sein pflegt.

Diese Vorsicht konnte dem nicht mißfallen, der dasselbe wünschte. Indem er nach allen Seiten um sich sah, ging er einige Schritte weiter, und nach und nach gewöhnte sich ein Blick an die Finsterniß, er unterschied die einzelnen Gegenstände dieses sonderbaren Schauplatzes, auf dem eine Scene gespielt werden sollte, die den Leser unterhalten wird.

5.

Der Bruder Sprecher.

In dem Winkel des Zimmers stand ein Bett mit gewundenen Säulen von Ebenholz. In diesem Bette suchte der König zunächst den Mann, mit dem er sprechen wollte, denn er konnte nicht annehmen, daß ein gesunder Prior seinen Besuch in einer solchen Finsterniß empfangen würde. Aber der Prior saß auf einem Stuhle, oder vielmehr auf einer Estrade, denn der Stuhl war wirklich ein Monument, der zu der Masse, die er tragen mußte, im Verhältniß stand.

Dieser wunderbare Prior fesselte die Aufmerksamkeit des Königs dergestalt, daß er einige Sekunden lang nur diesen Gegenstand betrachtete. Gabriele hatte in ihrer Beschreibung nicht übertrieben: es gab wohl keine mythologische Persönlichkeit, keinen indischen Fetisch oder chinesischen Gelehrten, oder ein gemästetes Opferthier, dessen Entwicklung einen solchen Umfang erreicht hätte. Ein Theil des Fensterladens, der sich nun öffnete, ließ durch einen Raum von ungefähr einem Quadratfuß so viel Licht eindringen, daß das ergebene Opfer dieser pantagruelischen Wohlbeleibtheit von beleuchtet ward.

Der Schädel des Priors, den eine schwarze Kappe einschloß, schien nicht mehr vorhanden zu sein, denn man sah in der Mitte der Fettmassen, die bis zu den Schläfen gingen, nichts als zwei bewegliche Augen. Seine dicken und schwarzen Wangen fielen auf die Brust herab, und diese Brust ging bis an das Kinn hinauf. Der Anstand verbietet es, von diesem vierfachen Kinn zu sprechen, das einem dreifachen Kropfe sehr ähnlich sah; ebenso wenig von dem Bauche, einem kegelförmigen Berge auf kolossaler Grundlage, dessen Gipfel dieser komische Kopf bildete.

Das Bemühen des Dom Modestus, seine beiden Hände, die wie

Hammelkeulen aussahen, über diesem Bauche zu falten, war vergebens; aber die Finger strebten gegenseitig nach einander, und ihre Hauptbeschäftigung war, sich an den Falten des Gewandes oder an der Gürtelschnur festzuhalten.

Das Tabouret, auf dem die Füße des Priors ruhten, glich, einer Breite und Festigkeit nach, einem kleinen Tische. Durch die Kissen war er dergestalt auf einem Stuhle eingezwängt, daß er eine weitere Bewegung nicht ausführen konnte; seine matten Augen blinzelten bei dem schwachen Lichte, das der andere Mönch durch das Fenster von oben herab eingelassen hatte.

Als der König sich an diesem unerquicklichen Schauspiel satt gesehen, suchte er den berühmten Genossen Gorenflot's.

Bruder Robert – kein anderer konnte es sein – saß zu den Füßen eines Priors auf einem sehr niedrigen Stuhle, und zwar so, daß er, indem er dem Fremden den Rücken wandte, in direkter Verbindung mit dem Gesichte des Hochwürdigen fand; dies war ohne Zweifel nöthig, um zu beobachten und den Gedanken aufzufassen, der in jeder Bewegung der Gesichtszüge oder der dicken Hände lag.

Bruder Robert, völlig in ein Gewand und seine Kapuze vergraben, zeigte daher dem Könige einen converen Rücken, der unter den launischen Falten der Mönchskutte ganz bunt erschien. Nach der Oberfläche zu urtheilen, mußte dieser gewölbte Rücken sehr lang sein.

Fast in gleicher Höhe mit den Schultern bemerkte der König die eckigen Kniee des Bruders Robert; aber ungeachtet dieser sonderbaren Positur, ungeachtet dieser, der des Priors so entgegengesetzten Statur, ungeachtet der Verschlingung dieser großen Arme und langen Beine unter einem immensen runden Rücken und dieses mit grauem Wollenstoffe bekleideten Spinnenskeletts, ward die Aufmerksamkeit Heinrichs durch einen andern Umstand lebhafter in Anspruch genommen.

Die Fußbank, oder vielmehr der kleine Tisch, der die gigantischen Füße des Priors trug, war mit einer Menge sonderbarer Gegenstände bedeckt, welche die Blicke des Königs auf sich zogen. Man sah hier weichen rothen Wachs, wie ihn die Modelirer

gebrauchen, Bossirhölzchen von Bildhauern, ein Schreibzeug und eine Feder, eine kleine Schiefertafel, einen Cirkel, zwei oder drei Bücher, zusammengerolltes Pergament, ein kleines Fläschchen mit einer schwarzen Flüssigkeit, und eine lange Haselnußgerte, die allen diesen Einzelheiten ein magisches Ansehen gab und das Gemach als die Werkstatt eines Zauberers er scheinen ließ.

Plötzlich traf eine rauhe und schnarrende Stimme das Ohr des Königs, eine Stimme, die jedes Wort aus einer stacheligen Kehle herauszureißen schien. In dem leiernden Tone eines öffentlichen Ausrufers brachte diese Stimme folgende Phrase zu Tage:

»Man bittet, den Inhalt gegenwärtiger Tafel zu lesen und die Schwäche des hochwürdigen Priors zu entschuldigen, der den Besuch mit einem demüthigen Gruße empfängt.«

Noch ehe der König sich von dem Eindrucke erholt, den diese abscheuliche Stimme auf seine Nerven ausgeübt, löste sich einer der beiden Spinnenarme durch eine maschinenartige Bewegung nach rückwärts, wie das Spiel eines Mechanismus, von dem Körper ab, und reichte dem überraschten Könige ein kleines Bild mit Eichenholz rahmen, auf dem er folgende Zeilen las:

»Die Personen, welche den hochwürdigen Prior besuchen, werden benachrichtigt, daß der fromme Mann, da ihn Gott mit einer Lähmung der Zunge heimgesucht, seine Gedanken durch die Stimme eines Bruders mit zutheilen gezwungen ist, den die Gewohnheit in den Stand setzt, ihn zu verstehen.

»Um allen Irrthum zu vermeiden, sind die betreffen den Personen gebeten, sich in ihrer Unterhaltung direct an den Prior, und nie an den Bruder Dolmetscher zu wenden. Dieser Letztere ist gezwungen, um genau zu übersetzen, stets das Pronomen »Ich« anzuwenden, als ob der Prior selbst spräche. Es ist demnach von Wichtigkeit, daß die Besuchenden sich die Idee einprägen, sie sprächen wirklich mit dem Prior selbst und empfangen von ihm die Antwort. Der Herr Prior bedient sich zwar einer geliehenen Stimme, aber die Gedanken sind seine eigenen.«

Nachdem der König diese sonderbare Lectüre beendet, streckte Bruder Robert, als ob er Buchstabe für Buchstabe die dazu nöthige

Zeit berechnet hatte, abermals eine Hand aus, nahm, ohne den Rücken zu bewegen, die Tafel, und legte sie auf den kleinen Tisch zurück, der zu den Füßen seines Priors stand.

Nun reichte er ihm die Haselnußgerte. Dom Modestus ergriff die mechanisch mit seiner fetten Hand. Der Sprecher hob den Kopf empor, als ob er in eine noch engere Communication mit dem Prior treten wollte.

Die Gerte bewegte sich nun höchst seltsam zwischen den Fingern Gorenflot's. Bruder Robert übersetzte auf der Stelle diese Bewegungen, und sagte mit eintönigem Schnarren:

– Es ist mir eine unverhoffte Ehre, den berühmten Ritter von Crillon, den Gott vor allem Uebel behüten möge, bei mir zu sehen!

Nachdem der Bruder Sprecher also geredet, senkte er den Kopf, und während er auf die Antwort wartete, die darauf erfolgen mußte, nahm er ein wenig Wachs, und begann es zwischen seinen Fingern ungewöhnlich rasch zu kneten.

Dem Anscheine nach, dachte Heinrich IV., bin ich für diese Mönche wirklich Crillon. Sie stellen sich wenigstens, als ob sie mich für Crillon halten. Entweder täuschen sie mich, oder ich täusche sie. Trotz ihrer Gaukeleien aber wollen wir sehen, ob sie mehr Gascogner sind, als ich, und wer von uns den Andern zwingen wird, sich bloß zu stellen.

Dann sagte er salbungsvoll:

– Ihr Gast ist sehr erfreut, sich mit einem geistlichen Herrn, der durch seine Weisheit so berühmt ist, unterhalten zu können.

Gorenflot blinzelte bescheiden mit den Augen. Der Bruder Sprecher hob den Kopf wieder empor und antwortete:

– Was wünschen Sie von mir?

– Mancherlei! antwortete der König, indem er einen Schritt weiter trat, um das Treiben des Bruders Sprecher ein wenig näher zu betrachten.

Dieser berührte den Fuß des Priors, der einzuschlafen schien. Nun bewegte sich die Gerte mit großer Schnelligkeit in den Händen Gorenflot's, und Robert rief eben so schnell:

– Der Herr Ritter von Crillon wird ersucht, sich zu setzen!

Der König trat wiederum näher.

– Dort! sagte hastig Bruder Robert. Dort, hinter mir, in den Lehnstuhl!

Und zu gleicher Zeit deutete sein endloser Arm dem Könige einen Sessel an, der dem Prior gegenüber, aber unmittelbar hinter der Fußbank des Sprechers stand. Zu seinem Bedauern mußte der König zurücktreten, um auf diesem Sessel Platz zu nehmen.

– Crillon ist vorlaut gewesen! dachte er. Die Gerte Gorenflots begann wieder zu sprechen. Robert übersetzte:

– Nennen Sie die erste der Fragen, die Sie an mich zu richten haben.

– Sie bezieht sich auf meinen Herrn, den König Heinrich IV., der erfahren hat, daß Sie einer Person, die er hochschätzt, gute Rathschläge ertheilen. Er hat mir aufgetragen, Ihnen dafür zu danken. Aber er möchte auch zugleich wissen, wie Sie erfahren haben, daß der König – das Haus des Fräuleins von Estrées häufig besucht.

Gorenflot riß die Augen auf.

Robert legte seine Geräthschaften auf dem Tische zusammen, stieß noch einmal an den Fuß Gorenflot's, und sogleich setzte sich die Gerte wieder in Bewegung.

– Der König ist allgemein bekannt, antwortete der Sprecher; es genügte, daß ihn eine Person in das unterm Kloster so nahe Haus der Estrées gehen sah, um uns von seiner Anwesenheit Nachricht zu geben.

– Das war sehr lang! dachte der König. Können zwei oder drei Schläge, welche die Gerte nach rechts und links in der Luft macht, so viel Worte bedeuten?

Dann fügte er laut hinzu:

– Ich glaubte, Sie hätten, eben aus dem Grunde, daß das Kloster jenem Hause so nahe liegt, den König selbst sehen können, folglich ihn erkannt, und Fräulein von Estrées ihn bezeichnet haben.

Robert übersetzte:

– Ich habe Heinrich IV. nie gesehen, würde ihn daher auch nicht erkennen, wenn er mir begegnete:

Diese Antwort befriedigte den König nicht, sie verdoppelte vielmehr sein Mißtrauen. Das ganze Gespräch, das nur durch Zeichen und Augenwinke geführt ward, kam ihm außerdem höchst unwahrscheinlich vor. Indem er die Unterhaltung unterbrach, rief er:

– Erlauben Sie mir, ehrwürdiger Vater, daß ich Ihnen eine Idee mitteile, die so eben in mir aufgestiegen ist.

– Es sei! antwortete Robert, indem er sein Wachs unter der Kapuze knetete.

– Die Leichtigkeit, mit welcher der Bruder Sprecher Ihre Gedanken ausdrückt, ist so bewunderungswürdig, daß ich bitte, mich von dem Erstaunen darüber erholen zu dürfen. Aber . . .

Die Kapuze bewegte sich, und der Rücken krümmte sich wie der einer Katze, die sich zusammenrollt.

– Aber, fuhr der König fort, mir scheint, der hochwürdige Vater könnte sich eben so erfolgreich und noch geheimer mit den ihn besuchenden Personen unterhalten, wenn er mit seinen Händen, die nicht gelähmt sind, auf der Tafel schreiben wollte, die ich zu seinen Füßen sehe. Auf diese Weise würde jede Vermittelung unnütz sein.

In den dicken Gesichtszügen des Priors sprach sich eine gewisse Unbehaglichkeit aus; die Gerte bewegte sich wieder zwischen den Fingern.

Meine Lähmung, sagte Robert, beschränkt sich unglücklicherweise nicht auf die Zunge, die dehnt sich oft auch bis auf die Hände aus.

– Aber doch nicht auf beide? fragte der König.

– Besonders auf die rechte, und ich schreibe nur mit dieser! schnarrte Robert.

– Das ist sehr ärgerlich, mein Hochwürdiger! Man würde Ihnen noch viel wichtige Dinge anvertrauen, wenn sie ein Dritter nicht hörte.

Heinrich glaubte die Kapuze zu reizen, aber Robert fuhr mit derselben Ruhe fort, sein Figürchen zu drehen. Er hob den Kopf, um

die Antwort des Priors zu vernehmen, der mit seinem Stäbchen verschiedene Zeichen in der Luft machte.

– Herr Ritter, antwortete er unbeirrt, die Art und Weise, die ich zu meiner Unterhaltung mit der Welt gewählt, ist wegen ihrer Raschheit und Sicherheit die beste. Ich habe den Bruder, den Sie dort sehen, meine Zeichen und Bewegungen zu verstehen gelehrt. Die Wissenschaft der Mimik habe ich sehr eifrig studiert. Von Cadmus an, der die Schreibekunst erfand, sind bis auf unsere Tage ungefähr sechstausend fünfhundert Zeichensysteme erfunden, um die Rede zu ersetzen.

Die Egypter galten in dieser Kunst für Meister. Sie werden von den Hieroglyphen derselben gehört haben. Mein Stäbchen beschreibt jenen Hieroglyphen ähnliche Figuren, von denen eine einzige oft einen ganzen Satz ausmacht.

Das indianische Alphabet enthält Schriftzeichen von eben so großer Bedeutung. Ja noch mehr: meine Studien haben sich selbst mit der Unterhaltung der Thiere befaßt. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, Herr Ritter, daß alle Thiere einer und derselben Gattung sich bewunderungswürdig verstehen, und zwar nicht durch das Schreien, das sie aus der Entfernung anwenden, sondern durch Zittern, durch Bewegungen der Beine oder Füße, durch Zeichen mit Kopf oder Ohren, durch Zusammenziehen der Stirn und der Lippen, und durch das Zeigen der Zähne. Dieses letzte Mittel vorzüglich ist ein Lieblingszug in ihrer Unterhaltung, und liefert dem Menschen selbst Metamorphosen für seine Schwäche. Man sagt: die Zähne zeigen. Sie haben diesen Ausdruck wohl schon gehört.

– Ich habe selbst nicht selten schon Zähne gesehen, sagte der König, der die sinnreiche Weitschweifigkeit dieser Antwort bewunderte, und nicht wußte, ob er darüber lachen oder sich ärgern sollte. O, man hat mir gar oft schon die Zähne gezeigt, ehrwürdiger Vater!

– Alle diese Elementar-Materien, fuhr der Bruder Sprecher fort, habe ich sorgfältig geprüft und analysiert, und aus ihnen habe ich mir eine sehr reiche und manch faltige Sprache gebildet, wie Sie sehen können. Mir scheint, daß Bruder Robert, der eben kein

geistreicher Mann, der selbst arm an Intelligenz ist . . .

Bruder Robert beugte demüthig sein Haupt unter diesem Geißelhiebe, den ihm die Gerte des Priors ertheilte.

– Mir scheint, fuhr der Uebersetzer fort, daß dieser gute Bruder so klar und rasch meine Gedanken wieder giebt, daß Ihre Aufmerksamkeit nicht ermüdet. In Betreff des letzten Punktes, des Geheimnisses unserer Unterredung nämlich, füge ich hinzu, daß Bruder Robert bereits in einer langen Reihe von Jahren meine Gedanken mitgetheilt hat, und zwar Personen, deren Lage vielleicht noch zarterer Natur war, als die Ihrige ist; aber nie, Herr Ritter, habe ich Anlaß gefunden, in seine Verschwiegenheit Zweifel zu setzen. Ich leiste Bürgschaft für mich und ihn. Tragen Sie übrigens die geringsten Bedenken, so halten Sie sich durchaus nicht für verpflichtet, mir etwas anzuvertrauen, und wenn Sie es vorziehen, mir zu schreiben, so werde ich allein. Ihre Gedanken erfahren. In diesem Falle aber würde es Ihnen einige Mühe machen, die Antwort aus den Zeichen meiner Ruthe zu entnehmen. Bruder Robert wird während dieser Zeit den Kopf abwenden, damit er von unserer Unterhaltung Nichts versteht.

Das Spiel mit der Gerte hatte Modestus ermüdet, er ließ die Hand nach dieser Mittheilung sinken, um zur ruhen. Der Bruder Robert nahm sein Wachs und sein Stäbchen wieder.

Der König strich sich den Bart und murmelte:

– Von diesen Beiden ist einer wenigstens ein gescheidter Kopf, ich glaube, auch nur einer; aber welcher?

Sein Entschluß stand sofort fest:

– Ich bin überzeugt, sagte er, und zögere ferner nicht, Ihnen Alles mitzutheilen. Wenn Sie den König Heinrich nicht kennen, so ist Ihnen wenigstens Crillon bekannt genug, daß Sie seine Offenheit entschuldigen. Ich leugne nicht, daß das scheinbar Geheimnißvolle dieses Orts mich mit Mißtrauen erfüllt hat.

– Was für Geheimnißvolles? fragte singend Bruder Robert.

– Diese Finsterniß, die kaum ein bleicher Lichtstrahl durchdringt.

– Mein Gesicht ist schwach! übersetzte der Sprecher.

– Und die Beharrlichkeit, mit der Bruder Robert sein Gesicht verbirgt. Die Kapuze erzitterte.

– Der Anblick. Bruder Roberts ist eben nicht angenehm, schnarrte die Stimme; nicht die Eigenliebe läßt ihn sein Gesicht verbergen, sondern der Wunsch, die Blicke eines Fremden nicht zu verletzen.

– O, wenn es nur das ist, rief der König, so mag er seine Bedenken verbannen! Wir Alle in der Welt sind mehr oder weniger häßlich.

Zugleich streckte er die Hand nach der Kapuze aus.

– Zeige Dich dem Ritter von Crillon.

Diese, von der Ruthe angedeuteten Worte, richtete Bruder Robert an sich selbst. Dann wandte er langsam dem Könige den Kopf zu.

Ueberrascht von dem Anblicke dieses seltsamen Gesichts erhob sich Heinrich.

Bruder Robert hatte so tief eingefallene Backen, als ob er sie beliebig hätte in den Mund ziehen können. Seine großen Augen, die weder Ausdruck noch Glanz besaßen, nahmen, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Kopf ein. Der wie ein Hausenmaul eingekniffene Mund verschwand unter einem mehr weißen, als grauen Barte. Ein Streifen grauer Haare grenzte so dicht an die Augen brauen, daß fast keine Stirn vorhanden war. Die bis zu dem Munde herabgebogene Nase gab dem Kopfe des Mönchs einen thierischen Charakter, eine Physiognomie, die an gewisse Unglück verkündende Vögel erinnert.

Der König betrachtete dieses Gesicht, das sich ruhig und seiner Prüfung darbot. Nachdem er die Blicke abgewendet, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen, sagte Bruder Robert, der den Prior gefragt, in einem melancholischen Tone:

– »Sie sehen, daß der Bruder keinen erquicklichen Anblick gewährt, und daß er wohl thut, wenn er sich verbirgt. Wenn es Ihnen beliebt, setzen wir jetzt die Unterhaltung fort, denn Sie haben mir noch keine von den zahlreichen Mittheilungen gemacht, die Sie vorhin mir ankündigten.

Die Ironie, die aus diesen Worten hervorleuchtete, rief den König

zu sich selbst zurück.

– Ganz recht, sagte er rasch, ich beginne. Es handelt sich um die Glaubensänderung des Königs.

– Ich höre, übersetzte Robert, der seinen Platz wieder eingenommen hatte und sich mit der ziemlich vollendeten Figur beschäftigte.

– Der König, mein Herr, hat mich beauftragt, Sie zu fragen, warum Sie ihm durch das Fräulein von Estrées den Rath ertheilt, die katholische Religion anzunehmen?

– Weil sie die einzig wahre ist! übersetzte Robert.

– Das ist nicht der rechte Grund! antwortete rasch der König, der entschlossen war, das Abenteuer zu Ende zu bringen, und entweder den Prior, indem er ihn erschreckte, die Maske abzureißen, oder Robert irre zu führen. Es ist deshalb geschehen, weil Sie dem Könige dienen, oder ihm schaden wollen.

Gorenflot zuckte mit den Augen.

Seine Gerte hatte sich kaum bewegt, so erfolgte die Antwort:

– Weil ich dem Könige dienen will.

– Das glaube ich nicht, mein Vater! Die Kapuze bewegte sich.

– Was giebt Ihnen Anlaß zu diesem Argwohn?

– Das Bett des Kardinals von Guise, das ich in diesem Hause gesehen habe.

Das Gesicht Gorenflot's nahm einen erschreckten, dummen Ausdruck an. Hierdurch ward der König in seinen Angriffen ermuthigt.

– Es ist ein Geschenk, sagte Robert.

– Von einer Todfeindin des Königs, deren Freund Sie sind.

– Was von einer so großen Dame kommt, darf man nicht ablehnen.

– Selbst den Dolch Jacques Clement's nicht, wenn sie ihn Ihnen böte, sagte der König.

Gorenflot zitterte und erbleichte; sein Mund öffnete sich.

Bruder Robert richtete sich auf.

– Sie würde ihn mir nicht anbieten! übersetzte er, bevor noch ein Wink, noch eine Bewegung oder die Ruthe zu ihm gesprochen hatte. Der Ritter von Crillon hat Unrecht, meine Ergebung und meine Achtung vor dem Könige in Zweifel zu ziehen.

– Man kann nicht zugleich der Herzogin von Montpensier und dem Könige Heinrich IV. zugethan sein! rief der König. Jemehr man sich bemüht, dies darzuthun, je verdächtiger macht man sich, und ist man bei Crillon einmal des Verraths an seinem Herrn verdächtig, so spricht Crillon laut, und sein Wort kann für eine Drohung gelten. Man wahre sich vor den Drohungen Crillon's, denn er vertritt den König, und weiß Alles, was in den Klöstern vorgeht!

Diese Worte hatte der König mit vor Aufregung zitternder Stimme gesprochen. Gorenflot erschrak; er erhob sich von seinem Stuhle, bewegte die Arme und sah mit wirren Blicken um sich, als ob er den Bruder Robert um Hilfe anflehte. Dann sank er unbeweglich zurück, und stieß ein schmerzliches Gestöhn aus.

– Ah, der Stumme redet! rief der König.

– Er redet nicht, er schreit! antwortete rasch Bruder Robert, indem er sich zu dem Könige wandte und während einiger Secunden von einer Bewegung ergriffen ward, welche den ganzen Ausdruck eines Gesichts und die Haltung seines Körpers dergestalt veränderte, daß er um zehn Jahre jünger erschien.

– Ah, dachte der König, der plötzlich eine Entdeckung gemacht, ist es möglich? Ich würde darauf schwören, daß ich so eben Chicot gesehen, wenn ich ihn nicht vor zwei Jahren todt in meinen Armen gehalten hätte.

Während Bruder Robert seinem halb ohnmächtigen Prior zu Hilfe eilte, und ihm das mit der schwarzen Flüssigkeit unter die Nase hielt, versank der König stets tiefer in die Betrachtungen, welche so viel Seltsamkeiten in seinem Geiste erstehen ließen.

Nicht mehr die Neugierde, selbst nicht mehr der Erhaltungstrieb beseelte ihn, der bei großen Männern Genie heißt, bei Männern, denen das Wohl des Körpers im Vergleiche zur Förderung ihres Glücks ein Nichts ist. Heinrich fühlte nur einen gewaltigen Trieb, in dem Phantome, das die Laune des Zufalls ihm einen Augenblick

vorgeführt, einen Mann zu erkennen oder vielmehr wiederzufinden. Ihm war, als ob die Erreichung dieses Zwecks eine Anstrengung erforderte, welche die gewöhnliche Menschenkraft übersteigt. Es ist leicht aus einem Menschen einen Schatten machen, sagt Hamlet; aber nicht so leicht ist es, einen Schatten zu verkörpern und zu beleben.

Warum hatte der Prior einen solchen Schrecken gezeigt?

Warum hatte sich das Gesicht des Bruders Robert so völlig verändert?

Was würde das endliche Ziel dieser Unterredung sein, die einfach im Interesse einer Speculation begonnen hatte?

Gorenflot schnappte nach Luft wie ein Seehund, der in den letzten Zügen liegt. Bruder Robert zeigte sich unbedeckt, als ob er jeden Argwohn des Königs verlöschen wollte; er hatte ein Vogelgesicht wieder angenommen, und schnitt jeden Augenblick eine neue Fratze, so daß er in einer halbe Stunde wohl dreißig Personen, oder viel mehr dreißig ähnlich sah. Die Aufmerksamkeit des Königs ward mehr als je dadurch gefesselt.

Der Bruder Sprecher bemerkte dies; er brachte den Prior so gut als möglich wieder in das Gleichgewicht, und hierzu bediente er sich einiger Hilfsmittel, die Rippenstößen eben nicht unähnlich waren. Dann gab er ihm die Ruthe wieder, setzte sich auf seine Fußbank zurück, und stieß ein Hum, hum! aus, als ob er den König zur Fortsetzung der Unterredung aufforderte.

– Ich befinde mich besser, sagte er im Namen des noch halb unfähigen Priors; ich kann auf die Fragen des berühmten Ritters von Crillon wieder antworten. Mein gefühvolles Herz ward von dem Verdachte und durch Drohungen einer so edeln Person verletzt. Aber ich habe Gott angerufen wegen der mir gewordenen ungerechten Vorwürfe, und Gott hat mich gestärkt. Sprechen wir weiter, Herr Ritter!

Heinrich ward in seinem Sinnen nicht gestört. Anstatt dem Prior zu antworten, trat er dem Bruder Robert näher, sah ihn mit einer traurigen und zugleich huldvollen Miene an, und indem er eine Hand auf die magere Schulter desselben legte, sagte er: – Sehen Sie mich

noch einmal an, wie vorhin – ich bitte darum!

Gorenflot bewegte wie krampfhaft seine Gerte; er machte seltsame Schnorkel und Figuren.

Da schrie Bruder Robert wie eine gereizte Katze:

– Der hochwürdige Vater fragt, ob der Herr Ritter gekommen ist, um sich über einen armen, von der Natur vernachlässigten Mönch lustig zumachen. Das ist weder liebevoll noch schicklich!

Indem er diese Worte mit einem Seitenblicke begleitete, ließ er den vierten Theil von einem so grotesk verzerrten Gesichte sehen, daß der König entmuthigt und nachdenkend stehen blieb, und auf seinem Verlangen nicht weiter beharrte.

– Man muß mich entschuldigen, sagte er, indem er sich hinter dem Bruder Robert wieder niederließ. Verzeihen Sie, daß ich die Ruhe des hochwürdigen Priors durch Drohungen einen Augenblick gestört habe. Die Eigenschaft des Freundes der Frau von Montpensier kann dem Freunde des Königs von Frankreich nur ein Gegenstand des Argwohns und des Zorns sein, und Crillon ist der getreueste Freund des Königs. – Auch ich! fügte der Uebersetzer im Namen Gorenflots hinzu, der sich nach und nach beruhigte.

– Nichts beweist, daß Sie es sind, antwortete ruhig der König; wohl aber beweist. Alles das Gegentheil. Sie leiten das Gewissen eines jungen Mädchens, das der König zärtlich liebt, anstatt dem jungen Mädchen zu erlauben, sich den günstigen Gefühlen zu überlassen, die der König vielleicht angeregt, veranlassen Sie es zum Gegentheil, indem Sie sich ihrer wie eines politischen Hobels bedienen, um alle Entschlüsse des Königs zu verrücken. Dies ist wahrlich kein Freundschaftsact. Rühmen Sie sich dessen nicht. Nein, der König ist in diesem Kloster kein Freund, und das ist Schade. Ueberall von Schlingen umgeben, von seinen unversöhnlichen Feinden belauert, und von seinen Freunden nur wenig geliebt, bedarf er seines ganzen Muthes, des ganzen Vertrauens auf Gott, um den begonnenen Kampf fortzusetzen. Nein, nein, er hat keine Freunde!

Nachdem Bruder Robert das dicke Gesicht des Dom Modestus befragt hatte, sagte er: – Sie verleumden viel der rechtlichen Leute,

Herr Ritter, und vergessen sich dabei selbst. Vorhin nannten Sie sich einen getreuen Freund Heinrichs IV. Der König erinnerte sich an seine Rolle.

– O, ich zähle nicht! rief er aus.

– Crillon zählt nicht! Und Rosny, Mornay, d'Aubigné, Sancy?

– Rosny besitzt große Eigenschaften; aber er liebt den König nur ein wenig, um ihn zu beherrschen. Mornay ist ein strenger, unnachsichtiger Mann. Sancy hat dem Könige wichtige Dienste geleistet, aber sie sind so wichtig, daß er die Last dieser Dienste fühlt . . . viel leicht weil Sancy sie ihn fühlen lassen will. Aubigné, nun ja, er liebt Heinrich, wie ein Kind seinen Hund oder seinen Sperling liebt, um ihm die Federn auszurupfen oder die Ohren zu zwicken.

– Wer eine große Liebe hegt, wendet starke Züchtigungen an! sagte Bruder Robert mit dumpfer Stimme.

Indem der König den Mönch mit einem durchdringenden Blicke ansah, fuhr er fort:

– Von allen Freunden, die der unglückliche König besessen hat, erinnere ich mich nur eines einzigen. Und dieser war eine wahre Perle. Auch dieser Freund züchtigte, aber unter heiterm Lächeln, mit einer sammetweichen, krallenlosen Pfote. Das war ein Freund des Königs! Diesen, mein ehrwürdiger Vater, werde ich nie vergessen!

Bei diesen Worten neigte sich Heinrich auf die Kapuze:

– Wer war denn dieser Phönix? murmelte die Stimme, die plötzlich so weich geworden war, daß man sie hätte für bewegt halten können.

– Dieser Phönix war ein guter gascognischer Edelmann, ein Landsmann des Königs, ein braver, ein kluger Mensch, die Seele des Brutus in dem Körper des Thersites, die Rechtschaffenheit des Aristides und die unerschrockene Tapferkeit des Leonidas. – Der Herr Ritter ist ein Gelehrter! sagte Bruder Robert, dessen Kupuze nicht minder zitterte, als seine Stimme. Habemus Crillonem non inficetum, würde Cato gesagt haben.

Durch eine Regung des Herzens, die er nicht bemeistern konnte, ward der König zu diesem Manne hingezogen.

– Sie selbst sind ein großer Gelehrter, Bruder Robert! rief er aus. Der Bruder Sprecher nahm rasch das eingerahmte Blatt, das zu den Füßen des Priors lag, und zeigte dem Könige mit seinen langen, gekrümmten Fingern den Satz, der sich darüber aussprach, daß es für den Besuchenden von Wichtigkeit sei, sich einzubilden, er spreche mit dem Prior selbst, daß die Stimme eine erborgte, der Gedanke aber sein eigener sei.

Nachdem Heinrich gelesen, sah er die träg auf dem Sessel liegende Masse des Priors an, und antwortete:

– Es ist wahr! Aber Sie werden zugestehen, daß man sich irren kann. Ich komme also auf meinen Freund zurück, das heißt, auf den Freund des Königs. Aber er ist auch der meinige, und Sie dürfen sich daher nicht wundern, wenn ich mich mitunter des Pronomens »Ich« bediene, wie unser vortreffliche Bruder Sprecher.

Die Ruthe sprach wieder.

– Fahren Sie fort! näselte Robert. Die Lobrede auf diesen Edelmann, der, wie Sie sagten, dem Könige so ergeben war, erregt mein höchstes Interesse. Freundschaft! Rara avis in terris!

– Fürwahr, die Freundschaft ist ein seltener Vogel, sagte der König; aber sie war die vorherrschende Tugend des Wackern, von dem wir sprechen. Er war bereits dem verstorbenen Könige Heinrich III. in einer so treuen Freundschaft zugethan, wie sie vielleicht nie ein Souverain erweckt hat; mit steter Sorgfalt wachte er über die Erhaltung der oft bedrohten Krone, und mit einer noch erhabenern Hingebung wachte er über die kostbaren Tage seines Königs.

Ein schrillendes Lachen, ähnlich einem Grabesgewimmer, ertönte einen Augenblick unter der Kapuze, wie in der Tiefe einer Gruft. Des Priors Gesicht war plötzlich bleich geworden, und seine Züge drückten diesmal einen Gedanken aus.

– Wozu hat diese Sorgfalt, diese Wachsamkeit gedient? murmelte der Bruder Sprecher.

– Gott hatte die Tage des armen Königs gezählt! sagte der König in einem feierlichen Ernste. Die Hingebung eines Menschen vermag nichts gegen die Rathschlüsse Gottes. Aber ich vergesse, rief er plötzlich, daß ich Sie durch diese traurige Geschichte ermüde; ich

vergesse, daß ich zu Freunden der Herzogin von Montpensier rede, und daß der Tod des seligen Königs in den Klöstern Frankreichs eben keine große Trauer erregt hat.

Das ernste Gesicht des Bruders Sprecher hob sich plötzlich empor, als ob er durch einen Schrei gegen diese Beschuldigung protestieren wollte. Heinrich erwartete ungeduldig die Wirkung seiner List. Aber Bruder Robert setzte sich langsam auf einen Platz zurück, ohne ein Wort zu äußern. Die Ruthe Gorenflot's machte einige Zeichen und der Uebersetzer fügte hinzu:

– Sprechen wir nicht mehr von Politik, wenn es Ihnen beliebt, Herr Ritter!

– Es ist nicht Politik, es ist Geschichte! antwortete der König. Die Geschichte des gascognischen Edelmann's, an der Sie vorhin Interesse fanden, schließt sich unmittelbar der Geschichte der Könige Heinrichs III. und Heinrichs IV. an. In dem unser Freund dem ersten dieser Fürsten diente, folgte er einer Art persönlichen Interesses; er diente seinem eigenen Hasse.

– Seinem Hasse! unterbrach ihn die Kapuze. So hatte dieser vollkommene Mann dennoch irdische Leidenschaften?

– O, sehr viel, und deshalb war er so groß und so gut! Die Schwachheiten der Seele gleichen den weichen Fleischkissen, welche die weise Natur um die Muskeln und Sehnen gelegt hat. Sie hemmen die zu große Heftigkeit der Bewegungen, die sonst unbändig werden würden, und schützen die Triebfedern selbst vor einer Reibung, die sie schnell abnutzen würde. Durch die Schwachheiten erhält die Seele eine Befriedigung, daß sie gern auf der Erde weilt – träte nicht zuweilen eine kleine Veränderung ein, so würde das irdische Leben langweilig werden.

Die Kapuze machte eine beistimmende Bewegung.

– Ich habe diese Worte schön gefunden, sagte der König, und darum wiederhole ich sie; sie sind nicht von mir. Unser Freund hat sie oft ausgesprochen. Da nun diese Schwachheiten ihre Entschuldigung gefunden, geben wir zu, daß sie zu rechtfertigen sind. Er haßte tödtlich einen Mann, der ihn ohne Grund schrecklich beleidigt hatte. Wenn der Gegenstand dieses Hasses vielleicht ein

einfacher Privatmann gewesen, der den Ereignissen jener Zeit fern gestanden, so würde die Rolle des gascognischen Edelmanns nicht so bedeutend ausgefallen sein, er hätte die Beleidigung mit einem Degenstoße in irgend einem Winkel bestraft. Aber der Feind unseres Freundes war eines hervorragende Persönlichkeit, ein sehr großer und mächtiger Fürst. Außerdem fügte ein wunderliches Schicksal, daß dieser Feind auch ein furchtbarer Feind Heinrichs III. war, und wenn nun der Gascogner seine eigenen Angelegenheiten verfolgte, so betrieb er auch die seines Herrn. Ich würde Ihnen den Namen dieses Fürsten, der Heinrich III. so viel Böses zugefügt, nennen; aber Sie haben ein gewisses Bett in Ihrem Hause, das mir den Mund schließt.

– O, sprechen Sie immerhin, Herr Ritter! übersetzte der Sprecher.

– Dieser Fürst stammte aus dem berühmten Hause der Guisen, er war ein Bruder jener Guisen, die in Blois getödtet wurden, ein Bruder der Frau von Montpensier, Ihrer Freundin. Er nannte sich und nennt sich noch Herzog von Mayenne. Früher hat er gegen Heinrich III. conspiriert, jetzt führt er gegen Heinrich IV. Krieg. Und diesen Feind verfolgte der Gascogner, unser Freund. Dieser treue, dieser brave und geistreiche . . . doch erinnern Sie sich, Hochwürdiger, Sie werden dann ohne Zweifel wissen, von wem ich rede; und wenn Ihr Gedächtniß Ihnen den Dienst versagen sollte, so fragen Sie nur den Bruder Robert, er wird Ihnen über den unvergleichlichen Mann Auskunft geben, der, wie ich bereits gesagt, der einzige wahre Freund Heinrichs von Navarra, des jetzigen Königs von Frankreich, gewesen ist.

Diese Worte, die Heinrich mit der vollen Gewandtheit und dem ganzen Feuer seines großen Geistes gesprochen, steigerten das blödsinnige Erstaunen Gorenflot's auf den höchsten Gipfel. Seine wirren Blicke richteten sich auf den Bruder Robert, und baten flehentlich, ihm in dieser gräßlichen Verlegenheit zu Hilfe zu kommen.

Ungeachtet der emsigen Arbeit der Ruthe dachte dieser eine Zeit lang nach; dann sagte er:

– Ich weiß durchaus noch nicht, von wem der Herr Ritter spricht.

Das übertriebene Lob hat mich von der Spur abgelenkt. Wäre die in Rede stehende Person ein bescheidener Diener des seligen Königs, ein Mann gewesen, der eingezogen gelebt und gehandelt, den man schnell vergessen hätte, ich würde ihn vielleicht erkannt haben.

– Eingezogen gelebt! rief der König. Er, der zu der Zeit der unglücklichen Dame von Monsoreau lebte, der Büssey von Amboise liebte und ihm gegen den Herzog von Anjou diente! Diese ewig merkwürdige und rührende Geschichte wird keiner vergessen, der sie einmal kennt! Eingezogen gehandelt, er, der mit eigener Hand Nicolas David und den Kapitän Borromeo tötete, diese furchtbaren Mitkämpfer der Guisen! Ihn schnell vergessen, dessen Gedächtniß allein der Brust seines Königs Seufzer erpreßt! Wäre er hier, so könnte er in meinen Augen lesen, wie ich ihn geliebt, wie ich ihn noch liebe, wie ich ihn bedauere!

Diese Worte sprach der König tief erschüttert; seinen Augen entrollten Thränen.

Als Bruder Robert sich flüchtig umsah, bemerkte er auf Heinrichs Gesichte diese hochherzige Rührung. Dann senkte er wieder das Haupt und antwortete mit schwankender Stimme:

– Die Thatsachen, die Sie soeben anführten, Herr Ritter, haben mir völlige Aufklärung gegeben. Die Person, um die es sich handelt, ist genau dieselbe, an die ich gleich Anfangs gedacht habe. Heißt sie nicht . . . ?

– Chicot! sagte der König laut, als ob er ihn rief.

Die Kapuze zitterte nicht; aber Gorenflot erbebte bei diesem Namen auf einem Stuhle, wie ein Gott von Jagrenat, dessen Thron in einer tiefsten Grundlage erschüttert wird.

– Ja, sagte kalt der Bruder Sprecher, so hieß der, von dem wir reden, und über den wir jetzt vollkommen einig sind. Die Lobeserhebungen, mit denen ihn der Ritter Crillon beehrt, klingen mir angenehm; ja, sie sind mir angenehm, weil . . . weil auch Herr Chicot mich mit seiner Freundschaft beehrt hat.

Der Ausdruck, mit dem die Lippen des Bruders Robert diesen Namen aussprachen, läßt sich nicht beschreiben.

– Sie sind sein Freund gewesen? fragte der König. Sie sind jener

Mönch – ein Genosse? Doch Verzeihung, ich glaubte, Sie führten einst den Namen Panurgos?

– Nicht ich hieß Panurgos, sondern unser Esel! übersetzte Robert. Er ist todt, wie Herr Chicot. Und Herr Chicot ist todt, das ist allgemein bekannt. Mehrere Krieger haben es mir angezeigt, und wer außerdem könnte es besser wissen, als Sie, Herr Ritter, der Sie den König fast nie verlassen haben, und Chicot ist in der Nähe des Königs gestorben.

– Ja, antwortete der König.

– Sind Sie vielleicht dabei gewesen? fragte Robert.

– Ich war dabei. Diese Worte wurden mit einem tiefen Schweigen aufgenommen. Bruder Robert unterbrach seine Modellirarbeit einen Augenblick und sann nach; dann sagte er, indem er der Ruthe gehorchte:

– Es wäre mir lieb, übersetzte er, wenn ich bei dieser Gelegenheit nähere Auskunft über den Tod des armen Herrn Chicot erhalten könnte. Die Auskunft eines Augenzeugen hat für seinen alten Freund einen hohen Werth. Würden Sie wohl die Gefälligkeit haben, mir die Geschichte davon zu erzählen, Herr Ritter?

– Gern, mein hochwürdiger Herr. Chicot war dem Könige Heinrich IV. bis zu dem Augenblicke treu geblieben, wo ihn Alle verließen; er bot ihm eine fernern Dienste an, und diese waren dem neuen Könige um so willkommener, da er die Wichtigkeit derselben erkannte, denn er selbst hatte erfahren, wie gefährlich Chicot als Gegner war, als er einmal seinen Herrn gegen einen Feind vertheidigte. Aber Chicot war Heinrich IV. nicht jener unzertrennliche Genosse, der antike Freund, der in seinem Zimmer schlief, mit ihm an einem Tische aß, und alle Geheimnisse des Lebens seines Herrn kannte. Chicot war an das große und glänzende Leben Heinrichs III. gewöhnt. Das Bett Heinrichs IV. war hart, ein Silbergeschirr war oft versetzt, und irdenes, reich verziertes Geschirr mußte dessen Stelle ersetzen.

Durch diesen indirekten Angriff, durch diese herbe Anspielung auf sein zerrüttetes Vermögen hoffte der König seinem Gegner eine Entdeckung abzuwingen, aber Bruder Robert antwortete pflegmatisch:

– Es ist wahr, Chicot war habgierig, geizig, weibisch und liebte eine gute Tafel. Schwächen dieser Art sind bei Menschen gemeinen Schlages und von dunkeler Herkunft sehr verzeihlich. Außerdem hatte ihn König Heinrich III., dieser großmüthige, freigebige und glänzende Fürst, dessen Hand sich leicht öffnete, dessen Herz von Dankbarkeit überströmte, verwöhnt. Der selige König beraubte sich stets selbst, um seine Diener zu bereichern; er aß an seiner Tafel das trockene Brod, um seinen Dienern die Fasanen auf goldenen Schüsseln zu bieten. Wie alle großmüthige Herzen, so vergaß sich der selige König selbst . . . ja, er hatte seinen Freund Chicot verwöhnt! Der gute Gascogner muß ohne allen Zweifel schlecht und materiell geworden sein. Verzeihen Sie, Herr Ritter, dem Monarchen und seinem ergebenen Freunde.

Gorenflot ließ den Kopf sinken, und Bruder Robert glitt von seiner Fußbank, so daß er auf den Knieen lag.

Heinrich selbst ward von Hochachtung ergriffen. Der Schlag, den er in einer lobenswerthen Absicht auszuführen gedachte, hatte empfindlich sein eigenes Herz getroffen.

– Ich glaube, antwortete er rasch, daß dieser Gascogner nicht die Absicht hatte, mit Heinrich IV. ein intimes Freundschaftsband zu knüpfen, um seine Erinnerungen nicht zu schwächen, und um der Zärtlichkeit, die er dem verstorbenen Könige bewahrt, nicht eine neue folgen zu lassen. Gewisse Freundschaftsverhältnisse sind ein Gottesdienst, den schöne Seelen gewissenhaft unterhalten.

– Vielleicht! antwortete der Uebersetzer. Aber Sie haben uns Auskunft über die letzten Augenblicke Herrn Chicot's versprochen.

– In dem Treffen bei Bures kämpfte er als tapferer Soldat. Stets glühend vor Eifer, sich an Herrn von Mayenne zu rächen, machte er den Freund und Vetter desselben, den Grafen von Chaligny, zum Gefangenen, und führte ihn mir triumphierend zu.

– Ihnen, Herr von Crillon, oder dem Könige? unterbrach ihn Robert.

– Ich war dem Könige so nahe, daß er den Gefangenen uns Beiden zuführte. Indem er Chaligny mir vor die Füße stieß, sagte er freudig: »Hier, Heinrich, mache ich Dir ein Geschenk!«

– Er nannte den König Du?

– Nur den König. Diese Worte erregten ein all gemeines Gelächter. Der wüthende Chaligny richtete sich auf, und spaltete Chicot mit dem Schwerdte, das dieser ihm großmüthig gelassen, den Kopf.

– Ich bin als Mönch mit den Kriegsregeln wenig bekannt, murmelte Bruder Robert; aber dies scheint mir eine schlechte, feige That zu sein.

– Sie war infam!

– Und . . . der Verwundete?

– Chicot sank zu Boden. Ich ließ ihn durch die besten Wundärzte verbinden und pflegen.

– In Ihrem Zelte, nicht wahr, Herr Ritter? fragte Robert.

– In meinem Zelte, antwortete verlegen der König. Ich hatte nicht immer ein Zelt.

– Mit einem Worte, in der Behausung des Königs . . . der König hat immer eine besondere Behausung. Chicot sagte mir, Heinrich III. habe ihn oft, wenn er in seiner Nähe verwundet worden, in seine Wohnung schaffen und dort stets sorgfältig verpflegen lassen. Er schief zu seinen Füßen . . . dies ist das Privilegium treuer Hunde.

Der König erröthete; seine so offen blickenden und glänzenden Augen verdüsterten sich. Diese einfachen Worte hatten einen Gewissensvorwurf erweckt, der langsam aus seinem Herzen zu den Lippen emporstieg.

– Es ist wahr, murmelte er. Ich vergaß, Chicot in meiner Wohnung verbinden zu lassen. Ich schickte ihn in ein sicheres Haus . . . man sagte mir, daß er stets schwächer würde . . . endlich brachte man mir die Nachricht, daß es sehr schlecht mit ihm gehe . . . ich eilte zu ihm . . . er war todt!

– Von Ihnen, Herr Ritter, war dies natürlich; aber von dem Könige Heinrich IV . . . O, wenn Chicot zu den Füßen des Königs gelegen hätte, murmelte Robert mit kläglichem, erschütternder Stimme, er würde wenigstens das unaussprechliche Glück gehabt haben, mit seinem letzten Seufzer seinen Herrn zu segnen, und alle seine

Dienste wären vielleicht bezahlt gewesen!

Von einer Bewegung ergriffen, die er bis dahin vielleicht nie empfunden, senkte der König das Haupt. Bruder Robert, der seine Augen auf Dom Modestus gerichtet hatte, fuhr feierlich fort:

– Chicot ist todt – Friede sei seiner Seele! Er war ein Mann von gutem Willen, wie die heilige Schrift sagt. Wünschen wir ihm Glück, daß er jetzt nicht mehr im Dienste der Großen dieser Erde steht!

Bei diesen Worten hob er die kleine, fast vollendete Wachsfigur empor. Der König sah sie und staunte.

Die Figur stellte ihn selbst dar, mit seinem großen Barte, mit seiner berühmten großen Nase, und in einem Hofanzuge. Es war ganz seine Gestalt, seine kriegerische, ungezwungene Haltung. Er war knieend abgebildet, mit einem Gebetbuche in der Hand, auf welchem man das Wort »Messe« las.

Der König war erstaunt bei dem Anblicke dieses Wunderwerks, das der Bruder Sprecher während des Gesprächs ausgeführt hatte; er faltete die Hände und beugte sich zu der kleinen Statue hinab, um sie deutlicher zu sehen.

– Das ist ja mein Portrait! rief er. Ah, Sie haben mich erkannt!

Ohne sich umzuwenden, schrieb Robert rasch mit der Spitze des Bossirhölzchens an die Figur:

Crillon. – Eques. – MCLXXXIV.

Der König konnte wieder nicht zu Worte kommen. Diese unerschütterliche Geistesgegenwart entfernte ihn von seinem Ziele. Er bereitete sich vor, eine kleine Rache zu üben – da ward die Thür des Zimmers geöffnet, der Knabe, der den König zu dem Prior geführt hatte, lief hastig herbei und flüsterte Dom Modestus einige Worte in das Ohr.

Gorenflot ward braunroth; man hätte glauben mögen, ein neuer Schlaganfall sei im Anzuge.

Bruder Robert verrieth durchaus keine Besorgniß; er stellte sich, als ob er seinen Prior befragte, und sagte dann zu dem Könige:

– Es würde dem Ritter von Crillon vielleicht unangenehm sein, der Person hier zu begegnen, die uns zu besuchen kommt. Steigen Sie

die kleine Treppe hinan, mein Herr, sie führt in das Zimmer des Bruders Robert. Den Freund, den Sie eben erwartet, werde ich durch eine andere Thür dorthin führen lassen. Gehen Sie und suchen Sie die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der König hier Freunde hat.

Der König zitterte und sah die beiden Mönche an, als ob er fragen wollte: rechnet Ihr darauf, mich in einer Schlinge zu fangen?

Die Hand an seinem Schwerdte, stieg er rückwärts die Treppe hinan; das Auge heftete er unverwandt auf den Prior und einen Ordensgenossen. Er erreichte bald das bezeichnete Zimmer und schloß die Thür. Fast in demselben Augenblicke sah er Crillon durch eine andere Thür eintreten, die auf den Corridor hinausging.

– Sire, wie bleich Sie sind! rief der Ritter. Haben Sie schon von ihrer Ankunft in diesem Hause gehört?

– Wessen Ankunft?

– Die Ankunft der Herzogin, der Frau von Montpensier.

– Sie hier? Hast Du sie gesehen? </p>

– Sie ist hier; vier Spanier, zwei Edelleute, ihr Stallmeister und ein kleiner, junger, mir unbekannter Mann begleiten sie. Nehmen wir uns in Acht, Sire, bis Pontis und unsere Verstärkung ankommt.

– Sollte er sich so wegen meiner Undankbarkeit rächen wollen? Murmelte Heinrich, immer noch mit dem geheimnißvollen Bruder Sprecher beschäftigt.

– Rächen an Ihnen? . . . Wer, Sire?

– Still! sagte Heinrich. Höre diese Stimme! Man unterschied deutlich jedes Wort, das unten in dem Zimmer des Priors gesprochen wurde.



6.

Die Herzogin von Tisiphone.

Die um jene Zeit so berühmte Herzogin war wirklich angekommen, um den Prior des Klosters zu besuchen.

Crillon hatte sich nicht getäuscht. Sie kam mit einem sehr zahlreichen Gefolge, das Achtung einflößte. Durch ein Loch, das geschickt in der Wand des Alkovens angebracht war, sah Bruder Robert die Spanier und den kleinen jungen Mann, den der Ritter dem Könige bereits bezeichnet hatte.

Die beiden Thürflügel von dem Gemache des Priors öffneten sich, als ob sie einer Königin den Eintritt gestatten sollten. Nachdem Bruder Robert heimlich mittels eines Schwengels ein Stück Decke geöffnet, so daß die Dicke derselben gemindert ward, und in dem oberen Stocke jedes Wort gehört werden konnte, trat die Herzogin zu Dom Modestus ein.

Katharine Marie von Lothringen, Herzogin von Montpensier, zählte ungefähr einundvierzig Jahre. Ihr Gesicht hatte nur wenig von der Schönheit bewahrt, auf die sie so stolz gewesen war. Sie hatte schwarze, tiefliegende und böse blickende Augen, starke Brauen, deren Bogen sich über einer feinen und langen Nase berührten, einen fein geschweiften Mund, Verschlagenheit und Umsicht verrathend, und eine flache, zurückgehende Stirn, wie die der Vipern. Die Ungleichheit des hinkenden Beines suchte sie durch ein Hüpfen zu verbergen, das vielleicht einem jungen Mädchen wohl angestanden hätte, sicherlich aber bei einer Frau, deren Haupt zu ergrauen begann, seltsam erschien. Wie eine verletzte Ameise kroch und nagte diese kleine, magere Person überall herum.

Ihr moralisches Portrait giebt noch ein häßlicheres Bild. Eine Todfeindin Heinrichs III., der, wie man sagte, sie durch heimliche Vernachlässigung beleidigt, hatte, sie die in Blois verübte Ermordung

ihrer Brüder als eine in die Augen fallende Gelegenheit benutzt, und von diesem Augenblicke an den König wüthend verfolgt, indem sie die Prediger bezahlte, das Feuer der Ligue schürte und die Hand des fanatischen Jacques Clement bewaffnete, den sie durch die schmähhlichsten Opfer dazu verleitet haben soll. Nach der Ermordung Heinrichs III. hatte man sie ausrufen hören: »O hätte er doch, bevor er starb, erfahren, daß dieser Stoß von mir gekommen ist!«

Sie hatte die Spanier nach Frankreich gerufen, und hatte seit dem Tode Heinrichs III. den Bürgerkrieg genährt, um die Krone von Frankreich an ihr Haus zu bringen. Durch die Thätigkeit ihres verschlingenden Hasses, und durch die höllische Geschicklichkeit ihrer Combinationen vermochte diese Furie eben so viel als eine Armee; sie bebte vor keinem Verbrechen zurück. Sie stachelte den oft trägen und lauen Mayenne auf, und würde auch ihn geopfert haben. Da diese Flamme stets einer neuen Nahrung bedurfte, so war Heinrich IV. an die Stelle Heinrichs III. getreten. Er war nun das Ziel, nach dem sie Alles richtete.

Die Hast, mit der sie in das Zimmer des Priors Dom Modestus trat, verrieth ihre Unruhe und Ungeduld. Am Ende des Corridors, neben dem großen Saale, konnte man ihre spanischen Wachen und ihre Liguisten sehen, die wartend auf- und abgingen.

– Schließt die Thüren! befahl sie gebieterisch.

Bruder Robert beeilte sich, dem Befehle zu gehorchen. Nachdem er die Thüren verschlossen hatte, kam er demüthig und mit allen Zeichen tiefer Hochachtung zurück, setzte sich zu den Füßen eines Priors nieder, und ergriff das Wachs und das Bossirstäbchen.

Die Herzogin hatte das Haupt gesenkt, und durchmaß das Zimmer, indem sie mit ihrer Reitgerte die Möbel, und wenn sie nicht an Möbeln vorbeikam, ihr Tuchkleid schlug, dessen Schleppe sie hinter sich herzog.

Gorenflot sah einen Sprecher mit großen Augen an; dieser beruhigte ihn durch ein leises Blinzeln mit den Augenlidern, das nur diesen beiden Männern verständlich war, die sich gewöhnt hatten, einander zu verstehen.

Nachdem der Bruder Sprecher die Bewegungen der Ruthe gesehen, sagte er der Herzogin, daß sie willkommen sei, und daß ihre Gegenwart der ganzen Brüderschaft eine hohe Ehre und eine große Freude bereite.

Sie zitterte wie eine Tigerkatze in ihrem Käfich.

– Meinerseits ist es nicht so! antwortete sie. Ich bin nicht gekommen, um Ihnen Schmeicheleien zu sagen, Herr Prior.

– Warum, Madame? fragte der Dolmetscher. Die Herzogin knirschte mit den Zähnen; dann sagte sie:

– O, die Sache ist so wichtig, daß ich mich gefragt habe, ob ich hierher gehen, oder Sie zu mir kommen lassen sollte.

– Die Frau Herzogin weiß, daß ich mich nicht bewegen kann, antwortete Bruder Robert.

– Sie sind schwer, Herr Prior, es ist wahr; aber ich habe schon schwerere Massen in Bewegung gesetzt, und ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kommt, daß zehn meiner Leute. Sie wie eine Feder nach Paris entweder in meine Wohnung, oder in die Bastille tragen können.

– In die Bastille! schienen die erschreckten Augen Gorenflot's zu rufen.

Aber die Stimme des Bruders Robert sagte kalt:

– Warum in die Bastille, Frau Herzogin?

– Weil man sich dort auf die Anklagen des Verraths rechtfertigt.

Gorenflot fühlte, wie sich die wenigen Haare unter seiner Mütze emporsträubten. Seine Stirn bedeckte ein kalter Schweiß, der in dicken Tropfen über die Augenknochen auf seine ungeheuern Wangen herabrieselte.

Sanft und ruhig antwortete Bruder Robert:

– Ich verstehe Sie nicht, Madame!

– Es ist unmöglich, rief die erbitterte Herzogin, daß wir uns mittels dieses dummen Teufels unterhalten!

Sie deutete auf Bruder Robert, der unter seiner Kapuze hockte.

Die Herzogin schäumte vor Wuth.

– Dieser Esel, dieser Tropf, fuhr sie fort, übersetzt Ihre Worte mit

einem stupiden Phlegma! Das Thier fühlt nichts dabei. Sie erleichen wenigstens, Dom Modestus, und schwitzen Angstschweiß. Aber er ist ein Pfahl, ein Knochenmann, ein Skelett, das man an die Decke einer Hexe hängen sollte. Himmel und Hölle! Ich würde ihn lebendig schinden lassen, wenn ich genau wüßte, daß man eine Haut auf seinen Knochen fände!

Bruder Robert ließ sich nicht aus der Fassung bringen; er gab ruhig zur Antwort:

– Die Vorwürfe, mit denen die Frau Herzogin meinen Sprecher überschüttet, sind ungerecht. Er übersetzt genau meine Gedanken; er spricht, wie ich denke.

– Sie haben also keine Furcht?

– Nicht die geringste.

– Der Schweiß rinnt Ihnen nicht von der Stirn herab?

– Mein Fett läuft bei der Hitze.

– Und zittern Sie nicht, sich mir gegenüber zu erklären?

– Warum soll ich zittern, wenn ich weiß, daß ich keinen Fehler begangen habe? Außerdem kommt meine Kraft von oben, und ich fürchte die Mächtigen der Erde nicht.

Nichts war seltsamer, als diese unwahrscheinliche Uebersetzung der Gefühle, welche den Prior bewegten. Bruder Robert sprach von der Ruhe und dem Muth Gorenflot's, und Gorenflot schien von einem Stuhle her abrollen zu wollen, und seine Züge entstellten sich sichtlich.

Die Herzogin trat zu Robert, packte ihn bei seiner Kapuze, und schüttelte ihn wüthend, wobei sie rief:

– Rede Du selbst!

– Das ist verboten! antwortete er, indem er sie ruhig ansah.

– Ich befehle es Dir!

Bruder Robert senkte seine Kapuze wieder und schwieg. Die Herzogin ward abwechselnd bleich und roth. Das Schweigen der beiden Mönche erbitterte sie, und dennoch sah sie kein Mittel, dieses Schweigen zu unterbrechen. Die Unerschrockenheit Roberts gab auch dem Prior den Muth zurück; er schien selbst der Herzogin

zu trotzen, denn in seinem breiten, feisten Gesichte zeigte sich eine Art ironischen Lächelns.

– Ich glaube, Sie drohen mir mit dem Märtyrerthume! rief die wie eine Trompete schmetternde Stimme des Dolmetschers. Wohlan, Madame, wir empfangen freudig das Märtyrerthum wie Bruder David, der auf Ihre Veranlassung getödtet ward; wie Bruder Borromeo, den Sie haben ermorden lassen; wie Bruder Clement, den Sie . . .

– Genug! unterbrach ihn die Herzogin. Genug! Wer redet von Märtyrerthum?

– Sie haben die Bastille genannt.

– Es geschah im Zorne.

– Der Zorn ist eine Todsünde. Die Herzogin zuckte mit den Achseln.

– Ich weiß es wohl, daß Ihnen dies gleichgültig ist, sagte der Sprecher; aber in den Kesseln und auf den Rosten der Hölle werden Sie ganz anders sprechen!

– Wollen Sie mir eine Predigt halten?

– Das ist mein Geschäft, mein Beruf. Der Prophet redete stolz zu der übermüthigen Jesabel, und Jesabel . . .

– Ward von den Hunden gefressen – das wollte ich Ihnen sagen. Und weil ich Jesabel bin, die Königin war, vergeßt das nicht! so nennen Sie mir die Hunde, die mich lebendig fressen werden. Tod und Teufel!

– Schwören und Fluchen . . . Todsünde!

– Dom Modestus!

– Ich diene dem Allerhöchsten! Sie beleidigen mich – das ist um so schlimmer für Sie.

– Noch einmal! rief die vor Zorn ihrer Sinne nicht mächtige Herzogin. Sie predigen, schlechter Mönch, und antworten mir nicht!

– Und Sie beleidigen, Sie heulen, Sie schäumen selbst, und fragen nicht.

Bei diesen Worten, die Gorenflot, den verantwortlichen Herausgeber derselben, vom Kopfe bis zu den Füßen erbeben

ließen, wandte sich die Herzogin mit einem Sprunge um. Sie bot einen erschrecklichen Anblick. Ihre geflochtenen, fast auseinander fallenden Haare schienen wie die Schlangen der Tisiphone zu zischen.

– Sie vergessen sich, Herr! geiferte sie wüthend. Glauben Sie denn, daß Ihnen nicht so viel Hals mehr geblieben ist, daß man Sie hängen lassen kann?

– Da sind wir wieder bei dem Märtyrerthume! antwortete Robert kalt. Wir drehen uns in einem lästerlichen Kreise herum: vitiosum circulum tenemus! Laffen Sie uns schnell hängen! Aber ändern Sie den Ton, die Unterhaltung ist langweilig.

Diese verachtende Ruhe dämpfte plötzlich den Zorn der Herzogin.

Sie kreuzte die Arme, trat Gorenflot näher, und sagte langsam, als ob sie einen Nachdruck auf jedes Wort legte:

– An welchem Tage war ich hier, um Sie über die neue Verlegenheit zu befragen, welche der Ligue durch die Generalstaaten bereitet ward?

– Es sind heute drei Wochen, Madame! antwortete der Dolmetscher.

– Was haben Sie mir zu thun gerathen?

– Sie wissen es eben so gut, als ich, Fürstin!

– Sie haben mir gerathen, ich möge die Sache meines Bruders, des Herrn von Mayenne, verlassen, und diesen Rath stützten Sie auf die Ansicht, daß er zu wenig Aussichten habe, zur Regierung zu gelangen.

– Gewiß, er hat sehr wenig! sagte Robert.

– Ihrem Rathe folgend, wie ich stets gethan – denn ich muß bekennen, Sie besitzen einen bemerkenswerthen Scharfsinn, wovon Sie Proben gegeben, Sie, der Jacques Clement verrathen hat . . .

Gorenflot erbleichte.

– Ihrem Rathe folgend, fuhr die Herzogin fort, verließ ich also die Sache meines Bruders, und schlug Spanien die Verheirathung der Infantin mit meinem Vetter von Guise vor.

– Ihrem Rathe folgend, fuhr die Herzogin fort, verließ ich also die

Sache meines Bruders, und schlug Spanien die Verheirathung der Infantin mit meinem Vetter von Guise vor.

– Nichts ist natürlicher als das, unterbrach sie der Dolmetscher; denn der König von Spanien will seine Tochter mit einem französischen Prinzen vermählen, und Herr von Mayenne ist bereits verheirathet.

– Und außerdem blieb, nach Ihrem geistreichen Rathe, die Krone von Frankreich im Besitze des Hauses Guise. Wahrlich, der Rath ist bewunderungswürdig, und ich danke Ihnen noch jetzt dafür.

– Bethätigen Sie den Dank dadurch, daß Sie mich vorhin hängen lassen wollten?

– Warten Sie, ich bin noch nicht zu Ende. Wer hat den Heirathsvorschlag, der dem Könige von Spanien gemacht worden, abgefaßt? Sie, nicht wahr?

– Ja; ich habe Ihnen diesen Vorschlag dictirt, nachdem ich mich lange dagegen gesträubt hatte – Sie erinnern sich dessen. Ich mißtraue dem Spanier, wie ich Ihnen oft wiederholt habe.

– An welchem Tage brachte ich Ihnen die Antwort des Königs von Spanien, das heißt, eine Annahme des Vorschlags?

– Vorgestern. Sie verspotteten mich dabei wegen meines Mißtrauens . . .

– Wieviel Personen kannten das Geheimniß?

– O, das kann ich nicht sagen, Madame!

– Aber ich kann es Ihnen sagen! Man hatte drei Personen in das Vertrauen gezogen: den König von Spanien, mich und Sie. Von diesem Mönche hier rede ich nicht, weil Sie behaupten, daß er nicht zu rechnen sei.

– Er ist wirklich nicht zu rechnen, fügte Bruder Robert hinzu. Nun, Madame, wo hinaus wollen Sie denn eigentlich?

– Statt der drei mit unsern Plänen vertrauten Personen sind es heute fünf. Und wissen Sie, wer die beiden neuen Eingeweihten sind?

– Wahrlich nein, Madame! Aber ich werde es wissen, wenn Sie mir die Gnade erzeigen, es mir zu sagen.

– Der eine ist Herr von Mayenne, mein Bruder Und er vorzüglich sollte unser Geheimniß nicht erfahren.

– Herr von Mayenne weiß darum? rief Bruder Robert. Dann ist Alles verloren! Ihre Conspiration ist zu früh entdeckt.

– Ja, Dom Modestus, ich habe mich mit meinem Bruder tödtlich verfeindet. Unser Lager ist getheilt, und in unserer Familie entzündet sich ein Krieg. Aber das ist noch Nichts. Rathen Sie, wer dem Herrn von Mayenne unser Complot mitgetheilt hat?

– Aber, Madame . . .

– Der König von Navarra, der Bearner; er hat ihm gestern Abend eine getreue Abschrift des Vertrags zugesandt, der zwischen mir und Spanien, bezüglich der Heirath der Infantin, geschlossen ward.

– Das ist unglaublich! rief Bruder Robert mit einer unübersetzbaren Geberde. Wie, der Bearner weiß Alles? Und wer hat es ihm gesagt?

– Dies von Ihnen zu erfahren, bin ich gekommen, sagte die Herzogin finster. Jetzt kennen Sie den Grund meines Zornes, der mich zu Drohungen hinriß, und des halb sehen Sie mich entschlossen, Alles zu thun, das große Uebel, das mir dieser Verrath bereitet, wenn auch nicht zu beseitigen, aber doch den Verräther zu entdecken und so grausam zu bestrafen, daß man in den fernsten Jahrhunderten von dem Gräßlichen dieser Strafe reden soll. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Dom Modestus?

– Völlig! antwortete unbefangen der Dolmetscher.

– Wissen Sie vielleicht eine Strafe, die man ihm auferlegen könnte?

– Wenn Sie wollen, werden wir alle Martern der Perser und Karthager wählen. Ich besitze ein dickes Buch, das ganz mit Erläuterungen und Abbildungen solcher Martern angefüllt ist. Einige dieser Strafen sind so sinnreich, daß sie jede Vorstellung übersteigen.

Die Herzogin erröthete vor Zorn.

– Ihre Worte gefallen mir! sagte sie. Aber zu nächst . . .

– Ich weiß, was Ew. Hoheit sagen wollen: zu nächst muß man den

Schuldigen kennen; secundo ihn ergreifen, und tertio ihn überführen.

– Das wird nicht schwer sein, Herr Prior!

– Beginnen wir den Prozeß! sagte Bruder Robert, indem er den Aermel Gorenflot's mit einer komischen Bewegung des Eifers zurückschlug. Wer ist es?

– Sie, oder der Bruder Robert! rief die Herzogin. Der Sprecher wandte den Kopf nach der Herzogin von Montpensier und sagte kalt:

– Ich glaube nicht.

– Wie?

– Ich glaube vielmehr, Sie sind es, oder der König von Spanien ist es.

– Was für ein Interesse könnte ich dabei haben? rief die Herzogin, erstaunt über diese kecke Sicherheit.

– Und ich? fragte Bruder Robert..

– Wer weiß? Die Seele eines Mönchs ist eine Höhle!

– Die Seele der Könige und der Herzoginnen ist ein Abgrund! sagte stolz der Dolmetscher. Außerdem liefern Sie den Beweis, und da Sie es nicht vermögen, da die Frau einen schwachen Geist besitzt und ungestüm die Extreme sucht, wenn es klug und leicht ist, im Mittelpunkte der Dinge zu bleiben, so werde ich Ihnen beweisen, daß Sie selbst Verräther bergen!

Die Depesche aus Spanien habe ich stets sorgfältig aufbewahrt.

– Dann hintergeht. Sie Spanien, und hat ein Duplicat jener Depesche entweder dem Könige von Navarra oder dem Herrn von Mayenne geschickt. Spanien will ohne Ihren Vetter und ohne Sie in Frankreich regieren! Es glaubt, Sie sind zu stark, und um Sie zu schwächen, unterstützt es für den Augenblick Ihren Feind Heinrich IV.

Dieser neue Gedanke machte die Herzogin betroffen. Sie überlegte.

– Das ist möglich! murmelte sie.

– Es ist gewiß, und ich fordere Sie dringend auf, Seine katholische Majestät viertheilen zu lassen, wenn Sie es nicht vorziehen, jene treulose Katharine von Lothringen, Herzogin von Montpensier, um

einen Kopf kürzer zu machen, um sie dafür zu bestrafen, daß sie sich verrathen hat, indem sie die Vermittelung der Spanier annahm.

– Sie haben Recht, Dom Modestus.

– Sie hätten Ihre Geschäfte selbst abmachen sollen.

– Ich habe stets Erfolg gehabt . . .

– Es ist wahr, Sie sind jetzt in eine große Verlegenheit gerathen.

– Ich werde mich dieser Verlegenheit entziehen.

– Ich will nicht fragen, wie Sie dies bewirken wollen, weil ich fürchte, Sie könnten mich morgen wiederum beschuldigen, ich hätte dem Bearner Nachricht da von gegeben, dem Bearner, der geschworen hat, alle die, welche an dem Tode des seligen Königs mitgewirkt haben, lebendig rädern und verbrennen zu lassen. Siegt der Bearner, so ist mein und Ihr Untergang gewiß.

– Verzeihen Sie mir . . . der Zorn verblendete mich . . . -

– Bis zu dem Grade, daß Sie Beleidigungen ausstießen, und einem Freunde, wie ich bin, drohten, ihn verdächtigten. O gehen Sie, Madame, ich habe es Ihnen oft gesagt – brechen wir, brechen wir! Unter Leuten, die sich einander mißtrauen, kann ein Freundschaftsverhältniß ferner nicht stattfinden.

– Demnach mißtrauen Sie mir?

– Ihrer Fehler wegen, die Sie begehen, und die Ihre Freunde ins Verderben stürzen werden, ja!

– Ich werde keine Fehler mehr begehen, Dom Modestus.

– Durch die Veruneinigung mit Herrn von Mayenne, und dadurch, daß Sie Heinrich IV. behilflich gewesen, indem Sie eine Allianz mit Spanien schlossen, haben Sie sich bei dem ganzen französischen Volke mißliebig gemacht. Diesen Fehler können Sie nicht wieder ausgleichen.

– O, morgen schon!

– Schwört der König seinen Glauben ab, so sind Sie und die ganze Ligue verloren.

– Der König wird nicht abschwören.

– Wie man sagt, wird die Ceremonie nächsten Sonntag in Saint-Denis stattfinden.

- Morgen wird der König nach einer guten Festung gebracht sein.
 - Von Ihnen? fragte Bruder Robert.
 - O nein; ich selbst werde es nicht versuchen – aber seine Freunde werden das Geschäft besorgen.
 - Seine Freunde werden ihn einsperren?
 - Seine Freunde, die Hugenotten. Das Gerücht von seinem Uebertritte zur katholischen Kirche hat sie aufgebracht, daß sie zu einer Verschwörung zusammengetreten sind. Sie wollen ihn heute aus dem Verstecke, das er sich bei seiner neuen Geliebten, dem Fräulein von Estrées, gewählt hat, entführen.
 - Haben sie wirklich so viel Geist gehabt?
 - Man hat ihn den Hugenotten eingehaucht. Sie entführen also sehr sorgfältig Heinrich IV., bewachen ihn, um ihn von der Messe, ihrer Antipathie, fern zu halten, und während seiner Gefangenschaft werde ich die Vortheile wiedergewinnen, welche ich durch die Verrätherei Spaniens verloren habe.
 - Man handelt vollkommen klug, auf diese Weise die Freunde eines Feindes zu benutzen, übersetzte Robert; aber haben Sie auch die Gewißheit, daß die Hugenotten den König entführen, bevor er noch einen Uebertritt beschworen hat?
 - Seine Begleitung selbst ist damit beauftragt. Er hat eine Abtheilung einer Leute in die Umgebung von Chatou kommen lassen, daß sie ihn bei seinen Liebesabenteuern bewachen. Unser Bearer ist galant. Man wird ihn so gut bewachen, daß ihm durchaus Nichts begegnen kann.
- Bruder Robert blickte zur Decke empor, über der sich ein leises Geräusch vernehmen ließ. Dann sagte er, als ob er der Ruthe Gorenflot's gehorchte:
- Ich sehe, daß die Frau Herzogin ganz vortreffliche Maßregeln ergriffen hat; aber die Hugenotten werden den König, wenn sie ihn gefangen halten, wieder in Freiheit setzen, wäre es auch nur, um den Krieg fortzuführen oder Paris zu belagern. Sie haben doch die Belagerung von Paris nicht vergessen, Madame?
 - Ja, hochwürdiger Herr!

- Auch den Fall nicht, daß man Paris nimmt?
 - Dies anzunehmen, wäre unnütz. Heinrich III. hat Paris belagert, wie es Heinrich IV. belagern kann – er hat es nicht genommen.
 - Ah, rief Bruder Robert mit so lauter Stimme, daß es an der Decke wiederhallte, das kam daher, weil zwischen Paris und Heinrich III
 - Das Ereigniß von Saint-Cloud stattfand . . .
 - Ja, Madame, und es giebt nur ein Saint-Cloud in der Umgegend der Hauptstadt.
 - Das leuchtet mir ein; aber was in Saint-Cloud geschehen ist, hätte eben so gut auch woanders geschehen können.
- Die Herzogin hob die Sitzung auf. Indem sie Gorenflot freundschaftlich grüßte, sagte sie:
- Hegen Sie keinen Groll gegen mich; der Streit mit meinem Bruder hatte mich des ruhigen Verstandes beraubt. Sie können sich meine Bestürzung kaum denken, als er diesen Morgen in mein Zimmer trat und mir den spanischen Vertrag zeigte! Ich hätte mich selbst ergreifen mögen; aber Sie haben Recht, Spanien verräth uns und unterhandelt vielleicht mit dem Bearner, um meine Kraft zu schwächen.
 - So denke ich! sagte Bruder Robert.
 - Nun, so beruhigen Sie sich, fügte die Herzogin hinzu. Der Bearner wird nie regieren, und wenn er sich mit zwanzig spanischen Königen verbindet; er wird nie regieren, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!
 - Aber, aber, sagte Bruder Robert, als ob er diesen Zweifel Gorenflot's übersetzte, aber wenn er abschwört, wenn er Paris nimmt?
 - Um ihn an dem Erstem zu hindern, haben wir seine Hugenotten; um ihn an dem Zweiten, an der Einnahme von Paris zu hindern, werden wir unser Ereigniß von Saint-Cloud haben. Und wenn alles dies uns fehlschlägt, werden wir noch andere Dinge haben, die ich hier – satanisch lächelnd berührte sie bei diesen Worten ihre Stirn – hier aufbewahre, Dinge, die Ihnen einen günstigern Begriff von den

Frauen beibringen werden. Adieu, mein bester Prior. Wir haben uns nun verständigt, und sind wieder gute Freunde. Adieu, ich werde Ihnen Confitüren schicken!

Das Gesicht Gorenflot's nahm einen Ausdruck des Schreckens an, der den Confitüren der Herzogin wenig Ehre machte. Bruder Robert lachte darüber unter seiner Kapuze.

Der Sprecher begleitete Frau von Montpensier bis zu der Thür. Sie gab ihre Befehle. Lächelnd sagte sie zu dem jungen blonden Manne, der sie mit den Spaniern erwartete:

– Helfen Sie mir das Pferd besteigen, Herr Châtel!

Roth vor Freude, sprang der neue Günstling herbei, und bot seine Hand dem kleinen Fuße der Herzogin.

– Wer ist dieser junge Edelmann? fragte Bruder Robert den Stallmeister.

– Er ist kein Edelmann, antwortete der Stallmeister, er ist der Sohn eines Tuchhändlers, bei dem die Frau Herzogin ihre Stoffe kauft.

Bruder Robert lächelte schweigend vor sich hin, und sah dabei dem jungen Manne bis auf den Grund der Seele, indem er ein neues Stück Wachs zwischen den Fingern drückte und mit einem Bossirstäbchen zu formen begann.

7.

Wie Heinrich den Hugenotten, und Gabriele dem Könige entwischt.

In dem Zimmer des Priors war es still. Die Herzogin befand sich bereits außerhalb der Klostermauern, aber der König und Crillon, auf den Boden des oberen Zimmers gebückt, lauschten immer noch bestürzt.

Crillon strich seinen Schnurbart; der König ließ sich in einen Sessel nieder.

– Ich glaube, Sire, sagte der Ritter, daß mir noch so viel Zeit bleibt, diese Verbrecherin einzuholen und ihr das gute Bein zu zerbrechen. Harnibleu! Woran denken Sie, daß Sie nicht sprechen?

– Ich denke, daß die Mönche gut sind, antwortete weich der König, und daß die Menschen besser sind, als man glaubt.

– Die Männer vielleicht; aber die Frauen nicht. Ich nehme an, Sire, daß wir nicht schlafen werden, während die Liguisten handeln.

– Ja. Zunächst müssen wir uns von dem Gewißheit verschaffen, was sie von den Absichten meiner Begleitung gesagt hat. Beginnen wir mit dem Dringendsten.

Kaum hatte der König diese Worte gesprochen, als man hastig an die Thür des Corridors klopfte. Crillon öffnete, und Pontis erschien. Der junge Mann war erhitzt, sein Gesicht glühte. Der Ritter hielt die Thür nur halb offen, und stellte sich so, daß der Gardist den im Zimmer sitzenden König nicht sehen konnte.

– Nun, fragte er, kommt die Escorte?

– Sie kommt, Herr. Aber sie ist nicht etwa eine Abtheilung von acht Mann, sondern eine ganze Armee, wenn ich mich nicht täusche.

– Wie, eine Armee? rief der Ritter. Der König lauschte aufmerksam und näherte sich der Thür, um das Gespräch besser hören zu können.

– Ich habe wenigstens achtzig Reiter gezählt, Herr, die sich in kleinen Abtheilungen das Ufer des Flusses entlang bewegen.

– Von unsern Reitern?

– Ja, Herr! Das Sonderbare dabei ist, daß es alle Hugenotten sind, als ob man sie ausgesucht hätte.

Crillon zuckte zusammen; er sandte dem Könige einen flüchtigen Seitenblick zu.

– Aber la Varenne?

– Er war nicht dabei.

– Und was hast Du ihnen gesagt?

– Ich habe in Ihrem Namen das erste Piket aufgefordert, sich dem Kloster zu nähern. Da rief ein Reiter, den ich nicht kannte: »wenn Herr Crillon dort ist, wird auch der König dort sein.« Ist es wahr, Herr Ritter, fügte Pontis fragend hinzu, daß der König sich im Kloster befindet?

– Was geht's Dich an? Fahre fort.

– Nun fand eine Besprechung unter den Hugenotten statt, und ich hörte die Namen: Hochweg, Bougival, Estrées. Man stritt und erhitzte sich. Endlich setzte sich das ganze Detachement in Bewegung, so daß Sie in einer halben Stunde, anstatt einer Escorte von acht Mann, eine Abtheilung von hundert Mann hier haben können.

Eine leichte Blässe überzog das Gesicht des Königs.

Crillon's Gesichtsfarbe änderte sich nicht; nachdenkend riß er sich einige Haare aus dem Barte.

– Ist Alles geschehen, Herr Ritter? fragte Pontis. Ich muß zu dem Verwundeten, zu meinem armen Esperance gehen, der vorhin schon über Hunger klagte. Darf ich gehen?

Crillon berührte mit dem Finger den Aermel des Gardisten, als ob er durch diese Berührung des tapfersten Mannes Europas die Tapferkeit eines einzigen Soldaten ver Hundertfachen wollte.

– Hast Du ein gutes Schwerdt? fragte er.

– Ich glaube, ja, Herr! antwortete Pontis überrascht.

– Ziehe dieses Schwerdt. Dann stelle Dich auf die Treppe am

Ende dieses Corridors.

– Ja, Herr!

– Der Weg ist sehr leicht zu vertheidigen, da ihn nur ein einziger Mann betreten kann.

– Es ist wahr.

– Jeder, der eintreten will, und nicht ein guter Katholik ist . . .

– Den halte ich an?

– Nein, Du wirst ihn niederschlagen.

– Ah, eine Bartholomäus-Nacht! rief Pontis in fieberhaft freudiger Aufregung, in der Glut des alten Religionshasses, den so viel Blut und Thränen noch nicht zu löschen vermocht hatten.

– Eine Bartholomäus-Nacht, wenn Du willst! sagte Crillon.

Der Gardist verneigte sich schweigend, dann ging er, um den von seinem Obersten bezeichneten Posten einzunehmen. Sein Schwerdt blitzte in dem röthlichen Sonnenlichte, das durch ein Fenster des Corridors drang.

– Was willst Du thun? fragte der sinnende König, als Crillon zu ihm zurückkam. Dieser Gardist allein wird den Kampf mit hundert Reitern nicht aufnehmen können.

– Er ist nicht allein, antwortete Crillon; sind Sie, bin ich nicht da? Haben wir nicht oft schon unser Eisen gegen hundert Mann geschwungen?

Haben Sie bei Arques, wo ich nicht war, allein so gefochten?

– Höre, sagte der König, vermeiden wir den Zusammenstoß, theils der Schande einer Niederlage, theils des Aufsehens wegen, das ein solcher Sieg veranlaßt. Es hieße die Angelegenheiten der Frau von Montpensier begünstigen, wollte ich meine eigenen Soldaten tödten. Wir wollen unterhandeln.

Und während dieser Zeit dringen die wüthenden Hugenotten hier ein, und dictiren Ihnen ihre Bedingungen. Harnibleu!

– Freund Crillon, sind wir die Stärksten?

– Nein, und das bringt mich zur Wuth!

– Nun, so müssen wir die Listigsten sein. Ich habe einen Plan.

– Das wundert mich nicht, Sire.

- Haben wir nicht irgend eine Garnison in der Nähe?
- Dreihundert Mann in Saint-Denis.
- Hugenotten?
- Harnibleu, nein! Es sind Katholiken.
- Anstatt daß Du hier bleibt, mache mir die Freude, und setze jene Katholiken von dem in Kenntniß, was die Hugenotten mit mir beabsichtigen. Diese wollen mich hindern, zur Messe zu gehen, jene aber haben das Recht, mich zur Messe zu führen.
- Das ist wahrlich ein bewunderungswürdiger Plan! rief der Ritter. Sie sind ein großer König!
- Nicht wahr?
- Ich eile. Aber was wird während meiner Abwesenheit hier geschehen? Ich wäre strafbar, wollte ich Sie unter diesen Umständen verlassen.
- Es wird Nichts geschehen. Was können die Hugenotten thun? Sie können mich höchstens zu einer Predigt führen, was schon tausendmal geschehen. Ob einmal mehr, thut Nichts zur Sache. Oder, sie halten mich in diesem Kloster gefangen. Dann werde ich ihnen zu entschlüpfen wissen, denn ich habe hier schlaue Helfer. Im schlimmsten Falle führen Sie mich fort, und dann werden die Katholiken, die Du herbeiholst, ihnen die Beute wieder abjagen. Crillon, suchen wir Zeit zu gewinnen, und vergießen wir keinen Tropfen Blutes.
- Man wird Ströme Blutes vergießen, Sire, und die eine Hälfte Ihrer Armee wird die andere aufreiben, wenn wir sie aus der Festung holen müßten, die Ihnen die Hugenotten anweisen.
- Glaubst Du, daß ich mich werde fangen und einsperren lassen?
- O, ich weiß es, Ew. Majestät werden sich lieber tödten lassen!
- Durchaus nicht, Crillon. Meine Majestät wird sich sogleich von den Genovefanern eine verborgene Thür zeigen lassen.
- Sie wollen entfliehen . . . ?
- Pardieu! Vor den mich bedrohenden Spaniern werde ich niemals fliehen; aber vor zu eifrigen Freunden, die mich eine Thorheit begehen lassen wollen, stets! Geh' nach Saint-Denis zu den

Katholiken und erwarte mich dort.

– Sire, ich gehe. Unterwegs will ich diese Hugenotten täuschen, indem ich Ihnen die Vermuthung durch meinen Weggang aus dem Kloster gebe, daß Sie sich anderswo aufhalten, denn sie werden nicht glauben, ich lasse Sie allein. Wenigstens werde ich Ihnen die nöthige Achtung vor einem Kloster während des Waffenstillstandes darthun; sie werden Sie belagern, während Sie frei durch das Land gehen

– Das ist gut gesprochen, Crillon!

– Man lernt es in der Schule Ihrer Majestät! antwortete der Ritter.

Crillon nahm den Befehl, den er Pontis gegeben, zurück, bestieg ein Pferd und verließ das Kloster. Heinrich sah, wie er sich den Hugenotten, die langsam anrückten, immer mehr näherte. Ohne Zweifel hatten sie ihn erkannt, denn sie umringten ihn. Bald verlor er sich in der Menge.

– Ja, ich spreche gut! murmelte der König, der sein Gesicht an ein Fenster des Corridors drückte; aber es giebt eine Person, die noch besser spricht, als ich . . . der würdige Bruder Sprecher!

Das leise Rauschen eines Gewandes ließ sich auf der Thürschwelle vernehmen. Der König wandte sich. Bruder Robert lehnte an dem Kamine und modellierte ein Wachs. Heinrich eilte zu ihm und schloß die Thür hinter sich. Die beiden Männer waren allein.

– Dort unten ist Jemand, der zu Herrn von Crillon will, sagte ruhig Bruder Robert, ohne die Blicke von seiner Arbeit abzuwenden.

– Gut, er möge warten! antwortete der König. Aber Sie, dem ich herzlich zu danken habe, sollen nicht warten.

Bruder Robert antwortete nicht, er blieb unbeweglich.

Der König fuhr fort:

– Sie haben mir heute einen so großen Dienst geleistet, daß er vielleicht den übertrifft, den Sie mir gestern erwiesen.

Der Mönch verharrte in seinem Schweigen und in seiner thätigen Regungslosigkeit.

– Sie haben mir gestern die Abschrift des Tractats, den Philipp II. und die Herzogin von Montpensier geschlossen, zukommen lassen?

Robert drückte mit den Blicken sein Erstaunen darüber aus. Dann antwortete er:

– Welches Tractats?

– Sie verneinen, das ist logisch richtig, da Sie mir heimlich dienen. Aber Sie haben mich auch vorhin an diesen Ort geführt, von wo aus ich die Unterredung des Priors mit Frau von Montpensier, die Pläne und Drohungen meiner ärgsten Feindin hören konnte. Diesen neuen Dienst, hoffe ich, werden Sie nicht in Abrede stellen.

– Die Annahme war wohl sehr natürlich, daß die Gegenwart der Frau von Montpensier dem Ritter Crillon nicht angenehm sein würde. Aus diesem Grunde ließ ich Sie in mein Zimmer treten.

– Sie wissen sicher, daß ich nicht der Ritter von Crillon bin! rief der König. Sie kennen mich, wie ich Sie kenne. Ich bitte, legen Sie diese Maske ab! Nur nur ein einziger Mensch besitzt diese Schlauheit, diese Geschicklichkeit, diese Kraft, nur ein einziger Mensch auf der Welt ist einer solchen Rolle gewachsen.

Der Mönch blieb unbeweglich; seine Stirn verfinsterte sich ein wenig.

– Chicot! rief der König mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit. Chicot, mein alter Freund, ich habe Dich errathen, ich habe Dich erkannt! Du sagst, ich sei undankbar gegen Dich gewesen; o, verzeihe mir, es war nicht meine Schuld! In meinem Kopfe tobt eine Welt von Gedanken, deren Lärm mich oft verhindert, die Schläge meines Herzens zu hören. Wenn es geschienen, ich hätte Dich vergessen, hätte Dich nicht bei mir aufgenommen, wie Du es verdientest, so verzeihe mir, ich bitte noch ein mal darum. Du hast Dich genug gerächt, indem Du mich nicht umarmtest, als Du mich erblicktest – und ich bin genug bestraft. Oeffne mir großmüthig Deine Arme!

Robert wandte sich ab. Sein ehernes Gesicht zuckte einen Augenblick schrecklich zusammen. Man hätte glauben mögen, aus jeder seiner Poren müsse Blut, oder eine Thräne hervordringen.

– Chicot, fuhr der König fort, indem er dem Mönche die Kapuze abzog, Du bist es! Du würdest vergebens leugnen, denn sie, ich fühle die Narbe der Wunde an Deiner Stirn. O, gestehe es!

- Was? fragte Bruder Robert mit gepreßter Stimme.
- Daß Du mein Freund bist, daß Du nie auf gehört hat, Deinen Heinrich zu lieben.
- Der Freund des tapfern Crillon zu sein, wäre eine zu große Ehre für mich! Den König Heinrich IV. zu lieben, ist meine Pflicht.
- Ich wiederhole, daß Du mich beleidigst. Ich bin Dein König und befehle Dir, mich zu umarmen!
- Wenn Sie der König sind, Sire, so würde ein armer Mönch die Ehrerbietung verletzen, wollte er Sie berühren.

Heinrich trat traurig zurück.

– An dieser Hartnäckigkeit, an diesem Grolle, murmelte er, erkenne ich Chicot wieder, dessen eisernes Gedächtniß weder eine Wohlthat, noch eine Beleidigung vergißt. Könnte ich noch zweifeln, daß Du mein alter Waffengefährte bist, so würde diese Unversöhnlichkeit jeden Zweifel heben. Willst Du auch nicht mein Freund sein, so bist Du dennoch Chicot!

– Chicot ist todt! antwortete feierlich der Mönch. Ew. Majestät wissen, daß die Todten nicht wieder kehren.

– Jedenfalls sprechen die Todten und erweisen Dienste! sagte der König. Sie verfertigen selbst Portraits. Was hast Du mit dem meinigen gemacht, mit jenem sinnreich in Wachs ausgedrückten Rathe, durch den Du mir empfahlst, meine Ceremonien-Kleider anzulegen, vor einem katholischen Altare niederzuknieen, und mit dem Meßbuche in der Hand die katholische Religion anzunehmen? Es war eine bewundernswerthe Statue!

– Ich habe sie durch diese ersetzt, antwortete der Mönch, indem er dem Könige eine neue, kleine Figur zeigte, die er soeben vollendet hatte.

- Ein junger Mann mit einem lebenswürdigen Gesicht!
- Nicht wahr?
- Ich kenne ihn nicht.
- Könnten Sie dies stets sagen! – Du hast ihm ein Messer in die Hand gegeben! rief der König. Warum?
- Damit Sie ihn wiedererkennen, wenn er Ihnen je so

entgegentritt.

– Wer ist dieser junge Mann?

– Ein junger Pariser, der zu Hoffnungen berechtigt, antwortete der Mönch, indem er dem Könige die Figur in die Hand gab. Für jetzt ist er der Lieferant der Frau Herzogin.

– Gut, murmelte der König, indem er bewegt die Figur betrachtete. Ich werde mich dieser Züge und dieses Messers erinnern. Habe Dank, Chicot!

– Geruhen Ew. Majestät, mir meinen wahren Namen zu lassen! sagte Robert im Tone eines so unbeugsamen Willens, daß der König erbebt, als habe ihn der Hauch eines übernatürlichen Wesens berührt. Der Laune eines Fürsten wegen, so wohlwollend sie auch sein möge, eines Fürsten, der mich beehrt, mich mit einem braven Manne zu vergleichen, will ich weder die Ruhe meiner letzten Tage in dieser, noch mein ewiges Heil in der andern Welt verscherzen. Ich habe die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu sagen, daß eine Person unten wartet, die dem Ritter von Crillon interessante Nachrichten überbringt.

Der König war von dem Tone betroffen, in welchem Bruder Robert diese Worte sprach. Er begriff, daß der Entschluß des Mönchs unerschütterlich sei.

– So sei es denn, sagte er. So schmerzlich es auch für mich ist, einen so innig bedauerten Freund nicht wie der erwecken zu können, so werde ich doch nicht länger darauf beharren. Diese Hartnäckigkeit stützt sich vielleicht auf Gründe, die zu erforschen ich nicht das Recht habe. Sie sind also Bruder Robert; aber nichts soll mich hindern, die Freundschaft und unveränderliche Dankbarkeit, die ich der Person weihe, von der ich gesprochen, auf den Bruder Robert zu übertragen. Nun erwarte ich von Ihnen einen letzten Dienst. Bezeichnen Sie mir einen Ausgang, der mich unbemerkt aus dem Kloster führt.

– Das wird sehr leicht sein. Folgen Sie mir. Wir haben eine Thür, die nach den Feldern hinausgeht; in einer Stunde wird man sie vielleicht mit einer Wache besetzt haben – jetzt ist sie noch frei.

– So gehen wir. Doch zuvor, Bruder Robert, umarmen Sie mich!

Der Mönch neigte sich langsam. Von einem zärtlichen Gefühle hingerissen, lehnte sich Heinrich auf die Schultern dieses seltsamen Wesens, das in seinen Armen zitterte und seufzte.

Auf dem Corridor ertönte eine Glocke.

– Der Graf von Estrées ist ohne Zweifel ungeduldig, sagte Bruder Robert, indem er sich schnell ab wandte, um seine Bewegung zu verbergen.

– Herr von Estrées! rief der König, der diesen theuern Namen nicht gleichgültig hören konnte. Ist er hier? Was will er hier?

– Ich habe es Ihnen gesagt, er will mit dem Ritter von Crillon reden.

– O, mein Gott, sollte Gabrielen ein Unglück begegnet sein? rief besorgt der König.

– Seit zehn Minuten wenigstens ist ihr keins begegnet, antwortete pflegmatisch der Mönch; denn vor zehn Minuten habe ich sie noch frisch und bewunderungswürdig schön gesehen.

– Du hast sie gesehen? Ist sie denn in diesem Kloster?

– Ohne Zweifel, da ihr Vater hier ist.

– O, dann eilen wir schnell zu ihr, mein bester Bruder! rief Heinrich, der bei dem Gedanken an seine Liebe bereits Alles vergessen hatte.

– Ew. Majestät werden klug handeln, wenn Sie nicht erscheinen, sagte Robert. Herr von Estrées bittet um gastfreundliche Aufnahme in unserm Hause, da das seinige, wie ich glaube, von Kriegsleuten besetzt ist, die Sie suchen. Vielleicht auch veranlassen ihn andere Gründe, seine Tochter hierher zu bringen. Der hochwürdige Prior, der Herrn von Estrées sehr zugethan ist, hat ihm sogleich die Schlüssel zu dem Gebäude übergeben, das neu im Garten errichtet ist. Fräulein von Estrées richtet sich in diesem Augenblicke mit ihren Frauen darin ein. Wenn Ew. Majestät sich zeigen, bevor diese Einrichtung vollendet ist, führt Herr von Estrées seine Tochter vielleicht wie der fort.

– Aus Mißtrauen gegen mich! rief Heinrich. Das ist wahr.

– Wenn auch nicht aus Mißtrauen, Sire; wenigstens doch aus

Achtung, und um den König nicht zu belästigen, indem er mit ihm unter einem und demselben Dache wohnt.

– Ob er mich belästigt oder nicht, ich werde jetzt, da ich Gabrielen so nahe bin, nicht gehen.

– Und ich glaube, sagte ruhig Bruder Robert, der König wird so schnell als möglich gehen; denn es kann seine Absicht nicht sein, seine Krone zu verlieren und eines zärtlichen Blickes wegen seine Freunde zu verderben. Er wird nicht wollen, daß die Genovefaner dem Herrn von Estrées, der unbedingtes Vertrauen in sie setzt, verdächtig werden. Mit einem Worte, der König und Fräulein von Estrées können hier nicht zu gleicher Zeit wohnen.

– Sie haben Recht, Bruder Robert, Heinrich vergißt stets, daß er sich König nennt. So werde ich denn gehen; aber zuvor nehme ich Abschied von Gabrielen. Wo wird ihre Wohnung sein?

– Dort unten! sagte der Mönch.

Heinrich trat dem Fenster näher, das nach dem Garten hinausging. Am äußersten Ende des Gemüsegartens, vielleicht hundert Schritte entfernt, erhob sich in einer Baumgruppe ein achteckiger Pavillon von zwei Stockwerken, dessen Fensterladen man soeben öffnete. Die Sonne goß Wärme und Licht über dieses Gebäude aus.

Durch die geöffneten Fenster sah Heinrich Gratiene und ein anderes Mädchen, die sich mit Reinigen beschäftigten, oder Vasen mit Wasser füllten. Gabriele saß auf dem Balkon des Hauptfensters und bereitete frischgepflückte Rosen und Jasmin für die Vasen vor.

Eine herbe Traurigkeit bemächtigte sich des Herzens Heinrichs, als er sich seiner schönen Geliebten so nahe sah. Bei dem heitern, ruhigen Wetter hörte er, wie die Finken und Nachtigallen in den Baumzweigen fangen, und wie sich die süße Stimme Gabriele's mit diesem Gesange vereinigte.

– O, mein liebes, liebes Kind! rief er. Ich werde wiederkehren! Ich werde als Katholik wiederkehren! fügte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln hinzu.

Bruder Robert war dem Könige bereits vorangegangen. Sie gingen an einer halb geöffneten Thür vor über. Bei dem Geräusche

ihrer Schritte hörte man durch diese Thür eine Stimme rufen:

– Pontis, mich hungert!

– Ruft hier nicht der Verwundete Crillons? fragte der König.

– Ja.

– Pardieu! Ich will die Gelegenheit benützen, um das berühmte Bett der Guisen zu sehen.

Heinrich sah durch die Oeffnung, welche die Thür bildete, und sagte:

– Ein schöner, junger Mann liegt in diesem Bette! Sein Auge ist wahrlich vortrefflich. Der Bursch hat noch keine Lust zu sterben.

Fünf Minuten später kam Bruder Robert allein zurück. Der König war dem Kloster entschlüpft. Frau von Montpensier hatte ihre Parthie verloren.



8.

Zwistigkeiten.

Herr von Estrées, des Wartens auf Crillon, der nicht zurückkam und nicht zurückkommen konnte, müde, hatte sich zu seiner Tochter begeben. Gabriele saß unter ihren Blumen und Spitzen; sie lachte mit Gratienne, um dem Blicke des Vaters die ernste Unruhe zu verbergen, welche die plötzliche Wohnungsveränderung ihr verursachte.

Es wäre unklug gewesen, Herrn von Estrées deshalb nicht zu befragen. Die jungen Mädchen verrathen sich oft durch das, was sie nicht sagen, weit mehr, als durch das, was sie bekennen. Es war ihr unmöglich, über Ereignisse zu schweigen, die den König betrafen. Gabriele fragte also:

– Herr Graf, sagte sie, Sie haben Dom Modestus gesehen, nicht wahr? Hat er mehr erfahren, als wir? Was sagt er dazu, daß die Hugenoten unser Haus ein geschlossen haben?

– Er meint, daß sich irgend ein Unternehmen von jener Seite her vorbereite, und daß ich wohl gethan hätte, das Haus zu verlassen, in dem Ihre Sicherheit gefährdet gewesen wäre.

Gereizt durch die Zurückhaltung, die der Vater ihr gegenüber beobachtete, antwortete Gabriele:

– Aber diese Hugenotten sind königliche Soldaten.

– Gewiß.

– Und wir sind gute Diener des Königs.

– Wer zweifelt daran?

– Es wird Jeder daran zweifeln, der uns vor den Royalisten fliehen sieht wie vor den plündernden Spaniern oder vor den Liguisten.

Diese ruhige und verständige Antwort frappierte den Grafen.

– Es ist gut, mein Kind, es ist gut! sagte er. Ihr Vater weiß, was er zu thun hat, Niemand wird ihn an die Erfüllung einer Pflicht zu

mahnen haben.

Gabriele war ernsthafter geworden.

– Wenn Sie es so nehmen, sagte sie, wenn ich nicht mehr mit dem Vater überlegen, sondern nur einem Herrn gehorchen soll, so schweige ich und gehorche. Meine Nelken, Gratienne!

Herr von Estrées liebte das reizende Mädchen, er wollte ihm durchaus nicht als ein Tyrann erscheinen. Aber die väterliche Schwachheit kämpfte in diesem Augenblicke gegen die gebieterische Nothwendigkeit, sich als ein strenger Wächter zu zeigen, und diese Nothwendigkeit trug den Sieg über ihn davon.

– Sie wollen mich zwingen, von dem Könige zu reden, ich merke es wohl; aber da ich jeden Tag die Entdeckung mache, daß Sie Ihres Vaters nicht bedürfen, um von dem Könige, selbst mit ihm zu reden, so ist es unnütz, daß ich mich zu Ihrem Dolmetscher mache, oder Ihnen Neuigkeiten überbringe. Sie werden diese Neuigkeiten ohne mich empfangen.

Gabriele erröthete.

– Immer noch diesen Verdacht! flüsterte sie.

– Wagen Sie, mir zu sagen, daß Sie nicht mit dem Könige in der Mühle waren, als ich Sie so oft vom Ufer aus rief?

Gabriele ward purpurroth und senkte das Köpfchen.

– Wenn Sie wenigstens so viel Schaam besäßen, eine Lüge auszusprechen . . .

– Mein Herr, darf man sich weigern, den König anzuhören, wenn er spricht? Kann man einen König fortjagen, wenn er uns begegnet?

– Man bietet. Alles auf, mein Fräulein, um dem Vater gehorsam zu sein. Der Vater steht über dem Könige.

– Zugestanden, mein Herr. Ich habe es nie bestritten. Ich glaube wohl, daß ich mich nie als eine schlechte, ungehorsame Tochter gezeigt habe.

– Ich weiß, woran ich mich in dieser Beziehung zu halten habe. In unsern Zeiten machen Gatten und Väter gute Geschäfte mit ihren Frauen und Töchtern, wenn der Galan nur einigermaßen reich und vom Stande ist. Ein König ist die Blume der Galane, nicht wahr?

selbst wenn er verheirathet, wenn er durch seine Abenteuer berüchtigt, wenn ein Haar zu bleichen beginnt. Gut, mein Fräulein, ist Ihnen der König so willkommen, ich kümmere mich wenig darum. Ich bin nicht der Vater der Marie Touchet, ich bin kein Speichellecker, das müssen Sie wissen. Gabriele sah ihren Vater mit Thränen in den Augen an.

– Als ein treuer Diener des Königs, sagte sie, behandeln Sie Se. Majestät sehr übel.

– Ich bin zugleich Vater und Unterthan. Dem Vater steht es frei, die Biederkeit des Fürsten zu beurtheilen, der der Ehre seiner Tochter nachstellt. Der Unterthan ist treu und ergeben.

Gabriele schüttelte ihr reizendes Köpfchen.

– Eine schöne Ergebenheit, flüsterte sie, die sich am Tage der Gefahr verbirgt. Eine schöne Treue, die das Haus verläßt, in dem ein flüchtiger König vielleicht die sicherte Zuflucht gefunden hätte!

In Herrn von Estrées erwachte der Zorn. Sein Auge blitzte, seine Hand zitterte.

– Es ist sehr kühn, rief er, daß Sie die Absichten Ihres Vaters tadeln!

– Mein Vater hat mich nicht daran gewöhnt, den König als einen Feind zu betrachten.

– Sie müssen gehorchen, wenn ich Ihnen verboten habe, den König zu empfangen.

– Sie hätten den Muth haben müssen, den König zurückzuweisen, als er uns die Ehre seines Besuchs erzeugte.

– Vielleicht werde ich später diesen Muth haben. Damit ich aber nicht nöthig habe, zu diesem äußersten Mittel zu greifen, habe ich meine Maßregeln getroffen.

– Wir verbergen uns in einem Männerkloster!

– Ich werde mich, wenn es zur Schlacht kommt, an die Seite des Königs stellen, mein Fräulein! Und während ich ihn vertheidige, werde ich ihn überwachen. So lange der Frieden dauert, vertheidige ich meine Ehre selbst gegen den König. Ich bringe meine Tochter in ein Kloster, das sie nur verlassen wird . . .

– Vielleicht wenn der König todt ist! sagte Gabriele ihre Thränen trocknend.

– Wenn sie verheirathet ist! rief Herr von Estrées, indem er die Wirkung beobachtete, welche dieser Schlag auf seine unglückliche Tochter ausübte.

Der Schlag war ein schrecklicher. Gabriele erhob sich, als ob er ihr Herz getroffen hätte.

– Verheirathet! stammelte sie. Ist es möglich!

– Es ist gewiß! Ihr Mann mag sich gegen den König vertheidigen, wie er kann. Stehen Sie ihm bei – um so besser für ihn; verläßt er Sie, so geht das ihn an.

Gabriele näherte sich mit gefalteten Händen ihrem Vater, der mit großen Schritten durch das Zimmer ging.

– Vater, sagte sie, sollten Sie so grausam sein, Ihre Tochter zu opfern? Sie wollen mich verheirathen, und ich liebe Niemanden!

– Wenn Sie Niemanden lieben, so wird es Ihnen gleichgültig sein, sich zu verheirathen.

– Das ist Ihre Moral . . .

– Jeder ist sich selbst der Nächste; ich opfere Alles meiner Ehre!

- Haben Sie Mitleiden mit Ihrer Tochter!

– Aus Mitleiden eben verheirathe ich sie.

– Sie werden mich zur Verzweiflung bringen.

– Ihre Verzweiflung wird mir weniger Kummer machen, als Ihre Schande.

– Ich werde darüber sterben!

– Es ist besser, dieser Schmerz tödtet Sie, als meine Hand, und meine Hand wird Sie tödten, wenn ich Sie einer Ehrlosigkeit überführe.

Gabriele richtete sich verletzt wieder empor.

– Der Vater ist ein Römer, sagte sie; aber die Tochter ist eine Französin.

– Und sie wird sich wie eine Französin rächen, nicht wahr?

– Sie wird sich rächen, wie es ihr möglich ist.

– Die Rache liegt Ihrem Gatten ob, mein Fräulein!
– Ist auch er ein Römer?
– Nein, er ist ein Picarde. Er ist zwar kein König, aber er ist ein angesehener Edelmann. Er wird Ihnen vielleicht nicht gefallen, aber er steht mir an.

– Wie heißt er?

– Von Liancourt, Edler von Armeval, Gouverneur von Chauny.

Gabriele stieß einen Schreckensschrei aus. Das Zartgefühl der Frau empörte sich.

– Er ist bucklicht! rief sie.

– An Ihrem Arme wird er gerade gehen.

– Er hat krumme Beine.

– Und Sie haben den Geist.

– Die Kinder werden ihm nachlaufen, wenn er geht.

– So wird er reiten.

– Das ist ein Verbrechen, mein Herr! Er ist Wittwer und hat elf Kinder!

– Aber eben so viel tausend Pistolen jährlicher Einkünfte. Die entrüstete Gabriele ging der Thür des angrenzenden Zimmers zu.

– Ich höre nicht mehr meinen Vater, den Edelmann, sprechen, sagte sie, sondern Zamet, den Geldwucherer und Geschäftsmann. Mit dem Herrn von Estrées konnte ich über den König von Frankreich verhandeln, aber dem Herrn Zamet habe ich Nichts zu sagen.

Nach diesen Worten stieß sie die Thür auf. Bleich betrat sie ihr Zimmer.

Der Vater folgte ihr.

– Mögen Sie auch in Entrüstung gerathen, aber Sie werden gehorsam sein. Diesen Abend noch empfangen Sie den Besuch des Herrn von Liancourt.

– Sie selbst müßten mich verachten, wenn ich Ihrem Willen folgte, sagte sie.

– Machen Sie hier kein Aufsehen! fügte Herr von Estrées besorgt

hinzu, denn Gabriele hatte so laut gesprochen, daß ihre Stimme die Grenzen des neuen Gebäudes überschreiten mußte. Schließen wir die Fenster.

– Gut, lassen Sie sie vermauern, sagte Gabriele.

Herr von Estrées knirschte mit den Zähnen.

Gabriele fuhr fort:

– Bitten Sie Dom Modestus, daß er mir einen Platz in dem »in pace« des Klosters anweise.

Weinend und bleich sank die arme Gabriele in einen Sessel.

Gratienne kam herbei, schloß sie in ihre Arme, bedeckte sie mit Küssen, und verwünschte murmelnd den Tyrannen, der ihre geliebte Herrin bis zum Tode kränkte.

Herr von Estrées rang die Hände und riß seine Manschetten in Stücke. Wüthend auf seine Tochter, und mehr noch auf sich selbst, verließ er das Zimmer.

– Ah, sagte er, man lauscht schon an den Fenstern. Das fehlte noch! Ein solcher Scandal in einem Kloster, das uns aus Gefälligkeit aufgenommen hat!

Mehrere Fenster waren wirklich geöffnet. Man sah die neugierigen Gesichter einiger Mönche.

Am ärgerlichsten war es dem Herrn von Estrées, daß er an einem Fenster des ersten Stocks die langen Umrisse des Bruders Robert bemerkte, dessen Inquisitorblick unter der Kapuze sich errathen ließ. Neben ihm befand sich ein junger Mann.

Der strenge Vater erröthete; er ging hastig in das Gebüsch, das an das neue Haus grenzte, um seine Verwirrung zu verbergen und eine üble Laune austoben zu lassen.

Der junge Mann, der mit Robert aus dem Fenster sah, war Pontis; die streitenden Stimmen hatten ihn veranlaßt, die Sorge für Esperance ein wenig zu unterbrechen.

Bruder Robert zog seinen Vortheil aus diesem Zufalle. Als ihn der Gardist darum befragte, antwortete er gleichgültig durch gewöhnliche Redensarten. Dann verließ er das Zimmer.

Nun richtete Esperance an Pontis Fragen.

– Was giebt es da unten? fragte der Verwundete. Was hast Du mit dem Bruder Robert am Fenster zu schaffen?

– Nichts! Es sind Frauen, die sich zanken.

– Giebt es denn in diesem Kloster Frauen? fragte Esperance.

– Unglücklicherweise ja! Wie es scheint, findet man sie überall.

– Und sie zanken sich?

– Zanken sie sich nicht stets? Welch' ein Geschlecht! Esperance lächelte traurig.

– Man hat Sie dafür bezahlt, daß Sie von den Frauen nur Gutes gedacht haben, fügte Pontis hinzu. Nicht wahr? O wie werden Sie die Frauen ferner lieben!

– Ich fühle wenig Neigung dazu.

– Sambieux! Der Anblick einer Frau, selbst der Gedanke daran macht mich wüthend!

Pontis schloß heftig das Fenster.

– Warum nimmst Du mir Luft und Sonne? fragte Esperance.

– Ach, es ist wahr! Auch daran sind die wüthenden Weiber Schuld!

– O, sprich nicht so laut! Mein Kopf ist wüst und leer, Du verursacht mir Kopfschmerz. Die Aerzte verweigern mir das Essen, weil sie das Fieber fürchten.

– Sie haben Recht. Fliehen wir vor dem Fieber wie vor einem Weibe! Das Fieber ist ein Weib. Sambieux! rief Pontis, indem er seinen Stuhl an Esperance's Bett rückte. Sprechen wir von den Schandthaten der Weiber. Ich will Ihnen einige Niederträchtigkeiten erzählen, um Sie in Ihren guten Vorsätzen zu bestärken. Ah, Sie lachen, das ist ein gutes Zeichen!

Es war wirklich ein gutes Zeichen, Heinrichs Prophezeiung war eingetroffen. Esperance hatte noch keine Lust zu sterben, und er blieb am Leben. Es gelang den vereinten Bemühungen des Bruders Sprecher und des Bruders Wundarzt, das Fieber fern zu halten; dafür aber stellte sich der Hunger ein. Die Elixiere aus der Krankenstube, die Robert verschwenderisch ertheilte, und die Hühnerbrüste, die Pontis aus der Küche stahl, heilten nach und nach die Brust, und gaben dem Magen die Kraft zurück. Die Augen

erhielten wieder Glanz und ein rosiges Roth erschien wieder auf den Wangen.



Vierter Band

1. Zwistigkeiten.

(Fortsetzung)

Nach einigen Tagen erschien Crillon wieder bei den Genovefanern. Im Auftrage des Königs erzählte er dem Bruder Robert, daß die Katholiken mit einem wahren Enthusiasmus Heinrich bewachten, und daß sie die Kathedrale von Saint-Denis festlich schmücken ließen. Er erzählte, daß die wüthenden Hugenotten ihre Beute nicht aus den Augen verlören, und schilderte die Wuth der Frau von Montpensier, deren erster Anschlag mißglückt war.

Dann ging er zu seinem Kranken, den er auf dem Wege der Besserung fand.

– Der treuen Sorge meines Pontis und der guten Mönche, sowie der Theilnahme, mit der mich der Ritter Crillon beehrt, danke ich meine Genesung, sagte Esperance. Die Letztere allein schon würde genügen, um einen Todten aufzuerwecken.

Crillon hatte Eile; er sicherte dem Verwundeten seine Freundschaft zu, und dankte Pontis auf soldatische Weise.

Dann sagte er Beiden:

– Beschleunigen wir die Heilung, eine schöne Gelegenheit erfordert Eure Anwesenheit. Unter uns und ganz leise gesagt: Ihr sollt bei dem Einzuge des Königs in Paris mitwirken. Still! Verlassen Sie also bald Ihr Bett, Esperance, Sie würden sonst Ihren treuen Wächter der Ehre des ersten Sturms berauben, die ich an diesem Tage für meine Garden in Anspruch nehme. Es wird ein großes Schauspiel sein, Esperance, und ich will, daß Sie diesem

Schauspiele beiwohnen. Ich will, daß Sie Crillon mit dem Schwerdte in der Faust an einer Bresche sehen. Man sagt, daß er einen hübschen Anblick gewährt. Darum beschleunigen Sie Ihre Genesung!

Der Gedanke an einen neuen Sieg, von dem der Sohn der Venetianerin Zeuge sein sollte, machte das Herz des alten Soldaten vor Stolz schlagen.

Pontis sprang wie ein junger Löwe, als man ihm die Einnahme von Paris in Aussicht stellte.

– Ja, rief er, beschleunigen Sie Ihre Genesung, Herr Esperance!

– Nun, fragte Crillon den Verwundeten, sind Sie denn mit diesem Burschen immer zufrieden gewesen? Lächelnd ergriff Esperance die Hand Pontis.

– Er schreit und trinkt nicht, er ist ehrbar wie ein Mädchen.

– Sambieux, rief Pontis, das wäre nicht übel, wenn ich ehrbar wie gewisse Mädchen wäre! Ein Blick Esperance's, der Crillon nicht entging, schloß ihm den Mund.

– Es scheint, diese Taugenichtse verstehen sich einander, dachte Crillon. Wollen einmal sehen! Da Alles gut geht, sagte er unbefangen, kann ich mich entfernen. Also auf Wiedersehen, Esperance! Pontis, begleite mich, Du wirst mir den Steigbügel halten. La Varenne hat mich zwar auf Befehl des Königs in das Kloster begleitet, aber der Briefträger Sr. Majestät ist wahrscheinlich anderswo beschäftigt. Komm!

Pontis folgte dem Ritter. Der gute Bursche ließ die Ohren hängen, denn er ahnte den Grund, der Crillon veranlaßte, ihn von dem Kranken zu entfernen. Kaum hatten sie eine unbelauschte Stelle des Corridors erreicht, als der Ritter fragte:

– Ist mein Auftrag vollzogen?

– Welcher Auftrag, Herr?

– Du solltest ein Billet an Dich nehmen . . .

– Ach ja . . . ich habe es nicht gefunden, Herr!

– Du lügst! sagte Crillon.

– Ich versichere . . .

– Du lügst!
– Gewiß, Herr, das Billet muß unterwegs verloren gegangen sein.
– Ich sage Dir, daß Du ein Lügner, ein Tauge nichts bist! Du hast Esperance erzählt, was ich Dir zu verschweigen geboten. Der großmüthige Esperance hat Dir das Versprechen abgenommen, mich wie einen alten Leithund irre zu führen.

– Aber, mein Herr . . .
– Genug! Ich liebe die Leute nicht, die mir Trotz bieten, oder mich verrathen.

– Verrathen! Herr Ritter, ich sollte Sie verrathen?
– Ohne Zweifel, wenn Du ausgeplaudert, was ich Dir anvertraut habe. Du bist mir zweifachen Gehorsam schuldig: als Deinem Obersten und als Deinem Beschützer. Du hättest mir Dein Leben geben müssen, wenn ich es gefordert, und ich hielt Dich für einen so braven Mann, der diese Schuld bei Gelegenheit zahlen würde.

– Ach, Herr, schonen Sie mich!
– Wenn wir im Lager wären, sagte Crillon, der immer heftiger ward und seinen Schnurbart drehte, so würde ich Dich erschießen lassen. Aber hier steht der Edelmann dem Edelmann gegenüber, und ich gebe Dir einen schimpflichen Verweis. Als Herr dem Diener gegenüber jage ich Dich fort. Packe Deine Sachen zusammen, wenn Du welche hast, und geh'!

Pontis erbleichte und gerieth völlig außer Fassung.

– Ach, Herr von Crillon, stammelte er, haben Sie Mitleiden mit einem armen, wehrlosen Menschen!

– Ich will es, aber gib mir das Billet! Pontis ließ den Kopf hängen.
– Gib es mir, oder Du verlierst nicht nur den Dir anvertrauten Posten hier im Kloster, sondern auch Deine Waffe als Gardist. Als Dein Oberst kann ich Dich entlassen. Du bist nicht mehr im Dienste des Königs!

In Pontis Zügen malte sich die Verzweiflung; er verbeugte sich demüthig.

– Das Billet? fragte Crillon noch einmal.

Pontis schwieg immer noch.

Dieser Widerstand brachte Crillon zur Wuth.

– Herr Pontis, rief er, ich gebe Ihnen acht Tage Zeit, daß Sie in Ihre Provinz zurückkehren können – aber nur fünf Minuten, um dieses Kloster zu verlassen!

Den Augen des jungen Mannes entstürzten Thränen, er konnte kaum die Worte hervorbringen:

– Erlauben Sie mir wenigstens, daß ich Abschied von Herrn Esperance nehme.

Crillon antwortete nicht.

– In einer Minute komme ich zurück, fügte Pontis hinzu, indem er nach dem Zimmer des Verwundeten ging.

Er trat ein. Mit schwerem Herzen neigte er sich über das Bett seines Freundes.

– Was hast Du? rief Esperance.

– Nichts, nichts! sagte Pontis mit erstickter Stimme. Nehmen Sie Ihr Billet zurück – schnell – verbergen Sie es wohl!

– Warum? fragte Esperance, indem er sich aufrichtete.

– Herr von Crillon jagt mich fort! rief Pontis, indem er wie ein Kind in Schluchzen ausbrach.

Esperance stieß einen Schrei aus; er schloß Pontis in feine zitternden Arme.

– Nein, nein! rief plötzlich der Ritter, der mit einem Faustschlage die Thür aufgestoßen hatte und nun eintrat. Ich jage Dich nicht fort. Bleibe! Du bist ein braver Junge. Nun weinen sie beide, diese Narren! Behaltet Eure Papiere, wenn Ihr wollt. Harnibieu, was sind das für dumme Teufel!

Rasch entfernte er sich, denn er schämte sich der Thränen, die er in seinen Wimpern fühlte. Esperance ließ sich nun von Pontis Alles erzählen. Dann sanken sich die beiden Freunde einander in die Arme.

– Ja, ich werde schnell genesen, sagte Esperance: zunächst um Dich zu lieben, und dann, um dem Sturme beizuwohnen.

– Und um Rache an den Frauen zu nehmen! fügte Pontis hinzu.

2.

Der edle Herr Nikolas.

Am folgenden Morgen fragte Pontis, der nachdenkend und besorgt geworden, den Bruder Robert, als dieser Esperance seinen Besuch abstattete, ob es nicht möglich wäre, das Zimmer des ersten Stocks mit einem andern in dem Erdgeschosse zu vertauschen, damit der Verwundete, dem man bald einen kurzen Gang durch den Garten gestatten würde, die Treppe nicht zu ersteigen brauche.

Bruder Robert antwortete, es sei ein Zimmer im Erdgeschosse vorhanden, das zwar kein historisches Bett und keine so schöne Einrichtung enthalte, aber es biete den Herren die Bequemlichkeit, die sie wünschten.

Noch an demselben Tage brachte man Esperance in das neue Zimmer. Abends ging Esperance zu Bett, nachdem er einige Stunden in einem Lehnstuhle verbracht hatte. Dies war die erste Erlaubniß, die ihm ein Arzt ertheilte. Er war ein wenig müde und angegriffen, daß er das Bedürfniß nach Ruhe fühlte, und weder die mächtigen Reize des lauen und heitern Abends, noch die Anziehungskraft einer Mahlzeit, die Pontis bereitet, vermochten ihn vom Schlummer abzuhalten.

– Du wirst neben meinem Bette allein essen, sagte er zu seinem Freunde; und während ich einschlafe, erzählst Du mir eine hübsche Geschichte. Gehe zu Tische und erzeige dem guten Weine des Klosters die ihm gebührende Ehre. Du bist ja nicht von Herrn Laramée verwundet.

Pontis legte den Finger auf seine Lippen.

– Still! sagte er. Jetzt sind wir im Erdgeschosse und müssen leise reden. Nein, fügte er hinzu, ich werde nicht essen, ich danke!

Esperance sah ihn erstaunt an.

– Ich erbitte mir selbst von Ihnen die Erlaubniß, fuhr Pontis fort,

daß ich am Fenster bleiben und folglich dieses Fenster offen halten darf. Suchen Sie sich vor der Abendkühle zu wahren, aber das Fenster muß offen bleiben.

– Ich verstehe Dich nicht, mein lieber Pontis.

– Später gebe ich Aufschluß, sagte der Gardist. Esperance richtete sich auf.

– Du bist seit gestern so geheimnißvoll geworden, sagte er, daß ich mich darüber wundere. Wie heute, sahst Du auch gestern Abend schon aus dem Fenster unsers alten Zimmers. Plötzlich lehntest Du Dich hinaus, sahst um Dich, fuhr zurück, löschtest die Lampe aus und fingst wieder an zu lauschen.

– Das ist wahr, sagte Pontis unruhig.

– Warum willst Du heute nicht essen? Warum willst Du das Fenster wieder öffnen?

Pontis nahm die Lampe und versteckte sie brennend in Esperance's Alkoven, so daß das Zimmer dunkel ward und dennoch das Licht nicht fehlte, wenn er dessen bedurfte.

– Da beginnst Du schon wieder Deine Streiche! Was giebt es denn, Pontis?

– Sambieux, es giebt etwas! antwortete leise der Gardist. Aber es sind Dinge, die verwundeten Leuten nichts taugen, Leuten, denen Aufregung schaden kann.

– Ist es denn etwas Schreckliches?

– Es kann schrecklich werden.

– Solltest Du deshalb den Bruder Robert veranlaßt haben, daß er uns umquartiert hat? Der Vorwand mit der Treppe will mir nicht recht passend erscheinen.

– Herr Esperance, so viel steht fest, daß man aus der ersten Etage einen weitem Weg als aus dem Erdgeschoße zu machen hat, wenn man rasch in den Garten springen will.

– In den Garten springen? Mein Gott, was giebt es denn? O, erzähle mir rasch, um was es sich handelt.

– Später! Wenn die Sache geschehen ist.

– Wenn Du mich länger in dieser Spannung läßt, schadet Du mir

hundertmal mehr. Die Ungeduld ist ein Fieber – und Du verursacht mir Fieber.

– So hören Sie denn, Herr Esperance. Esperance unterbrach ihn.

– Wir sind dahin übereingekommen, daß Du mich künftig nicht mehr »Herr«, sondern einfach Esperance nennt, weil ich Dich Pontis nenne. Das merke Dir zunächst!

– Es geschah aus Achtung – aber wenn Sie es durchaus wollen – nun werde ich rasch erzählen.

– Also, was giebt es?

– Jeden Abend, schon seit zwei Tagen, schlüpft ein Mann in den Garten.

– Welcher Mann?

– Wenn ich es wüßte, würde ich wahrlich nicht so besorgt sein.

– Man muß es den Mönchen sagen.

– O nein! Durch diese Thorheit würde mein Streich mißglücken.

– Was für ein Streich?

– Der Mann erscheint dort unten an der kleinen Mauer. Sie haben doch so viel Ortskenntniß, um mich zu verstehen – nicht wahr?

– Ja. Ich habe den ganzen Tag am Fenster zu gebracht, und habe diese schönen Gärten gesehen und bewundert.

– So wissen Sie, daß uns das neue Gebäude gegenüber liegt?

– In dem man sich zankte?

– Ja, diese schlechten Vögel, die man Frauen nennt, zankten sich dort. Das Gebäude also ist von dem Kloster durch eine Mauer geschieden, die völlig mit jenen schönen Pfirsichen bedeckt ist –

– Ganz recht. Aber in dieser Mauer befindet sich eine Thür, welche das Kloster mit dem neuen Gebäude verbindet.

– Und diese Thür kann nur von den Bewohnern des Pavillons geschlossen werden. Von jener Seite kann sich unser Mann nicht hereinschleichen. Nein. Er kommt von rechts, durch das Kloster.

– Du machst Dir vergebens Sorgen. Ueberall, wo Frauen sind, sieht man Männer. Das Wort Frau ist gleichbedeutend mit Intrigue. Das Wort Mann ist eben so viel, als Nachtschmetterling. Kaum blinkt ein Licht in diesem neuen Gebäude, und wäre es auch nur in den

Augen dieser Frauen, so kommt rasch ein Schmetterling und umflattert es so lange, bis er sich verbrennt.

– O, Betrachtungen dieser Art habe ich auch schon angestellt, sagte Pontis, und zwar mit Veränderungen, die den Frauen noch viel weniger schmeichelhaft sind. Aber was der Augenschein lehrt, muß man glauben. Wenn der Mann, von dem wir sprechen, der in dem neuen Hause wohnenden Leute wegen käme, so würde er in das Haus gehen, nicht wahr?

– Ich glaube, ja!

– Nun, warum kommt er denn unter unser Fenster?

– Es ist wahr! sagte Esperance.

– Wie ein Spürhund, der nach Wildpret sucht, schlich er heran, und dabei wählte er das Gebüsch, um sich zu verstecken.

– Das ist sonderbar.

– Sie glauben, dieser Mann kommt des neuen Hauses wegen, und ich glaube, er kommt unsertwegen.

Esperance richtete sich auf.

– Denken Sie einmal nach, sagte Pontis, ob Sie sich nicht einer Person erinnern, die ein Interesse daran hat, zu erfahren, was aus Herrn Esperance geworden ist, nachdem er auf eine sonderbare Weise von einem gewissen Balcon, der unter Feigenbäumen versteckt liegt, verschwunden ist?

– Ja, ja, Du hast Recht!

– Suchen Sie in Ihrem Gedächtnisse, ob Sie nicht Jemanden finden, dem daran liegt, hier zu vollenden, was man dort begonnen hat, das heißt, das schöne Werk unserer guten Mönche zu zerstören, und Herrn Esperance, den Wiedererstandenen, durch einen schönen, jungen Mann zu ersetzen, der für immer in einem Sarge liegt.

– Pontis, murmelte Esperance, in diesem Falle war der Gedanke, mich in den Bereich des Arms dieses Elenden zu bringen, ein unglücklicher!

– Ich wollte ihn in den Bereich des meinigen bringen. Meine Idee ist folgende: Ist der nächtliche Späher, wie ich voraussetze, Laramée

oder einer seiner Spießgesellen, so wird er wiederkommen, wird sich an demselben Orte verbergen, und hat auch vielleicht eine Verbesserung eines Plans ersonnen, um sich uns mehr zu nähern. Dann springe ich ihm aus diesem Fenster, das kaum drei Fuß von dem Boden entfernt ist, auf den Rücken. Dieser Sprung wird meinem lieben Esperance ein hübsches Schauspiel gewähren, wenn auch nicht ganz so schön, wie Herr von Crillon an der Bresche – aber Sie können es doch von Ihrem Bette aus gemächlich sehen.

– O, könnte ich dabei sein! rief Esperance in einer zornigen Aufwallung.

– Sie werden mir das Vergnügen machen, sich ganz still zu verhalten, und das Klopfen Ihres Herzens nicht um einen Pulsschlag beschleunigen. Es ist durchaus keine Gefahr dabei, und von Höflichkeit wird keine Rede sein. Wenn man mit einem solchen Mörder zu thun hat, zieht man nicht erst Handschuhe an. Der Gang der Sache ist einfach folgender: ich springe aus dem Fenster – knack! Dann packe ich ihn bei der Gurgel, um sicher zu sein, daß ich den Rechten habe. Herr! stoße ich ihm meinen Degen bis an das Heft durch den Leib. Ich bitte Sie nur um eine halbe Minute, um dies Alles abzumachen. Aber, fügte Pontis hinzu, wir müssen auf alle Fälle vorbereitet sein. Wenn es das Unglück wollte, daß ich in diesem Zweikampfe besiegt würde, – es ist schwer, fast unmöglich! – aber bei solchen Gaunern hat man stets Verrath zu fürchten: ich kann mit dem Fuße ausgleiten, ich kann mich in ein Messer stoßen, denn diese Schurken tragen Messer in allen Taschen – in diesem Falle nehmen Sie meinen Dolch, Sie werden wohl Kraft genug haben, um ihn mit beiden Händen wie einen Nagel gerade zu halten. Wenn der Bandit mich nun niedergeworfen, wird er mit Ihnen anbinden. Dann rennt er in die Spitze des Nagels, und er verendet in Ihren Armen. Wenn ich noch leben sollte, so geben Sie mir durch einen Ruf Nachricht, und mein letzter Seufzer wird ein lautes, fröhliches Lachen sein.

– Welche Einbildungskraft! antwortete Esperance.

Auf der Kapelle des Klosters schlug es neun Uhr.

– Still! flüsterte Pontis. Ganz still! Neun Uhr ist ungefähr die Zeit!

Pontis gab dem Verwundeten den Dolch in die Hand und zog die Vorhänge des Bettes zusammen. Dann lief er sich an dem offenen Fenster auf die Kniee nieder.

Eine herrliche Nacht war angebrochen. Die Fenster des neuen Hauses flimmerten in den ersten Strahlen des Mondes. Der Garten, der an das Kloster grenzte, lag im Dunkeln.

Pontis, der hinter einer mit großblättrigen Blumen gefüllten Vase verborgen war, steckte nur seinen Kopf über die Fensterbrüstung hinaus.

Auch Esperance hatte neugierig seinen Kopf durch die Falten der Vorhänge gesteckt; den bewaffneten Arm hielt er ausgestreckt.

Wie ein Wilddieb auf dem Anstande streckte Pontis seine rechte Hand nach rückwärts und winkte, als ob er Esperance sagen wollte:

– Still, ich sehe etwas!

Und wirklich erschien ein Mann, dessen lange Beine den Weg an der Mauer durchschritten; sein langer Rücken beugte sich, um weniger von dem Lichte des Himmels getroffen zu werden. Er durchschritt den Garten und betrat die Orangen-Allee, die längs dem Klostergebäude hinlief.

Zwanzig Schritte von dem Fenster, an welchem Pontis lauerte, blieb er stehen.

Man hatte den Sand unter seinen Schritten knistern gehört.

Den beiden jungen Leuten klopfte das Herz gewaltig. Trotz den von Pontis getroffenen Vorsichtsmaßnahmen, konnte unter diesen Umständen die Genesung Esperance's nicht wohl von statten gehen.

Der Mann drückte sich hinter einer Orange nieder, deren großer Kübel ihn völlig bedeckte. Nun sah er, wie ein Sperling, der auf einem Diebstahle ertappt zu werden fürchtet, nach rechts, nach links, nach oben und unten. Dann näherte er sich dem Fenster bis auf eine Entfernung von fünf oder sechs Schritten.

Pontis, den die Ungeduld, der Zorn, kurz alle Leidenschaften stachelten, die in dem Menschen den Blutdurst eines Tigers anfachen, wartete nicht länger. Er nahm den blanken Degen

zwischen die Zähne, raffte sich zu einem kräftigen Ansatz zusammen, und sprang dem geheimnißvollen Unbekannten fast auf den Rücken. Nach seinem Programme packte er ihn mit der einen Hand an die Gurgel, mit der andern in den Gürtel, hob ihn hoch empor, trug ihn zu dem Fenster, und warf ihn wie eine Masse in Esperance's Zimmer. Nun folgte er mit einem gewaltigen Satze nach, schlug das Fenster zu, sah mit glühenden Augen in das Gesicht des Feindes, und setzte ihm drohend seine Degenspitze auf die Brust, indem er ausrief:

– Nun haben wir Dich, Räuber!

Esperance holte rasch die Lampe aus dem Alkoven hervor, und nun bot sich den Blicken der beiden jungen Leute ein seltsames Schauspiel dar.

– Er ist es nicht! rief Esperance, als er ein mageres und sonderbares, durch den Schrecken bis zur Häßlichkeit entstelltes Gesicht, einen krummen Rücken und krumme Beine erblickte, die aneinander schlotterten.

– Ein Bucklichter! rief Pontis.

– Ohne Waffen! fügte Esperance hinzu.

– Ja, ohne Waffen, meine Herren, und ohne böse Absichten! Stammelte schwach eine meckernde Stimme, während die Beine sich aufstellten und der Mann sich emporrichtete.

Die beiden Freunde betrachteten ihn.

Fast wären sie in lautes Lachen ausgebrochen über diese Heuschrecke, die sie anstatt der Hyder gefunden hatten.

Pontis nahm sein Schwerdt unter den Arm, brachte seine verwirrten Haare in Ordnung, und sagte zu dem Fremden:

– Zunächst müssen wir wissen, wer Sie sind?

– Ein unbescholtener Edelmann, mein Herr.

– Mir scheint, die unbescholtenen Edelleute gehen Nachts nicht spazieren und brechen nicht in die Gärten ein. Sie sehen mir mehr wie ein Dieb aus.

Der Fremde zog eine ungeheuere Börse aus der Tasche, deren Rundung und metallreicher Klang Pontis zu der Aeußerung

veranlaßte:

– Das ist wahrlich nicht die Börse eines Diebes; dessenungeachtet aber führt Sie keine gute Absicht unter unsere Fenster.

– Unter Ihre Fenster! Ach, mein Herr, Ihre Fenster waren mein Ziel nicht!

– Und doch fand ich Sie unter meinem Fenster.

– Weil sich von hier aus der Ort am besten beobachten läßt, den ich belausche.

– Welchen Ort?

– Jene kleine Thür in der Mauer, dieselbe, die in den Garten führt.

– Des neuen Gebäudes? fragte Esperance, der sich zum ersten Male in das Gespräch mischte. Desselben Hauses, in welchem die Frauen wohnen?

– Ja, mein Herr! antwortete der Fremde, indem er den Kranken höflich grüßte.

Esperance dankte eben so höflich.

– Wie ich Dir sagte, fügte Esperance hinzu, indem er Pontis ansah. Der Herr kommt, um . . .

– Bah! unterbrach ihn Pontis rauh, denn es kam ihm sauer an, seine schönen Rachepläne ohne Weiteres aufzugeben. Der Herr soll uns nicht glauben machen, daß er Absichten auf das neue Haus hat. Ein Liebhaber mit solchem Rücken und solchen Beinen . . .

– Pontis! rief Esperance.

Der Fremde schnitt ein Gesicht, um den Scherz so gut als möglich aufzunehmen.

– Ich komme nicht als Liebhaber, mein Herr, antwortete er, ich komme als Ehemann.

– Ah! riefen die beiden jungen Leute.

– So belauschen Sie wohl Ihre Frau? fügte Pontis hinzu.

– Meine zukünftige Frau.

– Eine Person, die neulich so heftig gegen einen schon ziemlich alten Mann schrie?

– Gegen meinen künftigen Schwiegervater, den Grafen von

Estrées, sagte der Fremde. Was mich an betrifft, meine Herren, so bin ich kein Dieb, Sie können sich überzeugt halten, daß ich kein Mann von schlechten Sitten bin. Ich heiße Nikolas Darneval Liancourt.

– Sehr gut, sehr gut, mein Herr! Nehmen Sie doch gefälligst Platz! rief Pontis, indem er dem Fremden einen Stuhl bot.

– Wir bedauern, daß wir Sie für einen Uebel thäter gehalten haben, fügte Esperance hinzu.

– Wir hatten schon den Entschluß gefaßt, Sie um zubringen, sagte Pontis. Es freut mich unendlich, Sie gesund und wohl zu sehen. Noch eine Secunde, und Sie wären todt gewesen. Nikolas Darneval von Liancourt rieb sich lächelnd die Kniee und den Rücken.

– Haben Sie sich vielleicht ein wenig gequetscht? fragte Esperance.

– Ich fürchte es. Es wird schon vorübergehen. Es wird mir ein ewiges Vergnügen bleiben, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Und er rieb sich von Neuem das Fell.

– Herr von Pontis! sagte Esperance, seinen Freund vorstellend. Gardist Sr. Majestät und Liebling des Herrn Ritters von Crillon.

Nikolas Darneval erhob sich, um eine Verbeugung zu machen.

– Herr von Esperance, einer der reichsten Edelleute von Frankreich! sagte nun Pontis.

– Der bedauert, daß seine Wunde ihm nicht erlaubt, Sie stehend zu begrüßen, fügte Esperance hinzu, in dessen schönen Gesichtszügen sich ein Lächeln zeigte. Und jetzt, da wir uns kennen, sagen Sie uns, ob wir Ihnen in irgend einer Beziehung gefällig sein können.

Indem Herr von Liancourt sich bald zu diesem, bald zu jenem der beiden jungen Leute wandte, sagte er:

– Ja, meine Herren, lassen Sie mich zunächst friedlich die Absicht erreichen, die ich zu erreichen mir vorgenommen habe.

– Ihre zukünftige Frau zu überwachen? fragte Pontis. In des Himmels Namen, mein Herr. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß es Ihnen gelingen möge, sie auf einem Vergehen zu ertappen.

Nikolas Darneval machte eine graziöse Verneigung.

– Aber ich begreife nicht, sagte Esperance, was Sie hinter dem Kübel des Orangenbaums entdecken wollten. Das Haus, in welchem Ihre zukünftige Frau wohnt, ist weit davon entfernt. Von Weitem sieht man schlecht.

– Meine Herren, Sie scheinen mir so liebenswürdige junge Leute zu sein, daß ich mich geneigt fühle, Ihnen mein volles Vertrauen zu schenken, sagte Herr von Liancourt.

Er rieb sich die Schulter, indem er ein klägliches Gesicht machte.

– Wir werden es zu rechtfertigen wissen, antwortete Pontis.

– So muß ich Ihnen zunächst sagen, daß wir, Herr von Estrées nämlich und ich, diese Heirath lebhaft wünschen, aber daß die Zukünftige eben nicht sehr darüber erfreut zu sein scheint.

– Die jungen Mädchen haben mitunter Launen, sagte Esperance.

– Aber wissen Sie, warum Fräulein von Estrées mich ausschlägt?

Pontis und Esperance betrachteten Herrn von Liancourt vom Kopfe bis zu den Füßen; dann wechselten sie einen Blick, als ob sie sagen wollten:

– Wir errathen es!

– Sie schlägt mich aus, fuhr der zukünftige Ehemann fort, weil ihr Jemand in diesem Augenblicke den Hof macht.

– Bah!

– Eine sehr hoch gestellte Person, die ihr Boten und Briefe sendet.

– Sind Sie davon überzeugt?

– Neulich habe ich einen aufgefangen.

– Einen Brief?

– Nein, einen Boten. Der Mann ist so bekannt, daß man ihn nicht verkennen kann. Herr von Liancourt seufzte. Dann sagte er:

– Es war Herr von la Varenne.

– Der Briefträger des Königs? rief Pontis.

– Derselbe! antwortete kläglich der Zukünftige.

– Dann wäre ja der Galan . . .

– Still! sagte Herr von Liancourt, indem er sich nach dem Garten

wendete.

– Was giebt es?

– Während wir hier plaudern, kann das geschehen, was ich verhindern will.

– Was denn, mein bester Herr Nikolas? fragte Esperance.

– Fräulein von Estrées hatte dem Boten gesagt: »Erwarten Sie morgen halb zehn Uhr meine Antwort an der kleinen Thür!«

– Nun?

– Nun hatte ich mir vorgenommen, mich zu verstecken und la Varenne zu überraschen. Ach, es ist schon halb zehn Uhr, die kleine Thür wird wieder verschlossen und die Antwort ertheilt sein. Ich bin verloren!

– Ah, mein bester Herr, sagte Pontis, Sie werden ihn schon erwischen. Wollten Sie la Varenne tödten? Ich meine zufällig!

– Nein, o nein! Wie könnte ich einen Officier Sr. Majestät tödten! Nein, das war wahrhaftig nicht meine Absicht!

– Ich verstehe, sagte Esperance. Sie wollten diese Ueberraschung dazu benutzen, um mit Ihrem Schwiegervater gänzlich zu brechen.

– Das noch weniger. Ich sollte mit Herrn von Estrées brechen, sollte Fräulein Gabriele, ein so reizendes Mädchen, verlieren? Nein, die Parthie ist zu schön!

– Nun, was wollten Sie denn beginnen? fragte Pontis, als er Esperance die Stirn zusammenziehen sah.

– Ich wollte sicher, ganz sicher sein . . . es könnte mir später nützen. Die beiden jungen Leute sahen sich an.

– Grämen Sie sich nicht, sagte Pontis, Sie können annehmen, daß Sie sicher sind.

– Ich werde mein Werk von Neuem beginnen, sagte Herr von Darneval, und jetzt, da wir Freunde sind, werden Sie mir nöthigenfalls helfen.

– Um mich einer Frau unangenehm zu machen, bin ich zu Allem bereit! sagte Pontis.

– Danke, danke, mein lieber Herr! Und Sie, Herr von Esperance?

– Ich bin verwundet, ich kann mein Bett nicht verlassen,

antwortete Esperance trocken.

– So kann ich also Nachts den Garten durchstreifen, ohne daß Sie mir ein Hinderniß entgegenstellen?

– Nicht das geringste Hinderniß! rief Pontis.

– Dann will ich mich für heute zurückziehen, morgen werde ich vielleicht glücklicher sein. Leben Sie wohl, meine Herren! Ich wünsche Ihnen baldige Genesung, Herr Esperance. Aber Sie bewahren doch mein Geheimniß, nicht wahr?

– Sambioux, ich schwöre es! rief Pontis.

– Aber ich nicht! murmelte Esperance vor sich hin, während der Gardist dem edeln Nikolas sehr zuvorkommend behilflich war, den Rückweg durch das Fenster zu nehmen.

Pontis rieb sich die Hände, indem er dem Bette wieder näher trat.

– Unsere Geschäfte gehen gut! rief er. Wir rächen uns schon an den Weibern! Und an was für einem Weibe!

– Komm zu mir, Pontis, sagte Esperance. Du sprichst ohne Sinn und Verstand, wie ein Nikolas Darneval, aber nicht wie ein Edelmann. Setze Dich zu mir, ich werde Dir in wenig Worten den Beweis liefern.

Pontis' Freude kühlte sich ein wenig ab. Ueberrascht setzte er sich neben das Bett des Verwundeten.

3.

Freundschaftsdienste.

Es schien dem Gardisten unbegreiflich zu sein, warum Esperance die so eben stattgehabte Scene anders auffaßte, als er.

– Wir haben beschlossen, sagte er, jede Gelegenheit zu benutzen, den Frauen zu vergelten, was sie uns zu gefügt haben.

– Zunächst sage mir, fragte Esperance, was Dir die Frauen zugefügt haben?

– Sie haben mir den Freund gemordet, oder doch so verwundet, daß er fast todt war.

– Das ist ein Grund. Aber Alle haben dies Verbrechen nicht begangen, und wenn ich Ihnen verzeihe, so wirst Du gezwungen sein, ebenfalls zu verzeihen.

– Sie wollen also verzeihen! rief Pontis zornig. Sagen Sie nur schnell heraus, was geschehen soll. Anstatt die Erinnerung an das Böse zu bewahren, die den Mann stärkt und kräftigt, werden wir zu Ehren dieser Damen Sonnette und Triolette machen, werden ihnen Kränze winden, und die verschlungene Namens-Chiffer der Entragues und Laramée's in Blumen darstellen. Das Kreuz bilden zwei Messer – Sambieux!

– Das ist lächerlich, mein armer Pontis! sagte Esperance. Wenn Du stets so extrem denkst, werden wir nie übereinstimmen. Ja, ich hasse die Frauen, ich bin ihrer überdrüssig, ich werde mich an ihnen rächen, sobald sich eine Gelegenheit darbietet; aber eine gute Gelegenheit, verstehst Du? Und um den Schaden wieder gut zu machen, den eine von ihnen meiner Haut zugefügt, werde ich meine Ehre und mein Gewissen nicht preisgeben. Du weißt noch nicht, daß sich ein Edelmann von den Frauen schlagen läßt, aber er schlägt nur die Männer.

– Ah, murmelte Pontis, diese Theorie werden die Damen bald zur

Mode erheben, wenn sie bekannt wird. Straflosigkeit – vortrefflich!

– Wer spricht von Straflosigkeit? Ist die Frau, die man verachtet, nicht bestraft? O, Du wirst sehen, daß die Frau, von der wir reden, sich grausam bestraft fühlt . . .

– Durch das, was sie gethan, beweist sie, daß sie Herrn Esperance nicht liebte. Geben Sie das zu?

– Ja. Und nun?

– Nun, wenn diese Frau Sie nun nicht liebt, was kümmert sie sich um Ihre Verachtung? Esperance legte seine Hand auf Pontis' Schulter.

– Ich wette, daß Du in Deiner Provinz nur Kammerzofen kennen gelernt hast.

Pontis richtete sich auf

– Oder Nähemädchen, fügte Esperance hinzu. Ich will Deinem gerechten Stolze gern Zugeständnisse machen. Es ist mit gewissen Frauen wie mit gewissen Pferden, mein Bester. Um diese zu bestrafen, nimmst Du Deine stärkste Peitsche, Deinen schwersten Stock; aber versuche es, meine gute Stute zu schlagen, die man mir ohne Zweifel gestohlen hat! Um sie zur Verzweiflung zu bringen, brauchte ich nur zu sagen: Ist das ein faules Thier, ich werde es verkaufen! – Diana hätte dann die Welt umjagt. Sie ist von edler Art und fühlt den Schimpf. Die Strafe muß stets dem Geschöpfe angemessen sein.

– Das Geschöpf von Ormesson ist wahrlich ein schönes Geschöpf!

– Es ward beschlossen, Freund, daß nie wieder die Rede davon sein soll, sagte Esperance mit einer Hoheit, die sein lebhaftes Mißfallen verrieth. Also kein Wort mehr darüber. Sprechen wir von der Dame, die das neue Haus bewohnt, und von dem Bucklichten, der ihr Nachts heimlich Schlingen legt, was, nach meiner Ansicht, eines Mannes unwürdig ist. Ich bin nie ein Freund von Aufpassen gewesen, selbst auf der Jagd nicht. Ich muß den Kampf haben. Ich will, daß mein Feind, und wäre es auch nur ein Eber, mir gegenüber steht, und zwischen Vertheidigung oder Flucht seine Wahl trifft. Hier wird das Wild angegriffen. Der Jäger ist ein Ungeheuer, dessen

Seele verkrüppelt ist, wie sein Rückgrat. Aber der Kampf zwischen diesen beiden Gegnern ist ungleich. Stellen wir die Gleichheit her.

Pontis wollte rufen und gestikulieren; Esperance hielt ihm die Arme.

– Ich weiß, was Du sagen willst, ich sehe, wie die Worte sich auf Deinen Lippen bilden: dieser wackere Bucklichte steht auf dem Punkte, eine Frau zu nehmen, und man betrügt ihn.

– Ganz recht.

– Aber, Pontis, er will mit Gewalt heirathen, und die Zukünftige will Nichts von ihm wissen.

– Sie hat einen Geliebten.

– Um so mehr Grund, diesen Bucklichten auszuschlagen.

– Sie schlägt ihn nur aus Eitelkeit und Ehrgeiz aus, denn unter uns und sehr leise gesagt, der König ist nicht eben ein schöner Herr, denn er hat eine lange Nase, dürre Beine, einen schwarzbraunen Teint und stachlichte Haare, wie ein Igel. Dabei sitzt er stets zu Pferde, und schwitzt wie ein Braten unter seinem Harnisch. Ein hübscher Bettgenosse! Und nun ist er vierzig Jahre alt . . .

– Ich würde hundert Thaler darum geben, wenn Herr von Crillon jetzt in einem Winkel verborgen wäre! rief Esperance. Er würde Dich bei lebendigem Leibe schinden, wie Du es verdienst, denn Du bist ein kleiner Judas, der einen Herrn verräth.

– O, murmelte Pontis erschreckt, obgleich der Ton, in dem Esperance gesprochen, durchaus keinen Zorn verrieth – das ist kein Verrath, es ist nur ein Scherze. Mein Herz ist gut, wenn auch meine Zunge böse ist.

Das Täfelwerk knackte wie ein rasch vorübergehendes Gelächter.

Der erschreckte Pontis machte einen Satz in das Zimmer. Esperance, der sich an diesem Schrecken ergötzte, hatte große Mühe, den Gardisten abzuhalten, die Winkel und Ecken zu durchsuchen.

– Ah, rief er, über Deine Lästerungen empören sich selbst die Wände! So oft man von einer Frau oder von einem Könige Böses spricht, giebt es ein Ohr, das es hört. Du lästertest das Fräulein, das

in dem neuen Hause wohnt – vielleicht hat sie es gehört.

– Unmöglich! antwortete Pontis mit einer naiven Furcht. Ich habe allerdings von dem Könige etwas gesagt, aber es war durchaus nicht der Ausdruck meiner Gedanken.

– Beruhige Dich! rief Esperance, dem vor Lachen die Thränen in die Augen traten. Ich werde Dir Gelegenheit geben, daß Du Alles wieder gut machen kannst. Morgen früh wirst Du nach dem neuen Hause gehen.

Pontis sah ihn mit großen Augen an.

– Du verlangst mit Fräulein von Estrées zu sprechen. Du besitzt Geist, und bist, wie alle Deine Landsleute, ein Redner. Nun erzählst Du dem Fräulein einfach und offen die Scene, die diesen Abend hier stattgehabt. Du nennst aber den Namen Nikolas von Liancourt nicht, sagt auch nicht, daß er bucklicht ist, und machst durchaus keine Anspielungen auf Fouquet La Varenne, folglich auch nicht auf den, der ihn sendet.

– Aber, rief Pontis, was soll ich denn sagen, wenn Sie mir dies Alles verbieten?

– Du kannst aus dem Grunde Herrn von Liancourt nicht nennen, weil schon der Anschein kränkt, als wüßte man die Angelegenheiten eines jungen Fräuleins, das sich verheirathen will, ganz genau. Daß er bucklicht ist, darfst Du ebenfalls nicht sagen, weil sie es bis jetzt nicht bemerkt hat, da sie ihn heirathen will. Von La Varenne und dem Könige wirst Du nicht reden, wenn es Dir lieb ist, daß Dein Kopf auf Deinen Schultern bleibt.

– Nun, Herr Esperance, unterbrach ihn Pontis gereizt, so dictiren Sie mir, was ich sagen soll.

– So höre: Mein Fräulein, sagt Du, ich bewohne mit einem Freunde, einem Edelmanne, ein Zimmer in diesem Kloster; wir haben bemerkt, daß jeden Abend ein Mann kommt, der Alles beobachtet, was Sie thun, und dessen Aufmerksamkeit vorzüglich auf jene kleine Verbindungsthür gerichtet ist. Du wirst ihr die Thür bezeichnen. Dieser Mann ist klein, fährt Du fort, hat einen etwas krummen Rücken, und macht Schlag halb zehn Uhr seine Runde. Ich habe geglaubt, daß diese Andeutungen Ihnen nützlich sein

können. Darum nehmen Sie sie als gut gemeint auf, und halten Sie sich versichert, mein Fräulein, daß ich Ihr achtungsvoller Diener bin. Nun macht Du eine Verbeugung, und gehst wieder.

– Achtungsvoll! murmelte Pontis. Achtung vor der Zukünftigen des Herrn Nikolas! Da möchte ich lieber, daß sie allein ihren Knäul abwickelt!

– Du mußt die höchste Achtung der Welt vor einer Frau hegen, die Dein Fürst mit seiner Freundschaft beehrt. Begreifst Du denn nicht, Unglücklicher, wieviel abscheuliche Katastrophen von Deinem Schweigen abhängen? Wenn der König in dieses Kloster käme, und wenn man ihm auflauerte! Wenn der Bucklichte, den wir für einen dummen Teufel halten, ein Verräther wäre! Wenn der politische und religiöse Geist, diese beiden blutschnaubenden Furien, unter der Maske, einen Nebenbuhler zu bestrafen, den Arm eines Mörders bewaffnet hätten! Pontis, Du hast weder Herz, noch Verstand. Du liebst Nichts, und erräthst Nichts! O, hätte ich zwei Beine, die mich tragen könnten! O, wäre es schon Tag! Die Hälfte meines Lebens gäbe ich darum, wären die Worte, die ich Dir so eben dictirt, schon jenem Fräulein bekannt!

– Sambieux, rief Pontis, das ist wahr! Der König . . .

– Da Du überzeugt bist, so beobachte einmal, daß man stets gewinnt, wenn man die Frauen nicht kränkt. Wünsche mir eine gute Nacht, und lege Dich schlafen, damit Du morgen desto früher erwacht, um Deinen Auftrag auszuführen.

– Sobald das Morgenroth am Himmel erscheint! sagte Pontis.

– Nein, sobald das Fräulein aufsteht, antwortete Esperance, der gleich darauf in einen sanften Schlaf versank. Die heilende Natur verlängerte diesen Schlaf bis neun Uhr Morgens. Als der Verwundete die hellen Augen aufschlug, war Alles Leben um ihn. Pontis saß sinnend am Fenster; er stützte den Ellbogen auf ein Knie, und das Kinn auf den Einbogen. Die Orangen auf dem Fenstergesims freuten ihren duftenden Blüthenschnee aus.

– Esperance sah so wohl aus, daß Pontis bei seinem Anblicke ausrief:

– Wer von uns Beiden ist denn verwundet gewesen?

– Mich hungert und dürftet! sagte Esperance. Ich habe Lust, einen Spaziergang zu machen, und möchte mit den Lerchen und Finken singen. Mir ist leicht und wohl um's Herz unter diesem köstlichen blauen Himmel.

Pontis öffnete die Thür. Zwei Mönche brachten den kleinen Tisch herein, auf dem das Frühstück stand, das man Esperance erlaubt hatte.

Der junge Mann aß begierig; er bedauerte, daß er seinem erzürnten Magen nicht mehr bieten konnte. Da trat der Bruder Sprecher ein. Nachdem er seinen Verwundeten einen Augenblick schweigend angesehen, zog er aus seinem Aermel eine lange, runde Flasche hervor, die das Auge eines Reconvalescenten entzücken mußte. Dann ließ er sich von einem der dienenden Brüder ein Glas reichen.

Robert füllte das reine Krystallglas, in dem sich die Sonnenstrahlen brachen, mit einem dunkelrothen Weine, der wie Rubinen flimmerte.

Dann reichte er es Esperance. Die Augen des Gardisten glänzten wie Kohlen; aber der Bruder Sprecher drückte sorgfältig den Kork wieder auf seine Flasche, schob sie in den Aermel zurück und entfernte sich, nachdem er die Wirkung bewundert, die sein alter Burgunder auf die Wangen des Reconvalescenten ausgeübt.

– Ich möchte mit dem Bruder Sprecher gern einen Handel abschließen, sagte Pontis: ein Glas meines Blutes für ein Glas von diesem herrlichen Nectar! rief er.

– Der Wein ist älter, als Ihr Blut, antwortete lächelnd einer der Mönche, als er sah, wie der Gardist mit der Zunge die Lippen leckte.

– Und wenn er so selten ist wie die Worte des Bruders Sprechers, fügte Pontis hinzu – ich habe wenig Aussicht, ihn jemals zu kosten. Welch eine sonderbare Idee hat man in diesem Kloster gehabt, daß man einen Menschen Sprecher nennt, der niemals den Mund öffnet!

Die beiden Mönche deckten den Tisch ab, und unsere beiden Freunde blieben allein.

– Nun, rief Esperance, woran denkst Du?

- Ich denke, daß es Pomard-Wein sein muß, antwortete Pontis.
- Ich spreche von der Zukünftigen. Was hat sie Dir gesagt?
- Ach ja! Nun, sie hat. Nichts gesagt. Ich kam gerade in dem Augenblicke an, als sie sich mit ihrem Vater zankte. Mir scheint, es ist dies ihre Gewohnheit. Ich habe nur ein Kammermädchen gesehen.
- Ein hübsches?
- Ah, die Elende ist sehr hübsch! antwortete Pontis. Es giebt leider nur zu viel hübsche Frauen; sie sind die Lockspeise, die uns der Teufel hinhält.
- Nothwendigerweise. Und dieses Kammermädchen?
- Hat mich bei den ersten Worten versteckt, die ich zu ihr gesprochen habe. Dieses durchtriebene Volk ist an Intriguen gewöhnt! Sie zog mich rasch unter eine Treppe, damit wir nach Gefallen plaudern konnten. Und nun denken Sie sich – als ich ihr sagte, von wem ich käme, antwortete sie mir, daß man uns schon kenne.
- Uns?
- Wissen die Frauen nicht Alles? Ah, rief die hübsche Sünderin, Sie kommen von dem Verwundeten! Das ist sehr gut. Die Sache ist wichtig, sagen Sie?
- Sehr wichtig. Ein Mann schleicht umher und beobachtet Sie . . . es ist eine Schlinge. Kurz, ich jagte ihr eine solche Furcht ein, daß sie antwortete: »In diesem Augenblicke und während des ganzen Tages können Sie mit dem Fräulein nicht sprechen, denn ihr Vater bewacht sie; aber später, in der Abenddämmerung, gegen neun, halb zehn Uhr! –« Es scheint dies ihre Stunde zu sein.
- Du kannst also wiederkommen?
- Das ist unnütz, man wird zu uns kommen.
- Wie? Wer wird kommen? Das Kammermädchen?
- Es fehlte. Nichts mehr, wenn die Geliebte selbst käme. Wahrhaftig, ich stehe nicht dafür.
- Bist Du toll?
- Halb zehn Uhr, wenn es dunkel ist, wird man an das Fenster

kommen; man wird hören, was Du ihr zu sagen hast – ich habe meinen Auftrag ausgerichtet.

Esperance senkte nachdenkend den Kopf.

– Du findest dies sehr liebenswürdig, nicht wahr? fragte Pontis ironisch.

– Liebenswürdig und sehr anständig, antwortete Esperance trocken. Das Fräulein weiß, daß ich verwundet und an das Zimmer gefesselt bin. Und dann auch wird sie nicht wollen, daß man einem indiscreten Briefe das Geheimniß anvertraue. Doch, rief er plötzlich, ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich mich so abmühe, dieses Fräulein zu vertheidigen! Sie bedarf meiner nicht. Wer hat Dir ein Rendezvous versprochen? Sie? Wen trifft die Schuld, wenn Du den Schritt unüberlegt findest? Hast Du nicht mit der Dienerin gesprochen? Von ihr geht es also aus. Kann nicht das Kammermädchen kommen? Mein Gott, welch eine unbeugsame Natur!

– Da habe ich schon wieder Unrecht! murmelte Pontis. Gut, ich habe Unrecht!

Sie verbrachten den Tag damit, daß Esperance theils im Zimmer, theils vor dem Hause unter den blühenden Orangenbäumen seine Kraft versuchte. Der Versuch war ein glücklicher. Bald setzte sich Esperance, um in langen Zügen die Luft einzuathmen, bald schlummerte er einige Minuten, wenn die Kräfte sich zu rasch erschöpften. So kam der Abend heran. Der Kopfschmerz, der mit den ersten Anstrengungen eines Reconvalescenten stets verbunden ist, war beinahe verschwunden. Esperance fühlte sich so frisch und stark, daß er sich auf zwei Stühle vor dem Fenster ausstreckte, anstatt zu Bett zu gehen.

Draußen ward es stets dunkler, so daß man die einzelnen Gegenstände sowohl in dem Garten als an dem neuen Hause nicht mehr unterscheiden konnte. Die beiden Freunde saßen ruhig bei ihrer Lampe, die von Mücken und Nachtschmetterlingen umschwärmt ward.

Plötzlich schien es, als ob sich in der nahen Allee leichte Schritte vernehmen ließen. Diese Schritte kamen rasch näher.

– Da ist sie! flüsterte Pontis einem Freunde zu.

Gratienne schlüpfte in der That aus den Gesträuchen hervor; sie trat an das Fenster, und sagte in einem fast ärgerlichen Tone:

– Wenn Sie Licht haben, kann mein Fräulein sich nicht nähern!

– Fräulein! rief Pontis. Ist sie denn da?

– Dort, zwischen den beiden Orangen. Esperance bemerkte einen Schatten . . . Er streckte die Hand zurück und löschte die Lampe aus. Gratienne lief zu ihrer Herrin.

– Nun, was sagte ich? fragte Pontis. Die Frauen sind Schlangen.

Esperance richtete sich in seinen Kissen auf.

– Und Sie sind ein Narr! antwortete er. Die beiden Frauen standen vor dem Fenster. Die am nächsten stehende war Gratienne; die andere, halb hinter ihr versteckt, stützte sich auf die Schulter ihrer Begleiterin.

– Pontis, biete der Dame einen Stuhl! sagte Esperance zu dem Gardisten, der unbeweglich blieb.

Pontis ergriff einen Stuhl, schwang ihn durch das Fenster und setzte ihn vor der bebenden Gabriele nieder.

– Geh' und wache, Gratienne! sagte sie.

Vorsichtig ging Gratienne in den Garten.

– Wache, Pontis! sagte nun auch Esperance.

Der Gardist stieg aus dem Fenster und traf in einiger Entfernung von dem Hause mit der Zofe zusammen. Wie die zweier Statuen zeichneten sich ihre Umrisse auf dem grauen Hintergrunde des Horizontes ab.

Als Esperance sah, daß Gabriele noch nicht wagte, sich zu nähern, sagte er:

– Ich bitte, setzen Sie sich, mein Fräulein, man wird Sie weniger sehen, als wenn Sie stehen. Entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihnen nicht entgegen komme, aber die Abendfrische ist den Wunden schädlich – ich bleibe mit Bedauern in dem Zimmer.

Die Dunkelheit war so groß, daß der junge Mann unter dem Mantel, mit dem Gabriele ihren Kopf bedeckt, nichts unterscheiden konnte.

– Ach, mein Herr, flüsterte eine so süße Stimme, daß sie Esperance tief zu Herzen ging, Sie wollen mich auf eine Gefahr aufmerksam machen? Demnach interessieren Sie sich für ein armes, schutzloses Mädchen? Ihre unerwartete Hilfe hat mich wieder erimuthigt. Sie kann mich retten – sind Sie geneigt, mein Herr?

– Ja, mein Fräulein! Aber ich bitte, setzen Sie sich!

– Ich soll mich setzen . . . Ich weiß nicht einmal, ob ich die Zeit haben werde, Ihnen. Alles zu sagen, was ich Ihnen sagen möchte. Sie finden wohl meinen Schritt sehr kühn, nicht wahr? Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin! Gerührt durch diese Töne, die fast nichts Menschliches hatten, näherte sich Esperance.

– Ich errathe, sagte er.

– Nein, Sie können es nicht errathen. Mein Gott, wer kommt da? Ist es nicht mein Vater?

– Nein, es kommt Niemand. Fürchten Sie nichts, unsere Wachen sind auf der Huth.

– Mein Vater hat mich nur auf einige Minuten verlassen. Er ist hinausgegangen, um zu sehen, ob die Hugenotten immer noch die Umgegend besetzt halten; er könnte unvermuthet zurückkehren. Ich muß meine Gedanken sammeln.

Gabriele bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Esperance würde viel darum gegeben haben, wenn er hätte sehen können, ob ihre Züge eben so sanft waren, als ihre Stimme.

– Ich wollte Sie davon unterrichten, sagte er, daß eine gewisse Person Ihr Thun und Lassen zu erforschen sucht. Nun erzählte er kurz, was er wußte, und verschwieg auch die Gefahren nicht, die er fürchtete.

– Ja, unterbrach sie ihn hastig, es sind allerdings Gefahren vorhanden, aber mir drohen noch andere, weit schrecklichere. Die mir aufgezwungene Heirath soll nicht in vierzehn, nicht in acht Tagen stattfinden, mein Vater will, daß sie sogleich vollzogen werde.

Ein nervöses Zittern bemächtigte sich Gabriele's, als sie diese Worte sprach. Thränen erstickten ihre Stimme.

– Fassen Sie Muth, mein Fräulein! rief Esperance. Weinen Sie nicht, Sie zerreißen mir das Herz. Sie sagten vorhin, meine Hilfe könne. Sie retten – Wie? Wann? Welche Hilfe? O reden Sie, weinen. Sie nicht!

Das junge Mädchen lehnte sich auf die Fensterbrüstung, faltete die Hände und sagte mit Heftigkeit:

– Versprechen Sie mir, mich mit geneigtem Ohre anzuhören, sonst bin ich verloren, denn Alles verläßt und verräth mich.

– Mit ganzer Seele! Aber wer verräth Sie denn?

– Urtheilen Sie. Mein Vater hat mir heute erklärt, daß Alles zu meiner Verheirathung vorbereitet sei. Bestürzt eilte ich zu meinem alten Freunde, zu dem Prior Dom Modestus, um mir Rath zu holen. Er und Bruder Robert sind schon oft meine Vorsehung gewesen. Ich schilderte ihnen meine traurige Lage. Alle meine Hoffnung hatte ich auf sie gesetzt, denn sie üben auf Herrn von Estrées einen großen Einfluß aus.

– Und was geschah?

– Sie haben mich verlassen; sie haben erklärt, daß sie dem Willen eines Vaters nie entgegen sein würden. Soviel ich auch bat und sprach, sie blieben unbeugsam. Die Verzweiflung trieb mich, zu Ihnen zu gehen, mein Herr, dem unbekanntem Schützer, der mich diesen Morgen durch Gratienne aufmerksam machen ließ. Ich wußte, daß Sie Edelmann, daß Sie ein Gardist des Königs sind.

– Ich nicht, aber mein Freund! unterbrach sie. Esperance.

– Gleichviel, ich habe gewußt, daß Sie ein Freund Herrn Crillon's sind, des biederten und großmüthigsten Ritters der Welt. Ein Freund Crillon's, sagte ich mir, wird ein junges Mädchen nicht in Schmerz und Angst lassen. Statt Gratienne zu schicken, bin ich nun selbst gekommen, um Sie offen und frei um den Dienst zu bitten, der allein mich retten kann. Versprechen Sie mir, daß Sie einwilligen?

– Wenn die Gewährung Ihres Wunsches möglich ist . . .

– Sie ist leicht. Es ist nichts weiter nöthig, als Eile und Verschwiegenheit. Ich habe nur einen, aber einen sehr mächtigen Freund. Er ist abwesend und weiß nicht, daß man mich zum

Aeußersten treibt. Wenn er es wüßte, würde er zu meiner Rettung herbeieilen. Er vermag Alles!

– Ah, der König? fragte Esperance mit einem Anfluge von Kälte, der Gabrielen nicht entging.

– Ja, mein Herr, der König! flüsterte sie, indem sie das Köpfchen senkte.

– Ich glaubte, Herr von la Varenne sei gestern hier im Kloster gewesen. Hat er keine Nachrichten von Sr. Majestät mitgebracht?

– Gestern, stammelte Gabriele, war von der Beschleunigung dieser Heirath noch nicht die Rede. Außer dem wird Herr von la Varenne nicht wiederkommen, bevor der König nicht selbst erscheint. Ach, wann wird dies geschehen? Der König ist völlig mit den Vorbereitungen zu einem Uebertritte beschäftigt . . . Wenn man mich in seiner Abwesenheit verheirathete! Der arme Fürst!

Esperance seufzte.

– Widersetzen Sie sich! sagte er.

– Ich habe es versucht, aber der Kampf hat meine Kraft gebrochen. Einem Vater, wenn er ein Herr von Estrées ist, kann man keinen Widerstand entgegenstellen. Und der König kommt mir nicht zu Hilfe . . . ach, es ist um mich geschehen!

– Was soll geschehen, mein Fräulein? sagte Esperance.

– Ich habe eilig einige Zeilen geschrieben, die dem Könige auf der Stelle überbracht werden müssen. Ach, mein Herr, für diesen Dienst würde ich Sie Zeit meines Lebens segnen!

– Vielleicht leiste ich Ihnen einen schlechten Dienst damit, murmelte Esperance; aber ich bin nicht berechtigt, Ihnen meine Ansichten darüber mitzutheilen. Lieben Sie den König?

– Er ist ja ein so großer Fürst, ein Held!

– Ich begreife Ihren Enthusiasmus, Ihre Liebe!

– Meine Bewunderung . . .

– Es bedarf Ihrer Vertheidigung nicht, mein Fräulein. Käme es auf mich an, so würde ich Ihren Brief sofort dem Könige überbringen; aber ich bin verwundet, krank. Ich kann nicht einmal gehen, viel weniger denn reiten. Aber mein Freund ist im Stande, hundert

Meilen zu reiten . . . wenn Sie ihm den Brief anvertrauen wollen. Ich verbürge mich für eine Verschwiegenheit und Eile.

– O, wie soll ich mich Ihnen dankbar zeigen! Hier ist der Brief Ich wünsche, daß Sie recht bald gesund werden mögen, mein Herr!

– Und ich wünsche Ihnen viel Glück, mein Fräulein!

Ein Hundegebell ließ sich von dem neuen Hause her vernehmen. Die beiden Wächter zogen sich hastig zurück, wie Schildwachen auf ihren Posten. Die beiden jungen Mädchen waren bereits wie Schwalben entflohen, aber noch fühlte Esperance den wohlwollenden Händedruck. Gabriele's, er ging von der Hand in das Herz über.

– Ist denn in diesem Briefe Feuer enthalten? murmelte Esperance.

Er erinnerte sich, daß dieses Papier, bevor es in seine Hände übergegangen, auf Gabriele's Busen erwärmt worden war.

Am nächsten Morgen kleidete sich Esperance melancholisch an. Tausend Gedanken durchflogen seinen Geist, der ihm noch kränker, als sein Körper zu sein schien. Plötzlich ward die Thür geöffnet und eine Kapuze trat ein.

Es gab nur eine Kapuze von diesem pedantischen Ansehen, nur eine, die sich so majestätisch wiegte. Esperance erkannte den Bruder Robert, der die gewöhnliche Herzenstärkung brachte.

Der Mönch ließ seine Blicke durch das Zimmer schweifen, als ob er Jemanden suchte.

– Ich sehe Ihren liebenswürdigen Gesellschafter nicht, mein lieber Bruder?

– Pontis ist ausgegangen, mein lieber Bruder! antwortete Esperance.

– Ah, ausgegangen! Es thut mir leid. Wir haben Diener und Domestiken genug, welche die Aufträge unserer Gäste besorgen können. Man hätte Ihrem Freunde, dem Herrn Pontis, diese Mühe ersparen können.

Esperance schwieg, denn er konnte nicht lügen.

– Es thut mir um so mehr leid, fuhr Bruder Robert fort, da Herr Pontis zu Pferde gestiegen sein muß. Als ich vorhin durch die Ställe

ging – heute wird nämlich der Futtevvorrath ausgetheilt – sah ich ein Pferd nicht mehr an der Krippe.

Bei diesen Worten sah Bruder Robert den jungen Mann mit einem durchdringenden Blicke an.

Esperance blieb stumm.

– Demnach scheint er weit gegangen zu sein, sagte der Mönch.

– Sehr weit, lieber Bruder.

Der Mönch setzte sich auf dieselbe Stelle des Fensters, wo Abends zuvor Gabriele die Hand des Verwundeten gedrückt hatte.

– Herr von Crillon hat ihm befohlen, Sie nicht zu verlassen, fügte Bruder Robert hinzu. Er begeht ein Unrecht, indem er den Befehlen des Ritters nicht gehorsam ist. Esperance erröthete.

– Die jungen Leute, fuhr der Mönch fort, begehen oft Fehler, entweder weil sie zu wenig Geist, oder zu viel Herz besitzen. Der gerade Weg ist der beste.

Der verwirrte Esperance antwortete:

– Halten Sie sich versichert, mein lieber Bruder daß sich Pontis auf einem geraden Wege befindet.

– Das kommt darauf an! sagte Bruder Robert.

Esperance zitterte. Das Geheimniß lag schwer auf feiner Seele.

– Sie wissen. Alles? fragte er.

– Ich weiß nichts, antwortete kalt der Mönch. Aber da Herr Pontis ausgeritten ist, so schließe ich, daß er wichtige Gründe dazu haben muß.

– Sehr wichtige!

– Um so schlimmer! sagte der Mönch.

– Urtheilen Sie selbst, mein lieber Bruder, sagte Esperance, der glücklich war, einen Theil der Verantwortlichkeit von sich abwälzen zu können. Konnten zwei junge Leute, die das Herz auf dem rechten Flecke haben, kaltblütig die Ungerechtigkeiten ansehen, die man hier begeht?

– Begeht man hier Ungerechtigkeiten? fragte Bruder Robert mild.

– Und Sie selbst reichen die Hand dazu, denn Sie haben sie angerathen, oder wenigstens doch verdolmetscht. Anstatt die junge

Dame zu retten, geben Sie zu, daß man sie opfert.

– Ich verstehe nicht ein Wort davon, mein theurer Bruder.

– Sie wissen nicht um das Unglück des Fräuleins von Estrées? Sie kennen die Gewaltthätigkeit nicht, die man an ihr verübt?

– Ich wußte nicht einmal, daß Sie das Fräulein kennen, sagte der Mönch mit einem Blicke, der Esperance erröthen machte.

– Ich habe sie jetzt erst kennen gelernt.

– Und Sie tadeln ihren Vater?

– Weniger ihn, als den künftigen Gatten. Es ist schändlich, wenn sich Jemand zu dem Werkzeuge hergiebt, mit dem ein Vater seine Tochter martert!

– Ein rettendes Heilmittel ist immer bitter.

– Gut; aber ein Ehemann ist mitunter ein wenig zu bucklicht.

– Solche Unterscheidungen sind für uns arme Mönche zu weltlich! Sagte Bruder Robert mit Salbung. Wir dürfen uns in die Angelegenheiten. Anderer nicht mischen.

– Glücklicherweise denke ich nicht wie Sie! rief Esperance. Bruder Robert hob den Kopf empor, als ob er nicht recht gehört hätte.

– Während wir hier sprechen, fuhr Esperance fort, entwirren sich mancherlei Dinge, die Sie verwirrt haben, und ich bekenne ohne Scheu, da ich im Herzen fest da von überzeugt bin, daß Sie mir beipflichten, denn Sie sind ein würdiger, humaner, wohlthätiger und geistreicher Mönch, und Ihre Kapuze kennt nur halb Ihre Gesinnung über unsere weltlichen Schwächen. Sollten Sie mich aber dennoch tadeln, so antworte ich Ihnen, daß ich kein Mönch bin, daß ich Mitleid mit einem jungen, geopfertem Mädchen habe, und daß ich bei einem kleinen Complotte gegen den künftigen Mann desselben mit wirke.

– Bei einem Complotte?

– In diesem Augenblicke theilt es Pontis Jemandem mit, einer sehr mächtigen Person, die ihre Maßregeln schon ergreifen wird.

– Dann müssen sie sehr rasch ergriffen werden! sagte lakonisch Bruder Robert.

– Rasch und entschieden. Diesen Abend werden Sie sehen . . .

– Bedürfen Sie diesen Morgen nichts, mein lieber Bruder? Brauchen Sie Niemanden, um Ihren Gesellschafter zu ersetzen?

– Ich danke! sagte Esperance, der den Wunsch des Mönchs errieth.

Und somit gab er das Gespräch auf.

Plötzlich klopfte man an die Thür, und eine dünne Stimme rief draußen:

– Bruder Robert, sind Sie da?

– Treten Sie ein! sagte Esperance. Nikolas von Armeval trat ein.

– Ach, da finde ich Sie endlich, theurer Bruder! rief der bestürzte Edelmann. Seit einer halben Stunde suche ich Sie . . . ich habe Ihnen Dinge von Wichtigkeit mitzuthemen. Nein – gehen wir nicht hinaus! Guten Morgen, Herr Esperance, wie geht es Ihnen heute? Recht gut! O, das freut mich! Und Ihrem Freunde? Das ist ja vortrefflich! Nein, theurer Bruder Robert, gehen wir nicht hinaus, eine liebenswürdigere Gesellschaft als die dieses Herrn würden wir nicht finden. Der Herr ist mein Freund. So muß ich Ihnen denn sagen, mein sehr theurer Bruder, daß wir ein Complott entdeckt haben.

Wenn ich sage wir, so verstehe ich darunter Herrn von Estrées und einen anonymen Freund, der ihm Nachricht davon gegeben . . . ich vermuthe, es ist der liebe Prior . . . eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit. Ja, es muß der ehrwürdige Dom Modestus gewesen sein, der Mann, der Alles weiß, meine Vorsehung! Kurz, ich suchte Sie – ich habe Sie gefunden – Alles ist in Ordnung!

Diese Fluth von Worten, von lebhaften Pantomimen begleitet, veranlaßte den Mönch weder zu einer Geberde, noch zu einer Aeüßerung.

– Was ist in Ordnung? fragte Esperance.

– Es läßt sich vermuthen; wir handeln, man greift uns an, wir wehren uns. Ich bitte Sie, Bruder Robert, geben Sie die letzten Befehle.

– Was für Befehle? fragte der Mönch.

– Herr von Estrées ist diesen Morgen schon ganz früh zu dem

Herrn Prior gegangen; aber Dom Modestus war nicht sichtbar. Herr von Estrées hat ihm nun diese geheimnißvolle Nachricht mittheilen lassen und ihn in dieser kritischen Lage um Rath gefragt. Sie ist in der That kritisch, denn wenn der geheimnißvolle Freund recht unterrichtet ist, so entführt man uns Fräulein von Estrées vor der Heirath.

Esperance machte eine Bewegung, die der künftige Gatte für eine Beileidsäußerung hielt.

– Ja, mein Herr, sagte er, man will nichts Anderes, als sie uns entführen! Ohne den unbekanntenen Freund würde es geschehen.

Esperance sah den Mönch an, der unbeweglich unter seiner Kapuze blieb.

– Was hat der Prior geantwortet? fragte Esperance, dessen Herz klopfte.

– Drei Worte nur, aber was für Worte! »Beeilen Sie sich!« Und wir haben uns beeilt.

Erschreckt erhob sich Esperance.

– Die heftigen Bewegungen sind schädlich! sagte Bruder Robert, indem er den jungen Mann durch die einfache Berührung mit seinem Finger zurückhielt. Und wir haben uns beeilt? wandte er sich dann zu dem Herrn von Armeval.

– Ich komme, um Sie im Namen des Priors und des Herrn von Estrées zu bitten, Alles zu diesem Zwecke anzuordnen.

– Ich werde dem ehrwürdigen Prior gehorchen! sagte Bruder Robert. Kommen Sie, Herr von Liancourt.

– Ich möchte mit diesem Herrn noch einige Worte sprechen! rief Esperance, indem er den zukünftigen Gatten zurückhielt. Aber Sie, theurer Bruder, halte ich nicht zurück.

– So werde ich warten, bis Sie zu Ende sind! sagte ruhig der Mönch.

– Wollen auch Sie mir einen Wink geben? fragte Herr Nikolas.

– Vielleicht.

– Ich höre!

– Es ist ein wohlgemeinter Wink, fügte Esperance hinzu, wenn

man einem Edelmann Ueberlegung anrath, und zwar in dem Augenblicke, wo er einen so harten Entschluß faßte.

Herr von Liancourt sah ihn mit großen Augen erstaunt an.

– Es steht Ihre Ehre auf dem Spiele! fuhr der junge Mann fort.

– Nicht wahr, rief der Zukünftige, nicht wahr, meine Ehre steht auf dem Spiele? Denken Sie nur, alle meine Freunde erwarten ungeduldig das Ende dieser lächerlichen Geschichte. Man kennt meine Verlobung mit Fräulein von Estrées, man ahnt die Nachstellungen des Königs. Jeder fragt sich spöttelnd: wird er sie bekommen? Das ist sehr lästig. Nun, wir werden ja sehen, wie es endet!

– Sie haben den Sinn meiner Worte nicht richtig gefaßt, sagte Esperance. Ihre Ehre steht auf dem Spiele, wenn Sie eine Frau heirathen, die eine Verbindung mit Ihnen nicht will.

– Ah, das ist mir sehr gleichgültig! rief der kleine Mann. Das findet man stets bei den jungen Mädchen. Lieber Herr, meine erste Frau hat dieselben Schwierigkeiten gemacht, man hat sie zu der Heirath zwingen müssen. Einen Monat später wäre sie durch's Feuer gelaufen, um mir zu folgen. Kommen Sie, Bruder Robert, treffen wir unsere Vorbereitungen.

– Ich bitte Sie noch einmal, die Sache zu überlegen, sagte Esperance; Sie könnten sich sehr gefährliche Feinde zuziehen.

– Wir haben Gesetze! rief der kleine Mann mit Emphase.

– Die Gesetze werden Ihnen keinen Schutz gegen die allgemeine Verachtung verleihen!! sagte Esperance erbittert.

– Mein Herr, wenn Sie nicht verwundet, wenn Sie nicht krank wären . . . ! rief Herr von Armeval, indem er mit gascognischer Prahlerei emporfuhr.

Esperance wollte ihm heftig antworten; Bruder Robert verhinderte es dadurch, daß er dem kleinen Manne einen gebietenden Blick zuwarf.

– Mein Bruder, sagte er zu dem Zukünftigen, Sie verstehen die klugen Worte des Herrn Esperance nicht. Er ist ein zu wohlerzogener Edelmann, um in einem heiligen Hause, dessen Gast

er ist, Streit hervorzurufen. Er will nur sagen, daß Ihnen mancherlei Unannehmlichkeiten erwachsen würden, wenn Ihre Frau später auf den Gedanken kommen sollte, sich an Ihnen zu rächen.

– Gut, Gut! sagte der kleine Mann, den die ruhige Haltung Esperance's von dieser Deutung überzeugte. Ob früher oder später, ich stehe für die zweite Frau von Liancourt wie für die erste. Und da Herr Esperance es nur gut mit mir meint, so hält mich nichts mehr ab, ihm als Freund zu sagen: Kommen Sie diesen Abend zu meinem Schwiegervater nach Bougival zum Nachtessen, dort werden Sie uns nach der Ceremonie finden. Um nicht unklugerweise Aufsehen zu erregen, werden wir nur wenig Freunde in der Kirche, desto mehr aber bei der Hochzeit haben. Man wird lachen, dafür verbürge ich mich, man wird viel lachen und die Neidischen verhöhnen! Also abgemacht, Herr Esperance, Sie sind unser Gast, ebenso auch der andere Edelmann, der Gardist des Königs. Ah, ich werde einen Gardisten des Königs bei meiner Hochzeit als Gast haben! Das ist pikant! Aber ich sehe diesen Edelmann nicht – wo ist er?

– Er besorgt einen Auftrag, antwortete rasch Bruder Robert.

– Er ist deshalb nicht weniger eingeladen. Gehorchen wir also schnell dem hochwürdigen Prior, lieber Bruder, und beeilen wir uns, damit in einer Stunde Alles vorbei ist. Auf Wiedersehen, Herr Esperance. Kommen Sie nicht zur Kapelle, es ermüdet Sie – sparen Sie Ihre Kräfte für den Abend auf.

Nach diesen Worten entfernte er sich.

Bruder Robert heftete noch einen langen Blick auf Esperance, als ob er in dem Grunde seiner Seele lesen wollte – dann folgte er dem zukünftigen Gatten.

– Ich habe Alles für sie gethan, was mir zu thun möglich war! flüsterte Esperance, als er allein war. Jetzt ist es an dem Könige, ihr Hilfe zu bringen; an ihr ist es, sich zu vertheidigen und Zeit zu gewinnen. O, sie wird sich schon zu helfen wissen, die Frauen besitzen ja stets irgend ein Hilfsmittel!

Kaum hatte er diese Betrachtung beendet, als ein leises Klopfen an dem Fenster ihn erzittern machte. Er sah nach dem Fenster. Gratienne steckte ihren Kopf hinter einem Blumentopfe hervor.

Sofort öffnete er, und ein kleines Packet fiel in die Mitte des Zimmers. Gratienne verschwand in der schattigen Allee.

Esperance öffnete nun einen Umschlag, der einen Brief einschloß. Die ungleichen, mit Thränen genäßten Zeilen verriethen ihm die Herzensangst, mit der sie erdacht, und das Zittern der Hand, mit dem fiel geschrieben.

Eifrig las er:

»Ich bin verrathen. Um mir das letzte Hilfsmittel zu rauben, hat man nach einer neuen Unterredung den festen und unumstößlichen Entschluß gefaßt, mich zum Altare zu schleppen. Ich würde bereits todt sein, wenn ich nicht einer Person, die meine Schwüre empfangen, mein Verfahren erklären müßte. Nehmen Sie meinen Dank, mein Herr, für Ihre Großmuth. Danken Sie auch Ihrem Freunde, der sich einer so vergeblichen Mühe unterzogen hat. Nun habe ich Sie noch um eine Gefälligkeit zu bitten. Verlassen Sie mich in der Kapelle nicht, wo Gott selbst mich verlassen wird. Wohnen Sie der Ceremonie bei, damit ich einen Freund in meiner Nähe habe, dessen Mitgefühl mir Trost gewährt. Da ich Ihre Züge noch nie gesehen habe, da ich sie kennen lernen will, um sie nie wieder zu vergessen, so tragen Sie Sorge, daß ich Sie in dem Garten finde, durch den ich gehen muß. Setzen Sie sich auf die Bank bei der Fontaine, meine thränenschweren Augen werden Ihnen sagen, was mein dankbares Herz an Freundschaft für Sie empfindet.«

Der Umschlag enthielt außer dem Briefe ein Armband, auf dessen Agraffe der Name Gabriele's in kleinen Perlen geschrieben stand.

– Auch ich habe sie noch nicht gesehen! dachte er O, daß wir uns an einem so traurigen Tage kennen lernen müssen!

Da läutete die Glocke. Gerührt begab sich der junge Mann an den bestimmten Ort und setzte sich auf die Bank neben der Fontaine. Kaum hatte er sich bei dem sanften Rauschen des Wassers seinen Gedanken überlassen, als sich in dem Garten des neuen Gebäudes Stimmen vernehmen ließen. Die Thür öffnete sich, und die große Allee herab, deren Mittelpunkt die Fontaine bildete, bewegte sich der Brautzug der Kapelle zu.

Herr von Estrées führte seine Tochter an der Hand. Er war

nachdenkend, besorgt. Seine Züge verriethen den Kampf noch, aus dem er als Sieger hervorgegangen. Die bleiche Gabriele, deren Augen vor Zorn und Verzweiflung glühten, sah um sich, entweder um eine unerwartete Hilfe, ein Wunder des Himmels, zu suchen, oder wenigstens doch den Freund, den sie gerufen hatte. Endlich kam sie bei der Fontaine an, welche durch ein Rosengebüsch verdeckt ward.

Esperance stand auf, damit sie ihn besser sehen könne. Zugleich sah er nun auch die arme Braut. Indem beide sich anblickten, wurden sie von ein und demselben Gefühle durchbebt. Sie hatte nie geahnt, daß es eine so edle Schönheit, einen so rührenden Ausdruck des Schmerzes, eine so achtungsvolle Anmuth geben könne.

Dem jungen Manne erschien die strahlende Schönheit wie ein poetischer Traum. Eine so vollkommen göttliche Schönheit konnte es keine zweite in der Schöpfung geben. Geblendet und bestürzt trat er ihr einen Schritt entgegen, und blieb, von ihrem Blicke bezaubert, entzückt stehen. Ihre trostlosen Blicke hatten ihm ein Lebewohl sagen wollen – jetzt erglänzten sie, und sagten: auf Wiedersehen!

Herr von Estrées führte seine Tochter weiter, die sich immer noch umsah. Esperance ward durch diesen Blick mit fortgezogen, er bemerkte nicht einmal, daß ihn Herr von Liancourt bei der Hand ergriffen hatte und zur Kapelle führte. Eine halbe Stunde später hieß Gabriele Frau von Liancourt.

Esperance hielt den Kopf mit beiden Händen bedeckt und betete.

Schwiegervater und Schwiegersohn wünschten sich gegenseitig in warmer Ergießung Glück.

– Jetzt, rief Herr von Estrées, ist die Ehre gerettet! Ihnen liegt es ob, mein Sohn, die zu erhalten!

Gabriele, in Thränen aufgelöst, lehnte an einem Pfeiler der Kapelle. Einige Worte, die der Bruder Sprecher mit ihr wechselte, belebten sie nach und nach wieder, wie der Thau die welken Blumen.

– Freunde, rief Herr von Armeval, laßt uns der Freude huldigen! Umgeben wir die junge Gattin mit Scherzen, damit sie die kleinen

Sorgen des jungen Mädchens völlig vergesse.

– Mein Kind, sagte Herr von Estrées zu einer Tochter, es gab nur ein Mittel, Ihre Ehre zu retten, und ich habe dieses Mittel angewendet. Verzeihen Sie es mir. Meine Liebe zu Ihnen ist zu groß, als daß ich Ihre Schande ertragen könnte. Jetzt schulden Sie mir keinen Gehorsam mehr. Die allgemeine Achtung wird Sie für einige ehrgeizige Träume entschädigen. Kehren wir nun zu unserm Hause in Bougival zurück.

Der Bruder Sprecher näherte sich dem Herrn von Estrées.

– Noch nicht! sagte er leise und geheimnißvoll. Man hat verdächtige Reiter das Kloster umschwärmen gesehen. Reden Sie mit dem Prior, und verbergen Sie sorgfältig Ihre Tochter in dem neuen Hause.

Langsam entfernte er sich, nachdem er Herrn von Liancourt ein Zeichen gegeben. Dieser folgte dem Sprecher und verließ die Kapelle.

– Was giebt es denn? fragte er, den Bruder Robert umtanzend.

– Fast Nichts, außer der Ankunft der königlichen Reiter.

– Welcher Reiter? fragte der kleine Mann, der bei dem Namen des Königs erzitterte.

– Derjenigen, die Fräulein von Estrées entführen sollen.

– Sie kommen zu spät! rief Herr von Liancourt, indem er lachend die Spitzen seiner Zähne zeigte.

– Um Gabriele zu entführen, ja; aber es ist noch Zeit genug, um Sie zu entführen.

– Mich?

– Ohne Zweifel. Es ist ihre Absicht, und man sucht. Sie zu diesem Zwecke.

– Man sucht mich? rief der Bucklichte bestürzt. Dann werde ich entfliehen und das Haus von Bougival auf gewissen Umwegen zu erreichen suchen, die ich kenne.

– Ich fürchte, daß man Sie ergreifen wird, wenn Sie draußen sind! sagte ruhig Bruder Robert.

– Das ist schändlich!

- Abscheulich!
 - Was soll ich thun?
 - Ich würde selbst in Verlegenheit sein, wäre ich an Ihrer Stelle.
 - Wenn ich nun den ehrwürdigen Prior bäte, daß er mich hier versteckte? Ein Kloster ist ein Zufluchtsort.
 - Der Gedanke ist gut. Aber seien Sie verschwiegen, denn es giebt hier vielleicht Spione.
 - O, verbergen Sie mich, verbergen Sie mich! bat der vor Schrecken verwirrte Nikolas.
 - Da Sie es wollen, werde ich Sie verbergen, sagte Bruder Robert, indem er dem kleinen Manne voranging, der ihn antrieb, eine Schritte zu beschleunigen. Man kam zu einem dunkeln Gange hinter der Kapelle. Dann stieg man einige Stufen hinab, und der Mönch öffnete die Thür eines finstern Verstecks.
 - Wie schwarz! murmelte der kleine Mann, dem jetzt schon die Haut schauderte.
 - Schwarz, aber sicher! antwortete Bruder Robert, indem er den Neuvermählten hineindrängte.
 - Sie sind ein Engel! stammelte Herr Nikolas, dessen Zähne vor Furcht klapperten. Bruder Robert schloß dreimal die Thür hinter ihm, und stieg, still lächelnd, die Stufen wieder hinan.
-

4.

Die Abschwörung.

Der Sonntag des 25. Juli 1593 war für Frankreich ein hoher Festtag. Von dem frühesten Morgen an hörte man auf dem Lande die dröhnenden Glocken von Saint-Denis, deren Hallen sich mit dem Geläute der Dörfer mischte, und vereint mit dem Kanonendonner das schweigende Paris und eine argwöhnischen Vorstädte einlud.

Reitende Boten durchkreuzten sich auf allen Wegen, berührten Dörfer und Weiler, und freuten selbst Briefe an den Thoren von Paris aus, die das Volk von dem Uebertritte des Königs unterrichteten und einluden, der Ceremonie in Saint-Denis beizuwohnen, und zwar ohne Paß, ohne irgend eine Förmlichkeit; es ward Allen Freiheit und Sicherheit verbürgt.

Freude und Jubel waren unermeßlich. Mit Eifer ergriff man die Briefe und hörte die Berichte der königlichen Boten. Auf einen Befehl der Frau Montpensier waren die Thore von Paris geschlossen, und jedem Pariser ohne Ausnahme hatte man bei strenger Strafe untersagt, nach Saint-Denis zu gehen. Aber dessenungeachtet hatte eine große Zahl jener Kühnen, die Alles wagen und Nichts fürchten, selbst den Galgen nicht, wenn es sich um ein sehenswerthes Schauspiel handelt, die Mauern überstiegen, so daß man von allen Punkten der ungeheuern Stadt große Haufen Männer und Frauen auf das Land eilen sah. Als sie einmal die Stadt hinter sich hatten, lachten, tanzten und fangen sie vor Freude; durch ihre große Anzahl ermuthigt, spotteten sie der spanischen Soldaten und der liguistischen Bürger, die ihnen wüthend von den Mauern herab nachsahen.

War der Eifer, der Ceremonie beizuwohnen, von Paris nach Saint-Denis schon so groß, so zeigte er sich nicht minder auf dem freien Landstriche zwischen Saint-Germain, Pontoise und der Abtei

Dagobert. Der Einladung des Königs und den Reizen des schönsten Monats im Jahre folgend, sah man überall festlich geschmückte Männer und Frauen, ihre Kinder auf Eseln und Wagen mit sich führend, Flecken und Dörfer verlassen; alle Wege zwischen den blühenden Kornfeldern wogten.

In dem Schlosse von Ormesson, bei den Entragues, sah man um sechs Uhr Morgens schon die reich geschirrten Pferde in dem großen Hofe; sie schienen verachtend auf ein mit Schweiß und Staub bedecktes Roß zu blicken, das so eben angekommen war und noch keuchte.

Reich gekleidete Pagen und Diener prüften noch ein mal ihre sorgfältig gemachte Toilette. Man war zur Abreise bereit, und wartete nur der Schloßherrin, die sich noch in ihrem Kabinette befand und mit Hilfe dreier Kammerfrauen das Alter von vierzig Jahren zu bekämpfen eifrig bemüht war.

Herr von Entragues, strahlend wie eine Sonne, verließ zuerst sein Zimmer, um mit dem Auge des Herrn und Gebieters die Equipagen zu betrachten. Er war zufrieden; ein Haus mußte in Saint-Denis eine gute Meinung erwecken. Nun ging er nach dem Pavillon unter den Feigenbäumen, um zu sehen, ob er auch mit seiner Tochter zufrieden sein könne.

Zehn Schritte von Henriette's Pavillon traf er Laramée, der, wie immer, als Jäger gekleidet war. Der junge Mann, bleicher und düsterer als sonst, grüßte Herrn von Entragues, ohne ihn anzusehen.

– Guten Morgen, Laramée! sagte Henriette's Vater. Sie sind schon so früh in Ormesson? Haben auch Sie, der eingefleischte Liguist, sich bekehrt, da Sie gekommen sind, dem Uebertritte des Königs zum Katholicismus beizuwohnen?

Laramée biß sich in seine schmalen Lippen.

– Ich habe meine Gesinnung durchaus nicht geändert, antwortete er; eben so wenig ist es meine Absicht, jenem Uebertritte beizuwohnen, von dem zu sprechen Sie mir die Ehre erzeigten. Frau von Entragues hat mich veranlaßt, ihr Nachricht von meinem Vater zu bringen – es geschieht hiermit. Ich wußte nicht, daß Sie nach

Saint-Denis gehen würden, um der Ceremonie des Renegaten beizuwohnen.

– Laramée, sagte Herr von Entragues zornig, aus Rücksicht für Ihren Vater, den wir, ich und meine Frau, lieben, zählen wir Sie zu unsern Freunden; aber ich muß Ihnen bemerken, daß Ihre Ausdrücke den Heiden und Liguisten auf eine unerträgliche Weise merken lassen.

– Ich glaubte, antwortete Laramée, grün und blau vor Wuth, ich glaubte, Herr von Entragues sei vor vierzehn Tagen auch noch Liguist gewesen.

– Wenn ich es vor vierzehn Tagen war, so kümmert Sie das nicht. Daß ich es heute nicht mehr bin, steht fest. Ich liebe mein Vaterland, und diene meinem Gotte. Einem ketzerischen Fürsten habe ich mich widersetzt; einem katholischen Könige entgegenzutreten, habe ich nicht mehr das Recht. Ihnen steht es frei, nach Belieben zu denken und zu glauben; aber ich ersuche Sie, durch Ihre Lästerungen mein Ohr nicht zu beleidigen und mein Haus nicht zu compromittieren.

Zitternd vor Zorn verbeugte sich Laramée; seine Augen hätten den Herrn von Entragues erdolcht, wenn der Haß tödtete.

Herr von Entragues ging der Treppe Henriette's zu.

– Wenn Sie Frau von Entragues suchen, sagte er zu Laramée, so benachrichtige ich Sie, daß sie hier nicht zu finden ist.

– Verzeihung, murmelte Laramée, ich glaubte, sie sei bei Henriette!

Er wandte sich, um weiter zu gehen.

Da erschien Henriette oben auf der Treppe.

– Guten Morgen, Vater! rief sie, indem sie vorsichtig die Treppe herabstieg, um sich nicht in die Falten ihres langen Reitkleides zu verwickeln, dessen Schleppe ein Page und eine Kammerfrau nachtrugen.

Wie angewurzelt blieb Laramée bei dem Tone dieser Stimme stehen; die Beleidigungen aller Entragues der Welt würden ihn nicht vermocht haben, einen Zoll weit zu weichen.

Schönheit und Toilette verliehen. Henriette einen wunderbaren

Glanz. Ihr mit Perlen und Gold gesticktes Kleid von grauer Seide, das kleine rothe Sammtbaret mit einem feinen, weißen Reiherbusche, der kleine gewölbte Fuß in den Stiefelchen von rother Seide, und das feste und runde Bein, das sich bei jedem Schritte verrieth, entlockten dem Vater einen Ausruf der Genugthuung; Laramée stieß einen dumpfen Seufzer der Bewunderung seiner Abgöttin aus.

– Du bist schön, sehr schön! sagte Herr von Entragues. Deine Toilette ist äußerst elegant. Senke Deinen Kopfputz ein wenig zur Seite. Dein Blick erhält dadurch eine größere Lebendigkeit. Ich finde Dich ein wenig bleich.

Jetzt bemerkte Henriette Laramée. Alle Freundlichkeit verschwand aus ihrem Gesichte. Sie sah ihn ernst an und grüßte den jungen Mann schweigend.

– Deine Mutter muß bereit sein, gehe und hole sie! sagte Herr von Entragues, während er im Gehen jede Falte und jede Einzelheit der Toilette Henriette's wohl gefällig betrachtete.

Laramée war vergessen. Henriette, vom Sonnenlichte übergossen und wie berauscht von Stolz, athmete die mit Blumenduft geschwängerte Luft; ein Beifallsgemurmel der herbeigeeilten Landleute und Diener erhob sich, als sie erschien.

Herr von Entragues verließ auf einen Augenblick seine Tochter, um sich nach der Mutter zu erkundigen. Laramée benutzte seine Abwesenheit, um sich Henrietten zu nähern und sie zu fragen:

– Sie erwarteten mich wohl heute nicht?

Sie erröthete. Verdruß und Ungeduld legten ihre Stirn in Falten.

– Aus welchem Grunde hätte ich Sie erwarten sollen? sagte sie.

– Es wäre liebreich gewesen, mich zu benachrichtigen, denn ich würde mich vorbereitet und danach getrachtet haben, Ihre Cavalcade nicht zu verunzieren.

– Ich konnte nicht denken, daß ein so eifriger Liguist, wie Sie sind, entschlossen sei, heute nach Saint Denis zu gehen.

– Sie wissen es wohl, Henriette, daß ich mich für Sie zu Allem entschließe, antwortete Laramée mit Affectation.

Diese Worte betonte der junge Mann so absichtlich, daß Henriette noch blässer ward.

– Still, sagte sie, mein Vater kommt mit meiner Mutter.

Laramée trat langsam einen Schritt zurück.

Nun erschien, majestätisch wie eine Königin und strahlend wie ein Reliquienkästchen, die edele Dame von Entragues. Ihre Toilette schwankte zwischen den Erinnerungen an ihren ersten Frühling und den Anforderungen ihres Herbstes. Es war ihr unmöglich gewesen, das Schnürleib von 1573 dem weniger bequemen, aber auch weniger feierlichen Brustlatze von 1593 ganz zu opfern; ungeachtet dieses Schwankens zwischen Jung und Alt, war sie noch schön genug, daß Henriette bei ihrem Anblicke Laramée und die Welt vergaß, daß sie wieder eine Frau ward, die sich mit dem Aufsuchen der Fehler einer Toilette beschäftigte. Der entzückte Herr von Entragues konnte sich einen Augenblick für den König von Frankreich halten, den die Gnade dieser Gottheit dazu gemacht.

Die Schloßdame benahm sich Laramée gegenüber nicht so stolz, wie Henriette. Schon von Weitem lächelte sie ihm entgegen und rief seinen Namen.

– Während ich mich mit Herrn von Laramée unterhalte, führe man die Pferde vor! sagte sie.

Alles beeilte sich, dem Befehle zu gehorchen. Herr von Entragues selbst leitete die Stallmeister und Pagen.

Marie Touchet blieb mit Laramée allein.

– Wie geht es mit der Gesundheit Ihres Vaters? fragte sie.

– Der Arzt hat mir mitgeteilt, Madame, daß mein Vater diesen Monat nicht mehr überleben würde.

– Ach, der arme Edelmann! sagte Marie Touchet. Aber trösten Sie sich, denn wenn Sie auch Ihren Vater verlieren, es bleiben Ihnen ja Freunde.

Laramée verbeugte sich nachlässig, während er Henrietten betrachtete, die sich anschickte, zu Pferde zu steigen.

– Bringen Sie Neues über den Verwundeten? fragte rasch Marie Touchet, indem sie ihre Hand, die ein zarter Handschuh bekleidete,

auf eine Schulter legte.

– Nichts, Madame. Soviel und emsig ich auch seit jenem Tage forschte, ich habe. Nichts erfahren. Die Blutspuren wurden, wie Sie wissen, durch den Fluß unterbrochen. Meine Fragen nach dem Verwundeten und nach dem Gardisten des Königs haben mich verdächtig gemacht. Man hat es mich an mehreren Orten merken lassen. Ich mußte also auf weitere Forschungen verzichten. Einmal begegnete ich einem Müller, der von dem Ereigniß Kenntniß zu haben schien. In einem Wirthshause bei Marly hatte er von einem verwundeten jungen Menschen, von Herrn von Crillon und von einem hinkenden Pferde gesprochen. Ich wollte mit diesem Manne reden, da sah er mich aber so seltsam an, und brach die Unterredung so plötzlich ab, daß ich argwöhnte, er würde bewaffnete Mannschaft holen, um mich festnehmen zu lassen. Ich fürchtete, Sie zu compromittieren, indem ich mich selbst compromittierte, und ritt im Galopp nach Hause.

– Sie haben mir viel Sorge gemacht!

– Madame, Sie begreifen meine Lage: es war mir unmöglich zu schreiben, meinen Vater zu verlassen oder hierher zu kommen . . . denn man forderte mich nicht dazu auf, und ich bekenne, daß ich darüber erstaunt war.

Marie Touchet gerieth in Verlegenheit.

– Man war hier sehr beschäftigt, sagte sie. Außerdem müssen wir sorgfältig darauf bedacht sein, keinen Argwohn zu erwecken. Trotz meiner Vorsorge ist die Geschichte ruchtbar geworden.

– O, dies. Alles hätte Fräulein Henrietten nicht hindern müssen, ein wenig freundlicher gegen mich zu sein, fügte Laramée düster und schmerzlich hinzu.

– Verzeihen Sie ihr – für das Gemüth eines jungen Mädchens war es eine zu heftige Erschütterung.

– Nein, ich verzeihe ihr nicht! antwortete er in einem fast drohenden Tone. Es giebt Ereignisse, welche die für immer einander verbinden, die sich dabei zu Genossen gemacht.

Marie Touchet zitterte vor Furcht.

– Nehmen Sie sich in Acht, sagte sie, man kommt zu uns.

Herr von Entragues näherte sich wirklich. Er war ein wenig überrascht darüber, daß seine Frau die Unterhaltung mit Laramée so weit ausdehnte.

Henriette brannte in fieberhafter Ungeduld; sie trieb ihren Zelter den beiden Personen entgegen, um das Gespräch derselben zu belauschen.

– Ich fragte Herrn von Laramée, sagte rasch Marie Touchet, warum er uns nicht nach Saint-Denis begleitet?

– Bah, Herr Laramée will den Liguisten spielen! rief Herr von Entragues. Außerdem ist er im Reisekostüm, und wenn man einer Ceremonie beiwohnen will, so erfordert es der Brauch, daß man Festkleider anlegt.

Laramée näherte sich dem Pferde Henriette's, als ob er eine Schnalle an dem Steigbügel fester ziehen wollte.

– Sie sehen, daß man mich fortjagt, sagte er leise; aber ich will bleiben!

Und er entfernte sich, nachdem er seinen kleinen Dienst geleistet.

Henriette war einen Augenblick betroffen; sie erröthete vor Wuth über den so klaren Ausspruch dieser beleidigenden Willensmeinung. Ein Blick der Mutter, die Alles begriff, zwang sie, das Schweigen zu brechen.

– Herr Laramée, sagte sie mit Anstrengung, kann uns recht gut nach Saint-Denis begleiten; er braucht deshalb der Ceremonie nicht beizuwohnen.

– Gewiß! antwortete er mit stolzer Genugthuung.

– Wie Sie wollen, sagte Herr von Entragues. Aber treten wir unsere Reise an, meine Damen; der Herr Graf von Auvergne hat uns gesagt, wie Sie sich erinnern, daß wir vor halb acht Uhr in der Kirche sein müssen, um einen guten Platz zu bekommen.

Mit einem imposanten Geräusche setzte sich der Zug in Bewegung. Die Hunde sprangen voran, die Pferde bäumten sich stolz empor, Pagen und Stallmeister bildeten den Nachtrab, und zwei Läufer stellten sich an die Spitze.

Durch ein geschicktes Manöver nahm Henriette ihren Platz in der Mitte, so daß sie die Mutter rechts, und den Vater links zur Seite hatte. Laramée, der folgte, konnte nur ein gleichgültiges Gespräch mit ihr führen.

Von Zeit zu Zeit wandte sie sich um, als ob sie ihr Opfer nicht völlig der Verzweiflung anheimfallen lassen wollte. Laramée erhielt mit Mühe eine Fassung, wohl hundertmal wollte er quer über das Feld entfliehen, und hundertmal ward er durch eine verhängnißvolle Liebe an die Schritte dieser Frau gefesselt, die dieses bösertige Herz an einer unsichtbaren Kette mit sich fortzog.

In Saint-Denis zog er sich zurück. Die Damen nahmen in der Kirche die Plätze ein, die der Graf von Auvergne ihnen vorbehalten hatte. Laramée hätte sich entfernen sollen, aber er blieb feig in der Volksmenge.

Mit dem Schläge acht Uhr begann das Glockengeläute und der Kanonendonner. Der König erschien. Er trug ein Wams von weißer Seide, weiße seidene Strümpfe, einen schwarzen Mantel und einen schwarzen Hut mit weißen Federn. Sein ganzer, ihm treu gebliebener Adel folgte ihm. Crillon befand sich zu seiner Linken, wie ein Schwerdt; rechts gingen die Fürsten. Seine schottischen und französischen Gardien gingen ihm voran, diesen die Schweizergarden. Zwölf Trompeter schmetterten. In den mit Blumen geschmückten Straßen wogte eine unabsehbare Volksmenge, um Heinrich IV. zu sehen. Man rief mit Enthusiasmus: es lebe der König!

Ein feierliches Schweigen herrschte in dem weiten Dome, als der Erzbischof von Bourges dem Könige entgegenging und ihn fragte:

– Wer sind Sie?

– Ich bin der König! antwortete Heinrich IV.

– Was wollen Sie? fragte der Erzbischof.

– Ich will in den Schooß der katholischen, apostolischen und römischen Kirche aufgenommen werden.

– Wollen Sie es aufrichtig?

– Ja, ich will und wünsche es! sagte der König, indem er niederkniete, und mit so lauter, volltönender Stimme sein

Glaubensbekenntniß ablas, daß das Gewölbe des Gotteshauses wiederhallte. Dann überreichte er dem Erzbischof das unterzeichnete und besiegelte Document.

Ungeachtet der Heiligkeit des Ortes erhob sich ein Beifallssturm, der seine Wogen durch die Mauern des Gotteshauses zu wälzen schien, und überall die Freude und den Dank der Menge entflammte. In Zukunft sollte Nichts mehr den König von dem Volke scheiden, als die Mauern von Paris.

Die Ceremonie erreichte mit derselben einfachen und rührenden Majestät ihr Ende.

Nach der Messe verließ der König die Kirche.

Das Volk drängte sich heran, fiel vor ihm auf die Kniee, streckte die Arme aus und rief:

»– Freude und Gesundheit!

»– Nieder mit der Ligue!

»– Tod den Spaniern!

Allen, vorzüglich den Letztern, lächelte der König zu.

Unter dem Portale des Doms umarmte ihn Crillon mit Thränen in den Augen.

– Harnibieu, rief er, wir brauchen uns also künftig nicht mehr zu trennen! Wenn ich sonst zur Kirche ging, gingen Sie zur Predigt – diese Zeit war eine verlorene. Es lebe der König!

Die Menge wiederholte brüllend: es lebe der König!

Die Spanier und Liguisten, die das Echo davon hören mußten, konnte dieser Enthusiasmus zur Wuth bringen.

Als sich der König in seine Wohnung zurückzog, bemerkte Crillon, der die Thür bewachte, daß der Graf von Auvergne sich durch die Menge der neugierigen Zuschauer drängte, um einzutreten.

Zu gleicher Zeit sah Crillon mit einem Adlerauge Marie Touchet, ihre Tochter und den Herrn von Entragues über die Menge hinwegragen; der Graf von Auvergne hatte diesen Personen Plätze auf einer Freitreppe angewiesen, damit sie besser sehen und gesehen werden konnten.

– Ich bin glücklich, Sie anzutreffen, mein Herr! sagte der Graf zu

Crillon. Es sind zwei Damen hier, die sehnlichst wünschen, dem Könige ihre Achtung und Dankbarkeit auszusprechen. Sie sind zu gute Katholiken, als daß man ihnen nicht zuerst den Zutritt zu Sr. Majestät gestatten sollte.

– Harnibieu, dachte Crillon, der wohl wußte, von welchen Damen der Graf sprach, das giftige Gethier will schon von einem Katholiken zehren! Geduld, Geduld! Herr Graf, sagte er zu dem jungen Manne, der König hat mir aufgetragen, Niemandem den Eingang zu gestatten.

– Aber meine Mutter und meine Schwester . . .

– Ich bedauere unendlich, mein Herr; aber ein Befehl bleibt für Crillon dasselbe, was er Ihnen sein würde. Wenn ich draußen wäre und Sie fänden hier, so würden Sie mir ebenfalls den Eintritt versagen, wie ich ihn Ihnen versage.

– Es sind Damen . . .

– Und große Damen, ich weiß es; ich füge selbst hinzu, sehr schöne Damen – aber ich kann unmöglich einem Befehle zuwider handeln.

– Später, mein Herr, bewilligen Sie mir wohl . . .

– Sie würden den Damen die Zeit rauben. Später werde ich abreisen, um ein wichtiges Geschäft zu besorgen, und wenn auch der König abreis't . . .

Der Graf von Auvergne sah ein, daß er Crillon gegenüber Nichts erreichte. Er zog sich zurück und verbarg sorgfältig einen Aerger.

Als er zu den Damen zurückkam, die über den Erfolg seiner Unterhandlungen sehr unruhig waren, stieß er auf La Varenne.

– Ist es wahr, fragte er, daß man den König nicht begrüßen kann, weil er so rasch abreift?

– Sobald er seine Kleider gewechselt haben wird, Herr Graf.

– Sind schon Befehle wegen der Begleitung erlassen?

– Seine Majestät will ohne Begleitung reisen.

– Das ist gefährlich. Wohin geht der König?

– Er will die benachbarten Klöster besuchen.

– Darf man wissen, welche Klöster er beehrt?

– Ja. Seine Majestät geht zunächst zu den Genovefanern von Bezons.

– Danke, sagte der Graf.

Er beeilte sich, sich den Damen anzuschließen.

– Wir sind durch Herrn von Crillon abgewiesen, sagte er. Dieser grobe Mensch ist uns im Stillen abhold, und ich weiß nicht warum. Aber für uns ist es ein Grund mehr, daß wir noch heute den König sprechen. Verbergen wir unsere Absicht. Ruhen Sie ein wenig in meiner Wohnung, und wenn die Hitze vorüber ist, werde ich Sie an einen Ort führen, wo wir den König nach Gefallen sprechen können. Kommen Sie, meine Damen, um Ihre Toilette im Schatten zu bewahren.

– Dieser Crillon ist eifersüchtig! murmelte Herr von Entragues.

– Ob er eifersüchtig ist oder nicht, sagte der cynische junge Mann, er wird den König nicht hindern, Henrietten zu sehen, die heute so schön ist, wie sie nie gewesen.

Laramée hatte sich abermals hinter die Damen geschlichen wie ein geschlagener Hund, der grollt, aber stets wieder zurückkommt. Er hatte diese Worte gehört.

– Ah, murmelte er erlebend, jetzt begreife ich, warum man Henrietten nach Saint-Denis geführt hat. Gut, auch ich werde zu den Genovefanern von Bezons gehen, und dann werden wir sehen!



5.

Der König rächt Heinrich.

Der König, nur von La Varenne und einigen bevorzugten Dienern begleitet, legte rasch den Weg von Saint Denis nach Bezons zurück. Müde von der Arbeit für die Krone, wollte er den Rest des Tages seinem Freunde Heinrich widmen.

Nach so vielen kirchlichen Ceremonien, Gesängen und betäubenden Beifallsrufen athmete der würdige Fürst wieder auf. Alles in ihm ruhte, nur das Herz nicht, das freudeberauscht Gabrielen entgegenflog, schneller als der leichtfüßige Araber, dem die Begleitung kaum zu folgen vermochte.

Aber ein wenig Besorgniß beeinträchtigte sein Glück. Heinrich wunderte sich über das seltsame feindliche Auftreten des Herrn von Estrées. Er hatte also einen Mann herbeigeschafft, hatte die Verlobung ungestüm beschleunigt und das arme Mädchen bis zu dem Grade in die Enge getrieben, daß es gezwungen war, um Hilfe zu rufen!

Der König hatte durch Pontis wirklich den Brief empfangen und auf der Stelle durch denselben Boten geantwortet, daß er am nächsten Morgen nach beendeter Feierlichkeit kommen werde, und daß Gabriele bis dahin fest bleiben möge.

Nach der Berechnung des Königs hätte Pontis Nachmittags das Kloster wieder erreichen müssen. Gabriele, durch die verheißene Hilfe ermuthigt, würde Widerstand geleistet haben. Es war also noch Nichts verloren, und die Ankunft Heinrichs mußte die Lage der Dinge ändern, ohne der Stütze des geheimnisvollen Freundes, des Bruders Sprechers, zu gedenken.

Unter solchen Gedanken eilte der König dem Kloster zu. Daß Herr von Estrées und Gabriele nicht bei der Feierlichkeit in Saint-Denis gewesen – des Königs Blicke hatten sie vergebens gesucht – war

zwar kein beruhigendes Zeichen; aber wie er sich Alles erklärte, so erklärte er sich auch leicht das Benehmen eines strengen Vaters, der jede Annäherung seiner Tochter an den gefürchteten Liebhaber vermeiden will. Diese guten und schlimmen Alternativen beschäftigten den König, und er kam in einer ziemlich ruhigen Gemüthsverfassung bei dem Kloster an.

Die erste Person, die ihm in dem Vorhofe begegnete, war Herr von Estrées selbst, der, zum zehnten Male seit dem vorigen Abende, ausging, um Erkundigungen über seinen verschwundenen Schwiegersohn einzuziehen. Der Anblick des Königs versetzte den Grafen in eine Bestürzung, daß er starr und unbeweglich, ohne einen Gruß hervorzubringen, stehen blieb, während Alles sich beeilte, den Fürsten zu beglückwünschen.

Mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes sprang Heinrich vom Pferde. Leutselig, wenn auch ein wenig verstimmt, trat er zu dem Grafen von Estrées.

– Wie kommt es, sagte er, indem er dem Grafen vertraulich die Schulter berührte, wie kommt es, mein alter Freund, daß Sie allein von allen meinen treuen Dienern und Verbündeten heute in der Kirche fehlten, wohin der König von Frankreich jeden seiner getreuen Unterthanen geladen hatte?

– Sire, ich ziehe es vor, Ihnen die Wahrheit zu jagen, stammelte der bleiche Alte, der sich bemühte, so ruhig als möglich zu antworten. Meine Abwesenheit hatte einen ernsten Grund.

– So, und welchen Grund? Ich bin neugierig, diesen Grund von Ihnen aussprechen zu hören, antwortete der König, um den Grafen zu einer Taktlosigkeit zu veranlassen.

– Ich war wegen meines Schwiegersohns besorgt, Sire, den ich suchte.

– Wegen Ihres Schwiegersohns! rief Heinrich, ironisch lächelnd. Sie beeilen sich, dieses Wort über Ihre Lippen zu bringen. Ein Vater nennt den Schwiegersohn, der die Tochter geheirathet hat. Und Ihre Tochter, fügte er laut lachend hinzu, ist, wie ich voraussetze, noch nicht verheirathet.

Der Graf nahm alle seine Kraft zusammen, indem er antwortete:

– Verzeihung, Sire, Fräulein von Estrées ist seit gestern Abend verheirathet!

Der König erbleichte, als er sah, daß die Gesichter der Umstehenden keine Verneinung ausdrückten. Sein Herz war gebrochen.

– Seit gestern verheirathet? murmelte er.

– Seit gestern Mittag! antwortete kalt der Graf.

Der König trat rasch in den Saal. Auf seinen Wink entfernten sich Alle ehrfurchtsvoll.

– Treten Sie näher, Herr von Estrées! sagte er mit einer Feierlichkeit, die dem Vater die letzte Fassung raubte.

Heinrich trat einige Schritte tiefer in den Saal. In den Augen des Herrn von Estrées befand er sich in einer Aufregung, die furchtbar zu nennen war, wenn der König statt Heinrichs IV., Karl IX. oder auch Heinrich III. gewesen wäre.

Dem Grafen gegenüber blieb er stehen.

– Fräulein von Estrées ist also verheirathet, fragte er kurz – und unwiderruflich verheirathet?

Herr von Estrées verbeugte sich schweigend.

– Ich würde an dieses seltsame Ereigniß nicht glauben, wenn Ihre ungewissen Blicke und Ihre zitternde Stimme es mir nicht bereits zweimal wiederholt hätten. Sie sind ein schlechter Mann, mein Herr!

– Sire, ich habe meine Ehre bewahren wollen!

– Und verletzen die des Königs! rief Heinrich. Mit welchem Rechte, mein Herr?

– Aber, Sire . . . ! Mir scheint, daß ich Ew. Majestät nicht verletze, wenn ich über meine Tochter verfüge.

– Bei dem wahrhaftigen Gotte! rief Heinrich, wollen Sie vielleicht ein Spiel mit mir treiben? Ich habe Ihnen die Ehre erzeigt, Sie in Ihrem Hause zu besuchen und Sie meinen Freund zu nennen. Und nun verheirathen Sie Ihre Tochter, ohne mich davon zu benachrichtigen. Seit wann fühlt man sich in Frankreich nicht mehr beehrt, den König zur Hochzeit einzuladen?

– Sire . . . !

– Sie sind entweder ein schlechter oder ein flegelhafter Mensch – wählen Sie!

– Die Gereiztheit Ew. Majestät selbst liefert den Beweis . . .

– Daß ich delicat, Sie aber grob gehandelt! Daß ich ruhig, Sie aber ungestüm verfahren! Daß ich die Gesetze meines Königreichs beobachte, daß Sie aber alle Gesetze der Artigkeit und Menschlichkeit mit Füßen treten. Ah, Sie fürchteten, daß ich Ihnen die Tochter nehme! Das sind Befürchtungen eines elenden Menschen, nicht aber Bedenken eines Edelmanns! Sie hätten mir unumwunden sagen sollen: Sire, erhalten Sie mir meine Tochter! Glauben Sie, daß ich sie Ihnen entrissen haben würde? Bin ich ein Tarquin, ein Heliogabal? Aber nein, Sie haben mich wie einen Dieb behandelt, bei dessen Ankunft man das Silbergeschirr versteckt oder zu einem Nachbar bringt. Himmel und Hölle! Ich glaube, Herr von Estrées, daß meine Ehre eben so viel gilt, als die Ihrige!

– Sire, stammelte der bestürzte Graf, ich bitte, hören Sie mich an!

– Was können Sie mir noch sagen? Sie haben Ihre Tochter heimlich verheirathet – wollen Sie noch hinzufügen, daß Gabriele Sie dazu gezwungen hat?

– Begreifen Sie die Pflichten eines Vaters . . .

– Begreifen Sie die Pflichten des Unterthanen gegen seinen Fürsten! Sie haben nicht wie ein Franzose, Sie haben wie ein Spanier gehandelt. Man setzt einem jungen Mädchen nicht den Dolch auf die Brust, um es zum Altare zu treiben! Man benutzt die Abwesenheit des Königs nicht, den die Unglückliche zu Hilfe rufen konnte! Herr von Estrées, Sie sind Vater, es ist wahr; aber ich bin König, und werde mich dessen erinnern!

Nach diesen, von Geberden der Wuth unterbrochenen Worten, ging Heinrich in großer Bewegung wieder durch den Saal.

Der Graf lehnte an einem Pfeiler der Thür; er hatte den Kopf gesenkt, sein Gesicht war bleich, und auf seiner Stirn perlte der Schweiß. Mit Scham sah er, wie sich die Zahl der Zeugen dieser Scene in der Vorhalle mehrte, denn der König hatte so laut gesprochen, daß seine Stimme in dem Saale wiederhallte.

Der Zorn Heinrichs hatte sich nach einigem Ueberlegen gemildert.

Er blieb plötzlich vor dem Grafen stehen und fragte:

– Wo ist Ihre Tochter?

– Sire . . .

– Ich denke, Sie haben mich verstanden.

– Meine Tochter ist zu Hause, das heißt . . .

– Es fand Ihnen frei, sie zu verheirathen; aber auch mir steht es frei, ihr mein Beileid zu bezeigen. Mein Herr, wo ist Ihre Tochter?

Der Graf richtete sich empor.

– Ich werde die Ehre haben, sagte er, Ew. Majestät zu führen.

– Es sei! Sie wollen hören, was ich dem armen Kinde sagen werde? Es ist mir lieb, daß Sie es hören. Zeigen Sie mir den Weg!

Herr von Estrées, dem die Zähne klapperten und die Kniee schlotterten, verbeugte sich, und öffnete dann die Thür. Er führte den König dem Hause zu.

– Man sage dem hochwürdigen Prior, wandte sich Heinrich zu der Gruppe Mönche, die am Wege stand, daß ich ihm hernach einen Besuch abstatten werde.

Seit der erschütternden Gemüthsbewegung des vorigen Abends hatte Gabriele ihr Zimmer nicht verlassen. Gratiene, die ihr selbst von dem kleinsten Vorgange im Kloster Nachricht brachte, war bei ihr. Durch sie hatte Gabriele auch die Antwort des Königs erhalten, die Pontis zwei Stunden nach der Trauung übergeben hatte. Mehr als je hatte die junge Frau ihr Schicksal beklagt, als sie aus dem Briefe ersah, daß der König so ruhig auf ihre Treue baute. Jetzt lag ihr daran, bei den Genovefanern zu bleiben, statt zu ihrem Vater oder zu ihrem Manne zu gehen. Sie hatte erkannt, daß der Bruder Sprecher zur Erreichung dieses Zweckes geheim mitwirke. Herr von Armeval war verschwunden, nach Bougival zu gehen, hatte sie keine Veranlassung, wohl aber dazu, im Kloster zu bleiben, das der bestürzte Herr von Estrées durchsuchte, um seinen Schwiegersohn aufzufinden, dessen sonderbare Abwesenheit er irgend einer Schlinge des Königs zuschrieb.

Gabriele glich einer armen Sünderin, bei der der Henker um die festgesetzte Stunde nicht erscheint. Schön vor Anbruch des Tages

war sie in ihren Kleidern, die sie seit dem verflissenen Abende nicht abgelegt, aufgestanden. Dann hatte sie sich an das Fenster gesetzt, und übersah ängstlich den Weg, um zu erforschen, ob ihr Vater den verlorenen Gatten nicht zurückbrächte, oder sie durchspähete mit den Blicken den Garten, um zu sehen, ob ihre neuen Freunde nicht ein Zeichen oder einen Boten sendeten.

Die Aufregung Gabriele's schien sich auf den armen Esperance übertragen zu haben. Pontis hatte seinen Verwundeten in einem Zustande vorgefunden, daß er nicht begreifen konnte, wie die Heirath eines unbekanntes Mädchens mit einem Bucklichten bei einem vernünftigen Menschen eine solche Wirkung hervorbringen konnte. Er erschöpfte sich in den seltsamsten Vermuthungen, um die Wahrheit zu entdecken. Wie ein gejagter Fuchs sprang er bald durch das Fenster in den Garten, bald in das Zimmer zurück, je nachdem er irgend eine Aufklärung zu erhaschen glaubte. Sein Freund lag ruhig im Bette, den Kopf unter die Kissen vergraben, als ob er einen geheimen Schmerz ersticken wollte.

Am frühen Morgen theilte Pontis Esperance mit, daß der kleine Ehemann noch immer nicht aufgefunden sei. Warum nahm Esperance diese Nachricht mit sichtlicher Freude auf? Warum stand er heiter lächelnd auf? Warum überschüttete er den edeln Nikolas, den er zwar eines Zornes für unwerth hielt, dennoch mit Sarcasmen und komischen Verwünschungen? Pontis suchte es vergebens zu errathen. Esperance selbst war vielleicht eben so verlegen über diesen Punkt, als der Gardist.

Nach dem Frühstück setzten sich die beiden Freunde, auf die Bank, die neben der Fontaine unter den Bäumen stand. Unter dem Vorwande, besser zu verdauen, überließ sich Esperance einer melancholischen Träumerei, während Pontis aus Weiden kleine Pfeifen verfertigte, mit denen er die Rückkehr des Herrn von Liancourt feiern wollte.

Ohne Zweifel hatte die Nacht, diese fruchtbare Mutter der Träume, über Esperance und Gabriele einen Traum ausgegossen, der durch die gleichzeitige Berührung zweier Seelen sie zu Bruder und Schwester gemacht, der ohne ihren Willen ein geheimnißvolles Band

um sie geschlungen hatte. Denn Esperance sah durch eine Lichtung der Bäume während des ganzen Morgens nach dem Fenster des Fräuleins von Estrées, und auch ein Blick hatte die Kraft sie anzuziehen, denn von diesem Augenblicke an wandte Gabriele ihre Augen nicht mehr von der Fontaine ab.

Still in Thränen zerfließend, wie die Tochter Jephtha's, fand sie noch da, als ein Geräusch von Stimmen in der Hauptallee plötzlich die Situation der beiden jungen Leute unter den Bäumen änderte. Mit allen Zeichen der Hochachtung und Ueberraschung standen sie auf. Gabriele bemerkte es. In demselben Augenblicke eilte Gratienne herbei, und rief:

– Der König!

Gabriele sah Herrn von Estrées, der langsam durch den Garten kam; der König folgte ihm. Dann erschien eine Gruppe von Mönchen und Dienern Heinrichs, die bescheiden in einer Entfernung von dreißig Schritten zurückblieb.

Alles vergessend, stürzte das junge Mädchen die Stufen der Treppe herab; in großer Aufregung erreichte sie die Grenzlinie der beiden Gärten. Hier sank sie zu des Königs Füßen auf die Kniee nieder, und rief unter einem Thränenstrome:

– O, mein theurer Sire! Der weichmüthige König konnte einen solchen Anblick nicht ertragen, in Thränen ausbrechend hob er Gabriele empor und murmelte:

– Es ist also um die geschehen!

Die Lage des Herrn von Estrées bei diesen Klagen läßt sich denken. Wüthend biß er in seinen Hut und in seine Handschuhe.

– Also deshalb, sagte der König, sind Sie heute nicht in Saint-Denis erschienen, mein Fräulein, um Ihre Gebete mit denen meiner Freunde zu vereinen!

– Mein Herz hat diese Gebete gesprochen, Sire! antwortete Gabriele. Wohl Niemand in Ihrem ganzen Königreiche hat aufrichtiger für Ihr Glück gebetet, als ich!

– Während Sie selbst so unglücklich waren! Denn Sie sind durch die Heirath, zu der man Sie gezwungen hat, unglücklich geworden –

nicht wahr?

– Ich mußte meinem Vater gehorchen, Sire! schluchzte Gabriele, indem sie heftiger weinte.

– Ein König, antwortete Heinrich mit erzürnten Mienen, kann den Familienvätern in der Ausübung ihrer Rechte nicht Gewalt anthun. Aber wenn die unglücklichen Frauen sich bei ihm beklagen, so hat der König das Recht, zu helfen. Beklagen Sie sich bei mir, mein Fräulein. Leider muß ich »Madame« sagen! Soweit hat man die Unhöflichkeit in diesem Hause getrieben, daß ich nicht einmal den Namen Ihres Gemahls weiß.

Herr von Estrées glaubte mitreden zu müssen.

– Er ist ein rechtschaffener Edelmann, ein treuer Diener Eurer Majestät. Außerdem glaube ich vermuthen zu dürfen, daß Sie seinen Namen jetzt kennen.

– Ich verstehe Sie nicht, mein Herr! sagte würde voll der König.

– Mein Vater will sagen, daß Herr von Liancourt seit der Trauung verschwunden ist! rief Gabriele, die in ihrer Herzensgüte den liebenden König beruhigen und den Vater in Schutz nehmen wollte.

– Verschwunden! sagte der König.

Mit einem maliciösen Lächeln fügte Gabriele hinzu:

– Auch scheint Herr von Estrées der Meinung zu sein, daß Ew. Majestät um die Sache wissen können.

– Was soll das heißen? fragte Heinrich.

– Der König weiß doch immer Alles! sagte Herr von Estrées verwirrt.

– Wenn ich die Dinge kenne, mein Herr, so frage ich nicht danach. Daß ich den Namen ihres Mannes jetzt kenne, verdanke ich Madame Liancourt. Herr von Liancourt gehört einem picardischen Hause an, wenn ich nicht irre?

– Ja, Sire! antwortete Herr von Estrées.

– Aber der einzige Liancourt, den ich kenne, ist bucklicht.

– Er ist derselbe! rief Gabriele.

– Ich bedauere es, sagte Heinrich, der seine gute Laune eben nicht verbarg. Aber ich freue mich darüber, daß dieser mißgestaltete

Schmetterling den guten Geschmack nicht verletzt hat und verschwunden ist, ohne eine so frische und edle Blume zu berühren.

Herr von Estrées verbiß seine Wuth.

– Dessenungeachtet wage ich Ew. Majestät zu bitten, Befehl zu ertheilen, daß man Herrn von Liancourt aufsuche. Hat man ein solches Verschwinden durch ein Verbrechen bewirkt, so interessiert es den König, da das Opfer einer seiner Unterthanen ist; hat man sich vielleicht einen Scherz gemacht, so betrübt dieser Scherz eine ganze Familie, er schadet der Reputation einer jungen Frau. Der König wird also Sorge tragen, daß er aufhöre.

– Ah, mein Herr, rief der König, Sie wollen mir etwas weismachen! Ich soll mich um verlorene Ehemänner, um verirrte Bucklichte kümmern! Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich in der Schlacht meine verwundeten oder todten Unterthanen selbst aufsuche! Ich schone mich nicht weniger, als den geringsten meiner Soldaten. Aber wenn Sie mich zwingen wollen, nachdem Sie Ihre Tochter ohne mein Wissen verheirathet, das Land zu durchsuchen, um Ihren Schwiegersohn aufzufinden, mich, der ich erfreut bin, ihn bei allen Teufeln zu wissen – Element, dann halten Sie mich für einen Strohkönig! Wüßte ich, Herr von Estrées, wo Ihr Liebling sich befindet, ich würde es Ihnen wahrlich nicht sagen. Nun zünden Sie alle Ihre Kerzen an, guter Mann, und suchen Sie!

Gabriele seufzte über diesen Einfall, und Gratiene konnte sich nicht enthalten, in ein lautes Lachen auszubrechen.

Herr von Estrées erleichte, sein Zorn erreichte den höchsten Gipfel.

– Wenn dies eine meiner treuen Dienste würdige Antwort, wenn dies der Lohn für die Dienste meines Sohnes und für meine unerschöpfliche Ergebenheit ist . . . wenn ich dies meinen Freunden mittheilen soll, die mich in meinem Hause erwarten, und zu denen ich aus Furcht vor Spott nicht zurückzukehren wage . . .

– Wenn man Sie verspottet, mein Herr, antwortete »der König im Tone des durch diese unklugen Worte gereizten Gebieters, so geschieht Ihnen, was Sie verdienen, da Sie dem Könige von Frankreich, einem Edelmann ohne Makel, gemäßtraut haben. Was

Ihre Dienste betrifft, die Sie mir vorwerfen, so stellen Sie sie von jetzt an ein, ich will sie nicht mehr. Bleiben Sie zu Hause; ich werde Ihnen morgen Ihren Sohn, den Marquis von Coeuvres, zurückschicken, obgleich er ein braver Mann ist, den ich wie einen Bruder liebe, weil er es verdient, und aus Freundschaft für seine Schwester. Bleiben Sie mit Ihrem Sohne und Ihrem Schwiegersohne zusammen. Ich bin ohne Sie als König von Navarra geboren, bin ohne Sie und ohne die Ihrigen König von Frankreich geworden, und werde ohne Ihren Dienst, den Sie mir so filzig vorwerfen, meinen Thron in meinem Louvre zu besteigen wissen.

– Sire, rief Herr von Estrées bestürzt, denn er sah das Glück und die Zukunft seines Hauses für immer vernichtet, Sire, Sie schmettern mich nieder!

– Gehen Sie! sagte der König. Wir haben Nichts mehr mit einander zu schaffen, mein Herr!

Von Scham und Schmerz gebeugt, entfernte sich der Graf.

– Und wie steht es mit uns? fragte Heinrich leise Gabriele.

– So loyal wie Sie gewesen sind, Sire, eben so loyal werde ich sein! jagte die bleiche, junge Frau. Sie haben Ihr Wort gehalten und sind Katholik geworden – ich werde das meine halten und die Ihre sein. Aber bewahren Sie Ihr Gut.

– O, bewahren Sie es mir! rief Heinrich, hingerissen von leidenschaftlicher Liebe. Schwören Sie mir noch einmal, unsern gemeinschaftlichen Vertrag treu zu halten! Vergessen Sie ihn nicht, wenn Ihr Mann sich wiederfindet.

– Ich werde daran denken, daß ich einem andern Herrn angehöre. Aber enden Sie meine Pein, Sire!

– O, seien Sie gesegnet für dieses Wort! Ihre Hand!

Gabriele reichte ihm ihre zarte Hand; der König drückte ehrfurchtsvoll einen Kuß darauf.

– Ich reise diese Nacht noch ab, um mein Unternehmen gegen Paris zu beginnen, sagte der König. In kurzer Zeit werden Sie Nachrichten von mir erhalten. Wie aber ist es Ihnen möglich gewesen, mir Ihre Nachrichten zukommen zu lassen, und zwar

durch einen meiner Gardisten?

– Mein Bote war einer jener beiden jungen Männer, die im Kloster wohnen; es sind zwei großmüthige Herzen, zwei muthige und verständige Freunde.

– Ach ja! der eine von ihnen ist jener Verwundete, den Crillon hierher gebracht hat, ein hübscher Bursche, der mir gefällt.

Gabriele erröthete,

Esperance stand unter einem Fliederbusche. Bleich und unbeweglich, den Arm um Pontis' Hals geschlungen, beobachtete er sie von weitem.

Der König wandte sich, um dem Blicke Gabriele's zu folgen. Als er die beiden jungen Leute bemerkte, sagte er:

– Ich würde ihnen selbst danken, wenn ich Sie da durch nicht verriethe. Danken Sie ihnen statt meiner.

Und er gab Pontis, dessen Herz vor Freude zitterte, ein freundliches Zeichen.

– Sire, sagte Gabriele, theils aus Mitleid mit ihrem Vater, theils um die Aufmerksamkeit des Königs, dessen weiteres Fragen über Esperance sie vielleicht in Verlegenheit gesetzt haben würde, auf einen andern Gegenstand zu lenken, Sire, Sie werden nicht abreisen, ohne vorher meinem armen Vater verziehen zu haben. Er hat mich leider sehr hart behandelt, aber er ist doch ein braver und treuer Diener. Und mein Bruder – soll auch ihn mein Unglück treffen? Soll er seinem Könige nicht mehr dienen?

– Gabriele, Sie sind eine gute Seele, sagte Heinrich; und ich bin nicht rachsüchtig. Ich verzeihe Ihrem Vater um so lieber, je lächerlicher der von ihm gewählte Ehemann ist. Aber ich will, daß er meine Verzeihung Ihnen verdanke, und daß sie uns nütze. Lassen wir ihn für jetzt bei dem Glauben, daß ich ihm noch zürne. Und wahrlich, ich habe ihm noch nicht verziehen. Mein Herz zittert noch von dem erlittenen Schlage.

– Auch würde es Sie ehren, fuhr die junge Frau fort, wenn Sie meinem armen, mißgestalteten Gatten nicht übel gesinnt wären. Begnügen Sie sich, ihn von mir fern zu halten, ohne daß ihm ein

anderes Leid zugefügt werde – nicht wahr?

– Aber er ist ja nicht auf meine Veranlassung entfernt! rief der König. Ich habe bis jetzt geglaubt, daß Sie selbst . . .

– Wahrhaftig? fragte Gabriele. Ich bin daran unschuldig. Was ihm nun wohl begegnet sein mag?

Sie ward durch die Ankunft des Bruders Robert unterbrochen. Der Mönch hatte einige Personen, die man sehen konnte, in der Vorhalle zurückgelassen, um dem Könige entgegen zu gehen.

– Es ist sehr unangenehm, sagte der König, nüchtern wieder abreisen zu müssen, wenn man gekommen ist, um bei Freunden zu speisen.

– Der hochwürdige Prior, antwortete Bruder Robert, hat ein kleines Mahl für Se. Majestät bereiten lassen – ist es recht, daß ich es in dem Schatten bei der Fontaine habe auftragen lassen?

– O gewiß, rief Heinrich. Speisen wir in freier Luft, unter dem heitern Himmel! Man sieht sich besser, die Blicke sind aufrichtiger, die Herzen leichter! Sie beehren mich, bei diesem Mahle ein Gast zu sein, Madame. Sie werden den ersten Act in Ihrer Freiheit ausüben.

– Erlauben Sie mir, Sire, fügte Gabriele hinzu, daß ich meinen Vater ein wenig tröste.

– Aber nur sehr wenig! Kommen Sie schnell zurück, denn meine Augenblicke sind gezählt.

Gabriele entfernte sich.

Einige Mönche erschienen, um unter den schattigen Bäumen eine Tafel vorzubereiten.

Esperance und Pontis entfernten sich bescheiden.

Der König trat zu dem Mönche und sah ihn mit einem vorwurfsvollen, aber freundlichen Blick an. Dann sagte er, indem er mit dem Finger auf Gabriele deutete:

– Also auf diese Weise liebt man mich und dient man mir hier! Ich besaß einen kostbaren Schatz – man liefert ihn einem Andern aus. Bruder Robert, es ist gewiß, daß ich hier Feinde habe!

– Sire, entgegnete der Mönch, hören Sie, was unser Prior Sr. Majestät antworten würde: »Ein junges Mädchen dem Vater

entführen, ist ein arges Verbrechen; aber einem Manne die Frau nehmen, ist nur eine Sünde, die um so geringer wird, wenn die Frau gezwungen sich verheirathet hat.

– Und jeder Sünde kann Vergebung werden, antwortete Heinrich seufzend. Dessenungeachtet aber ist Gabriele verheirathet.

– Ist Ew. Majestät nicht ebenfalls verheirathet?

– Aber ich werde die Ehe mit Frau Margarethe lösen.

– Wenn Sie dies bei einer Fürstin vermögen, die sich des Schutzes des Papstes erfreut, läßt sich nicht daran zweifeln, daß es Ihnen gelingen wird, die Verbindung Madame Gabriele's mit einem unbedeutenden Edelmann aufzuheben. Bis dahin stehen die Dinge sehr gut.

– Aber es ist immer ein Ehemann vorhanden, das heißt eine Gefahr für seine Frau.

– In seiner Anwesenheit ist es möglich, wenn er aber abwesend ist?

– O, er wird schon wiederkommen!

– Glauben Sie, Sire? Ich glaube es nicht.

– Aus welchem Grunde?

– Ew. Majestät ist sehr heftig, und wenn der Unglückliche wieder zum Vorschein kommt, wird er verloren sein – das weiß er!

– Er versteckt sich? rief der König in einem Ausbruche gascognischer Fröhlichkeit. Wo? Wo? Reden Sie.

Um ihn Ihrer Rache zu überliefern, nicht wahr? fragte der Mönch in einem komischen Ernste. Das war die Frage eines Tyrannen. Ich habe versprochen, das Opfer zu retten, und ich werde es retten, selbst wenn Sie meinen Kopf fordern!

Bei diesen majestätisch gesprochenen Worten ließ der Mönch ein großes Schlüsselbund erklingen, das in seinem Gürtel hing.

– Bruder Robert, Sie sind stets derselbe! murmelte lächelnd der König.

– Ich vergaß Ew. Majestät zu melden, unterbrach ihn der Mönch, daß der Herr Graf von Auvergne mit einigen Damen und Cavalieren auf die Ehre wartet . . .

– Der Graf von Auvergne? Was, will er? fragte überrascht der König.

– Er wird es Ihnen ohne Zweifel sagen, Sire; denn dort kommt er schon mit seiner Gesellschaft.



6.

Theater-Coups.

Auf einen Wink des Bruders Sprecher näherten sich die Damen, die den Grafen von Auvergne begleiteten. Sie glühten vor Freude, denn das Ziel ihrer Wünsche war erreicht.

Heinrich fühlte sich zu glücklich, um nicht ein freundliches Gesicht zu zeigen. Er empfing den Grafen wohl wollend und die Damen begrüßte er mit den Worten: »Sie führen mir liebenswürdige Damen zu!« Diese Phrase eroberte Herrn von Entragues völlig, der bereits auf dem besten Wege war, ein eifriger Royalist zu werden.

Indem der Graf Marie Touchet bezeichnete, fügte er hinzu:

– Ich habe die Ehre, Ew. Majestät Madame, meine Mutter, vorzustellen.

Der König kannte die berühmte Person; er grüßte wie ein Mann, der zu verzeihen weiß.

– Mein Stiefvater, der Herr Graf von Entragues! fuhr der junge Mann fort.

Der Stiefvater verbeugte sich.

– Und Fräulein von Entragues, meine Schwester! vollendete der Graf, indem er die Hand Henriette's ergriff, die unter dem prüfenden Blicke des Königs zitterte.

– Eine vollendete Schönheit! dachte Heinrich, der als Kenner die Toilette und die Reize des jungen Mädchens in's Auge faßte.

Der Graf von Auvergne näherte sich dem Könige und fragte lächelnd:

– Ist die Ew. Majestät bekannt?

– Nein! Ich habe noch nie eine solche Schönheit gesehen! Der Graf neigte sich dem Ohre Heinrichs zu und flüsterte:

– Erinnern sich Ew. Majestät der Fähre von Pontoise nicht mehr

und jenes reizenden Beines, das uns so lange beschäftigte?

– Pardieu, rief der König, jetzt erinnere ich mich! Und dieses reizende Bein . . . ?

– Fräulein von Entragues kam an jenem Tage aus der Normandie zurück – sie hatte die Ehre, Ew. Majestät bei Pontoise zu begegnen.

– Sie haben mir Nichts davon gesagt, Graf.

– Weil ich meine Schwester damals noch nicht kannte.

Während dieser Unterhaltung, die man mindestens seltsam nennen konnte, blickte Henriette zu Boden und ward roth wie eine Erdbeere. Herr von Entragues ging auf und ab, und die majestätisch ernste Marie Touchet stellte sich, um weder lästig noch belästigt zu scheinen, als ob sie Nichts verstände.

Der König, den zwei schöne Augen stets berauschten, wie gewisse feurige Weine, die man meidet und dennoch gern trinkt, rief aus:

– Sie haben recht gethan, Graf von Auvergne, mit Ihren Familienschätzen nicht zu geizen, und zwar um so mehr, da die Anwesenheit dieser Damen hier gewisse liguistische Gerüchte, die mit den Namen Entragues und Marie Touchet nicht im Einklange stehen, Lügen strafen.

Nun errötheten die erhabenen Eltern.

– Sire, stammelte Herr von Entragues, konnte Ew. Majestät auch nur einen Augenblick an unserer Hochachtung und Treue zweifeln?

– Wer kann in der Zeit des Bürgerkriegs für sich selbst stehen? sagte lächelnd der König.

– Sire, antwortete Marie Touchet feierlich, der katholische König ist der König aller guten Franzosen. Um Ew. Majestät dies zu erklären, haben wir zu Pferde einen Weg von vier Stunden zurückgelegt.

– Vortrefflich! rief Heinrich fröhlich. Diese freimüthige Antwort gefällt mir. Gestern taugte ich nicht dazu, den Spaniern hingeworfen zu werden, und heute ruft man: es lebe der König! Bei dem Himmel, Madame, Sie haben Recht! Hätte mein Uebertritt zur katholischen Kirche auch keinen andern Vortheil, als von schönen Damen anerkannt und begrüßt zu werden, so könnte ich schon zufrieden

sein. Heute ist nicht gestern – begraben wir das Gestern, da es meinen schönen Unterthaninnen mißfällt!

– Es lebe der König! rief Herr von Entragues wie berauscht.

– Der König gewinnt mit einem einzigen Worte die Herzen, sagte Marie Touchet mit einer Ziererei, die Karl IX. mit Eifersucht und Henriette mit Besorgniß hätte erfüllen können.

– Warum spricht Fräulein von Entragues nicht? bemerkte der König.

– Ich denke viel, Sire! antwortete das junge Mädchen mit einem Blicke, neben dem die ihrer Mutter nur Irrlichter waren.

Diese galanten Plänkeleien versetzten den König in die heiterste Laune. Er dankte Henrietten durch einen mehr als höflichen Gruß.

– Mir scheint, wir sind auf dem Wege zum Ziele! flüsterte der Graf von Auvergne dem Herrn von Entragues zu.

Bruder Robert, der die ganze Scene beobachtet hatte, ohne sich den Schein zu geben, als ob er Etwas bemerkte, sandte dem Könige einen Mönch, der ankündigte, daß die Tafel serviert sei.

– Es ist wahr; ich hatte den Hunger vergessen! sagte Heinrich mit großer Galanterie. Das Mahl wartet: kommen Sie, meine Damen. Der anstrengende Weg muß in Ihnen die Luft erregt haben, den Wein dieses Klosters einmal zu versuchen.

Diese Einladung erstickte die Entragues fast. Der Stolz, der Geiz und die Unenthaltbarkeit sahen sich mit strahlenden Blicken an, die Freude trieb ihnen den Schweiß aus allen Poren. Sie wähten sich bereits im Besitze einer Krone.

– Und hier kommt eine reizende Wirthin, die bei Tische die Honneurs machen wird! fuhr Heinrich fort, indem er auf Gabriele zeigte, die glänzend schön in der schattigen Allee sich näherte.

Die Scene verwandelte sich.

Die Entragues erleichteten. Unwillkürlich trat Henriette ihrer ankommenden Nebenbuhlerin einen Schritt entgegen, als ob sie sie bekämpfen wollte. Mit einem Blicke, in dem sich ihr ganzer Haß aussprach, verschlang sie die Züge, die Haltung, den Wuchs, die Hände, die Füße und den Schmuck Gabrieles. Eine Leichenblässe

überzog ihr Gesicht, denn Alles, was sie sah, war unvergleichlich, vollkommen und unangreifbar.

Der erschreckte Herr von Entragues flüsterte seinem Stiefsohne zu:

– Wer ist diese Person?

– Ich fürchte, daß sie die neue Passion des Königs, jene Estrées ist, von der ich Ihnen bereits gesagt habe, antwortete der Graf.

– Auch sie ist schön, murmelte Herr von Entragues – nicht wahr, Madame?

– Sie ist blond! antwortete Marie Touchet gering schätzend.

Die Herren wurden dadurch wenig beruhigt.

Der König ergriff Gabrieles Hand, und führte sie zu Tische. Die Damen zitterten vor Wuth, als Heinrich Mutter und Tochter der jungen Frau vorstellte, anstatt diese den Beiden vorzustellen. Gabriele grüßte mit einer bescheidenen Anmuth und mit einer Sicherheit, die mehr Verzweiflung erweckte, als ihre Schönheit.

Heinrich nahm seinen Platz so, daß Gabriele ihm rechts, Marie Touchet links saß. Henriette saß zwischen ihrem Vater und ihrem Bruder ihm gegenüber. Nun konnte sie wenigstens ihre Blicke in die Seele der Unbekannten dringen lassen, die ihr den Platz zur Rechten des Königs gestohlen hatte.

Nachdem die Gläser gefüllt waren, sagte Heinrich:

– Ich trinke zunächst auf das Glück der neuen Marquise von Liancourt, die gestern noch Fräulein von Estrées war.

Ein Jeder mußte dem Beispiele des Königs folgen; aber Henriette berührte ihr Glas nicht einmal mit den Lippen.

– Wir müssen diese kaum emporgekeimte Blume entwurzeln, flüsterte der Graf von Auvergne seiner Mutter zu, während der König Gabriele zulächelte. Säumen wir nicht!

– Sire, sagte Marie Touchet, unser Besuch hat einen doppelten Zweck. Es handelt sich nicht nur darum, Ew. Majestät unsere ergebenen Glückwünsche darzubringen, und uns selbst zu verpflichten, sondern auch dem Könige zu dem bevorstehenden Feldzuge unsere Dienste anzubieten. Man spricht überall davon,

daß Ew. Majestät gegen Paris anrücken wollen. Der König hat weder ein förmliches Lager, noch ein Hauptquartier, das eines so erhabenen Fürsten würdig ist.

– Es ist wahr! sagte Heinrich, der den Zweck dieser Einleitung noch nicht begriff.

– Ich habe oft von kriegskundigen Männern sagen hören, fuhr Marie Touchet fort, daß der Raum zwischen Saint-Denis und Pontoise eine der besten Positionen in der Umgegend von Paris ist.

– Auch das ist wahr, Madame.

– Wir besitzen dort ein zwar sehr einfaches, aber bequemes und von Natur festes Haus, das vor jedem Angriffe schützt. Welche Ehre würde es für uns sein, wenn Ew. Majestät dieses Haus zu Ihrem Asyle zu wählen geruhten!

– Ist es Ormesson? fragte Heinrich.

– Ja, Sire! Lassen Sie das Maß der Freude unserer Familie überströmen, und willigen Sie ein, das historische Haus zu beziehen. Der selige König Karl IX. hat oft mit Vergnügen dort gewohnt, und es finden sich noch viel Bäume vor, die seine königliche Hand gepflanzt hat. Sprechen Sie ein Wort, Sire, und dieses Haus ist für immer berühmt.

Heinrich sah die brennenden Blicke des Fräuleins von Entragues, die ihn, unter dem Vorwande zu bitten, bezauberten.

Um den König zu bestimmen, rief Herr von Entragues:

– Von dort aus kann man den Fuß auf alle Straßen setzen.

– Man kann in ein und einer halben Stunde von dort hierher kommen! fügte der Graf von Auvergne hinzu.

– Ohne dessen zu gedenken, daß der König, wenn er unsern Vorschlag anzunehmen geruht, in seinem Hause so viel Zimmer finden wird, um nach Belieben Personen aufzunehmen.

Diese letzte Phrase war inhaltschwer. Sie stellte so fein eine Gefälligkeit, die seine heimlichen Liebesabenteuer nur zu oft erheischten, in Aussicht, daß Heinrich schwankte und Gabriele fragend ansah.

Plötzlich sah er einige Schritte hinter Henriette die Kapuze des

Bruders Robert, die sich langsam bewegte, als ob dieses Dreieck von grauer Wolle hätte sagen wollen:

– Nein, nein, nein!

Mit festen, fragenden Blicken sah er den Mönch an. Die Kapuze wiederholte:

– Nein, nein, nein!

– Chicot will nicht, dachte Heinrich überrascht, daß ich nach Ormesson gehe. Er muß seine Gründe dazu haben.

– Es ist mir unmöglich, Madame, antwortete der König verbindlich lächelnd. Der bereits festgestellte Plan erlaubt mir nicht, Ihrem Wunsche nachzukommen. Uebrigens bin ich Ihnen deshalb nicht weniger verpflichtet.

– Gut! sagte die Kapuze, indem sie sich von oben nach unten bis auf die Brust des Mönchs bewegte.

Mit einem Lächeln, das Niemand verstehen konnte, dachte der König:

– Ich spiele die Rolle des Priors Gorenflot, nur mit dem Unterschiede, daß ich für den Bruder Sprecher rede.

Aus der Entmuthigung, die sich in allen Gesichtern aussprach, konnte Heinrich entnehmen, wie weit der Bau schon vorgeschritten war, den seine Weigerung niederriß.

– Wir sind diesmal wieder geschlagen, dachte der Graf von Auvergne; sehen wir uns nach andern Mitteln um. Gabriele sah mit so heitern, unschuldigen Blicken um sich, daß ihr Widerschein allein schon alle diese wilden Tigerblicke hätte zähmen müssen.

Henriette entschloß sich, einen Angriff auf den Geist des Königs zu unternehmen, da sein Herz unerschütterlich blieb.

Schon hatte sie eines jener Gespräche begonnen, in denen sie mit Scharfsinn und Kühnheit glänzte, und der Sieg sich ihr zuneigte, denn der aufmerksame König erwiderte das Bombardement, als der Bruder Sprecher sich ihr näherte und Henriette gutmüthig fragte:

– Haben Sie etwas verloren?

– Ich? fragte Henriette überrascht.

– Unterwegs – ein Geschmeide . . .

- Mein Armband vielleicht – was thut's?
- Ein Edelmann hat es gefunden und bringt es Ihnen.
- Ein Edelmann? fragte der König.
- Seinen Namen kenne ich nicht, antwortete Bruder Robert unbefangen.
- Er mag kommen, und das Armband zurückgeben, sagte Heinrich.

Der Bruder Sprecher gab einem Mönche ein Zeichen, und gleich darauf sah man eine Person mit raschen Schritten näher kommen, deren Gegenwart Henrietten und ihrer Mutter eine unterdrückte Aufwallung des Zorns entriß.

Es war Laramée.

Er trug das Armband in der Hand.

– Was will dieser unvermeidliche Laramée? flüsterte der Graf von Auvergne dem Herrn von Entragues in das Ohr. Man könnte ihn für eine durstige Fliege halten, die unsere Pferde seit diesem Morgen schon verfolgt.

– Ein widerwärtiges Gesicht!! sagte der König ganz leise zu Gabriele, indem er den bleichen jungen Mann betrachtete. Wissen Sie, wem er ähnlich sieht?

– Nein, Sire!

– Sie werden es erfahren. Nicht wahr, Madame, wandte er sich an Marie Touchet, dieser junge Mann hat Aehnlichkeit mit meinem seligen Schwager, Karl IX.?

– Ja wahrlich, ein wenig! antwortete die Dame, sich in die Lippen beißend.

Laramée trat nicht weiter heran; er blieb halb unter den Bäumen verborgen, das Armband in der Hand haltend, das Fräulein von Entragues nicht zurückverlangte. Laramée's sehnlichster Wunsch, Henriette selbst da zu überwachen, wo sie es am wenigsten erwartete, war erreicht.

Das unablässige Verfolgen dieses unermüdlichen Wächters machte das junge Mädchen besorgt; es suchte in den kalten und unergründlichen Augen der Mutter Hilfe.

Mit Hilfe der Verstellung, die einen Theil der weltlichen Erziehung ausmacht, gelang es ihr, die Unruhe ihres Gemüths zu verbergen. Laramée gab das Armband Henrietten zurück; diese dankte weder durch ein Wort noch durch einen Blick.

Der König unterhielt sich noch einige Augenblicke über die Ähnlichkeit dieses Mannes mit dem seligen Könige. Die Damen wurden wieder ruhiger, der Graf von Auvergne faßte einen Entschluß, und Herr Entragues gab sich das Versprechen, den unverschämten Menschen, der sich erfrechte mit Karl IX. Ähnlichkeit zu haben, zur Thür hinauszuwerfen.

Laramée benutzte die eingetretene Pause, um sich einige Schritte zurückzuziehen und unbemerkt seine Beobachtung fortzusetzen.

Als ob mit dem Verschwinden dieses bösen Genius Henrietten Geist und Leben zurückgekehrt sei, begann sie ihre Angriffe wieder, und zwar um so kühner, je größer die Gefahr geworden. Sie entfaltete so viel witzige Ironie, daß der König, ein empfänglicher Gascogner, laut lachte, und Schlag für Schlag, Epigramm für Epigramm, Thorheit für Thorheit dieser Sirene zurückgab, die stets siegte und nie besiegt ward.

Je mehr Henriette Boden gewann, je mehr ließ sie ihre Reserven spielen, wie jeder gute General nach einer gewonnenen Schlacht, um den Feind aus seiner Position zu treiben.

Wie Alle, hatte auch Gabriele anfangs gelacht; sie hatte selbst verständig und zart an der allgemeinen Unterhaltung theilgenommen. Als aber ein Duell zwischen dem Könige und Henriette allein daraus ward, schwieg sie, wie alle sanften und ernsten Gemüther, die sich vor dem lauten Lärmen zurückziehen. Anfangs hatte sie gelächelt, dann verschwand dieses Lächeln und sie begnügte sich zuzuhören.

– Die Blonde ist geschlagen! flüsterte Marie Touchet ihrem Sohne zu.

Plötzlich trat der Schatten des Bruders Sprecher zwischen die Sonne und Henriette.

– Sire, sagte er, die jungen Leute, die Sie gefordert haben, sind da.

– Welche jungen Leute? fragte der zerstreute König, der vielleicht dem Mönche zürnte, daß er ihn in der Unterhaltung störte. Ich habe Niemanden verlangt.

Bruder Robert ließ sich durch das Erstaunen des Königs nicht außer Fassung bringen.

– Es sind die, denen Ew. Majestät danken wollte.

– Ah, ich weiß es! flüsterte die erröthende Gabriele dem Könige in das Ohr. Es ist der Gardist und sein Freund!

– Gut, gut, unsere Freunde! sagte der König. Bruder Robert mag sie rufen, sie sind nicht weit. Ich will sie vor meiner Abreise sehen.

Bruder Robert gab ein Zeichen. Ein Mönch entfernte sich.

Heinrich wandte sich nun wieder zu Frau von Entragues und Henriette.

– Ich will sie sehen, vorzüglich den Einen von ihnen; der Andere ist mein Gardist, er bietet mir nichts Außergewöhnliches. Aber der Verwundete ist ein hübscher Junge.

– Der Verwundete? fragten mehrere Stimmen zu gleich. Er ist verwundet?

– Ja. Crillon, der ihn liebt und beschützt – unter uns gesagt, er ist ihm dringend empfohlen – hat ihn hierher gebracht, wo diese würdigen Mönche ihm wie durch ein Wunder Leben und Gesundheit wiedergegeben haben. Es ist in der That ein besonderer Segen des Himmels, daß er dem Tode entronnen, denn die Wunde war, wie man sagt, fürchterlich. Nicht wahr, Bruder Robert?

– Der Stich mit einem großen Messer hatte ihm die Brust durchbohrt, antwortete kalt der Mönch, indem er seine Blicke umherschweifen ließ und sich stellte, als ob er das Zittern Henriette's, das Erröthen ihrer Mutter und das krampfhaftes Zucken Laramée's, der hinter dem Baume stand, nicht bemerkte.

– Dort, meine Damen, fügte der König hinzu, kommen die jungen Leute. Entscheiden Sie selbst, ob der, von dem ich spreche, nicht so schön ist, daß er die Frauen eifersüchtig machen könnte.

– Sehen wir dieses Wunder an! sagte Marie Touchet.

– Bewundern wir diesen Phönix! fügte Henriette heiter hinzu.

Plötzlich erleichte Marie Touchet und ließ das Glas fallen, das sie in der Hand hielt. Henriette, die sich gewandt hatte, um schneller zu sehen, stand auf wie bei dem Anblicke einer gräßlichen Gefahr. Sie stieß einen Schrei aus, und klammerte sich krampfhaft mit den Fingern an den Tisch, der ihren zurückgebogenen Körper tragen mußte.

Esperance und Pontis, geführt von einem Diener, traten aus der Allee unter das Blätterdach der Bäume. Esperance ging voran, er neigte sich tief, um den erhabenen Gast zu grüßen. Als er sich emporrichtete, fand er Henrietten gegenüber. Ihr Gesicht war todtbleich, ihre Lippen bebten, und ihre großen Augen starrten ihn an. Der junge Mann ergriff Pontis' Hand, und blieb wie angewurzelt stehen.

Kaum hatte Henriette den Schrei ausgestoßen, als sich ein rauher Ausruf unter den Bäumen vernehmen ließ. Auch Laramée hatte das Phantom Esperance's erkannt. Bestürzt sah er ihn an, wie Macbeth den Geist Banco's, wie das böse Gewissen die Strafe.

Weder Herr von Entragues noch der Graf von Auvergne schienen diesen Auftritt zu begreifen. Nachdem der König einige gleichgültige Worte an Esperance gerichtet, sah er den Mönch mit fragenden Blicken an. Bruder Robert hatte in diesem Augenblicke eine Kapuze zurückgeworfen, um jede Einzelheit dieses Schauspiels besser erfassen zu können. Sein neugieriges und bösertiges Gesicht schien dem Könige zu sagen:

– Hier geht etwas Außerordentliches vor, denn unser alter Freund vergißt die Rolle des Bruders Robert.

Henriette versuchte umsonst ihre Bewegung zu beherrschen und die Erscheinung mit aller Kraft ihres Willens und ihrer energischen Natur zu verscheuchen. Das furchtbare Feuer, das aus Esperance's Augen loderte, schleuderte sie zurück. Sie schwankte. Ohne die Hilfe ihres Vaters wäre die rücklings zu Boden gestürzt.

Der schmerzliche Zustand ihrer Tochter ließ die Blässe Marie Touchets erklärlich finden. Während die mitleidige Gabriele sich bemühte, Fräulein von Entragues zum Bewußtsein zurückzubringen, beschäftigte sich der Graf von Auvergne

angelegentlich damit, den König auf eine andere, bessere Bahn zu lenken, der bereits einige beunruhigende Fragen aussprach.

– Was ist es mit diesem jungen Mädchen? fragte Heinrich, indem er den Bruder Robert ansah. Sollte der Anblick unsers Adonis sie niedergeschmettert haben?

– Mademoiselle hat wahrscheinlich eine große Spinne gesehen oder eine von den Schnecken, die wir hirsuta nennen, antwortete ruhig der Mönch. Diese Thiere findet man häufig in unsern Gärten.

– So ist es! rief Herr von Entragues, indem er seine Frau und seine Tochter aufzurichten versuchte. Nicht wahr, Madame, Sie haben eine Spinne gesehen?

– Ah! rief der König, den die allgemeine Verwirrung immer mißtrauischer machte.

Marie Touchet stammelte einige Worte ohne Zusammenhang.

– Mögen die Damen für die Damen sorgen, sagte Heinrich. Ich will mein Pferd wieder besteigen. Man bemühe sich meinetwegen nicht – es findet hier Jeder Beschäftigung.

– Wir werden Ew. Majestät bis an das Thor begleiten, sagten der Graf und sein Stiefvater, die sich verzweiflungsvolle Blicke zuwarfen.

Heinrich küßte zärtlich die Hand Gabriele's; dann entfernte er sich.

Die beiden Entragues und der Bruder Sprecher folgten ihm.

Esperance und Pontis standen mit verschlungenen Armen, und bezeichneten sich einander Laramée, der wie eine Schlange, die der Löwe fesselt, an dem Baume lag.

Einige Zeilen genügen, um die Stellung jeder einzelnen Person dieses Bildes zu beschreiben.

Nachdem Gabriele dem Könige mit den Blicken gefolgt, sah sie neugierig bald Henriette von Entragues, bald Esperance an. Marie Touchet suchte ihre Tochter zum Bewußtsein zurückzubringen. Henriette erholte sich, da die Abreise des Königs jede Erklärung überflüssig gemacht hatte.

Im Hintergrunde des schattigen Plätzchens standen Pontis und Esperance. Beiden gegenüber befand sich Laramée.

– Der Verbrecher, sagte Pontis zu seinem Freunde, bietet uns

Trotz!

– Du irrst, antwortete Esperance; er ist halb todt vor Schrecken.

– Ich wollte, er wäre ganz todt, Herr Esperance!

– Erinnere Dich dessen, was wir verabredet. Kein Wort verrathe je das Geheimniß Henriettes. Ihre Blässe und ihre Ohnmacht verrathen, daß sie mich für ein Gespenst gehalten hat. Siehst Du, daß ich mich räche?

– Sehr unbedeutend! sagte Pontis.

– Es genügt mir, Freund!

– Mir nicht! murmelte der Gardist. Wenn Sie mit dem Fräulein dort Nichts abzumachen haben, so habe ich jedenfalls mit dem Burschen eine kleine Abrechnung zu halten. Er hat die Absicht gehabt, mich hängen zu lassen.

– Sie werden mir die Freude machen, und Ihr Schwerdt ruhig in der Scheide lassen, sagte Esperance ernst. Die Sache geht nur mich allein an. Ruhig, Pontis!

– Gut! antwortete der Gardist. Ihr Wille soll geschehen.

– Versprichst Du es mir?

– Ich schwöre es!

– So folge mir. Wir wollen den Burschen bei Seite nehmen, wo ich ihm zwei Worte zuflüstern werde, die er in einem ganzen Leben nicht vergessen soll.

Pontis zuckte die Achseln; eine Unterredung unter solchen Umständen, wo nach seiner Meinung das Schwerdt die einzige mögliche Lösung herbeiführen konnte, machte ihn ungeduldig. Grollend murmelte er eine Abhandlung über abgeschmackte Großmuth, die den feigen und schlechten Menschen stets neue Nahrung gäben.

Esperance ergriff einen Arm und ging dem Orte zu, wo Laramée fand, dessen Gesicht je bleicher wurde, je näher seine Feinde kamen.

Aber noch ehe sie ihn erreicht hatten, entriß sich Henriette, die jedes Wort dieser Unterredung errathen, den Armen Gabrieles und ihrer Mutter, lief zu Esperance, ergriff seine Hand und zog ihn durch

eine rasche Bewegung aus dem Bereiche der Bäume, wo die kluge Marie Touchet Gabriele zurückhielt.

Auf diese Weise stand das Feld allen nur möglichen Erklärungen offen.

Esperance versuchte es zwar, Widerstand zu leisten, aber Henriette war auch diesmal unwiderstehlich. Kaum fühlte sich Pontis frei, als er durch den Garten lief und in dem Erdgeschosse des Klosters verschwand. Mit düsterer Ironie sagte er sich:

– Meine Idee wird Esperance bei der Unterredung Nichts nützen, und das Schwerdt wird in der Scheide bleiben!

Wir werden den Grund seiner raschen Entfernung sogleich erfahren. Laramée hatte sicher keine Ahnung da von, und auch Esperance würde nicht daran gedacht haben, als er ihn davon laufen sah, selbst wenn Henriette seine ganze Aufmerksamkeit nicht in Anspruch genommen hätte.

Kaum befand sich Henriette außer dem Bereiche der Stimmen, als sie vor Esperance stehen blieb und ihn mit Thränen ansah, die in diesem Augenblicke nicht erkünstelt waren.

– Ach, Verzeihung, rief sie, Verzeihung, mein Herr! Sie messen mir die Schuld an jenem schrecklichen Abenteuer nicht bei, das Ihnen das Leben hätte rauben können – nicht wahr?

– Gewiß nicht, mein Fräulein! antwortete Esperance ruhig. Ich beschuldige Sie nicht, daß weder Sie selbst mich ermordet haben, noch daß Sie mich dem Messer des Mörders überliefert.

– Und wessen werden Sie mich nun beschuldigen?

– So viel ich weiß, habe ich Ihnen noch Nichts gesagt, mein Fräulein. Ich befinde mich meiner Heilung wegen in diesem Kloster, und habe Sie nicht gerufen. Sie sind zufällig hierher gekommen. Sie sehen mich einfach nur deshalb, weil ich hier bin.

– Und noch am Leben! O, dem Himmel sei Dank dafür! Nun werden die Vorwürfe meines Gewissens mir die Nächte nicht mehr vergiften!

– Ich bin erfreut, mein Fräulein, unfreiwillig dazu beigetragen zu haben, daß Sie wieder ruhig schlafen können. Da Sie nun beruhigt

sind, und ihre Nächte künftig nicht mehr gestört sein werden, so haben wir uns Nichts mehr zu sagen. Grüßen wir uns höflich – wenigstens mache ich Ihnen meine Verbeugung. Sehen Sie – Ihre Mutter wirft Ihnen schon einen Blick zu, der Sie zu rufen scheint.

– Meine Mutter! Meine Mutter! Es handelt sich ja nicht um meine Mutter! Sie muß glücklich sein, wenn ich mich mit Ihnen versöhne! rief sie heftig.

– Sie gehen zu weit! In den Augen einer so strengen Mutter müssen Sie sich compromittieren, wenn Sie mit mir sprechen.

Diese Ironie stachelte Henrietten wie ein Sporn.

– Verzeihung, Verzeihung! rief sie. Häufen Sie Zorn, Vorwürfe, selbst Beleidigungen auf mich, dies verzeiht man einem so grausam beleidigten Manne – aber verschonen Sie mich mit Hohn und Verachtung, mein Herr!

– Warum sollte ich Sie mit meinem Zorne beehren? fragte Esperance. Wenn Sie eifersüchtig den Dolch ergriffen und mir die Brust durchbohrt hätten, so würde ich Sie fürchten, ich würde Sie nicht verachten. Aber erinnern Sie sich jener Frau, jener Hyäne, jener Diebin, die sich über meinen Körper herabbeugte? Sie denken vielleicht nicht mehr daran, aber ich werde sie nie vergessen. Ich will mit dieser Frau Nichts mehr gemein haben. Gehen Sie Ihren Weg, mein Fräulein, und lassen Sie mich den meinigen gehen.

– Ich bin feig gewesen, ich habe aus Furcht unrecht gehandelt . . .

– Gleichviel! Ich verlange keine Rechtfertigung von Ihnen. Meine Wunde ist fast geheilt, sehen Sie . . .

Er entblößte seine weiße Brust, in deren zarter Haut sich eine rothe Narbe zeigte.

Zitternd verbarg sie ihr Gesicht mit den Händen.

– Sie sehen, fuhr er fort, daß ich kein Recht mehr habe, dem Mörder zu grollen. Was sind körperliche Leiden, was sind ein Dutzend in Fieber und Delirium verbrachter Nächte? Die Stunde der Liebe und wollüstiger Freuden, die mir die Geliebte gewährt, sind damit bezahlt. Unsere Rechnung ist ausgeglichen. Mit der Seele freilich ist es anders – doch lassen wir das, lassen wir das!

Er grüßte noch einmal, und wollte sich durch eine der Alleen entfernen.

Sie hielt ihn hastig zurück.

– Aber wenn ich Sie nun liebe! rief sie. Wenn ich Sie schön, gerecht und erhaben finde, wenn ich mich demüthige, wenn ich mich selbst anklage, wenn ich Ihnen gestehe, daß mein ganzes Leben von Ihrer Verzeihung abhängt, wenn, seitdem Sie mich verlassen haben . . . O mein Gott, verlassen! Wenn ich seit jenem schrecklichen Augenblicke, wo ich wieder zu mir selbst kam, wo man Ihren Körper nicht mehr fand – wo meine Mutter und Laramée fluchten und droheten – wenn ich seit jener gräßlichen Nacht nicht mehr geschlafen habe – o, lachen Sie, lachen Sie nur! Wenn ich nur daran gedacht habe, Sie lebend oder todt wiederzufinden – wären Sie todt gewesen, um auf Ihrem Grabe zu knien, und Ihnen mein Herz zur Sühne zu bringen – wären Sie noch am Leben gewesen, um Ihre Hände zu ergreifen, wie jetzt, und Ihnen zu sagen: Verzeihe mir, ich habe schlecht gehandelt, ich bin ehrgeizig gewesen und habe Chimären gehuldigt, die das Herz austrocknen – verzeihe mir, denn ich bin bald ein Dämon, bald ein leichtsinniges Weib, bald ein Geschöpf, das wie ein Engel zu allem Guten fähig ist. O, gewähre mir noch mehr als Verzeihung, Esperance, Du bist ja nicht aus Haß und Groll zusammengesetzt, wie wir – liebe mich noch, und ich werde mich durch die Liebe zu einer solchen Höhe erheben, daß wir von diesen neuen Sphären aus die Erde nicht mehr sehen, auf der ich Deinen Haß und Deine Verachtung verdienen sollte. Esperance, ich beschwöre Dich in diesem feierlichen Augenblicke! Morgen wird es weder für mich, noch für Dich Zeit sein! Laß uns vergessen, hoffen und lieben!

Esperance sah starr auf den Rasen, wie Dido, als sie den Aeneas bittet.

– Du antwortet nicht? fragte sie. Du läßt mich warten? Bestrafe mich – aber antworte! Willst Du antworten?

– Im Augenblicke! antwortete der junge Mann mit fester Stimme und einem so glänzenden Blicke, daß Henriette zurückbebte. Sie fordern Liebe von mir, und Sie selbst empfinden keine Liebe.

Unterbrechen Sie mich nicht! Ihr Gefühl ist nur ein Ueberbleibsel der Jugend, eine der letzten fieberhaften Zärtlichkeiten, welche das Alter nicht Zeit hatte völlig zu erstarren. Diese Liebe ist. Nichts als die Reue über den Tod eines Menschen, das Ergebniß der Furcht, die mein Schatten in Ihnen erweckt hat.

– O, Sie mißbrauchen meine Demüthigung!

– Nein, ich sage Ihnen die Wahrheit, und dies ist ein Recht, das ich theuer erkaufte habe. Glauben Sie mir, ich würde auch dieses Recht nicht benutzen, wenn ich nicht hoffe, daß der ohne alle Rücksicht Ihnen vor gehaltene Spiegel. Ihre Aufmerksamkeit auf die trostlose Wirklichkeit Ihres Bildes lenken würde; und wenn Ihre Fortschritte im Guten, wenn Sie anders schon Fortschritte gemacht, Andern zum Beispiele dienen, so werde ich mir im Stillen Glück dazu wünschen. Was meine Person anbetrifft, die Sie zu lieben vorgeben, und die Sie um Gegenliebe bitten, so ist sie derselben eben so unfähig, als Sie. Die Liebe, die ich einst hegte, war ein über flüssiger Saft, der mit meinem Blute versiegt ist. Vielleicht wäre sie nicht abgestorben, wenn sie in dem Herzen einige Wurzel gefaßt hätte, aber ich erkläre Ihnen, und zwar ohne verletzende Worte zu suchen – ich werde sie im Gegentheil sorgfältig vermeiden – ich erkläre Ihnen, daß ich, wenn ich die Hand auf dieses Herz lege, das so oft an dem Ihrigen schlug, Nichts fühle, als die regelmäßige und gewöhnliche Bewegung eines zähen Lebens, und man muß es wohl glauben, da es einem so harten Stoße widerstanden hat. Ich liebe Sie nicht mehr, mein Fräulein, und ich glaube folglich nicht, daß Sie mir mit Recht deshalb Vorwürfe machen können.

Die Stirn Henriette's verrieth, daß sie ein unaussprechliches Leid empfand; sie machte noch einen letzten Versuch.

– Da Sie mich so weit treiben, sagte sie, Almosen zu fordern, so muß ich meine Ansprüche auf Ihr Mitleid gelten zu machen suchen. Sie selbst haben vorhin gesagt, daß Sie Erinnerungen geweckt, die mich erzittern machen. Werden jene entschwundenen Zeiten der Liebe, werden jene Stunden, wo Ihr jetzt erkaltetes Herz so warm für mich schlug, nicht zu meinen Gunsten reden? Anstatt mit mir zu wiederholen: »vergessen wir und lieben wir uns«, reichen Sie mir die

Hand und sagen Sie mit mir: »vergessen wir, und seien wir künftig Freunde!«

Mit einem aufrichtigen Blicke sah Esperance in das schwarze, tiefe Auge Henriette's. Er las darin eine Art unheimlicher Begierde. Vielleicht war sie in diesem Augenblicke eben so aufrichtig als er; aber Gott, der ihr die Gewalt verliehen, zu zünden und das Herz fortzureißen, hatte ihr die überzeugende Sanftmuth versagt, den Reiz, der den Verdacht einschläfert. Wenn Esperance nicht ein so edelmüthiges Herz besessen, man hätte glauben mögen, er verzeihe es Henriette nicht, daß sie von so großer Liebe zur Freundschaft überging.

– Ich bedauere, sagte er langsam, daß ich Ihrem Wunsche nicht genügen kann. Ich kann Ihre Ansicht von der Ordnung der Gefühle, die Sie aufstellen, nicht theilen. Die Freundschaft steht in meinen Augen eben so hoch, als die Liebe, wenn nicht noch höher. Wenn ich einer Person meine Freundschaft schenke, so muß ich über sie völlig im Klaren sein. Wenn ich liebe, so sehe ich nur auf schöne Augen, auf den Wuchs, auf den Fuß und auf den Busen, der mich reizt. Ich habe Sie geliebt, und bereue es nicht; aber ich kann nie Ihr Freund werden.

Erbleichend richtete sie sich empor.

– Diesmal, sagte sie, nehmen Sie weder auf meine Lage, noch auf mein Geschlecht Rücksicht. Sie beleidigen mich, als ob ich ein Mann wäre.

– Sie wissen zu gut, daß ich friedlicher Natur bin, als daß Sie diese Worte mit Ueberzeugung gesprochen haben könnten.

– Kann Ihnen meine Freundschaft schaden?

– Kann Ihnen die meine nützen?

– Wäre es auch nur für die Tage, wo der Zufall uns einander näher bringt.

– Diese Tage, mein Fräulein, werden sehr selten sein! Unsere Sterne verfolgen nicht dieselbe Bahn. Uebrigens können wir uns leicht arrangieren! Da Sie wissen, daß ich nicht todt bin, werden Sie natürlich nicht überrascht sein, wenn Sie mir begegnen, wir drehen uns artig und unbefangen den Rücken zu, oder wir grüßen uns noch

artiger, wenn Ihnen dies lieber ist.

– Wenn es Ihnen nicht lieb ist, kann es mir gleich gültig sein, sagte Henriette mit einem Stolze, der Esperance klar bewies, daß der Firniß der Sanftmuth nicht eben stark auf dieser rauhen Rinde lag. Demnach bin ich abgewiesen, mein Herr?

Esperance verbeugte sich.

– In allen Punkten? Er verbeugte sich noch einmal. Henriette biß die Zähne zusammen.

– Nun bleibt uns noch ein Geschäft zu besprechen, sagte sie.

Der junge Mann sah sie überrascht an.

– Ja, mein Herr! Wer die Freundschaft verweigert, verspricht Haß. Und Sie hassen mich!

– Das habe ich nicht gesagt, mein Fräulein, ich habe vielmehr das Gegentheil ausgedrückt. Vernehmen Sie noch einmal mein Glaubensbekenntniß: ich hege keine Liebe, keine Freundschaft, keinen Haß!

– Phrasen, Ausflüchte, Spitzfindigkeiten, die mich nicht täuschen können! Sehen Sie mich nicht so erstaunt an. Sie sind ebenso wenig erstaunt, als ich vorhin verliebt war. Wir spielen eine Parthie, nicht wahr? Gut, decken wir die Karten auf. Da Sie frei sein wollen, und da ich völlig auf Sie Verzicht leiste, so kann es nicht in Ihrer Absicht liegen, daß ich Ihre Sclavin bleibe.

– Meine Sclavin?

– Ich bin es. Sie halten das erste Gelenk einer Kette, die stets meine Absichten, meine Freiheit und mein Leben fesseln wird, einer Kette, die mich entehrt. Laffen Sie diese Kette los, mein Herr!

– Ich strenge mich vergeblich an, Sie zu verstehen, sagte Esperance.

– So will ich Ihnen helfen! Der Liebhaber, der die Pfänder seines zärtlichen Verhältnisses mit einer Frau aufbewahrt, kann diese Frau verderben – nicht wahr?

– Ah, rief Esperance, nun verstehe ich!

– Das ist ein Glück!

– Sie meinen Ihren Brief?

– Sie werden mir sagen, daß Sie diesen Brief nicht bei sich tragen?

– Zunächst.

– Ich glaube es. Schicken Sie Jemanden mit diesem Briefe nach Ormesson; er wird dafür die Diamanten zurückbringen, die Sie in meinem Zimmer vergessen haben.

– Das wäre unnütz, mein Fräulein, sagte Esperance kalt; ich werde nicht nach diesen Diamanten schicken. Werfen Sie sie in den Fluß, streuen Sie sie auf den Straßen aus, schicken Sie sie mir zurück, daß ich sie den Armen gebe – machen Sie damit, was Ihnen gut dünkt. Den Brief . . .

– Nun? – Sie werden ihn nie wiedersehen. Sie sollen nicht meine Sclavin bleiben, wie Sie vorhin sagten, oder erröthen, wenn Sie mir begegnen – ich schwöre Ihnen, rechts auszuweichen, wenn ich Sie von links kommen sehe; aber es gefällt mir, diese schreckliche Waffe gegen Sie zu behalten.

– Das ist feig! rief Henriette mit einem fürchterlichen Blicke.

– Wenn ich Ihnen glauben darf, so ist es vielmehr eine Kühnheit!

– Sie wollen mir diesen Brief nicht zurückgeben?

– Nein.

– Wohlan, so werde ich ihn mir nehmen!

– So lange Sie mich nicht ermorden lassen, so lange ich noch aufrecht stehe, so lange mir noch ein Tropfen Blut bleibt, um mich zu vertheidigen, so lange werde ich Ihnen. Trotz bieten!

– Ueberlegen Sie noch einmal! Esperance zuckte mit den Achseln.

– Fürchten Sie sich nicht vor mir, sagte Esperance freundlich; Sie sehen ja, daß ich mich vor Ihnen nicht fürchte.

– Das ist ein Unglück! flüsterte das junge Mädchen mit einer schrecklichen Bewegung. Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen kein Wort mehr sagen, Esperance. Aber ich hasse Sie – nehmen Sie sich in Acht!

– Sie haben schon einige Worte zu viel gesagt! antwortete Esperance.

Henriette ging rasch nach den Bäumen zurück, nahm den Arm ihrer Mutter, und zog die majestätische Marie Touchet mit einer außerordentlichen Kraft mit sich fort, ohne Gabriele zu grüßen, die sich nach ihrer Gesundheit erkundigte. Die Frauen begegneten Herrn von Estrées und dem Grafen von Auvergne, die nach den Bäumen zurückgehen wollten, nachdem sie Heinrich IV. das Geleit gegeben. Mehr als zehnmal rief Henriette aus:

– Gehen wir! Gehen wir! Und dabei warf sie nach rechts und links unruhige Blicke.

– Was suchen Sie? fragte der Graf. Ist wieder eine Ohnmacht im Anzuge?

– Die verwünschte Ohnmacht! murmelte Herr von Entragues.

– Ich suchte Laramée! sagte Henriette wüthend.

– Es handelt sich jetzt nicht um Laramée, sagten die beiden unmuthigen Hofleute. Fragen Sie lieber, was der König von Ihrer Ohnmacht denkt.

– Der König weiß recht gut, sagte rasch Marie Touchet, daß ein junges Mädchen Nervenanfällen unterliegt.

– Was liegt auch daran? rief Henriette in fieberhafter Aufregung. Wo ist Laramée?

Ein Gärtner, der auf einem Beete arbeitete, hörte diese Frage. Er hatte den lauernden jungen Mann lange Zeit bei der Baumgruppe gesehen, während Henriette mit Esperance gesprochen.

– Suchen Sie den Herrn in den Jagdkleidern, der vorhin dort war? fragte er.

– Ja!

– Man hat ihn vor zehn Minuten gerufen.

– Wer?

– Herr von Pontis.

– Wer ist Herr von Pontis?

– Ein Gardist des Königs, der hier wohnt.

– So! rief Henriette.

– Ja. Der blasse junge Mann fand dort unter den Bäumen, zur Seite der Fontaine. Da näherte sich ihm Herr von Pontis und klopfte

ihn auf die Schulter. Der Andere sah sich rasch um. Ich weiß nicht, was sie sprachen, ich sah nur, daß sie zusammen rasch davon gingen.

– Gut! sagte Marie Touchet, indem sie den Arm ihrer Tochter ergriff; wir werden ihn schon antreffen. Gehen wir.

Die ganze Familie verschwand in dem Thore. Der erschöpfte Esperance war auf eine Bank gesunken.

Seine Blicke suchten Pontis, denn er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Gabriele war zu ihrem Vater zurückgekehrt. Ein Geräusch, als ob ein Eber durch das Dickicht bricht, weckte plötzlich den bleichen, jungen Mann; er sah oder er errieth vielmehr Pontis unter wilden, verstörten Zügen und in zerfetzten Kleidern. Schweißtriefend riß der Gardist die jungen Buchen auseinander, die ihm den Weg versperrten, und sagte keuchend:

– Leben. Sie wohl! Auf Wiedersehen! Tausend Grüße an die guten Brüder!

Dann entfloh er. Esperance ergriff einen der Fetzen seines Wamses und rief:

– In des Himmels Namen, antworte: was ist geschehen? In welchem Zustande bist Du?

7.

Hund und Wolf.

Wir berichten, wozu Pontis eine Zeit verwendet hatte, Wir haben gesehen, wie er nach seiner Unterredung mit Esperance verschwand. Der durch die feindlichen Blicke der beiden Freunde bedrohte Laramée war plötzlich von dem Augenblicke an frei geworden, wo Henriette den Arm Esperance's ergriffen hatte.

Der Gärtner hatte sich nicht getäuscht. In ängstlicher Spannung hatte Laramée jede Bewegung des jungen Mädchens, jede Geberde des jungen Mannes beobachtet. Wovon konnten sie sprechen? Wie war es möglich, daß sie, eine Frau, sich so rasch von ihrer Aufregung erholte, während er, ein starker und kühner Mann, bei dem Anblicke eines dem Tode entkommenen Opfers immer noch zitterte?

Das Gewebe aller dieser Intriguen verwirrte Laramée. Es war ihm unmöglich, den kühnen Sprüngen der Entragues und der ungestümen Henriette zu folgen. Er wußte sich weder die Anwesenheit Esperance's, die verschwenderischen Händedrucke des jungen Mädchens, noch die geduldige Höflichkeit Marie Touchet's zu erklären. Der Graf von Auvergne, der König, Esperance, Ormesson, Saint-Denis, Bezons – Alles tanzte wie vom Fieber erzeugte Visionen durch seinen wüsten Kopf. Und wahrlich, es waren der verschiedenen Eindrücke zu viel, als daß sie die Kraft eines einzelnen Geschöpfs nicht übersteigen sollten. Die Eifersucht, der Haß, die Furcht und der religiöse Fanatismus würden einzeln schon hingereicht haben, um vier Köpfe zu verdrehen.

Der junge Mann stützte sich an seinen Baum, wie ein Gefangener an seinen Pfahl, und erwartete, daß Licht und Ruhe endlich wieder einen Verstand beherrschten. Schon unterschied er den Gedanken, zu den beiden in der Unterredung begriffenen Personen zu gehen,

Henriette zu ihrer Mutter zurückzuführen und von Esperance eine entscheidende Erklärung zu fordern. Seine wilde Herrschsucht billigte diesen Plan. Er war der Meinung, Henriette würde sich aus Furcht vor Aufsehen leicht fügen. Dem verwundeten Esperance wollte er vorschlagen, den Messerstich durch einen Degenstich vergessen zu machen, sobald er ganz geheilt sein würde.

Da legte sich plötzlich eine Hand auf die Schulter des jungen Mannes. Als er sich wandte, sah er einen Fuß weit von seinem Gesichte das lächelnde und durchtriebene Gesicht des Gardisten Pontis.

Zum zweiten Male sah er bei vollem Tageslichte diese männliche und seltsame Gestalt. Bei dem nächtlichen Zusammentreffen in Ormesson hatte die Dunkelheit. Beide verhindert, sich gegenseitig genau ins Auge zu fassen. Vorhin hatte er Pontis am Arme Esperance's nur durch einen Vorhang von Blättern gesehen. Im Lager von Vilaines und hier im Klostergarten hatten sie sich also wirklich gegenüber gestanden.

Es würde vieler Zeilen bedürfen, wollten wir mittheilen, was Pontis' Gesichtsausdruck dem Laramée sagte; aber ein einziger Blick machte es ihm klar.

Laramée legte die Hand an den Griff eines Degens und wandte sich um.

– Ich sehe, sagte Pontis, daß Sie mich schnell verstanden haben. Es ist eine Lust, Geschäfte mit geistreichen Leuten zu haben.

– Mein Herr, antwortete Laramée, ich bin durchaus nicht geistreich, und will auch die Zeit damit nicht verlieren, es sein zu wollen. Sie haben mit mir zu reden – ich bin bereit, Sie zu hören.

– Diese Phrase wiegt eine ganze Rede auf und erinnert an das Alterthum! sagte Pontis.

– Aber Sie werden doch nicht voraussetzen, daß ich hier im Freien, in der Nähe von Damen, den Degen ziehe?

– Gut! Es ist Ihnen lästig?

– Ich wiederhole es!

– Dann, mein Herr, müssen Sie sich seit unserm letzten

Zusammentreffen sehr geändert haben. Damals zogen Sie ohne Weiteres das Messer aus der Tasche der beiden Damen selbst.

– Rufen Sie dies noch lauter! sagte Laramée mit einem giftigen Blicke. Sie wollen mir darthun, daß Sie darauf ausgehen, gehört zu werden, damit man uns am Kampfe hindere.

– O, Sie irren! Von Aufsehen kann zwischen uns keine Rede sein, mein Herr! Mein Freund hat es mir durchaus untersagt, mich mit Ihnen einzulassen. Es wird nur eine stumme Erklärung stattfinden. Sollten Sie sich aber weigern, mir zu folgen, dann würde ich meine Zuflucht zu Gewaltmaßregeln nehmen müssen.

– Ich wiederhole Ihnen, daß Sie einen unpassenden Ort gewählt!

– Ah, wem sagen Sie das? Auch ich habe einen andern gewählt. Sie haben doch Nichts dagegen einzuwenden?

Laramée zitterte.

– Gehen wir! sagte er.

Dann fragte er, wie entzückt:

– Wohin gehen wir?

– Sie werden bemerkt haben, antwortete Pontis, daß ich vorhin, anstatt gerade auf Sie zu zu gehen, den Weg quer durch den Garten nahm?

– Ich habe es bemerkt.

– Weil ich nun so rasch ging, hätten Sie sich sagen müssen: dieser Pontis ist kein Narr, er geht, um Etwas für mich vorzubereiten.

– Ich dachte daran.

– Ich wiederholte, daß Sie ungemein geistreich sind. Nun stellen Sie sich, als ob durchaus Nichts im Werke wäre. Kommen Sie, wir gehen wie zwei Liebende dorthin. Unterwegs erkläre ich Ihnen meine schlaunen Pläne.

Laramée zitterte, daß er gezwungen ward, in diesem Augenblicke Henriette zu verlassen, deren Gespräch mit Esperance sehr lebhaft ward. Aber Pontis ergriff höflich seinen Arm und führte ihn den Klostergebäuden zu. Er mußte folgen.

– Sehen Sie, sagte Pontis, ich wohne in diesem Kloster schon lange, daß ich alle Winkel und Verstecke aufgespürt und besucht

habe. Es ist unmöglich, Ihnen die Kunstgriffe zu detaillieren, die ich habe anwenden müssen, um in die Speisekammer, oder in die Küche zu schlüpfen, damit ich ohne Vorwissen des Bruders Sprecher die Fleischsuppen und gebratenen Geflügel stehlen konnte, die den armen Esperance gekräftigt und wieder lebenslustig gemacht haben. Sie hatten ihm tüchtig zur Ader gelassen!

– Sie können gehen, ohne so viel zu schwatzen! murmelte Laramée.

– Ich schwatze, damit Ihnen der Weg nicht lang wird. Uebrigens werden wir bald zur Stelle sein. Nun will ich die Frage, wohin wir gehen, beantworten. Wir werden eine kleine Treppe hinter der Küche hinabsteigen, an der Speisekammer vorübergehen, und nachdem wir die Kapelle hinter uns haben, in die Keller hinabsteigen, wo sich die Holzgelasse befinden. Beruhigen Sie sich, die Keller sind nur ein etwas niedriges Stockwerk. Dieses Kloster ist vortrefflich gebaut, mein Herr. Es hat drei Stockwerke Keller.

In diesem Augenblicke betraten die beiden jungen Leute wirklich den Corridor, auf dem die Treppe sich zeigte, von der Pontis gesprochen hatte. Unser Leser erinnert sich vielleicht, daß er den Bruder Sprecher und Herrn von Liancourt auf derselben Treppe gesehen hat.

Dieser einsame Ort erhielt sein Licht, oder vielmehr seine Dämmerung, durch kleine Luftlöcher, die in einen innern Hof hinausgingen.

In dem Augenblicke, als man hinabsteigen wollte, blieb Laramée stehen und sagte zu seinem Führer:

– Da wir nicht ohne Absicht diesen Ort betreten, mein Herr, und da diese Absichten eben nicht die schmeichelhaftesten sind, so werden Sie mir erlauben, daß ich meine Vorsichtsmaßregeln treffe.

– Wie, mein Herr, welche Vorsichtsmaßregeln?

– Ich ziehe zunächst meinen Degen.

– Wie Sie wollen; ich lasse den meinigen in der Scheide.

– Und nun gehen Sie voran.

– Ah, mein Herr, das ist viel verlangt! rief Pontis. Ich setze nämlich

voraus, daß Ihr Fuß ausgleitet, daß Sie, ohne es zu wollen, auf mich fallen, daß Sie die Hand ausstrecken, um sich zu halten, und daß dieser teuflische Degen, den Sie in der Hand halten, mir in den Leib fährt. Das müßte Ihnen und mir sehr unangenehm sein. Nein, treffen wir andere Anstalten.

– Kann ich außerdem wissen, ob Sie mir in dieser Finsterniß nicht eine Schlinge gelegt haben?

– Sie haben Recht, das läßt sich voraussetzen. Wohlan, halten Sie Ihren blanken Degen, wie es Ihnen gut scheint. Aber um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich wünsche, Ihnen angenehm zu sein, theilen wir die Hälfte: Sie werden zwei Degen haben – hier ist der meine und nun gehen Sie voran. Das ist Ihnen recht? Wenn die Treppe breit genug wäre, würden wir nebeneinander hinabsteigen. Leider ist sie es nicht!

Mit düsterer Genugthuung nahm Laramée die beiden Degen unter den Arm und stieg rücklings die Treppe hinab. Sein scharfes Auge beobachtete die kleinste Bewegung seines Gegners.

So kamen sie in einen langen, mit feinem Sande betreuten Gang, den eine angenehme, frische Luft durch wehte. Rechts und links waren Mauern. Eine mit Eisen beschlagene Thür führte ohne Zweifel zu dem Keller, in dem die feinen Weine lagen.

– Beeilen wir uns! sagte Laramée. Aber dieser Gang ist zu schmal. Unsere Klingen werden bei jeder Parade die Wände berühren.

Pontis antwortete mit einem seltsamen Lächeln:

– Für das, was ich beabsichtige, ist er breit genug. Messen wir zunächst die Degen.

– Welche Förmlichkeiten! sagte Laramée. Fast scheint es, als ob Sie Zeit gewinnen wollen. Hier sind die Degen, messen Sie!

Bei diesen Worten überreichte er sie. Pontis ergriff sie beide zugleich und warf sie mehr als zehn Schritte weit hinter sich.

– Was thun Sie? rief Laramée, erschreckt zurückweichend.

– Ah, rief Pontis, der plötzlich Gesichtsausdruck und Sprache änderte, Du glaubst wohl, ich werde das Schwerdt gegen Dich

ziehen? Weil ich Dich einen geistreichen Menschen genannt habe, läßt Du Dich hierher führen? O, Du dreifacher Dummkopf! Hast Du Dein kleines Messer bei Dir?

– Mein Herr, ich werde rufen!

– Versuche es! rief Pontis, indem er einen Satz machte, ihn bei der Kehle packte und an die Wand drückte.

Aber Laramée war stark, und der Schrecken verdoppelte seine Stärke. Mit einer übermenschlichen Anstrengung entschlüpfte er den nervigten Fäusten, die ihn zu erwürgen drohten.

– In der Nähe, oder aus der Ferne! sagte Pontis, indem er mit ausgestreckten Händen weiter ging. Ich werde Dich schon erreichen. Weiche nur zurück, der Corridor hat keinen Ausgang.

Laramée gewährte einen fürchterlichen Anblick. Er bückte sich, wie eine wilde Katze, die sich zum Sprunge vorbereitet.

– Ich bin kein Verräther, fügte Pontis hinzu. Sieh diese Thür und diese Eisenstäbe. Siehst Du sie? Nun sieh' den Strick, der daran hängt. Vorhin habe ich ihn befestigt. Das ist die Ueberraschung, die ich Dir zgedacht!

– Elender! heulte Laramée.

– Ueber was beklagt Du Dich? Du bist zwanzig Jahre alt – auch ich! Ich bin klein, Du bist groß! Wir haben beide kein Schwerdt. Du hast mich hängen lassen wollen, jetzt will ich Dich hängen. Aber Du hast hier einen Vortheil, den ich im Lager nicht hatte: wenn der Profoß mich gehalten hätte, so konnte ich keinen Widerstand leisten, während Du, wenn Du willst, Dich wehren kannst; Du kannst die Genugthuung haben, mich an demselben Stricke aufzuhängen, den ich Dir bestimmt hatte. Aber ich glaube nicht daran, denn ich hoffe, daß ich hier der Stärkste bin, wie Du in Ormesson der Niederträchtigste gewesen bist. Vorwärts . . . Halte Dich gut . . . vertheidige Deinen Hals! Beiße und kratze! Der Hund Pontis kämpft gegen den Wolf Laramée!

Kaum hatte er ausgesprochen, als sich sein Gegner mit der Kraft des Wolfes, dem er ihn soeben verglichen, auf ihn stürzte. Es war ein schreckliches Schauspiel. Die beiden Männer, gleich an Muth, aber nicht an Kraft, hielten sich fest umschlungen und kämpften so

einige Minuten. Ihre Kräfte schwanden, aber ihre Wuth wuchs. Laramée, der größer und vielleicht auch gewandter war, warf Pontis unter sich und drückte ihn fest auf den Boden, indem er seine langen Beine und seine Fäuste an die Wände stemmte. Pontis aber rollte wie eine Kugel unter ihm hinweg, sprang auf, packte Laramée in der Mitte des Körpers, schwang ihn wie eine Wurfmaschine in der Luft, und als er sah, daß er von dem Stoße an die Mauer betäubt war, schleppte er ihn nach dem Stricke und befestigte ihn an der Schlinge, die er vorbereitet hatte. Weder Nägel, noch Zähne, noch verzweifelte Fußtritte störten den Gardisten in seiner Beschäftigung. Umsonst riß ihm der Ueberwundene seine dichten Haare aus, um sonst zerkratzte er ihm mit Sporenstößen die Seiten und das Gesicht – Pontis zog den Strick empor, und mit ihm den elenden Laramée, dem Hören und Sehen verging.

Jetzt hörte Pontis, der sich in einer nervösen Aufregung befand, in der alle Sinne schärfer sind, Schritte in der Allee des Gartens, die sich an dem Gange hinzog. Dann glaubte er einen Schatten zu sehen, der sich durch eins der Luftlöcher hinabneigte; er glaubte selbst hinter der Thür einen Schreckensruf zu vernehmen. Nun stieg er, auf jeder Stufe strauchelnd, die Treppe hinan, und ging, blind, taub und blutig gekratzt, wie wir ihn gesehen haben, zu der Baumgruppe, wo ein Freund ihn erwartete.

Als Esperance ihn in diesem schrecklichen Zustande sah, stieg in ihm sogleich der einzige Gedanke auf, der diesen Zustand erklären konnte.

– Du bist mit Laramée zusammen gewesen! sagte er.

– Sambieux, ich glaube wohl!

– Was hast Du mit ihm gemacht? Wo ist Dein Degen?

– Wir sprechen später davon. Umarme mich schnell, gieb mir eine oder zwei Pistolen, und lebe wohl. Mein Bleiben könnte mir schlecht bekommen.

– In des Himmels Namen, rede! Hast Du Dich mit diesem Elenden geschlagen?

– Nein, das war ja verboten.

– So hat er Dich geschlagen?

– Nein, nein! Wir waren in Streit gerathen, und da ist mir ein kleines Unglück begegnet.

– Ihr strittet Euch über Henriette?

– Nein, auch das ist ja verboten. Wir stritten, ich weiß nicht mehr über was, als er plötzlich von einem Dinge gefangen ward, das ihn fortzog . . .

– Mein Gott, von welchem Dinge?

– Ich glaube, es war ein Strick. Er ist hartnäckig – ich bin es auch. Er zog an der einen, ich an der andern Seite. Ich zog dergestalt, daß es gut ist, wenn ich mich aus dem Staube mache. Leben Sie wohl!

– Unglücklicher, Du hast ihn getödtet!

– Ich fürchte es fast. Leben Sie wohl! Entschuldigen Sie mich bei dem vortrefflichen Bruder Robert. Sagen Sie ihm, daß ich vor Confrontationen, Verhören und Verbalprocessen einen Abscheu hätte.

– Du willst mich verlassen?

– Du bist ein großer Knabe, und die junge Gattin wird Deine Krankenwärterin sein. Umarmen wir uns!

Nach diesen Worten eilte er davon. Nachdem er vielleicht zehn Schritte zurückgelegt, blieb er stehen.

– Ich gehe zu Herrn von Crillon, rief er, dem ich mich entdecken will; vielleicht hat er Nachsicht mit mir!

Drei Minuten später hatte er einen Zaun übersprungen, dann eine Mauer, und Pontis befand sich nicht mehr in dem Bereiche des Klosters.

Esperance war allein; erschreckt fragte er sich, wozu er sich nun entschließen solle. Er wollte den Bruder Robert aufsuchen, wollte ihm Alles erzählen und Alles entschuldigen – da kam Gabriele zurück; sie stieß einen Schrei aus, als sie die Bestürzung in den Zügen des jungen Mannes sah.

– O, ich wußte es wohl, rief sie, daß die Unterhaltung mit Fräulein von Entragues mehr böse als gute Folgen für Sie haben würde.

– Auch ich bin der Meinung, Madame, sagte Esperance, auf den der Ton dieser sanften Stimme und die Freundlichkeit dieses

lieblichen Blicks denselben Eindruck ausübte, wie die Musik nach dem Donner, wie der sanfte Mondenstrahl nach einem grellen Blitze.

– Ich möchte wohl Ihre vertraute Freundin sein, fügte sie hinzu, um zu erfahren, was sie Ihnen mit so großer Heftigkeit sagte. Sie waren. Beide sehr bleich.

– Ich bin immer bleich!

– Ja, aber sie. Doch verzeihen Sie – meine Neugierde wird Ihnen lästig.

– Ach, Madame, antwortete Esperance, indem er dankbar ihre kleinen Finger drückte, Sie sind weder neugierig noch lästig; aber Ihre Augen sind so klar, Ihre Seele spiegelt sich so rein darin ab, daß ich diesen schönen Kristal zu beschmutzen fürchte, wenn ich meinen trüben Kummer darüber ausgieße.

– Hat Ihnen diese Frau Kummer bereitet?

– Ja; aber er ist nun vorüber.

– Sie schien Ihnen zu drohen, als sie sich entfernte. Da klage ich mich selbst an . . . aber indem ich mich stellte, als ob ich auf ihre Mutter hörte, habe ich auf die Tochter gehört. Sie hat Ihnen gesagt: Nehmen Sie sich in Acht!

– Es ist wahr.

– Diese Drohung läßt mich für Sie fürchten. Ich hatte mir vorgenommen, sobald ich mit meinem Vater Frieden geschlossen, zu Ihnen zurückzukehren, daß Sie mich beruhigen.

– Ich danke, Madame.

– Wir sind ja Freunde, nicht wahr? Sie haben mir einen Dienst geleistet . . .

– Einen so großen Dienst, Madame, sagte Esperance lächelnd, daß Sie mir ewige Dankbarkeit schulden. Trotzdem ich mir geschworen hatte, mich nie wieder durch die Reize einer Frau gewinnen zu lassen, so ist Ihr Anerbieten doch so verlockend, daß ich eine letzte Probe versuchen werde. Mit ganzer Seele nehme ich Freundschaft an.

– Also abgemacht: Sie werden mir stets die Wahrheit sagen und mir rathen. Und wenn ich leide, trösten Sie mich.

– Leider werden Sie meines Trostes vielleicht bedürfen! sagte Esperance traurig.

– Warum? fragte Gabriele erschreckt.

– Weil Sie – weil Sie denselben Weg betreten haben, den die Frau, von der wir sprachen, betreten hat; weil Sie ihr Hindernisse bereiten, und weil sie. Alles, was ihr lästig ist . . .

– Nun?

– Mit Füßen tritt, ohne, wie mir, zu sagen: Nehmen Sie sich in Acht!

– O, dann werden Sie mich vertheidigen!

– Ich werde nicht mehr hier sein, Madame. Diesen Abend noch muß ich das Kloster verlassen.

– Sie? rief Gabriele erbleichend, denn sie fühlte, daß sich ihr Herz an diese Freundschaft von einem Tage schon gewöhnt hatte.

– Ich muß meinem Freunde folgen, antwortete der junge Mann, um zu vermeiden, daß eine Frau durch seine schrecklichen Mittheilungen betrübt werde.

– Will denn Herr Pontis abreisen?

– Er ist schon abgereist.

– O mein Gott! flüsterte Gabriele. Aber wir werden uns doch jedenfalls wiedersehen?

– Unsere Wege werden uns nicht zusammenführen. Sie werden glänzen und herrschen, Madame; der Glanz, der Ihrer wartet, wird meine Augen blenden.

Erröthend blickte sie zu Boden.

– So wäre die kaum erblühte Freundschaft schon wieder todt! flüsterte sie mit so schwacher und harmonischer Stimme, daß sie einem fernen Gesange glich. Ach, mein Herr, wäre doch diese Freundschaft nie geboren!

Esperance wollte antworten; aber als er den Blicken Gabriele's begegnete, fühlte er, daß diese Blicke ihm mehr entlocken würden, als er sagen wollte. Er wandte sich ab, und schwieg.

Plötzlich sah er in der Allee den Bruder Robert er scheinen, dessen Gesicht, wie immer, unter der Kapuze verborgen war.

– Madame, rief er, ich muß Sie verlassen, denn ich habe diesem guten Mönche viel mitzutheilen. Wenn er mich dann nicht mit Abscheu davonjagt, kann ich mich glücklich preisen.

– Mein Gott, was ist denn geschehen? fragte Gabriele, indem sie mit Esperance dem Bruder Robert entgegenging.

– Eine letzte Bitte habe ich an Sie zu richten, Madame: seien Sie nicht Zeugin von dem, was ich sagen werde.

– Sie erschrecken mich! flüsterte sie.

– Warum erschrecken Sie? fragte die gellende Stimme Bruder Roberts, der in dieser Entfernung die letzten Worte gehört hatte.

– Herr Esperance will durchaus das Kloster verlassen, antwortete Gabriele.

Der junge Mann zitterte.

– Aus welchem Grunde? fragte ruhig der Mönch. Der Herr ist noch nicht geheilt, er bedarf unserer Pflege noch.

– Sehen Sie, rief Gabriele, Sie müssen bleiben! Ja, wir bleiben!

Der Mönch benutzte diese Worte als Einleitung zu der Mittheilung:

– Madame, Sie werden diesen Abend nach Bougival zurückkehren; Herr von Estrées hat es so eben unserm hochwürdigen Prior mittheilen lassen. Die Wege sind frei, und Sie haben keinen Grund mehr, länger hier zu bleiben.

Gabriele erbleichte.

– Aber mein Vater hat mir Nichts davon gesagt! stammelte sie. Der König glaubt, daß ich hier bleibe . . . und wenn nun Herr von Liancourt zurückkommt . . .

– Herr von Liancourt kommt nicht zurück! unterbrach sie ernst der Mönch. Die Gefahren, die Ihnen drohen könnten, haben Sie in Bougival nicht mehr zu fürchten.

Bei diesen Worten sah Robert Esperance und Gabriele mit einem leuchtenden Blicke an. Beide errötheten.

Sie grüßten sich zum Abschiede. Esperance folgte dem Mönche und kehrte in ein kleines Zimmer zurück. Gabriele ging dem neuen Hause zu. Die Seufzer der beiden jungen Leute waren dem Bruder Sprecher nicht entgangen.

8.

Wer zuletzt lacht, lacht am Besten.

Die Freunde des Königs hatten sich nicht geirrt. Da durch, daß er zur katholischen Kirche übergetreten, war den Liguisten der letzte Vorwand genommen. Da die Bevölkerung von Paris wußte, der König war katholisch, so legte sie sich keinen Zwang mehr an, um laut zu beweisen, daß sie das Joch eines französischen Königs der spanischen Occupation vorzog.

Seit fünf Jahren hatte diese ausgehungerte, erschöpfte Stadt alle Kraft, allen Geist verschwendet. Wenn man in Paris lange geschrien und gesungen, Epigramme und Anagramme gemacht hat, so fragt man sich, ob der Gegenstand der Mühe werth ist. Man erwog nun, ob Mayenne mehr als Crillon, und ob Philipp II. mehr als Heinrich IV. nütze. Die Musketen verloren gegen die Gesänge den Prozeß.

Aber die Spanier wollten den Prozeß nicht verlieren, und die Frau Herzogin von Montpensier wollte es noch viel weniger. Aus diesem Grunde herrschte in Paris eine große Aufregung, seit die Kunde von dem entscheidenden Schlage des Königs dorthin gelangt war.

Eines Morgens war das erwachte Paris von neuen spanischen, wallonischen und italienischen Truppen ein geschlossen. Man verkündete mit Gepränge die Ankunft mit Dublonen beladener Wagen, um die Rentiers und besoldeten Beamten anzulocken. Die Umarmungen und Höflichkeitsbezeigungen zwischen den triumphierenden Spaniern und entzückten Liguisten wollten kein Ende nehmen.

Herr von Brissac, der die Thore sorgfältig geschlossen hielt, empfing bald den Besuch des Herzogs von Feria, des Chefs der spanischen Truppen. Dem Herzoge folgte eine so zahlreiche Begleitung, daß sie wenig Beruhigung einflößte.

Der Gouverneur von Paris stand hinter seinen Fenstervorhängen,

als diese mit Federbüschen und Stickereien geschmückte und pomadisierte kleine Armee in den Hof seines Hauses zog. Unser alter Freund, der edle José Castil, Kapitain eines der Thore von Paris, war in der Truppe zu bemerken.

Kaum hatten ihm die Huissiers Meldung davon gemacht, als Herr von Brissac Befehl gab, die Spanier vorzulassen.

Wir wissen, daß Brissac. Anlaß zu Mißtrauen gegeben, und daß sein letztes Abenteuer mit José Castil dieses Mißtrauen noch vermehrt hatte. Brissac ahnte zwar den Zweck dieses Frühbesuchs, aber er blieb nichts destoweniger artig und ruhig.

Heiter empfing er die Spanier und führte sie in den großen Saal; er schien weder die Verlegenheit des Herzogs von Feria zu bemerken, noch die verstohlenen Blicke, die Don José, der sich zurückhielt, mit dem spanischen Generalstabe wechselte.

– Nun, meine Herren, rief er, ist Verstärkung angekommen?

– Und Geld, mein Herr! antwortete der Herzog, indem er sich Brissac näherte.

– Beide sind willkommen.

– Aber Ihre Thore sind geschlossen, sagte der Herzog von Feria.

– Man wird sie öffnen, antwortete Brissac freundlich. Wir haben Nichts zu fürchten, als daß die Geldsendung ein wenig geschmälert werde, wenn man das ganze Volk, das Hunger hat, ernähren soll.

– Der König Philipp sendet die spanischen Dublonen nicht, um die Pariser zu ernähren, mein Herr! antwortete der Herzog in einem fast trockenen Tone.

Aber Brissac hatte sich vorgenommen, Nichts übel zu nehmen.

– Um so schlimmer, antwortete er; leere. Magen schlagen sich schlecht, und Sie wissen, daß ein Zusammenstoß unausbleiblich ist. Der König von Navarra rückt an, er schließt Paris immer enger ein, und wird es belagern.

– Unsere Verstärkungen werden genügen, um die Belagerer abzuhalten, und selbst den Belagerten Muth zu geben, antwortete der Herzog.

– Ihre Worte erfreuen mich, sagte der Gouverneur; aber Sie

würden mich verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, wozu das angekommene Geld bestimmt ist?

– Zu zwei Zwecken: der erste ist, unsere Soldaten zu bezahlen; der zweite, um die letzten Bedenken einiger Parlamentsmitglieder zu heben.

Brissac machte eine Bewegung der Ueberraschung.

– Was haben Sie, mein Herr? fragte der Spanier.

– Ich muß höchlich staunen! Sie haben die Absicht, das Parlament zu erkaufen, und zeigen das Geld dazu allen Blicken? Liegt es in Ihrem Plane, daß das Geschäft nicht zu Stande kommt?

– Warum sollte es nicht zu Stande kommen?

– Weil ein käuflicher Mann es nicht gern hat, daß der Kauf seiner Ehre und seines Gewissens auf offener Straße abgeschlossen werde. Ich glaubte an etwas anderes.

– An was?

– Daß dieses so offen transportierte Geld dazu dienen solle, das Volk gegen das unfügsame Parlament aufzuwiegeln.

– Ich verstehe Sie nicht ganz, sagte der Herzog, den Brissac's geschicktes Manöver verwirrte.

– So werde ich mich verständlich machen, fügte der Gouverneur lächelnd hinzu, der überzeugt war, daß er den rechten Fleck getroffen hatte. Das Parlament von Paris ist nach seiner Art ein ehrenvolles, rechtliches und von Patriotismus beseeltes – nach seiner Art, mein Herr!

Es behauptet, daß der wahre Beherrscher Frankreichs ein Franzose sein muß. Das ist ein Utopien verdrehter Rechtsgelehrter. Hieraus ergab sich, daß es bis jetzt alle Verhandlungen Spanien's, wegen Uebertragung der Krone an die Infantin, in die Länge zog. Es wird Ihnen dies nicht entgangen sein.

– Gut, mein Herr. Und was folgern Sie nun?

– Ich folgere, daß die Zeit vergeht, daß das Geld Ihres großmüthigen Herrn verschwendet wird, und daß man sich endlich genöthigt sieht, anderes kommen zu lassen. Eine Anzahl Spanier liegen mehr oder weniger begraben auf allen Schlachtfeldern

Frankreichs – man wird auch andere Soldaten kommen lassen müssen. Und dennoch entfernen Sie sich von Ihrem Ziele, anstatt ihm näher zu rücken. Der Feind, der König will ich sagen, macht täglich Fortschritte; er hat wahre glänzende Siege davongetragen. Sein Uebertritt zur katholischen Kirche ist wahrlich kein ungeschickter Streich. Er nähert sich immer mehr dem Ziele. Was ist zu thun?

– Wie, was zu thun ist? rief der Herzog von Feria, indem er seinen Kopf ausstreckte wie ein Dachs, dessen Hals in einer Schlinge gefangen ist.

– Verzeihung, Sie fassen meine Idee nicht richtig auf. Im Französischen bedeutet »was ist zu thun: was werden Sie thun?«

– So würde ein Politiker, ein Royalist fragen; aber ich, ein Spanier, kann es nicht. Ich weiß, was ich thun werde.

Brissac biß sich in die Lippen und kratzte an der Nase; dies war das einzige Zugeständniß, das er dem heftigen Drange, den Prahler durch das Fenster zu werfen, gewährte.

– Wenn Sie wissen, was Sie thun werden, mein bester Herzog, sagte er, – ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich habe geglaubt, Sie beehrten mich mit Ihrem Besuche, um mir dies zu sagen.

– Ich komme, um Sie zu fragen, warum die Thore geschlossen sind?

– Sie sind stets verschlossen, mein Herr; Sie wissen es besser, als irgend Jemand, weil an allen Thoren Spanier stehen.

– Ihre Franzen haben das Oeffnen verweigert.

– Dies gebietet der Belagerungszustand, Sie müssen es wissen. Wenn eine französische Truppenabtheilung diesen Morgen Eingang verlangt hätte, Ihre Spanier hätten sie abgewiesen, wie meine Franzosen Ihre Spanier abgewiesen haben.

– So fordere ich von Ihnen Einlaß.

– Hier sind die Schlüssel, mein Herr; Sie werden nie so viel Spanier unserer Stadt zuführen, als ich wünsche.

– Das ist ein vortreffliches Wort, wofür Ihnen zu danken ich mich beehre, sagte kalt der Herzog.

Man übergab dem Spanier die Schlüssel, als Zeichen, daß er entlassen sei. Aber sein Werk war noch lange nicht vollbracht. Er zog Brissac bei Seite, und sagte leise:

– Sie haben vorhin einige Worte geäußert, die mir aufgefallen sind.

Ah! dachte Brissac.

– Die Haltung des Parlaments ist Besorgniß erregend, und dennoch muß der Wille meines Herrn voll zogen werden.

Das große Wort war ausgesprochen. Brissac fühlte, daß er offen hervortreten müsse.

– Was ist der Wille Ihres Herrn? fragte er.

Der Spanier heftete einen durchdringenden Blick auf den Gouverneur, indem er sagte:

– Das Parlament muß heute noch, verstehen Sie? heute noch unsere Infantin anerkennen.

– Und wenn es sie nicht anerkennt? fragte ruhig Brissac.

– So wird man ihm zwölf Stunden Zeit geben, um einen Entschluß zu fassen.

– Und wenn diese zwölf Stunden vorüber sind?

– So wird es anerkennen müssen! sagte der Herzog.

– Das Parlament wird vielleicht an die Garnison von Paris appellieren.

– Das ist unmöglich, mein Herr!

– Und die Garnison gehorcht natürlich ihrem Gouverneur.

Der Herzog sah Brissac in das Gesicht und fragte:

– Und wem gehorcht der Gouverneur? Brissac ward es nun völlig klar, warum der Herzog von Feria mit einem so großen Gefolge zu ihm gekommen war und die Schlüssel der Thore verlangt hatte.

– Ich werde dem Herrn Herzoge von Mayenne gehorchen, antwortete er ungezwungen.

– Mehr kann ich nicht fordern, mein Herr! Vollenden Sie gefälligst Ihre Toilette. Während dieser Zeit werde ich unsere Verstärkungen einziehen lassen, und in einer Stunde gehen wir zusammen zu Herrn von Mayenne, der in Ihrer Gegenwart eine kathegorische

Erklärung abgeben wird.

Brissac begrüßte den Herzog mit seiner gewohnten Artigkeit, und führte ihn bis an die erste Stufe der Treppe. Er dehnte selbst eine Artigkeit so weit aus, daß er Don José einen besondern, freundschaftlichen Gruß zunickte. Don José dankte mit einem ironischen Lächeln.

Kaum hatte Brissac seinen Beobachtungsposten hinter den Vorhängen wieder eingenommen, als er eine Sänfte in den Hof tragen sah, die von liguistischen Soldaten und Pagen begleitet ward. Das Wappen von Lothringen glänzte an der Stickerei dieser Sänfte. Frau von Montpensier stieg aus, und zwar so, daß sie mit dem Herzoge von Feria Grüße wechseln konnte. Der Spanier stieg die Stufen der Freitreppe hinab, die Herzogin, gestützt auf ihren jungen Günstling, Herrn Chatel, stieg sie hinauf.

Dieses Beegnen erweckte in dem Herzoge einigen Verdacht, denn er ließ Don José Castil mit einem Detachement in dem Hofe des Gouverneurs zurück. Das wachsame Auge Brissac's zählte zwölf Mann.

Dies hinderte ihn jedoch nicht, der Herzogin entgegenzueilen, und sie so geschickt zu unterstützen, daß ihr die Unannehmlichkeit, sichtlich zu hinken, erspart ward.

Auch die Herzogin hatte zwölf Mann im Hofe gelassen, die sich freundschaftlich unter die Spanier mischten.

– Mein bester Brissac, sagte sie, als sie allein mit ihm war, ich komme, um Ihnen mein Herz auszuschütten. Wir sind ja alte Freunde!

– Aber nicht zu alte! sagte der Graf mit einem stechenden Blicke, denn er hatte seit langer Zeit der Frau von Montpensier eine Zinsen nicht bezahlt.

– Der Bearner rückt heran, der Spanier amüsiert uns, und die Pariser sind unschlüssig. Wir müssen heute noch einen großen Schlag ausführen.

– Auch sie! dachte Brissac.

– Sie müssen mir das Parlament zwingen helfen, »daß es meinen

Vetter Guise auf den Thron setzt.

– So, so! sagte er.

– Ist dies nicht Ihre Ansicht?

– Sie wissen wohl, Herzogin, daß meine Ansicht stets die Ihrige ist. Aber die Sache ist nicht leicht. Die Spanier haben es ebenfalls auf diesen Thron von Frankreich abgesehen.

– Das ist nicht die Hauptschwierigkeit, denn die Spanier unterstützen uns, ohne es zu merken, mit ihrer Phantasie, die Infantin zu verheirathen; aber wir müssen Herrn von Mayenne dahin bringen, daß er einwilligt, seinen Vetter zu krönen. Dies ist nicht leicht, und doch kann man ihn nicht umgehen.

– Ich glaube es wohl, denn er ist Herr von Paris.

– Sollte er es so ganz sein? fragte die Herzogin.

– Gewiß, Herzogin, ohne ihn rückt kein Liguist aus.

– Ah, das habe ich vorausgesehen. Sie machen mir die Freude und gehen mit mir zu ihm. Sie sind doch für mich, und nicht für ihn?

– Pardieu!

– Sie sind unabhängig, und Ihre Truppen gehorchen nur Ihnen.

– Ventrebleu! Ich möchte einmal sehen, wenn es anders wäre!

– Das ist mir genug. Erklären Sie einfach und unumwunden meinem Bruder, was Sie mir so eben in vier Wörtern gesagt haben.

– Und dann wird er sich fügen?

– Was bleibt ihm, wenn er zwischen Ihnen und dem Spanier zu wählen hat?

– Sie sind ein Engel des Lichts! Ich kleide mich an.

– Ich erwarte Sie! sagte die Herzogin, indem sie mit einem galanten Lächeln in das angrenzende Gemach ging.

– Das ist die zweite! murmelte Brissac.

Brissac hatte seine Toilette kaum vollendet, als der Herzog von Feria zurückkam. Er war überrascht, die Herzogin noch vorzufinden, und noch überraschter, als Brissac ihm erklärte, daß Frau von Montpensier ihnen die Ehre erzeigen werde, sie zu Herrn von Mayenne zu begleiten.

Der Herzog runzelte die Stirn, und wollte einige Fragen an Brissac richten; dieser aber hatte der Herzogin schon eine behandschuhte Hand geboten.

Er führte sie zu ihrer Sänfte und bestieg ein Pferd. Die drei Gruppen bewegten sich dem Hôtel des Herrn von Mayenne zu.

Brissac hatte nur einen Laquais und einen Soldaten in seinem Gefolge.

Unterwegs plauderte Brissac unbefangen bald mit dem Herzoge, bald mit der Herzogin. Jenem blinzelte er mit den Augen zu, und dieser lächelte er entgegen, daß Beide entzückt darüber waren.

Man kam bei dem Herrn von Mayenne an.

Dort bot sich ihnen ein sonderbares Schauspiel dar.

Eine Menge Diener sattelten Pferde, brachten Koffer und Portefeuilles herab; eifrig beschäftigte Leute kreuzten sich auf der Treppe; alle Thüren waren geöffnet, und überall herrschte eine allgemeine Unordnung und Thätigkeit.

– Was bedeutet das? fragte der Herzog von Feria.

– Wir werden es gleich erfahren! rief Frau von Montpensier, indem sie hastig die Treppe hinanging, die zu dem Zimmer ihres Bruders führte.

Der Herzog war völlig angekleidet; ein enormer Bauch war bereits durch die Degenkoppel eingeschnürt. Er hatte den Hut auf dem Kopfe, und schloß so eben einen kleinen Koffer, den sein Kammerdiener bereits er griffen hatte, um ihn fortzutragen. Trotz seiner bewunderungswürdigen Leibestärke war der Herzog flink und beweglich, und seine Augen blitzten in einem unerschöpflichen Feuer unter den dichten Brauen, die sie beschatteten.

– Meine Schwester! rief er mit erkünstelter Ueberraschung, als er die ungestüme Herzogin eintreten sah. Ah, und der Herzog von Feria! Guten Morgen, Schwester! Ich grüße Sie, mein Herr! Ah, auch Du noch, Brissac!

Während Herr von Mayenne so sprach, ließ er sich den Mantel umhängen und zog die Handschuhe an.

– Man möchte glauben, Sie wollten ausgehen, Bruder! sagte die

Herzogin.

- Wir werden Sie nicht lange aufhalten, fügte der Spanier hinzu.
- Ja, antwortete ruhig Herr von Mayenne, ich gehe aus.
- Wollen Sie, daß wir Ihre Rückkehr erwarten? rief der Herzog.
- Dann würden Sie sehr lange warten müssen, antwortete Herr von Mayenne mit derselben Ruhe.
- Wohin gehen Sie, mein Herr? fragten die beiden Besuchenden ängstlich.
- Nach Artois.
- Sie verreisen? rief die Herzogin.
- Sie verlassen Paris? rief der Herzog.
- Wie Sie sehen, antwortete der dicke Herr, während Brissac, der bei Seite getreten war, diese seltsame Scene mit ansah.
- Das ist unmöglich! fügte Frau von Montpensier hinzu.
- Sie können Ihre Verbündeten nicht verlassen! rief der Spanier, bleich vor Schrecken.
- Ich verlasse Niemanden, antwortete Herr von Mayenne. Sie sind stark genug, um hier ohne mich fertig zu werden, während in der Provinz meine Anwesenheit nöthig ist. Wissen Sie denn noch nicht, daß Herr von Villeroy dem Könige Rouen übergeben hat, und daß Lion im Begriffe steht, sich selbst zu übergeben? Wenn Paris nun dasselbe thäte, meine Herren – merken sie auf!
- Nie, nie! rief heulend die Herzogin.
- Wir sind noch da! rief wüthend der Spanier.
- Da Sie hier sind, antwortete Mayenne kalt, so habe ich einen Grund mehr, daß ich an einen andern Ort gehe.
- Erklären Sie mir endlich, Bruder . . .
- Gern, Schwester!
- Mein Herr, fügte der Herzog von Feria hinzu, im Namen des Königs, meines Herrn . . .
- Ich habe die Ehre, Ihnen zu antworten, mein Herr, sagte trocken Mayenne, daß der König, Ihr Herr, thut, was er will, und daß ich thue, was ich kann. Ich bin nicht Spanier, so viel ich weiß . . .

– Aber es giebt hier eine spanische Garnison, die mit Ihnen verbündet ist.

– Man ist ohne mich in dem Kabinette fertig geworden, man wird auch auf dem Schlachtfelde ohne mich fertig werden, antwortete Mayenne.

– Verständigen wir uns, mein Herr.

– Ich verständige mich vollkommen. Ihr Diener! Wüthend rief der Spanier:

– Sie desertieren uns also?

– Sie sind eine ergötzliche Person! rief Herr von Mayenne, roth vor Zorn. Sie wagen es, eine Sprache zu führen, die Ihnen so schlecht ansteht. Desertieren, sagen Sie? Lernen Sie Französisch, mein Herr! Man nennt den einen Deserteur, der den Dienst Frankreichs verläßt. Vertheidigen Sie Ihre Thore, Ihre Mauern und Ihre Casernen; Sie haben Geld und Soldaten genug, um gute Geschäfte zu machen. Ich reise mit meiner Frau und meinen Kindern. Nehmen Sie sich in Acht – auch ich werde mich in Acht nehmen!

Der Herzog von Feria wandte sich zu Herrn von Brissac.

– Mein Herr, sagte er, werden Sie dulden, daß uns der Fürst in einer solchen Verlegenheit verläßt?

– Was wollen Sie, daß ich thue? fragte gutmüthig der Gouverneur. Der gnädige Herr ist mein Gebieter.

– Stellen Sie ihm wenigstens vor . . .

– Sparen Sie Ihre Unterredungen mit Brissac; er ist kein Redner. Ich habe ihn zum Gouverneur von Paris ernannt!

Dann wandte er sich zu der Herzogin.

– Sie wollten Erklärungen, sagte er – ich habe sie abgegeben.

– Ich erwarte noch andere! murmelte sie, außer sich vor Zorn.

Der Herzog von Feria begriff, daß man ihn verabschiedet habe. Er befand sich in einer argen Verlegenheit. Die Abreise des Herrn von Mayenne war ein Todesstoß für die Ligue. Da diese aus zwei Elementen, aus dem französischen und dem spanischen bestand, und ersteres allein die Duldung bei den Liguisten bewirkte, so veränderte die Zurückziehung dieses Elements die Ligue in eine

fremde Occupation. Nicht mehr Franzosen standen Franzosen gegenüber, sondern Frankreich zeichnete sich auf der einen Seite ab, und Spanien auf der anderen. Philipp II. hatte diese Trennung nicht vorausgesehen.

Die Herzogin selbst hatte sie nicht geahnt; ihre Blässe und ihr nervöses Zittern bekundeten dies deutlich. Da der spanische Herzog sich zitternd hin und her wandte, ohne sich entschließen zu können, zu gehen, obgleich Mayenne ihn bereits dreimal begrüßt hatte, sagte sie zu ihm leise:

– Lassen Sie mich mit meinem Bruder allein, Herr Herzog, ich werde ihn schon umstimmen!

Brissac verbeugte sich, als ob er gehen wollte, um den Herzog von Feria mit sich fortzuziehen.

– O, Sie können bleiben, Herr Gouverneur! rief sie.

Der Spanier fühlte sich verletzt; ohne eine zornige Aufregung zu verbergen, ging er.

Brissac, der das Unwetter voraussah, zog sich in den entlegendsten Winkel zurück, den er finden konnte.

– Bruder, rief die Herzogin ungestüm, Sie sind doch Ihrer Sinne mächtig?

– So mächtig, Schwester, daß ich Ihnen Dinge sagen will, die Sie überraschen werden, antwortete Herr von Mayenne.

– Wenn diese Dinge mir beweisen, daß Sie nicht abreisen, um dem Bearner die Krone zu überlassen, so will ich sie gelten lassen.

– Unter uns, im Familienkreise kann man offen sein. Ja, ich lasse dem Bearner die Krone. Aber was thut's?

– Wie, was thut's? schrie die Herzogin. Spricht so ein Guise?

– Pardieu! Was haben denn die Guisen stets gethan? Sie haben regieren wollen, nicht wahr? Mein Großvater hat es versucht, mein Vater hat es versucht, ich versuche es, meine Schwester versucht es und Ihr Vetter ebenfalls. Jeder sorgt für sich in dieser Welt. So lange ich für mich arbeite, strenge ich mich an; aber seit es sich darum handelt, meinen Vetter zum Könige von Frankreich zu machen, höre ich auf. Sie wissen, ich habe Kinder, und ich habe keine Lust, sie

unter ihren Vetter zu stellen.

– Also das ist der Grund? murmelte die Herzogin verachtend.

– Ja, das ist er. Mich leitet kein anderer. Sie sind darüber erstaunt?

– Nein, ich schäme mich dessen.

– Bewahren Sie diese Schaam für Ihre eigenen Intriguen. Daß Sie gegen einen König conspirieren, um Ihren Bruder zu rächen, will ich hingehen lassen; aber daß Sie Ihren tausendmal verrathenen und geopferten Bruder an Spanier verkaufen, um ihre Wuth zu sättigen, ein Kind zu bevormunden, kann ich Ihnen nicht hingehen lassen. Sie complottiren mit dem Spanier – sehen Sie nun zu, wie Sie mit ihm fertig werden.

– Sie werden es bereuen.

– Ich? Nie!

– Ich werde allein den Sieg davontragen.

– Nach Ihrem Belieben.

– Und ich werde beweisen, daß es in unserer Familie immer einen Helden giebt. Es ist sehr schlimm für Sie, daß ich es sein werde!

– Ich lasse Ihnen meinen Helm und meinen Cuiraiß.

– Der Helm ist zu klein, der Cuiraiß zu groß.

– Ich würde Ihnen auch mein Schwerdt überlassen, aber es ist für Sie zu schwer, Herzogin.

– Ich habe meine Waffen! rief die Herzogin in ausbrechender Wuth.

– Das Messer des Bruders Clement. Leben Sie wohl, Schwester!

Dieses furchtbare Wort hatte die Herzogin niedergeschmettert; sie konnte nur durch einen Schlangenblick darauf antworten. Sie ging stolz an dem Herzoge von Mayenne vorüber und entfernte sich, den Tod im Herzen.

Brissac näherte sich dem Fürsten.

– Was soll ich thun? fragte er.

– Du wirst dafür sorgen, daß ich auf meinem Wege nicht angehalten werde, antwortete Mayenne, indem er in sein Zimmer zurückging.

– Sie können darauf zählen! sagte Brissac.

Der Herzog gab den Befehl zu einer Abreise.

– Das war der Dritte! sagte Brissac.

Dann ging er langsam zu dem Spanier und der Herzogin, die in dem Hofe, umgeben von einer tumultuarischen Versammlung, einen Rath hielten.

Auf der einsamen Treppe bemerkte er Arnault, jenen treuen Agenten des Königs. Er war als Laquais verkleidet.

– Ah, sagte er, Du kommst gelegen.

– Was willst Du?

– An welchem Tage kann der König kommen?

– Morgen.

– Um welche Stunde?

– Um drei Uhr Mittags.

– Durch welches Thor?

– Durch das Thor de l'Ecole.

Arnault verschwand unter der Menge.

– Der Letzte lacht am Besten! murmelte Brissac.

Fünfter Band

1.

Die Erlaßbriefe.

Der Herzog von Mayenne war abgereist. Das aufgeregte Paris zitterte unter entgegengesetzten Einflüssen. Die durch die Abreise ihres Oberhauptes außer Fassung gebrachte Ligue murmelte leise das Wort Verrath. Die Royalisten oder Politiker, wie man sie nannte, erhoben das Haupt und schienen sich einander zu sagen: die Zeit ist nicht mehr fern.

Die auf ihre eigenen Mittel angewiesenen Spanier hatten ihre Wachsamkeit verdoppelt. Es handelte sich für sie um Leben und Tod. Kenntlich durch ihre Kleidung und durch ihre Sprache, fühlten sie, daß sie von der ersten Emeute bewältigt würden. Die Unschlüssigkeit und Spaltung der Pariser waren bisher ihre ganze Macht gewesen.

Der Herzog von Feria und seine Kapitäne verbargen ihren Zorn und ihr Mißtrauen; sie machten der Frau von Montpensier den Hof, obgleich sie argwöhnten, daß sie die Genossin ihres Bruders sei. Dabei hatten sie den Plan, Beide dem Ehrgeize Philipps II. zu opfern. Die Herzogin, die nur Brissac noch als Stütze hatte, schmeichelte den Spaniern, damit sie ihr das Unglück vermeiden halfen, das sie vorzüglich fürchtete, nämlich den Einzug des neuen katholischen Königs in Paris.

Vor Tagesanbruch schon durchritt sie die Straßen von Paris, mit einem Gefolge von Officieren. Wo sie sich sehen ließ, drängten sich die Liguisten an sie heran, um von ihr ein wenig Hoffnung zu erhalten. Sie schrie, daß sie heiser ward:

– Ich bleibe bei Euch, Pariser!

Und dabei wehte sie mit Schärpen, erfand Tänze, und führte Bewegungen aus, daß die lauen Liguisten sie lächerlich finden mußten.

Brissac bestärkte sie in dieser verschwenderischen Thätigkeit. Auch er zog, wie die Spanier, durch die Straßen. Es gewährte ein interessantes Schauspiel, wenn alle drei plötzlich von verschiedenen Seiten her auf einem Platze zusammentrafen. Die gaffende Menge, die der kommenden Ereignisse harrete, empfing sie mit lautem Gelächter.

Ein solches Zusammentreffen fand am Morgen nach der Abreise des Herrn von Mayenne statt. Die Herzogin kam aus der Straße Saint-Antoine auf den Greveplatz. Brissac kam über die Quais, der Herzog von Feria mit seinem Generalstabe kam aus der Straße du Mouton. Eine große Volksmenge war auf dem Platze versammelt, denn es sollte ein Mann gehängt werden.

Der Galgen war errichtet. Man erwartete nur noch den armen Sünder.

Als Brissac fragte, was hier vorgehe, antwortete der Herzog von Feria, daß der Missethäter wahrscheinlich ein Emissär des Königs von Navarra sei, den man vor einer Stunde ergriffen habe. Man habe ein Billet bei ihm gefunden, wonach mit Hilfe der Versprechungen von Seiten des Bearners Aufruhr und Zwietracht in Paris erregt werden sollte.

– Das ist gut erdacht, rief die Herzogin. Man hänge ihn.

Brissac, der sich von einer ansehnlichen Menge umgeben sah, in der er gewisse plebejische Gesichter unterschied, die wenig Wohlwollen für die Spanier verriethen, fragte:

– Hat man diesen Mann verhört?

Die Gruppe drängte sich heran; ein Jeder wollte die Unterredung der Gebieter von Paris hören.

– Ich selbst habe ihn verhört, sagte der Herzog von Feria; ich habe auch das Billet gesehen.

- Gut; aber wer hat ihn verurtheilt?

– Ich! fügte der Spanier in einem hochmüthigen Tone hinzu. Ist der Verbrecher nicht auf frischer That ertappt?

– Pardieu! sagte die Herzogin.

– Aber es ist in Paris Brauch, antwortete Brissac mit einem Blicke auf die Gerichtspersonen, die er an ihren schwarzen Kleidern auf dem Platze erkannte, daß jeder Verbrecher von seinen competenten Richtern verhört werde.

– O, über diese Spitzfindigkeiten! rief der Spanier überrascht. Das gemeine Volk begann zu murren.

– Warum suchen Sie Streit mit dem Herzoge? flüsterte Frau von Montpensier Brissac zu.

– Lassen Sie mich! antwortete Letzterer in demselben Tone.

In demselben Augenblicke erschien der Verurtheilte an der Straßenecke. Wallonische und spanische Garde eskortierte ihn.

Es war ein braver Bürger mit einem bleichen, von Thränen benäßten Gesichte. Die Verzweiflung hatte seine Züge entstellt, aber man errieth, daß er ein unbescholtener Mann war.

Bei dem Anblicke des Galgens faltete er die Hände und begann so jämmerlich zu wehklagen, indem er sein Weib und seine Kinder rief, daß ein lautes Gemurmeln des Mitleids in der Volksmenge rege ward.

– Morbleu, das ist ein jammervoller Anblick! sagte Brissac laut, und indem er sich abwandte, als ob er die Kraft nicht hätte, dieses Schauspiel mit anzusehen.

Die Gerichtsdienner und einige wohlgekleidete Bürger waren ihm während dieser Zeit so nahe getreten, daß sie fast ein Pferd berührten.

– Nicht wahr, mein Herr, fragte einer von ihnen, es zerreißt das Herz, wenn man einen braven Mann unschuldig hängen sieht?

– Unschuldig! rief der Herzog von Feria, vor Zorn erbleichend. Wer hat das gesagt?

– Ich! antwortete der Mann, der diese Worte gesprochen hatte und dessen reinliche und sorgfältig angelegte schwarze Kleidung eine Magistratsperson verrieth, ich, der Schöffe dieser Stadt! Ich, Langlois!

– Langlois, Langlois! wiederholte das Volk, indem es sich um einen Schöffen gruppierte, dessen Ruhe und Kaltblütigkeit, gegenüber dem wüthenden Spanier, jene Erhabenheit und Bedeutung hatte, die in kritischen Momenten stets das Volk ergreift.

– Unschuldig! wiederholte der Herzog. Ist der Mann unschuldig, der Versprechungen des Bearners ausstreut?

– Was für Versprechungen? fragte Brissac gutmüthig. Man muß völlig klar sehen in einer so wichtigen Sache.

Der Herzog holte rasch ein gedrucktes Billet aus seinem Aermel hervor und gab es Brissac, indem er sagte:

– Lesen Sie!

Der Graf, umgeben von einer unzähligen Menge, über die der Reiter hoch emporragte, und die ein so tiefes Schweigen beobachtete, daß man das Jammern des Verurtheilten hören konnte, der am Fuße des Galgens kniete – der Graf entfaltete das Papier und las mit lauter, vernehmlicher Stimme:

»Manifest des Königs.

»Seine Majestät, von dem Wunsche beseelt, alle seine Unterthanen in Freundschaft und Einigkeit leben zu lassen, vorzüglich die Bürger und Einwohner von Paris, will Alles, was seit dem Ausbruche der Unruhen geschehen, vergeben und vergessen . . .

– Mein Herr, mein Herr, unterbrach ihn der Herzog, mit den Zähnen knirschend, es ist genug!

– Ich muß Alles wissen, sagte Brissac, dessen Worte die Menge mit Begierde gehört. Und er fuhr fort:

. . . vergeben und vergessen. Deshalb verbietet er allen seinen Procuratoren und Beamten, irgend eine Untersuchung anzustellen, selbst gegen die, die man gewöhnlich die Sechzehn nennt . . .

– Wie, murmelte das Volk, er verzeiht selbst den Sechzehn?

– Ich bitte, Graf, sagte die Herzogin, hören Sie auf.

– Lassen Sie mich! antwortete Brissac, der wieder zu lesen begann:

»Seine Majestät verspricht mit dem königlichen Worte, in der

römisch-atholischen-apostolischen Kirche zu leben und zu sterben, und genannte Unterthanen und Bürger genannter Stadt in dem Besitze ihrer Güter, Privilegien, Aemter, Würden und Rechtswohlthaten zu belassen.

»Gezeichnet: Heinrich.«

Kaum hatte Brissac geendigt, als der Enthusiasmus des Volks sich Luft machte.

– Wenn es nur wahr wäre! riefen hundert Stimmen.

– Dies also ist der Brief! sagte Brissac. Er ist allerdings zündbarer Natur, und wenn er bekannt wird, so glaube ich, fügt er der Ligue Nachtheil zu.

– Sie geben dies ein wenig spät zu, antwortete der Herzog. Man muß den Schurken also hängen, der diesen Brief verbreiten wollte. Er gab dem Henker ein Zeichen, daß er das Opfer ergreife.

Der Schöffe Langlois ergriff Brissac's Pferd bei dem Zaume.

– Herr, rief er, dann muß man uns. Alle hängen lassen!

– Warum? fragte Brissac.

– Weil wir Alle solche Briefe haben.

– Wie? riefen der Herzog und die Herzogin.

– Hier, hier! riefen zunächst die Schöffen, indem sie ähnliche Briefe hervorzogen und sie emporhielten.

– Hier! Hier! Hier! riefen die Bürger und die Volksmenge, indem sie dieselben Briefe zeigten, daß der Spanier und Frau von Montpensier davon geblendet wurden.

– Es ist wahr, sie. Alle besitzen Briefe, sagte Brissac ruhig. Und ich weiß nicht, ob ich nicht selbst einen solchen in meiner Tasche habe.

Der Herzog von Feria ward fast ohnmächtig vor Wuth.

– Um so mehr Grund! murmelte er.

– Nein, nein! rief der Schöffe. Jener brave Mann, den man hängen will, befand sich wie ich, wie wir Alle, auf der Straße, als die Vertheilung dieser Briefe statt fand. Man gab ihm ein Papier wie mir, wie meinen Collegen, wie Allen, die Sie hier sehen!

– Ja! Ja! Ja! riefen tausend Stimmen tumultuarisch.

– Wenn er also schuldig ist, fuhr der Schöffe fort, so sind wir Alle schuldig. Man hänge uns mit ihm.

– Dazu würden zu viel Galgen erforderlich sein, fagte Brissac. Dann näherte er sich dem Herzoge und flüsterte ihm in das Ohr:

– Wenn Sie diesen Mann nicht frei geben, wird man uns noch hängen!

– Demonios! stammelte wüthend der Spanier.

– Man lasse den wackern Mann frei! rief Brissac.

Ein tausend stimmiger Beifallsruf folgte diesem Befehle.

– Es war wahrlich unnütz, diesen Brief laut vorzulesen, sagte der Spanier.

– Warum nicht? Es hat ihn ja ein Jeder leise für sich gelesen. Sie nehmen das Volk von Paris von der verkehrten Seite. Merken Sie auf! Man wird diesen Bürger im Triumphe seiner Frau zurückbringen. Schon strecken sich zwanzigtausend Arme nach ihm aus, mein Herr!

Der Herzog antwortete ihm nicht; er wandte sich, und sagte zu der Herzogin:

– Das sind seltsame Dinge; ich bitte, Madame, geben Sie mir Aufschlüsse darüber.

Beide begannen nun leise ein sehr lebhaftes Gespräch, das eben nicht zu Brissac's Gunsten geführt zu werden schien.

Brissac fühlte, daß sein rechter Arm berührt ward. Als er sich wandte, sagte Langlois zu ihm:

– Nach dem, was Sie so eben gethan, mein Herr, glaube ich annehmen zu dürfen, daß man mit Ihnen reden kann.

– Ich glaube! antwortete Brissac.

– Wann?

– Sogleich.

– Wo?

– In der Mitte dieses Platzes, der leer ist. Erwarten Sie mich dort mit Ihren Freunden, unter denen ich, wenn ich nicht irre, den Herrn Generalprocurator Molé und den Präsidenten Lemaitre erkenne.

– Ja, mein Herr.

– So gehen Sie, und wählen Sie genau die Mitte, damit man uns nicht verstehen kann. Man wird uns zwar sehen, aber die Worte haben weder Gestalt noch Farbe.

Der Präsident und die Schöffen gehorchten. Ohne irgend eine Absicht zu verrathen, gingen sie langsam nach der Mitte des Platzes, den die Menge verlassen hatte, um dem befreiten Missethäter zu folgen. Der kleine Volkshaufen, der zurückgeblieben, drängte sich um die Pferde des Herzogs und der Herzogin. Selbst die spanischen Soldaten, denen man die Beute entrissen, hatten sich ärgerlich unter das Schirmdach des Wirthshauses »zum Bilde unserer lieben Frau« zurückgezogen.

Brissac gab der Bürgergarde einige Befehle, und als er sah, daß das gegen ihn gerichtete Gespräch noch fort dauerte, stieg er vom Pferde und ging nach der Mitte des Platzes, wo die drei Pariser Magistratspersonen ihn erwarteten.

Nun folgte eine seltsame Scene, deren Wichtigkeit selbst die nicht ermessen konnten, die sie mit ansahen. Der Schöffe und die beiden Präsidenten hatten sich in einem Dreieck aufgestellt, so daß jeder von ihnen ein Drittheil des Platzes übersehen und beobachten konnte.

– Da bin ich, meine Herren! rief Brissac. Was haben Sie mir zu sagen?

Molé begann:

– Mein Herr, Paris muß gerettet werden, und wir sind fest entschlossen, es zu retten. Kostet es auch unsere Köpfe, wir bitten Sie, den guten Franzosen, uns in unserm Unternehmen zu helfen.

– Ich stelle mich als Geißel! fügte der Präsident Lemaitre hinzu.

– Und ich bitte Sie, mich in das Gefängniß führen zu lassen, denn ich conspiriere, um den Einzug des Königs in unsere Stadt zu bewirken.

Brissac sah diese drei beherzten und rechtschaffenen Männer, die so fest seiner Ehre vertrauten, mit scharfen Blicken an.

– Wohlan, sagte er, nennen Sie mir Ihre Mittel.

– Wir wollen dem Könige ein Thor öffnen. Unsere Bürgergarde ist

bereits davon unterrichtet.

Brissac sah sich verstohlen um.

– Mir scheint, sagte er, wir erregen dort Verdacht.

– Ja, mein Herr, und ich glaube, man sendet Spione ab. Mögen sie kommen.

– Beeilen wir uns, sagte Brissac. Das Thor, das wir Sr. Majestät öffnen, kann nur das Neue Thor sein.

– Warum? fragten die drei Royalisten.

– Weil ich ihm gestern dieses Thor habe bezeichnen lassen, und weil er diese Nacht sich ihm nähern wird.

Die drei Beamten unterdrückten einen Freudenschrei.

Ihre Gesichtszüge verriethen die Dankbarkeit, wovon ihr Herz überströmte.

– Dort kommen die Spanier! sagte Langlois.

– Sie sind noch zweihundert Schritte entfernt, antwortete Brissac. Wenn Sie diesen Abend Ihre Soldaten zur Bewachung des Thores versammeln, so lassen Sie in den Reihen, einige Plätze für die Leute offen, die ich in die Stadt habe kommen lassen.

– Gut! sagte Molé.

– Sind diese Leute tapfer? fragte Lemaitre.

– Sie werden sie bei der Arbeit sehen.

– Still! Brissac wandte sich rasch: Don José Castil kam mit sechs wallonischen Gardisten näher.

– Ja, meine Herren, sagte der Graf laut zu den Magistratspersonen, die Erdhaufen, die man vor den Thoren von Paris aufgeworfen, mißfallen mir. Es sind Schutzwehre, die nur dazu taugen, Kinder zu beruhigen.

– Was für Erdhaufen? Was für Thore? fragte der Hidalgo, indem er sich in die Unterredung drängte, wie ein Marder in ein Kaninchennest.

– Ah, guten Morgen, mein bester Kapitain! rief Brissac. Ich erkläre soeben diesen Herren, die von dem Kriegshandwerke. Nichts verstehen, daß Paris durch jene lächerlichen Erdaufwürfe vor den Thoren durchaus nicht zu vertheidigen ist. Dreißig Pioniere des

Bearners können mit Schaufel und Hacke alle ihre Fortificationen in zwei Stunden bei Seite schaffen. Laffen Sie daher diese unnützen Erdhaufen diese Nacht abtragen, und von Stein und Mörtel Wälle erbauen, welche den Kanonen trotzen. Fragen Sie nur Herrn Don José Castil, der sich darauf versteht, ob man hinter einer Steinmauer nicht ruhiger schläft, als hinter halbverfallenen Schanzkörben.

– Gewiß! sagte der Spanier, dessen Mißtrauen noch nicht ganz verscheucht war.

– Also an's Werk, Herr Schöffe! Senden Sie Ihre Maurer und Erdarbeiter.

– Wohin? fragte der Spanier. An alle Eingänge, die durch solche Erdhügel gedeckt sind: an das Thor Saint-Jacques, Saint-Martin, Saint Denis und an das Neue Thor.

– Es wird geschehen, mein Herr! antwortete Langlois, indem er sich verbeugte.

Dann entfernte er sich. Seine Collegen folgten ihm.

– Der Herr Herzog von Feria hält Rath mit der Frau Herzogin, und möchte auch Ihre Meinung hören, sagte der Hidalgo, indem er auf die Gruppe deutete, welche diese beiden berühmten Personen am Ende des Platzes bildeten.

– Ich werde zu ihnen gehen, antwortete Brissac. O, welche Esel sind doch diese Schöffen, Don José!

– Wahrhaftig? fragte ironisch der Spanier.

– Ja!

– Sie haben Sie indeß bereitwillig angehört.

– O, dachte Brissac, indem er den Spanier von der Seite ansah, Du bist zu geistreich, um ferner leben zu können!

Unbefangen begab er sich zur der Herzogin und ihrem Verbündeten.

Frau von Montpensier empfing ihn mit den Worten:

– Wir sagten soeben, Herr Graf, daß Sie sehr unklug gehandelt, indem Sie jene Volksmenge aufgereggt haben.

– Und ich füge hinzu, sagte Brissac, daß Sie sehr unklug gehandelt, indem Sie die Volksmenge herausforderten.

– Wie?

– Ich sage, daß Sie Thoren sind, daß Sie nicht zu wissen scheinen, daß Sie nur zehntausend Mann gegen fünfhunderttausend haben, und daß Sie erliegen werden, wenn Sie die Stärke nicht durch Klugheit ersetzen.

– O, unsere zehntausend Mann werden Ihre fünfhunderttausend Pariser schlagen!

– Wahrhaftig? Es kommt auf den Versuch an. So wissen Sie also nicht, daß hier alle Welt conspiriert?

– So? sagte der Herzog, indem er mit einem ironischen Lächeln Don José ansah.

– Und Sie wissen nicht, fuhr er fort, daß Sie verrathen sind?

– Durch wen?

– Durch alle Welt. Ich komme soeben von drei Magistratspersonen, von drei eifrigen Liguisten – wie man glauben sollte – nun, eben diese haben Sie verrathen.

José Castil spitzte die Ohren.

– Ja, fuhr Brissac fort; hätte ich nicht gefürchtet, einen Aufstand zu erregen, so würde ich sofort ihre Verhaftung verfügt haben.

– Was haben Sie Neues erfahren? fragten rasch der Herzog und die Herzogin.

– Ich habe erfahren, daß man dem Könige von Navarra ein Thor öffnen will.

– Welches? fragte kalt der Herzog.

– Wenn ich es wüßte . . . antwortete Brissac.

– Nun, so werde ich es erfahren! antwortete der Spanier.

– Auch ich! sagte die Herzogin. Der Herzog von Feria fügte hinzu:

– Ich werde auch die Namen aller Verräther erfahren, wer sie immerhin sein mögen!

Bei diesen Worten sah er Brissac an.

Brissac antwortete ruhig:

– Fertigen Sie Ihre Liste an, ich werde die meinige anfertigen.

– Und morgen früh, fuhr der Spanier fort, werde ich eine Menge

Leute erschießen lassen, die heute keine Ahnung davon haben.

– Und ich, sagte lächelnd Brissac, indem er ihm vertraulich auf die Schulter klopfte, ich werde eine Anzahl Leute rädern lassen, die ebenfalls keine Ahnung davon haben.

– Als Anfang, sagte der Spanier, wechsle ich diesen Abend sämtliche Posten.

Brissac antwortete:

– Ich wollte Ihnen soeben diesen Vorschlag machen, mein Herr.

– Ich werde mich nur noch auf meine Spanier verlassen.

– Und Sie haben Recht. Die Spanier sind am meisten dabei beteiligt, wenn der König die Stadt betritt. Was für ein spanisches Gemetzel wird das geben! Die Haare sträuben sich mir empor, wenn ich daran denke. Dagegen verspricht der Brief des Königs, den Sie gesehen haben, allen Franzosen Gnade und Verzeihung.

– Es ist mir lieb, Sie so gesinnt zu sehen, sagte Herr von Feria. Ich werde sogleich meine Befehle erlassen, daß alle französischen Soldaten von den Posten ausgeschlossen werden.

– Herrlich! Herrlich! rief die Herzogin, während der Herzog leise mit seinen Offizieren sprach.

– Aber jubeln Sie nicht zu sehr, sagte Brissac, sich dem Ohre der Frau von Montpensier zuneigend, denn morgen, meine schöne Freundin, werden Sie als Spanierin. Ihr Bett verlassen.

– Wie, Graf?

– Sie mißtrauen mir bis zu dem Grade, daß Sie sich völlig diesem Unverschämten hingeben? Sie sind toll und verlieren die schöne Parthie.

– Aber . . .

– Sie wissen also nicht, was mir die Schöffen vorhin sagten, als Sie mich durch den Spion Castil unterbrechen ließen?

– Wahrhaftig nein! Aber es sah aus, als ob Sie mit diesen Schöffen conspirierten.

– Sie sagten mir: einen französischen König nehmen wir gern, und einen Guisen am liebsten, da uns Herr von Mayenne verläßt; aber wir müssen ihn gleich bekommen, damit wir von den Spaniern befreit

werden.

– Das sagten sie?

– Laffen Sie sie kommen und überzeugen Sie sich davon. Und solche Leute machen Sie sich abhold, indem Sie sie unberücksichtigt lassen. Vergessen Sie nicht, daß Sie eine Französin sind. Lothringen liegt in Frankreich, Herzogin! Auch ich bin ein Franzose, und Sie verbinden sich mit Spanien gegen mich.

– Aber wenn es wahr ist, daß Sie den Bearner begünstigen . . .

– Nur ein Feria kann dies sagen! Nehmen wir übrigens diese Abgeschmacktheit einmal an. Aber will dieser Spanier seine Infantin nicht zur Königin von Frankreich machen? Er wird Ihren Vetter einsperren lassen.

– Ah, das kommt darauf an!

– O, wie blind sind Sie, unglückliche Herzogin! Wer soll ihn vertheidigen, wenn die ganze Garnison aus Spaniern besteht? Begreifen Sie denn nicht, daß ich ihm mit dem Phantome Heinrichs IV. Schrecken einjagen will, damit er Ihrer und der Ligue bedarf? Und nun verläßt Herr von Mayenne Paris, und Sie überliefern dem Spanier die Schlüssel. Nun, handeln Sie, wie es Ihnen beliebt. Da wir jetzt nicht mehr Freunde sind, so werde ich dem Beispiele des Herrn von Mayenne folgen und meine Koffer packen. Es mag dann ein Jeder sehen, wie er fertig wird.

Nach diesen Worten, die auf die Herzogin einen tiefen Eindruck ausübten, wandte er sich und ging zu den Gardisten, die ihn begleiteten.

Frau von Montpensier hatte einige Augenblicke nach gedacht; plötzlich trieb sie ihr Pferd an und folgte dem Herzoge.

– Mein Herr, sagte sie, wir können die Pariser von der Bewachung ihrer Stadt nicht ausschließen.

– Warum?

– Weil wir ihnen dadurch den Krieg erklären würden.

– Und warum nicht? fragte der Herzog.

– Ihre Politik will es, mein Herr, rief die Herzogin; aber nicht die meinige! Sorgen Sie dafür, daß die Thore von Spaniern und Parisern

diese Nacht zugleich bewacht werden.

Der Herzog sah sie überrascht an.

– Man merkt es wohl, sagte er, daß Sie mit Herrn von Brissac gesprochen haben.

– O, es bedarf keiner Unterredung mit Brissac, da mit ich den guten Theil erwähle.

– Sie glaubten ihn vorhin erwählt zu haben. König Franz I., unser Gefangener, hat Recht, wenn er sagt: die Frauen sind sehr veränderlich!

Brissac näherte sich.

– Diese Äußerung ist eben nicht artig, mein Herr! sagte er.

– Lassen Sie, Brissac, lassen Sie! unterbrach ihn die Herzogin. Ich sehe, daß ich den Herrn Herzog aufbringe, und er vertheidigt sich. Aber ich werde ihm Stand halten: die Stadt muß durch Pariser und durch Spanier bewacht werden.

– Das lasse ich gelten! murmelte Brissac.

– Sie verstehen uns, mein Herr! rief die Herzogin, erfreut, befehlen zu können.

– Ich verstehe! antwortete der Spanier. Dann verabschiedete er sich rascher, als es die Höflichkeit erlaubte.

– Also diesen Abend bei den Wachtposten, die ich selbst besuchen werde, sehen wir uns wieder! rief die Herzogin.

– Diesen Abend! antwortete der Herzog, indem er sich entfernte.

– Beruhigen Sie sich, Brissac, sagte Frau von Montpensier, indem sie dem Gouverneur die Hand reichte. Diese Nacht soll er seine Infantin nicht als Königin proclamiren.

– Dafür stehe ich! antwortete Brissac. In diesem Augenblicke trat ein Page zu der Herzogin und meldete, daß ein Edelmann von dem Lande angekommen sei und einen wichtigen Brief überbringe.

– Kennt man diesen Edelmann? fragte sie.

– Er nennt sich Laramée! antwortete der Page.



2.

Die Bürgerpatrouille.

Der Abend dieses bewegten Tages war angebrochen. Die friedlichen Bürger, die keine andere Sorge haben, als zehn Stunden zu schlafen, hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen.

Auch die Liguisten, die, schon beunruhigt durch die Vertheilung der königlichen Briefe, den freundschaftlichen Wink erhalten, in ihren Wohnungen zu bleiben und sich darin zu verrammeln, da die Versprechungen des Bearners irgendeine Schlinge verbargen, vielleicht eine Bartholomäusnacht – auch die Liguisten hatten sich zurückgezogen.

Die ganze kriegerische Thätigkeit der Pariser entfaltete sich an den Thoren.

Es war um die Zeit, wo die verspäteten Spaziergänger oder Geschäftsleute jeden Abend, ehe die Feierglocke ertönte, zur Stadt zurückkehrten.

Einem Beobachter, der über der Stadt hätte schweben können, würde sich ein seltsames Schauspiel dargeboten haben. Die Gestalten, die diesen Abend durch die verschiedenen Thore von Paris die Stadt betraten, würden am hellen Tage nicht gewagt haben, sich zu zeigen.

Wie steif war die Haltung dieser Leute unter den bürgerlichen Kleidern. Man sah Frauen von wunderbarer Größe, obgleich sie gebückt unter einer schweren Last gingen; man sah Müller, die so schöne Kriegspferde ritten, oder Hausierer, die so sonderbar geformte Kasten trugen, daß die mißtrauischen Spanier ihnen bei Tage sicher den Eingang nicht gestattet hätten, ohne sie vorher einem gründlichen Examen zu unterwerfen.

Alle diese seltsamen Leute gingen durch die verschiedenen Straßen dem Arsénale zu, das in einem einsamen Stadttheile lag.

Jenseits der Contreescarpe der Bastille stellten sie sich schweigend am Ufer des Flusses auf, wie Leute, die einen Markt abhalten wollen.

Ein Markt um diese Stunde und an diesem Orte war unwahrscheinlich; und doch fand sich ein Schöffe ein, der über die Ordnung bei solchen Gelegenheiten wachte, die Gruppen je nach ihren Verkaufsartikeln absonderte, und sie nach einem kleinen Hause schickte, das der Insel Louviers gegenüber lag.

Sonderbar war es, daß sie verschwanden, und statt der eingetretenen Gruppe von zwölf Männern oder Frauen erschienen eine halbe Stunde später eben so viel Bürgergardisten, die je nach den Traditionen ihrer achtbaren Miliz mehr oder weniger grotesk gekleidet und bewaffnet waren. Jedes dieser Pelotons ward von einem Officier zu irgend einem Posten geführt, wo sie sich aufstellten.

Als der Schöffe, der diese geheimnißvollen Operationen leitete, sein Werk vollendet hatte, führte er die letzte Gruppe von zwölf Personen nach dem Neuen Thore.

Unterwegs sah er, wie der Schritt dieser seltsamen Soldaten, ohne daß sie selbst es wollten, so regelmäßig und fest wurde, und daß sie nach wenigen Minuten so militärisch marschierten, als ob nur ein Körper sich auf vierundzwanzig Beinen bewegte. Stets traf nur ein Schlag das Straßenpflaster.

Trotz dieser Regelmäßigkeit boten sie indeß einen lächerlichen Anblick dar. Einige, sehr magere, in ein Wams von schwarzem Sammet gekleidet, trugen einen so großen Cuirass, daß er zwei solcher Oberkörper bedeckt haben würde. Andere trugen einen so großen Helm, daß es aussah, als ob sie weder Kopf, noch Hals hätten. Wieder Andere hatte einen Rundschild aus der Zeit Karls des Großen; keiner hatte sein langes Schwerdt ordentlich angeschnallt. Diese trugen eine Büchse – Jene Beile oder andere Waffen. Wenn um diese Zeit Kinder in den Straßen gewesen, sie würden ihnen mit einem Karnevalsgeschrei gefolgt sein.

Der Officier war die auffallendste Erscheinung.

Sein Helm, ein Zeitgenosse des letzten Kreuzzugs, war mit einem

Visire geschmückt, das stets auf die Nase des Trägers herabfiel. Die breiten Schultern und der runde Bauch dieses würdigen Bürgers hingen in einem blauen Wamse mit grünen und rothen Bändern und Knoten. Sein Koller und Degengehenk bestand aus gesticktem Büffelleder. So komisch diese Ausstattung, und so trivial auch die Haltung dieses Mannes mitunter war, so veredelte doch eine plötzliche Bewegung seiner kräftigen Arme und eine stolze Biegung einer mächtigen Muskeln die ganze Gestalt.

Dieser Officier marschierte an der Seite seiner Colonne. Der Schöffe ging dicht hinter ihm.

Plötzlich trat eine spanische Patrouille aus einer Seitengasse.

– Que viva? rief sie an.

Wie von einem elektrischen Schläge getroffen, richteten sich diese zwölf Bürger empor, jeder griff nach seiner Waffe, ihre Haltung ward gerade und ihre Köpfe hoben sich stolz, wie auf das Commando beim Exerciren.

Der Chef der Spanier und der der Bürger wechselten die Parole, und beide Patrouillen entfernten sich nach verschiedenen Richtungen. Der Spanier sah sich mehr als einmal um, um die militärische Haltung dieser Bürgergardisten zu bewundern.

Der Schöffe näherte sich rasch dem Officier.

– Mein Herr, sagte er, nehmen Sie sich wohl in Acht! Sie sehen zu edel aus unter den Waffen, man wird Sie erkennen!

– Glauben Sie, Herr Langlois? fragte der dicke Mann.

– Gewiß, mein Herr! Und dann halten Ihre Soldaten Schritt, wie Gardisten des Königs! Für Bürger ist so etwas unwahrscheinlich.

Der dicke Officier lächelte wohlgefällig.

– Deshalb, mein Herr, haben sich die Spanier umgesehen, fuhr der Schöffe fort. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie uns verfolgen ließen.

– Ich glaube kaum, daß man mich in dieser Vermummung erkennt, murmelte der Officier. Ich muß abscheulich aussehen. Und wie sind diese armen Bursche gedemüthigt! fügte er mit einem Seitenblicke auf seine Leute hinzu. Sie haben sie wie Fastnachtsnarren gekleidet.

Sie sehen jammervoll aus.

– Nein, nein! antwortete Langlois.

– Sind wir bald am Ziele? fragte der Officier. Ich bin meines Visirs überdrüssig, es schindet mir die Stirn und wird mir die Nase zerquetschen Harni . . . !

– Ruhig! mahnte der Schöffe. Wir sind zur Stelle.

Die zwölf Soldaten stießen ungeschickt. Einer gegen den Andern, wie ihnen jetzt der Officier befahl.

– Vortrefflich! sagte Langlois.

Man war auf einem kleinen Platze zwischen der Straße du Coq und der Straße Saint-Honoré angekommen.

Hier fanden auf der einen Seite ungefähr hundert Mann Bürgergarde aufmarschiert; auf der andern fand ein ganzes Bataillon Spanier, vielleicht zweihundert Mann stark; sie waren mit Musketen und Degen bewaffnet.

In der Mitte des Platzes gingen der Präsident Lemaitre und der Generalprocurator Molé mit Don José Castil, dem Commandanten des Bataillons, auf und ab.

– Ich bringe Verstärkung! rief Langlois.

Als die von Langlois geführten zwölf Milizen erschienen, erhob sich in den Reihen des spanischen Bataillons ein ungeheures Gelächter, in das selbst die gegenüberstehenden Bürgermilizen mit einstimmten.

Wir müssen bekennen, daß sich die Parodie zu einer größern Vollendung wohl nicht erheben läßt. Das Klappern der Büchsen, die aneinander stießen, der schwankende Gang, und das Klappern der Cuirasse boten ein so seltsames Schauspiel, daß Don José's Aufmerksamkeit erregt wurde.

– Seltsame Gestalten! sagte er.

– Man darf es ihnen nicht übel nehmen, sagte der Schöffe Langlois; es sind Arbeitsgesellen, die ich zum ersten Male bewaffnet habe. Cäsaren können es noch nicht sein.

– Und auf diese Leute zählen Sie bei der Vertheidigung Ihrer Stadt? fragte der Spanier, mitleidig lächelnd.

Langlois zuckte demüthig mit den Achseln.

– Wenn diese Menschen schießen, so werden sie einer den andern morden! sagte der Präsident Lemaitre.

– Ich habe das Beste gegeben, was ich hatte, antwortete Langlois, indem er seine Leute hinter die andern hundert Mann stellte.

Plötzlich ließen sich Hufschläge vernehmen. Der Herzog von Feria kam aus der Straße Saint-Honoré auf den Platz. Seine Garden und mehre von den Sechzehn folgten ihm, die ihn seit der Kunde von dem Angriffe nicht mehr verließen.

Brissac kam von dem Croix du Trahoir her. Er saß zu Pferde und war wie zur Schlacht gerüstet. Sein erster Blick traf Langlois, den er vor seinen zwölf Mann bemerkte.

Der Spanier ritt Brissac entgegen, und sagte mit erregter Stimme:

– Was habe ich vorhin sehen müssen? Man reißt die Erdschanzen nieder, die das Neue Thor befestigen. Die Arbeiter sagen, es geschähe auf Ihren Befehl.

– Ja, mein Herr, antwortete Brissac. Ich habe diesen Morgen den Kapitän Castil davon in Kenntniß gesetzt. Es sollen Steine die Erde ersetzen; Sie werden das Material gesehen haben, das die Herren Schöffen herbeischaffen lassen.

– Ich würde diese Maßregel vortrefflich nennen, sagte der Herzog von Feria leise zu Brissac, wenn sie nicht gerade heute zur Ausführung gebracht würde.

– Warum ist sie nicht heute eben so gut, als sie gestern gewesen wäre und morgen sein würde?

– Weil heute, wie man mir gemeldet, der König von Navarra etwas gegen Paris unternemen wird.

Bei diesen Worten sah der Spanier Brissac forschend an.

– Mein Herr, antwortete der Graf, Sie haben die höchst unangenehme Gewohnheit, den Leuten mit den Blicken das Gesicht zu entstellen, wie eine Katze mit ihren Krallen es entstellen würde. In Frankreich ist dies nicht Brauch. Ich entschuldige Sie, da Sie ein Fremder sind.

– Wenn Sie wollen, brauchen Sie mich auch nicht zu

entschuldigen! Sagte übermüthig der Herzog.

– Gut, mein Herr; wir werden uns erklären, wenn ich meinen Dienst beendet habe. Es wird mich nicht verdrießen, wenn Ihr Schwerdt eben so tief eindringt, wie Ihre Blicke. Aber ärgern wir uns in diesem Augenblicke nicht.

– Mein Herr, man wird damit beginnen, das Abtragen der Erdwerke zu unterbrechen.

– Mein Herr, man wird es nicht unterbrechen.

– Mir liegt die Bewachung von Paris ob, mein Herr, und ich bin für die Stadt verantwortlich gemacht.

– Meine Verantwortung ist größer, antwortete Brissac, denn ich bin der Gouverneur.

– Und wenn ich Gewalt zur Vertreibung der Arbeiter anwenden soll . . .

– Versuchen Sie es nicht, sagte Brissac kalt. Wird ein einziger meiner Arbeiter berührt, so lasse ich die Sturmglocken ziehen und alle Ihre Spanier in den Fluß werfen.

– Mein Herr! rief der Herzog, dessen Gesicht der Zorn weiß färbte.

– Richten Sie sich danach. Drohen Sie mir nie wieder, denn wenn ich nicht derselben Sache diene, wie Sie, wenn ich nicht noch mehr das Anrücken des Bearners fürchtete, als Sie, und brauchte ich Ihre Garnison nicht gegen ihn, es lägen alle Spanier längst in den schmutzigsten Winkeln meiner Stadt begraben.

Der Herzog knirschte mit den Zähnen.

– Wir werden später darüber sprechen! zischte er.

– Bah, wir sind vortrefflich gute Freunde – später werden wir Alles vergessen haben. Denken wir an den Dienst in dieser Nacht, und geben wir unsern Soldaten nicht das Schauspiel eines Streites ihrer Chefs. Wir sind hier an dem Neuen Thore. Wer soll heute Abend dieses Thor bewachen?

Der Herzog trocknete eine schweißtriefende Stirn.

– Ich werde sehen! murmelte er.

– Stellen Sie einen starken Posten hierher, weil Sie Besorgniß wegen der Erdarbeiten haben.

– Ich werde eine starke Abtheilung Spanier an dieses Thor postieren, Herr Gouverneur.

– Es sei. Aber beeilen wir uns. Paris hat sechzehn Thore, und wenn wir bei der Schließung eines jeden so lange verweilen, werden wir mit Tagesanbruch erst fertig werden.

– Ich werde mich mit meinen Officieren berathen.

– Gut. Und ich werde mich mit meinen Bürgern berathen. Der Herzog rief Don José und seine Officiere. Brissac rief Langlois und zwei Magistratspersonen.

– Sind alle unsere Leute in der Stadt? fragte er.

– Ja, mein Herr.

– Ist nirgends Verdacht rege geworden?

– Nirgends.

– Wann wird der König mit seinen Truppen eintreffen?

– Gegen halb vier Uhr Morgens.

– Nicht früher?

– Er geht erst halb zwei Uhr von Saint-Denis ab.

– Genug! Ein militärisches Commando veranlaßte Brissac, sich umzuwenden. Der Herzog von Feria hatte das Detachement bezeichnet, das das Neue Thor bewachen sollte.

– Sechzig Mann! zählte Brissac.

– Und Don José commandiert sie, sagte Langlois.

– Sechzig Mann vor! rief Brissac seinen Bürgern zu.

Der Herzog von Feria kam rasch herbei.

– Mein Herr, sagte er, das ist zu viel!

– Sie haben von Ihren Leuten sechzig ausgewählt, Herr Herzog.

– Aber ich ersuche Sie, mir die numerische Ueberlegenheit zu lassen. An diesem Thore wird der Dienst sehr schwer sein.

– Um so mehr Grund, daß ich eben so viel Mannschaften stelle, als Sie.

– Geben Sie mir in diesem Punkte nach, sagte der Spanier.

– Wegen Ihres ewigen Mißtrauens, mein Herr. Gut, ich werde nur vierzig Mann stellen.

– Auch das ist noch zu viel. Das Neue Thor hat nur Raum für sechzig und zwölf Mann.

– Herr von Brissac, sagte Langlois, sich in das Gespräch mischend, beweisen wir dem Herrn Herzog ganz unsere aufrichtige Gesinnung, und stellen wir nur zwölf Mann, weil er es wünscht.

– Ich wähle die zuletzt gekommenen, rief Don José, indem er spöttisch lächelnd auf die Abtheilung zeigte, die der Schöffe herbeigeführt hatte.

– Gut, auch diese mögen es sein! sagte Langlois, indem er Brissac mit dem Elnbogen anstieß, als diese zwölf Mann zu defilieren begannen.

Der dicke Officier lüftete sein Visir, indem er an Brissac vorbeimarschierte. Bei dem Anblicke dieses Gesichtes fuhr der Graf vor Ueberraschung zusammen.

– Ah, Don José, rief er dem Kapitän zu, der jeden dieser zwölf Mann höhrend musterte. Sie haben bei der Auswahl wirklich eine glückliche Hand gehabt.

– Nicht wahr? antwortete Castil. Es giebt in ganz Paris ihres Gleichen nicht.

– Auch anderwärts nicht! sagte Brissac. Die zwölf Mann, gefolgt von dem spanischen Kapitän, nahmen ihren Posten am Neuen Thore ein, dessen Gitter sich hinter ihnen schlossen.

Langlois und die beiden Magistratspersonen wechselten mit Brissac Blicke, die andeuteten, daß Don José wirklich eine glückliche Hand gehabt hatte.

Kaum war diese Scene vorüber, als die Herzogin von Montpensier auf dem Platze erschien. Sie ritt ein feuriges Pferd. Ein Heer von Dienern und Officieren jeder Gattung folgte ihr.

– Gut, sagte sie zu Brissac. Ist die Wache vertheilt, wie ich befohlen hatte?

– An dem Neuen Thore ist es bereits geschehen, antwortete Brissac; wir gehen jetzt zu den andern Thoren.

– Sie wissen doch, daß man von einem unvermutheten Lärme für diese Nacht spricht?

- Man spricht täglich davon.
- Wie stehen wir mit dem Herzoge?
- Auf dem besten Fuße.
- Apropos, Graf, ich werde Ihnen meine Adjutanten senden, wenn ich Ihnen eine Botschaft zuzustellen habe. Hier ist ein neuer, sehen Sie ihn sich genau an, damit Sie ihn erkennen.
- Wer ist der Herr?
- Herr von Laramée, ein Edelmann. Er hat vor Kurzem seinen Vater verloren, und hängt mit bewunderungswürdigem Eifer und großer Treue an der Ligue.
- Gut! sagte Brissac.
- Man hatte ihn auch den Entragues empfohlen, aber es scheint, daß diese Entragues noch royalistischer geworden sind, als der König selbst. Herr von Laramée hat es daher vorgezogen, mich in Paris, im Mittelpunkte aller Bewegungen, aufzusuchen. Dies ist eine gute Vorbedeutung.
- Wir werden dem Herrn Arbeit geben, antwortete Brissac, dessen beobachtendes Auge den Neuangekommenen bereits vom Kopfe bis zu den Füßen gemessen hatte.
- Ueberwachen Sie den Spanier scharf! flüsterte die Herzogin dem Grafen zu. Ich habe gehört, daß er Ihnen einen Streich spielen will.
- Danke! antwortete Brissac. Die Herzogin tummelte einen Augenblick ihr Pferd, dann verschwand sie in der Straße Saint-Honoré; ein Schwall von Pöbel umschwärmte sie unter dem Rufe: »Es lebe Guise!«
- Sie berauscht sich in diesem trüben Weine! murmelte der Herzog, indem er die Richtung nach dem Thore Saint-Denis einschlug.
- Aber der Herzog von Feria, der alle seine Bewegungen belauschte, versperrte ihm den Weg.
- Zwei Worte, Graf. Ist es nöthig, daß wir Beide Paris durchstreifen, da die Gefahr zugleich in und außer der Stadt ist?
- Nein, antwortete Brissac; es gibt genug zu thun für zwei gute

Pferde.

– Um so mehr, fügte der Spanier hinzu, da ein sehr ernstes Gerücht geht.

– Bah! Was für ein Gerücht?

– Man versichert, daß eine Menge feindlicher Cavallerie von Saint-Quen und Montrouge anrückt.

– Ah, Chimären!

Der Herzog deutete kalt auf einen wallonischen Soldaten.

– Dieser Mann hat jene Cavallerie gesehen.

Der Soldat bestätigte es.

– Das ist etwas Anderes, antwortete Brissac. Die Sache verdient, daß sie untersucht werde, und man wird sie untersuchen.

– Deshalb wollte ich mich mit Ihnen berathen, Herr Graf. Die Sache verdient, daß sie untersucht werde, und man wird sie untersuchen.

– Sie haben Recht, Herr Herzog!

– Nun, sagte rasch der Spanier, würden Sie wohl eine Recognoscirung der äußern Befestigungswerke ausführen?

– Ich? antwortete Brissac, ein wenig verwirrt, denn er merkte die Schlinge, die in diesem Vorschlage lag. Ich unterziehe mich gern jeder Dienstverrichtung.

– So haben Sie die Gefälligkeit, mein Herr, und machen Sie diese Runde.

– Sehr gern!

– Ich werde Ihnen nicht verhehlen, was man sagt.

– Sagt man denn immer noch etwas?

– Man versichert, daß wir verrathen sind.

– Ich selbst habe Sie darauf aufmerksam gemacht, Herr Herzog!

– Es ist so richtig, daß feindliche Cavallerie in dem Felde ist, daß sich an dem Verrathe nicht mehr zweifeln läßt – nicht wahr?

– Sicherlich!

Der Herzog hörte mit Spannung diese Antwort an; es schien, als ob er wollte, daß auch die umstehenden Leute sie hören sollten.

– Es ist keine Zeit mehr zu verlieren, fuhr er fort, und da Sie die Gefälligkeit haben und die Runde selbst machen wollen, so ist die Stunde dazu da, wie ich glaube.

– Ich gehe! sagte Brissac, dessen Herz klopfte. Aber da ich eine solche Recognoscirung nicht allein ausführen kann, so muß ich mir eine Escorte suchen.

– Hier sind acht sichere Leute, Herr Gouverneur!

– Acht Spanier!

– Alle sind kastilianische Edelleute, deren Tapferkeit und Treue ich Ihnen verbürge; allen ist Verrath ein Abscheu.

Brissac prüfte diese acht Physiognomien, die der Argwohn verdüstert hatte. In Aller Augen glänzte das Feuer einer unerschütterlichen Entschlossenheit.

– Teufel! murmelte er. Der Wein ist eingegossen, er muß also getrunken werden.

Man war bei dem Thore Saint-Denis angekommen. Die acht Mann warteten auf ihren neuen Chef, um hinter ihm auf der Barriere zu gehen. Die Nacht war finster und regnerisch. Die schlechte Fackel eines Wachtpostens beleuchtete die Gesichter mit einem röthlichen Scheine.

– So leben Sie wohl! rief Brissac dem Herzoge zu. Darf ich auch sagen, auf Wiedersehen?

Der Herzog führte die Patrouille bis vor die Mauern; hier, wo Alles dunkel und völlig still war, hielt er an.

– Auf Wiedersehen, sagte er, wenn Sie auf dem Wege der Cavallerie des Königs von Navarra nicht begegnen – andernfalls, leben Sie wohl!

– Ah, sagte Brissac, ich verstehe! Das heißt, wenn ich ihr begegne . . .

– So werden diese acht Edelleute. Sie tödten! antwortete kalt der Herzog.

Dann kehrte er nach der Stadt zurück.

Nachdem Brissac einige Sekunden überlegt, zuckte er mit den Achseln und ritt entschlossen in das Feld hinaus.

Die unheimliche Begleitung folgte schweigend.

Die Glocke von Notre-Dame ließ zwölf Schläge ertönen, die der Wind auf einen feuchten Flügeln traurig über die Ebene hintrug.

Gleichviel! dachte Brissac. Wenn die, Armee des Königs nicht wie ein macedonischer Phalang geschult ist, oder wenn die Uhr Sr. Majestät nicht der von Notre Dame vorgeht, so steht mein Marschallstab auf dem Spiele.

3.

Das Neue Thor.

Das Neue Thor schloß Paris am Seine-Ufer, am Quai des Louvre, fast auf dem Punkte, wo die Straße Saint Nicaise auf die Galerie dieses Schlosses ausläuft.

Wie fast alle Thore von Paris, so war auch dieses Thor ein Gebäude, das von beiden Seiten durch eigene Vertheidigungsthürme gedeckt ward. Der Hauptthurm an dem Neuen Thore, Thurm du Bois genannt, hing mit einem kleinen, schmalen Thürmchen zusammen, in welchem sich die Treppe zu dem großen Thurme befand. Die Schießscharten und Fenster gingen auf den Fluß hinaus, der hier sehr tief war, da man ihn bei der Gründung des Thors ausgegraben hatte. Eine Zugbrücke stellte die Verbindung her, und den Wall, der sich diesseits der Brücke befand, hatte Brissac durch seine Arbeiter nieder reißen lassen. Die Leute brauchten sich nur rechts zu wenden, um die Erde mit ihren Schaufeln in die Seine zu werfen.

Das Erdgeschoß des Thurmes bildete einen runden Saal von ungefähr dreißig Fuß im Durchmesser. Ueber demselben befand sich die Wohnung des Thorwarts, eines alten hinkenden Soldaten, den die bürgerlichen Unruhen auf diesem nicht ermüdenden und unwichtigen Posten vergessen hatten, da das mit Schutt ausgefüllte Neue Thor nie geöffnet ward.

Aus der Wohnung dieses guten Mannes hatte man eine schöne Aussicht über die Seine und über das Feld, das sich ohne Unterbrechung mehre Meilen weit ausbreitete.

Der runde Saal unter der Wohnung des Thorwarts ward als Wachtstube benutzt. An den nackten Mauern sah man große Nägel, die zum Aufhängen der Waffen bestimmt waren.

Der Thorwart stieg die kleine Treppe des Thürmchens hinab, wenn

die Wache, durch die Nachbarschaft des Flusses durstig gemacht, nach einer gewissen gährenden Flüssigkeit rief, die aus Getreide und Honig befand. Man glaubte, der Thorwart fertige sie selbst, indem er sie auf einer Plattform in der Sonne kochen ließ, aber er kaufte sie gut in einem benachbarten Wirthshause, und verkaufte sie wieder, nachdem er die Vorsicht gehabt, sie durch eine anständige Mischung mit Seine-Wasser zu versüßen.

Nachdem in dieser Nacht die Wache am Neuen Thore durch den Herzog von Feria und Brissac auf die oben beschriebene Weise zusammengesetzt war, stieg der Kapitän Castil, als Wachofficier und vorzüglich als ein Officier, der sich bei seinen Soldaten langweilt, aus dem Erdgeschosse in die Wohnung des Thorwarts, um die Lage seines Postens genau kennen zu lernen.

Der Invalide war in einem Kämmerchen damit beschäftigt, die schäumende Flüssigkeit, die seine Gäste im Erdgeschosse ohne Zweifel bald fordern würden, aus einer Tonne in Zinnkrüge zu füllen. Dieses Getränk roch stark nach Annis und Pfeffer, ein Duft, der die Nase eines deutschen Lanzknechts gekitzelt haben würde.

Aber Don José war ein nüchterner Mann, er runzelte die Stirn, als er diesen verrätherischen Duft einsog.

– Mein Kapitain, sagte der Invalide, indem er geschickt alle Hilfsmittel der französischen Sprache anwendete und sie verführerisch mit einigen spanischen Worten mischte, mein Kapitain, ist Ihnen ein Glas gefällig? Sie sollen es umsonst haben. Sehen Sie nur, wie klar der Trank ist, wie herrlich er schäumt.

– Puah! Schon das Einathmen des Dunstes Deines verwünschten Getränks berauscht! rief Don José. Man erstickt in Deinem Laboratorium!

Der Kapitain näherte sich nun einem kleinen Balcon, der durch einen zerfetzten Vorhang geschlossen war. Als er diesen Vorhang zurückschlug, drang eine frische Luft von dem Flusse herein.

– Ah, sagte Don José, Du hast Gesellschaft hier? Und wirklich, man sah auf diesem Balcon, dessen schlecht gefügte Bretter von eisernen Balken getragen wurden, zwei Männer. Der eine saß auf einem Stuhle, der andere lehnte an der Balustrade. Bei dem Scheine

des Lichtes bemerkte sie Don Castil, sobald er den Vorhang beseitigt hatte.

Die sitzende Person war in eine graue Kutte gekleidet, und ihren Kopf verhüllte eine Kapuze. Der Mönch war nicht zu verkennen. Mit der größten Aufmerksamkeit überwachte er die am Fuße des Thurms beschäftigten Arbeiter. Die Stimme des Kapitäns vermochte ihn nicht, sich umzuwenden.

Der Andere war ein großer junger Mann, dessen blondes Haar in dem feuchten Winde flatterte. Er nahm eben kein großes Interesse an der Thätigkeit der Erdarbeiter, die Ankunft einer neuen Person schien ihm Freude zu machen.

– Wer sind diese beiden Männer? fragte der mißtrauische Spanier den Thorwart.

– Der Mönch, Herr Kapitan, ist mein alter Freund, ich kann wohl sagen, ein Verwandter. Nicht wahr, Bruder Robert? Kaum merklich bestätigte es der Mönch.

– Müssen denn die Mönche nicht Nachts in ihren Betten sein? fragte Castil.

– Sie müssen es wohl; aber wenn man ihnen die Thore verschließt, sind sie gezwungen, anderswo zu bleiben. Bruder Robert konnte diesen Abend nicht in sein Kloster zurückkehren, und darum hat er mich um Nachtquartier gebeten.

– Ist ein Begleiter, dieser lange Mensch, auch ein Mönch?

Der junge Mann wandte sich zu Castil; sicher, aber ohne zu prahlen, antwortete er:

– Sie sprechen eine unnütze Frage aus, mein Herr. Sehen Sie meine Kleidung und mein Schwerdt an, um sich zu überzeugen, daß ich nicht Mönch bin.

– Wer sind Sie denn?

– Er ist mein Vetter, antwortete der Mönch mit hohler Stimme. Sind wir Ihnen hier lästig?

Anstatt zu antworten, wurde Don José nachdenkend. Argwöhnische Leute haben stets eine sehr rege Phantasie. Der Invalide fuhr fort, ein Getränk zum Verkaufe vorzubereiten.

– Sie werden wissen, sagte Castil, daß die Posten nicht betrunken sein dürfen, und deshalb habe ich während meiner Wache jede Art von Getränk untersagt.

Der erstaunte Invalide wollte seiner Flüssigkeit eine Lobrede halten, aber der Spanier schloß ihm durch einen so peremptorischen Befehl den Mund, daß der Verkäufer den Inhalt aller seiner Zinnkrüge in das Faß zurück brachte.

– Ihre Gäste, fuhr Don Castil fort, dürfen nicht hier bleiben. Es kann sich ein Unglück ereignen. Ihr Licht kann leicht den Fußboden anzünden, und ich habe unten Pulver. Sie werden daher so freundlich sein, und diese beiden Herren in die Wachstube schicken. Sie können während der Nacht bei uns bleiben.

– Ich bin nicht gern bei Soldaten, antwortete der Mönch.

– Eine Nacht geht rasch vorüber, mein lieber Bruder. Außerdem sind die spanischen Soldaten keine Heiden, und ich dulde in meiner Gegenwart weder Flüche noch Schwüre.

– Aber ich, mein Herr, antwortete der junge Mann mit einer gewissen Hoheit, ich nehme Ihre Befehle nicht an. Stehen Ihre spanischen Soldaten auch in dem Geruche guter Christen, so verbreiten sie nichtsdestoweniger einen Duft von Leder und Wagenschmiere, der mir nicht angenehm ist.

– Ah, rief laut der Spanier, Sie müssen sehr verwöhnt sein, mein schöner Herr!

– Ich bin nun einmal, wie ich bin, mein Herr Spanier!

– Still, Vetter, sagte der Mönch, erregen Sie keinen Streit. Der Herr Kapitain hat Recht. Ein Kriegsmann gehorcht. Erfordernissen, von denen ein Student wie Sie, und ein Mönch wie ich, sehr wenig versteht. Der Spanier ist ein eifriger Katholik, das steht fest.

– Ja, aber das Leder?

– Die verstorbene Königin Katharine sagte, daß der Körper eines toten Feindes stets einen guten Geruch verbreite. Und ich sage, daß ein guter Diener Gottes stets wie Balsam duftet.

– Die Antwort ist gut! sagte Castil. Ich erwarte, daß Sie in einer halben Stunde unten sind.

Nach diesen Worten entfernte er sich.

Kaum war er verschwunden, so wandte sich der junge Mann mit sichtlicher Ungeduld zu dem Mönche:

– Wahrlich, Bruder Robert, ich bewundere Ihre Kaltblütigkeit. Sie wissen, daß ich seit Pontis' Abreise und seit Sie mir die Lection in Betreff Madame Gabrieles gegeben, vor langer Weile im Kloster umkomme. Ich suche einer Gefahr und der Langweile zu entfliehen. Sie machten mir den Vorschlag, mich zu Herrn von Crillon zu führen, ich nahm den Vorschlag an – und wohin sind wir gekommen? Wir sehen zu, wie man Erde in das Wasser wirft, und lassen uns die Grobheiten eines Spaniers gefallen!

– Mein lieber Herr Esperance, sagte der Mönch, ich kann das, was geschieht, nicht abwenden. Mein hoch würdiger Prior sandte mich mit einem Auftrage an die Frau Herzogin von Montpensier nach Paris; ich sah, daß Sie vor Langweile fast umkamen, und ich sah auch, daß der Müßiggang in Ihnen das Gelüste nach der Frau des Nächsten anregte.

– Der Müßiggang! murmelte Esperance in einer tiefen Melancholie. Der Mönch, der die Gemüthsbewegung bemerkte, die sich bei der Erinnerung an Gabriele in Esperance's Gesicht ausdrückte, fuhr fort:

– Ja, des Nächsten, und dieser Nächste ist ein Freund unseres Klosters, ein braver Edelmann.

– Er ist ein feiger Mensch, der sich versteckt, während man ihm die Frau nimmt.

– Das geht Sie nicht an, mein Herr! sagte der Mönch.

– Aber die Dummheit dieses Esels, deren er sich gegen mich rühmte, den Strick abgeschnitten zu haben, mit dem mein braver Pontis den Mörder gehängt hatte, diese Dummheit geht mich an. Warum mischte sich der Feigling in diese Sache? Er konnte hängen lassen, was einmal aufgehängt war!

– Vergessen Sie nicht, daß der vor seinem Gitter aufgehängte Körper ihm die Aussicht benahm.

– Mag sein; aber es ist ein Räuber, ein Verbrecher wieder in das

Leben zurückgerufen, der mich tödten wird, wenn ich ihm nicht zuvorkomme. O, Ihr Nächster, Bruder Robert, hat ein schönes Werk vollbracht!

– Daß er einen neuen Strick verdorben hat, steht fest, antwortete der Mönch; aber dies ist kein Grund, daß Sie ihm die Frau nehmen. Solche Dinge mögen in der Welt geschehen, aber nicht in den Klöstern. Und deshalb habe ich Sie mit mir genommen.

– Um Herrn Crillon zu besuchen.

– Geduld!

– Sie sind in der Wohnung der Frau von Montpensier gewesen, haben die Dame aber nicht angetroffen. Ich nehme an, daß Sie Herrn von Crillon dort nicht zu finden hofften.

– Man weiß nie, wo man die Leute antrifft! Aber dort unten kommen Leute an das Thor.

Der Invalide hatte sich über den Balcon gelehnt.

– Herr von Brissac! sagte er.

– Wir müssen hinabsteigen! sagte der Mönch. Wenn Sie Herrn von Crillon nicht sehen, werden Sie wenigstens Herrn von Brissac sehen. Es ist immer ein Kriegsmann.

Der Invalide seufzte und sagte:

– Wenn doch Herr von Brissac mir die Erlaubniß geben wollte, daß ich diese Nacht verkaufen darf,

– Begreifst Du denn nicht, Gevatter, daß der Spanier fürchtet, Dein Getränk schläfert die Soldaten ein?

Diese Worte machten Esperance nachdenken und er regten die Vermuthung, daß außergewöhnliche Umstände eingetreten seien.

Auf der Treppe, die unter den Schritten der Männer kreischte, neigte sich der Mönch so an das Ohr Esperances, daß beide Köpfe unter der Kapuze verborgen waren.

– Seien Sie auf der Huth, sagte er, mit den Spaniern muß man klug zu Werke gehen. Hören und sehen Sie, aber kein Muskel Ihres Gesichts darf reden!

Esperance machte eine Bewegung, als ob er nach dem Grunde dieses Rathes fragen wollte.

– Der Spanier ist mißtrauisch, antwortete der Mönch, indem er den Finger auf seine Lippen legte.

– Ah, dachte Esperance, hier unten bietet sich mehr Aussicht auf Zerstreuung, als dort oben!

Beide betraten die Wachtstube. Ihre Anwesenheit machte durchaus kein Aufsehen. Alle Anwesenden beschäftigten sich mit dem Gouverneur von Paris, den man soeben eingelassen hatte. Die acht Mann Wache, triefend von Regen und mit Schmutz bedeckt, hatten ihn nach dem Thorposten zurückgeführt, da sich keine Gelegenheit geboten, ihn zu erdolchen, wie ihr Befehl lautete.

– Nun, Kapitain, rief Brissac, indem er Don José mit der freundlichen Miene näher trat, die ihn nie verließ – wir haben einen anstrengenden Spaziergang gemacht; fragen Sie Ihre Freunde, die mich draußen erwarten. Nicht wahr, meine Herren, wir haben genug daran? Sie sind entlassen; sagen Sie dem Herzoge von Feria, was Sie gesehen haben.

Ein vielstimmiges Gemurmel von Außen war die Antwort auf diese Anrede. Die Spanier ließen sich diesen Befehl nicht wiederholen, sie verschwanden.

– Wir haben wenigstens acht Lieus zurückgelegt, fuhr Brissac fort, ohne auch nur einen Sporn von allen den königlichen Reitern anzutreffen, die, wie der Herzog meint, das Land überschwemmen.

– So! sagte Castil.

– Für die Royalisten ist das Wetter zu schlecht, fuhr Brissac fort. Der Regen, der Nordostwind und der Koth ist nur für die braven Spanier gut, die wahre Centauren sind. Wahrlich, ich bin wie gerädert! Nun will ich schlafen, und ich rathe Ihnen, Sennor Castil, daß Sie und Ihre Leute es ebenso machen.

Der Spanier antwortete hochmüthig:

– Die Herren Bürgergardisten schnarchen schon – hören Sie?

Auf dem Tische und auf den Bänken, die man zu sammengekauft hatte, lagen wirklich die zwölf Bürgergardisten in einem tiefen, geräuschvollen Schlafe.

Während dieser Scene hatte der Mönch die Spanier gezählt. Er

näherte sich Brissac und Castil.

– Wie, meine Herren, sagte er, Sie sind dem großen Convoi nicht einmal begegnet, der diese Nacht Rueil passiert ist?

– Welchem Convoi? fragte Brissac, indem er sich wandte, um das seltsame Gesicht Dessen zu prüfen, der sich in die Unterhaltung mischte.

– Ich glaubte fest, daß Ihnen dieser Fang nicht entgangen sei, fuhr der Mönch fort. Vorhin, als der Thorwart Sie anmeldete, sagte ich zu meinem Vetter: Herr von Brissac hat Glück; die Frau Herzogin wird ihn auf Entdeckungen ausgeschickt haben, und er hat die Geldsendung des Bearners genommen.

– Die Geldsendung! riefen Brissac und Castil zugleich.

Indem der Mönch noch näher trat, streifte er wie zufällig den Arm des Gouverneurs.

– Sechzehntausend Livres in neuen Thalerstücken, sagte er.

– Element, das ist eine schöne Summe! rief Brissac mit lüsternen Blicken. Und dabei berührte er mit seinem Stiefel die Sandale des Mönchs, ohne daß es ein Dritter bemerkte. Aber diese Geldsendung wird eine Erfindung sein, wie die von der Cavallerie.

– Woher wissen Sie das? fragte Don José den Mönch.

– Ich gehöre dem Kloster von Bezons an, das dicht neben Rueil liegt, wo der Convoi vorbeikommen muß, und zwar aus dem Grunde, weil man diesen Morgen Vorspannpferde für vier Wagen in Bereitschaft gesetzt, und weil man uns zu diesem Zwecke unsere Pferde genommen hat.

Die Augen des Spaniers wurden immer glänzender.

– Sie sprachen von Frau von Montpensier? fragte er.

– Ja. Unser ehrwürdiger Prior, der sich zu ihren Freunden zählt, hatte mich abgeschickt, die von der Ankunft des Convoi zu unterrichten. Ich habe zwar die Herzogin in Ihrem Hôtel nicht angetroffen, aber ich habe ihr eine schriftliche Benachrichtigung hinterlassen. Da ich nun erfuhr, daß Herr von Brissac sich außerhalb der Mauern befand, dachte ich: er wird dem Convoi entgegengesandt sein und einen schönen Fang gemacht haben.

– Sechzehntausend Livres! wiederholte Brissac. Und die Herzogin hat mir kein Wort davon gesagt!

– Sind Sie sogleich von dem Hôtel der Herzogin hierher gegangen? Fragte Castil, dessen Neugierde sich verdoppelte.

– Ja, Sennor. Ich fand das Thor verschlossen.

– Sie wissen doch, daß es stets verschlossen ist.

– Nein. Man macht ja den Durchgang frei.

– Aber warum wählen Sie diesen Weg, um zu Ihrem Kloster zurückzukehren?

– Weil er der kürzeste ist.

Alle Antworten des Mönchs waren so klar, so einfach, und der Ton, in dem er sie ertheilte, trug das Gepräge einer so bewunderungswürdigen Aufrichtigkeit, daß der Spanier ganz verwirrt ward.

– Sechzehntausend Livres! wiederholte er.

– Und ich habe sie verfehlt! rief Brissac. Das wäre eine schöne Hilfe gewesen.

Er seufzte.

– Nun, schlafen wir! fuhr er fort. Wie es auch sei, mein würdiger Bruder, ich danke Ihnen nichtsdestoweniger für diese Eröffnungen. Wenn ich unterwegs einen Freund mit einem frischen Pferde und einer leeren Börse finde, werde ich ihm das Geschäft übertragen. Gute Nacht, meine Herren! Gute Wacht, Don José! Ich kehre in meine Wohnung zurück.

– Können Sie mir das Thor nicht öffnen lassen? rief der Mönch dem Gouverneur nach, der sich entfernte.

– Das geht den Herrn Kapitain an; ich habe hier Nichts zu sagen.

– Bleiben Sie noch! flüsterte Castil dem Bruder Robert zu. Wir wollen darüber sprechen.

– Er wird nicht widerstehen können, dachte Brissac; er wird dem Convoi nachspüren und seinen Posten verlassen. Bravo, Mönch!

– Wenn Sie sich langweilen, Vetter, sagte der Mönch treuherzig zu Esperance, so unterhalten Sie sich mit den Herren von der Bürgergarde, die wie wir französisch sprechen.

Esperance folgte dem seltsamen Blicke Roberts. Als er bei der Gruppe der Soldaten, die größtentheils laut schnarchten, ankam, fühlte er, daß ihn eine Hand aufhielt. Diese Hand streckte sich unter dem Tische hervor.

Er zitterte, und fast hätte er einen Schrei ausgestoßen, als er in einem der vermeintlichen Schläfer Pontis er kannte, der sich mit dem linken Arme den Kopf bedeckte, doch so, daß Esperance eine wie Kohlen funkelnden Augen sehen konnte.

Noch hatte er sich von seiner Ueberraschung nicht erholt, als links unter demselben Tische hervor zwei Kniee seine Beine erfaßten. Der Officier der Bürgergarde hob mit Anstrengung seinen vom Schläfe schweren Kopf empor, und zeigte dem jungen Manne unter dem Visire ein Gesicht, bei dessen Anblicke Esperance fast umgesunken wäre.

Alle Geheimnisse der Nacht wurden ihm jetzt offenbar. Er zog die Schnalle eines Gürtels fester zusammen und überzeugte sich, daß der Schwerdtgriff ihm bequem zur Hand war.

Dann setzte er sich neben Pontis nieder.

Castil ließ sich von dem Mönche Aufklärung geben, ohne den noch anwesenden Gouverneur zu beachten.

Plötzlich ließ sich der rasche Galopp eines Pferdes vernehmen. Dann rief eine helle Stimme rasch und lebhaft:

– Herr von Brissac! Ist Herr von Brissac hier?

In demselben Augenblicke sprang ein schweißtriefender und von Regen durchnäßter, junger Mann vom Pferde und stürzte mit der Frage in die Wachtstube:

– Herr von Brissac?

– Hier bin ich! sagte der Gouverneur.

– Die Frau Herzogin läßt Ihnen sagen, daß Sie alarmieren lassen! Die feindliche Reiterei rückt heran. Alarm!

– Laramée! riefen Esperance und Pontis, indem sie bei dem Tone dieser Stimme empor sprangen.

Beide standen dem Adjutanten der Herzogin gegenüber.

Laramée war bleich wie ein Gespenst.

– Sie hier! murmelte er. Bei dem Worte »Alarm« hatten alle Soldaten ihre Musketen und Hellebarden ergriffen. Die Bürgergardisten standen in einem Augenblicke bewaffnet da. Aus allen Gesichtern blitzten Haß und Kriegslust.

– Meine Herren, rief Laramée, indem er seinen Feind bezeichnete, der neben Esperance stand, dieser Mensch heißt Pontis und ist ein Gardist des Königs. Verrath! Verrath!

– Elender!, murmelte der Officier der Bürgergardisten, indem er Laramée einen Faustschlag auf den Kopf versetzte.

– Herr von Crillon! heulte dieser, indem er das Gesicht erkannte, da das verwünschte Visier sich nicht fügen wollte.

Bei diesem gefürchteten Namen stießen Don José und alle Spanier ein Schreckens- und Wuthgeheul aus. Man bezeichnete den Bürgerofficier und rüstete sich zum Kampfe.

In dem runden Raume des Thurmes entstand nun ein leidenschaftliches Gewirr, wie es Bourignon und Terbury liebten.

– Harnibieu, ja, ich bin Crillon! rief der Ritter mit dröhnender Stimme, indem er mit einer erhabenen Bewegung den lächerlichen Helm weit von sich schleuderte. Ich bin der tapfere Crillon! Zu mir, meine Gardisten! Und nun wollen wir sehen!

Bei diesen Worten hatte er das Schwerdt gezogen, jenes schreckliche Schwerdt, das, indem es aus der Scheide fuhr, den Saal in zwei Stücke theilte, wie der Blitz eine Wolke durchschneidet.

Hinter ihm und zu seinen beiden Seiten bildeten die Gardisten so rasch und kräftig ein Ganzes, daß die Spanier bis in die Mitte des Saales zurückwichen.

Der Mönch verlor seine Ruhe nicht; er drängte Herrn von Brissac hinaus, der wie alle Andere vom Leder gezogen hatte; dann schob er die großen Riegel vor die Thür der Wachtstube und legte sich mit dem Rücken an diese Thür, indem er beide Hände auf eine Axt stützte, die er von der Wand gerissen hatte.

– Haben Sie auf die Fenster Acht! sagte er zu Esperance, der ebenfalls nach dieser Seite geeilt war.

– Sechzig gegen zwölf! rief Don José, indem er seinen Soldaten

das Häuflein Franzosen zeigte, die ihm den Weg vertraten.

– Zwölf gegen sechzig! antwortete Crillon brüllend wie ein Löwe. Denkt daran, Kinder, daß nicht ein einziger dieser Schufte lebendig aus dem Thurme komme, denn der Einzug des Königs hängt davon ab. Esperance, ich habe Ihnen versprochen, daß Sie Crillon an einer Bresche sehen sollen – jetzt sehen Sie her!

Die Spanier gaben eine Musketensalve, daß die Wände stäubten. Crillon und eine Gardisten hatten sich auf den Bauch geworfen. Wie Leoparden sprangen sie nun wieder empor.

– Jetzt, rief der Ritter, vorwärts! Sie sind die Unsrigen!

Er drang vor. Für die ersten zwei Schwerdthiebe hatte ein Flammenauge zwei Spanier gewählt.

– Beide stürzten vor seinen Füßen nieder. Als der Pulverdampf sich verzogen hatte, daß Crillon und seine Leute sich wie der sehen konnten, lagen zehn Spanier auf dem Boden des Saales – alle waren an der Kehle oder am Herzen getroffen, sie regten sich nicht mehr. Die Franzosen waren alle unverletzt.

Laramée, der sich in der Mitte der Spanier befand, hatte wie alle Andern ein Schwerdt in der Hand; aber er hatte noch keinen Hieb gethan, man hätte glauben können, daß dieses schreckliche Schauspiel ihn des Verstandes beraubt habe. Unbeweglich stand er da, er konnte sich an diese gräßliche Lage nicht gewöhnen.

Pontis rief mit gellender Stimme seinen Namen; er antwortete nicht.

Don José führte seine Soldaten noch einmal zum Angriffe vor. Dieser lächerliche Sennor zeigte sich mit unter auch tapfer; aber heute zitterte er wie jedes Thier, das den Löwen wittert. Seine Truppe rannte tumultuarisch auf die Stahlklingen der Gardisten. Der Boden ward abermals mit Leichen bedeckt. Der Dampf des Pulvers und des Blutes zog sich dichter unter der gewölbten Decke zusammen. Don José sank mit gespaltenem Haupte zu Boden. Die Spanier wichen zurück.

– Vorwärts, da sie nicht mehr heranwollen! rief der Ritter, indem er zum Angriffe überging.

Und er hieb von Neuem in den decimierten Haufen. Erschreckt suchten Einige die Riegel der Thür zu öffnen. Aber sie stießen auf den schweigenden Mönch, der sie mit seiner Art niederschlug. Andere flogen wie Schmetterlinge nach dem Fenster; aber hier empfing sie Esperance mit Schwerdthieben, daß sie zu Boden, sanken.

Einige kletterten an den Eisenstäben der Schießscharten empor, Andere krallten sich in die Wände dieses verschlossenen Käfichs und noch Andere baten den Sieger um Gnade, indem sie ihre Waffen wegwarfen.

Laramée, der sich verloren sah, faßte einen feigen Entschluß. Dreimal war er von der Thür zurückgewichen, die der Mönch vertheidigte, jetzt warf er sich auf das Fenster und focht mit Esperance. Plötzlich stellte er sich verwundet und sank zu Boden. Der großmüthige Esperance senkte sein Schwerdt. Da packte er Esperance's Beine und warf ihn nieder.

Während dieser Zeit öffneten einige Verwundete das Fenster und stürzten sich in die Seine, wobei sie einige neue Hiebe auf den Weg bekamen.

Der wüthende Pontis hatte. Alles verlassen, um Esperance zu Hilfe zu fliegen. Er suchte an diesen beiden Körpern, die sich fest umschlungen am Boden wälzten, einen Ort, um sein Schwerdt hineinzubohren. Aber wie sollte er treffen, ohne den Freund zu verwunden? Nur die Köpfe waren in dieser gräßlichen Blutpfütze noch zu erkennen. Pontis benutzte den Augenblick, wo Laramée's Kopf, den er unterscheiden konnte, erschien, und gab ihm einen fürchterlichen Schlag mit dem Knopfe seines stumpfen Schwerdtes.

Der betäubte Schuft ließ seine Beute fahren. Esperance erhob sich. Wie von einem Gedanken durchdrungen, ergriffen Beide den besinnungslosen Feind, warfen ihn durch das Fenster und fielen einander in die Arme, indem sie ausriefen:

– Diesmal ist er sicher todt!

Von diesem Augenblicke an ward der Kampf zur Schlächtereier. Die wenigen Verwundeten, die noch übrig geblieben, mußten denselben Weg wandern, und der von Schweiß und Blut triefende Crillon

konnte mit seinen Kampfgenossen auf einem Hügel von Leichen ausruhen.

– Es ist vier Uhr, sagte ruhig Bruder Robert. Ich glaube, daß Se. Majestät ankommt.

Nun öffnete er die Thür der Wachtstube. Draußen hörte man ein Trompetengeschmetter. Es waren die Trompeten der königlichen Armee, die an dem neuen Thore wiederhallten.

Bruder Robert hieb mit seiner Art den Pfahl in Stücke, der die Ketten der Zugbrücke hielt. Mit der Rückseite seiner Waffe sprengte er das schwere Thor, das sich kreischend in seinen großen Angeln drehte.

Gleich darauf erschien ein Reiter. Er triefte von Regen; über seinem Cuirass trug er eine weiße Schärpe. Sein Gesicht verklärte die Freude, ein Auge strahlte. Als der erste Hufschlag seines Pferdes auf der Brücke wiederhallte, hob er die Hände zum Himmel empor, um ihm zu danken.

– Ich bin da! rief er. Mein Gott, habe Dank!

– Es lebe der König! sagte der Mönch bewegt und feierlich, indem er den Thorflügel zurückzog.

Freudebebend sprengte der heroische Reiter in die Stadt.

– Es lebe der König! wiederholten Crillon und seine Gardisten, die auf der Schwelle der Wachtstube standen und ihre rothen Schwerdter aneinander schlugen.

So betrat Heinrich IV. seine Hauptstadt.

Seine von Thränen umflorten Augen suchten vergebens den Freund, der ihm das Thor geöffnet hatte. Bruder Robert hatte seine Kapuze über das Gesicht gezogen und schlug langsam den Weg über das Feld zu seinem Kloster ein.



4.

Der Verfalltag.

Als die Herzogin von Montpensier ihren Adjutanten Laramée nicht zurückkommen sah und rings umher kein Geräusch hörte, glaubte sie, es sei ein falscher Lärm gewesen. Erschöpft von den Anstrengungen der Nacht legte sie sich um drei Uhr zu Bett. Ein Armee-General hat ja viel zu thun!

Nachdem sie ihre Kammerfrauen und Officiere verabschiedet, schlief sie wie ein gewöhnlicher Soldat. Plötzlich ließ sich in ihren Vorzimmern ein ungewöhnliches Geräusch hören, und verworrene Stimmen weckten sie. Die Thür ward geöffnet, und der Intendant kündigte erschreckt an:

– Es ist ein Edelmann da, den der König sendet. Die Herzogin erhob sich.

– Welche Unverschämtheit! sagte sie. Welcher König sendet ihn? Und warum erlaubt sich dieser König, wenn es einen giebt, meinen Schlaf zu stören?

Aber der Edelmann stand schon auf der Schwelle des Zimmers.

– Auf Befehl Sr. Majestät! sagte er.

– Ich will doch dem Verwegenen einmal in das Gesicht sehen, der hier das Wort »Majestät« in Verbindung mit dem Worte »Befehl« an meine Person zu richten wagt!

– Madame, antwortete der Edelmann, indem er durch eine tiefe Verbeugung grüßte, – er war kein anderer als Saint-Lüc, der alte Freund des Königs Heinrichs III. – Madame, es ist weniger ein Befehl als eine Bitte, die ich die Ehre habe, im Namen des Königs Ihnen auszusprechen. Kaum vor den Thoren von Paris angelangt, hat Ihre Majestät an Sie gedacht.

– Er ist vor den Thoren? rief sie. Und man hat mir Nichts davon gesagt? Ich zweifele daran!

Bei diesen Worten sprang sie in ihr Kabinet, wo die zitternden Kammerfrauen ihrer warteten und sie schnell ankleideten.

– Dem Himmel sei Dank, murmelte die Amazone, ich werde noch zu rechter Zeit kommen. Meinen Degen!

– Wozu, Madame? fragte höflich Saint-Lüc.

– Zunächst, mein Herr, gehen Sie dahin zurück, woher Sie gekommen sind, und sagen Sie dem, der Sie gesandt hat, daß ich auf einen Vorschlag von ihm durch aus nicht höre. Fügen Sie noch hinzu, daß die Spanier . . .

– Verzeihung, Madame, Sie haben mich mißverstanden.

– Genug, rief sie, genug! Wo sind meine Officiere, meine Wachen? Wie ist es möglich gewesen, daß ein Bote des Bearners bis hierher hat kommen können?

– Weder Wachen noch Officiere werden Ihnen antworten, Madame, sagte lächelnd Saint-Lüc; Sie bedürfen deren nicht mehr, denn Sie werden bewunderungswürdig bewacht sein. Und ich, Madame, bin zu gleicher Zeit mit meinem Herrn angekommen, der sich nicht mehr den Bearner, sondern den König von Frankreich nennt. Ich komme aus seinem Louvre.

Die Herzogin erbleichte.

– Soviel ich weiß, gehört das Louvre Niemandem! sagte sie.

– Verzeihung, Madame, es muß wohl dem Könige gehören, da Se. Majestät es bewohnt.

Die Herzogin fuhr empor.

– Der König bewohnt das Louvre? rief sie.

– Das ganze Louvre, Madame.

– Seit wann? Mein Gott, seit wann?

– Seit diesem Morgen vier Uhr.

– Der König ist in Paris!

– Treten Sie an das Fenster, und Sie werden ihn sehen, wie er sich nach Notre-Dame begiebt.

– Und ich war nicht da! murmelte sie. Ich schlief! Aber die Spanier?

– Sie werden Mühe haben, in diesem Augenblicke Spanier zu

finden, Alle sind wohl verwahrt.

– Der König in Paris! stammelte die Herzogin, indem sie eine Stütze suchte, als ob sie einer Ohnmacht nahe wäre.

Saint-Lüc trat höflich näher.

– Ich verstehe Sie, rief sie aus, indem sie sich energisch aufrichtete – Sie kommen, um die Befehle des Siegers zu erfüllen. Sie wollen mir meinen Degen abfordern, mich verhaften. Aber sagen Sie Ihrem Herrn, daß eine Prinzessin meines Namens bleibt, was sie ein muß, selbst auf der Folter. Zögern Sie nicht, mein Herr, zeigen Sie mir den Weg. Gehen wir zu dem Châtelet oder zur Bastille? Ich folge Ihnen!

– Ihre Phantasie, Madame, geht zu weit, antwortete Saint-Lüc. Statt des Arrestbefehls habe ich die Ehre, Ihnen eine einfache Einladung von Sr. Majestät zu überbringen.

– Erklären Sie sich, mein Herr! sagte die Herzogin, die das Wort eines Mannes von diesem Range ein wenig beruhigt hatte.

– Madame, der König ladet Sie ein, heute nach dem Abendgottesdienste ein kleines Mahl in seinem Louvre mit ihm einzunehmen.

– Herr von Saint-Lüc, diesen Spott!

– Es ist durchaus kein Spott, Madame. Im Gegentheil . . .

– Können zwei Todfeinde ein Mahl zusammen ein nehmen?

– Dies ist, wie es scheint, nicht die Meinung des Königs, denn er erwartet Sie im Louvre, und es würde Sr. Majestät sehr unangenehm sein, wenn Sie nicht kämen.

Saint-Lüc schien die unbeschreibliche Verwirrung der Herzogin nicht zu bemerken. Nachdem er diese Worte mit großer Höflichkeit gesprochen, verbeugte er sich tief und entfernte sich. Wie eine Wahnsinnige lief Frau von Montpensier zu dem Fenster, und öffnete oder riß viel mehr den Flügel auf. Als sie die allgemeine Bewegung, die weißen Schärpen sah, und das freudige Rufen und das Beglückwünschen des Königs hörte, bemächtigte sich ihrer eine zweite Ohnmacht, sie sank in die Arme ihrer Frauen und Laquaien, der einzigen Höflinge, die sie nicht verlassen hatten, weil sie ihren

Gehalt zu verlieren fürchteten.

Plötzlich erschien Chatel, der Günstling der Herzogin. Er durcheilte die Vorzimmer und sank athemlos und bestürzt zu den Füßen seiner erhabenen Gebieterin nieder.

– Es ist also wahr, mein armer Chatel? fragte mit matter Stimme die Herzogin.

– Leider, Madame!

– Ich bin besiegt!

– Nein, verrathen!

– Wer hat mich verrathen?

– Herr von Brissac!

– Der Ehrlose! Aber hat man denn keinen Widerstand geleistet?

– Der Posten an dem Thore Saint-Honoré hat sich übergeben; die Thore Saint-Denis und Saint-Martin haben die Schöffen überliefert.

– Aber unsere Freunde . . . der Herzog von Feria?

– Als er erwachte, hatten die Reiter des Bearners bereits sein Haus besetzt.

– Was hatte man mit den Spaniern angefangen?

– Die Soldaten des Königs hatten sie eingeschlossen.

– Aber das Volk? Aber die Ligue?

– Das Volk hat feig die heilige Ligue verlassen; es singt, lacht, und ruft: es lebe der König! Hören Sie . . . Aus der Ferne ließ sich wirklich Volksjubel und Kanonendonner vernehmen.

– Man schlägt sich! rief die Herzogin.

– Nein, die Bastille ergiebt sich; die königlichen Kanoniere entladen die Geschütze.

– Der König! Der König! Es lebe der König! riefen enthusiastisch tausende von Stimmen in der Straße unter den Fenstern des Hôtels.

– Man hole Herrn von Laramée! sagte düster die Herzogin.

– Ah, Madame, antwortete der junge Tuchhändler, indem er zu Boden blickte, dieser arme Edelmann . . .

– Nun? – Sie hatten ihn nach dem Neuen Thore geschickt . . .

– Ja, um dem Herrn von Brissac eine Nachricht zu überbringen.

– Der Posten an jenem Thore ist zusammengehauen. Die Bürger haben die Spanier, die diesen Posten bildeten, getödtet und dann in den Fluß geworfen.

– Aber Laramée?

– Wenn er nicht zurückgekehrt ist, so wird er ihr Schicksal getheilt haben.

– Das ist zu viel! Das ist zu viel! murmelte die Herzogin. Ich kann nicht mehr leben!

– Madame!

– Ich will sterben! rief sie wüthend. Man gebe mir einen Degen, einen Dolch!

– Madame, theure Gebieterin – im Namen des Himmels!

– Wer erbarmt sich meiner Qualen? kreischte die erschreckliche Person. Findet sich denn kein Freund, der mir die Schmach erspart, den Sieger zu sehen? Gebt mir den Tod!

Ihre Aufregung wuchs immer mehr, und alle ihre Nerven vibrierten wie die schlaffen Saiten einer Harfe.

– Tödtet mich! rief sie. Tödtet mich, wie einst Brutus und Cato sich tödteten! Tödtet mich, und ich werde Dich segnen! Ich erbitte diesen Dienst als eine Gnade von Dir!

Bei diesen Worten entblöste sie ihre Brust, die noch weißer, als ihre Seele schwarz war.

Der naive junge Mann ward elektrisiert durch diese tragische Wuth. Er hatte den Titus Livius gelesen und kannte die schönen Hingebungen, von denen die Geschichte des Alterthums erzählt; er glaubte sich zu der Rolle eines römischen Freigelassenen berufen. Die Aufforderung der Herzogin hielt er für ernstlich gemeint. Ihre Bitten fliegen ihm zu Kopfe, er zog einen kleinen Dolch, und stürzte auf Frau von Montpensier zu, um sie antik zu erdolchen.

Der Anblick des Stahls brachte die Herzogin zur Wirklichkeit zurück; kräftig stieß die Chatel von sich und sah ihn an.

– Ich war wahnsinnig! rief sie. Glaubst Du, daß ich sterben muß?

Der Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, drang tief in die Seele des jungen Mannes. Er steckte seinen Dolch in die Scheide

zurück.

– Sie haben Recht, Madame, sagte er; ich verstehe Sie.

Ihre Augen vollendeten die Deutung ihrer Gedanken. Plötzlich verkündete das Brausen der Volksmenge, die sich jubelnd auf den Platz ergoß, die Ankunft des Königs.

Heinrich erschien mit entblößtem Haupte und unbewaffnet. Alle seine treuen Freunde, Rosny, Crillon, Saint-Lüc, Sancy und sämtliche Kapitains umgaben ihn. Die Menge küßte sein Pferd und seine Kleider.

Der König begab sich in die Kirche Notre-Dame, um Gott für seinen Sieg zu danken.

Brissac war zum Marschal von Frankreich ernannt.

– Es regnet, sagten die Liguisten. Das ist eine böse Vorbedeutung.

– Es regnet, sagten die Royalisten. Das ist ein Segen des Himmels, um die Luntten der liguistischen Musketiere zu verlöschen, die den König hätten ermorden können.

Ein großartiges Schauspiel bot sich den Parisern bei dem Auszuge aus der Kirche. Der König wollte mit den Spaniern völlig zu Ende kommen.

Diese hatten sich nämlich in einer Zahl von dreitausend Mann tumultuarisch versammelt. Ihre Führer hatten den Kopf verloren. Mit den Waffen in der Hand erwarteten sie den Tod.

Sie standen isoliert in der ungeheuern Bevölkerung, die sie haßte. Die gewaltige Armee des Königs hatte sie völlig in ihrer Gewalt, und die geringste Prahlerei konnte sie verderben. Unter dem Volke hörte man das dumpfe Getöse, das der Ausführung großer Acte der Rache vorangeht.

Ganz Paris wußte bereits, daß die Spanier vor dem Thore Saint-Denis versammelt waren, um endlich die Strafe für ihre langen Bedrückungen und für die an dem Könige verübten Unredlichkeiten, der sie stets offen bekämpft, zu empfangen.

Das Volk wartete begierig des blutigen Schauspiels. Die Vernichtung einer ganzen Armee sollte die Vergeltung sein!

Die Umgebungen des Thores Saint-Denis waren von hunderttausend Zuschauern belagert, die nur auf ein Zeichen warteten, um thätig bei dieser großen Tragödie mitzuwirken.

Die spanischen Soldaten, auf ihre Lanzen oder Musketen gestützt, beugten sich in düsterer Ermuthigung und Beschämung unter der Last alle dieser aufgeregten Blicke. Einige hatten ihre Frauen und Kinder bei sich. Das in der Hast zusammengebrachte Gepäck und die erschöpften Pferde vollendeten dieses Bild. Auf jedem Gesichte konnte man Schrecken, Verzweiflung und Hunger lesen.

Der Herzog von Feria, der von der Höhe seines Stolzes gestürzt, war nur noch ein Rebell, ein ertappter Dieb, dessen Größe darin befand, sich als der erste dem Willen des Siegers zu unterwerfen. Schweigend fand er in der Mitte seiner Officiere, die, bleich wie er, nur an den Tod dachten.

Man kündigte den König an.

Schon versperrte eine lange Reihe von Gardisten und Bogenschützen alle Ausgänge und schloß die Spanier in einen Kreis von Eisen und Feuer ein. Dem Könige voran ging der Marschall von Brissac, umgeben von Cavallerie.

Bei der Ankunft dieser neuen Truppen wogte die Menge wie das zurücktretende Meer. Eine Woge drängte die andere, so daß die Straßen und Plätze leer wurden. Nur die Fenster, Thüren und Stadtwälle füllten sich mit Zuschauern, deren größter Theil bewaffnet war.

Die Spanier sahen nur noch die Soldaten des Königs und die Geschütze, die bereit zum Feuern waren.

Es war ein feierlicher Augenblick. Alle Herzen klopften laut. Die Spanier empfahlen ihre Seele dem Herrn.

Als Brissac mit entblößtem Haupte und theilnahmslosen Mienen sich dem Herzoge von Feria näherte, glaubte man allgemein, er verkündige ihm das verhängnißvolle Urtheil. Eine tiefe Stille trat ein; nur die Herzen klopften noch.

– Herzog, sagte der Marschall, der König schickt mich, um Ihnen zu sagen, daß dieser Tag des Siegs ein Tag der Verzeihung ist. Sie sind frei. Verlassen Sie mit den Ihrigen, mit Waffen und Gepäck

furchtlos Paris. Die Thore sind Ihnen geöffnet, ziehen Sie hinaus, wann es Ihnen beliebt!

Kaum hatte Brissac diese Worte gesprochen, als sich der tiefe Schrecken in die höchste Freude verwandelte. Soldaten und Officiere, die sich schon niedergemetzelt oder wenigstens zu Kriegsgefangenen gemacht wähnten, warfen ihre Hüte empor, und der ganze Stadttheil hallte wieder von ihrem Freudengeschrei. Die Frauen und Kinder sah man niederknien und inbrünstige Gebete zum Himmel senden für den großmüthigen Monarchen, der sie von einem so grausamen Untergange rettete.

Tief gerührt verneigte sich der Herzog von Feria, um Brissac zu danken. Das Wort erstarb auf seinen Lippen. Alle Zuschauer vergaßen ihren Haß, um die Güte des Siegers zu bewundern. Wenn die Pariser ein schwer zu ersetzendes Schauspiel verloren, so gewannen sie dafür die Gewißheit, daß sie von einem hochherzigen und großmüthigen Fürsten regiert wurden.

Heinrich IV. nahm seinen Platz an einem der Fenster des Thores Saint-Denis, und zwar an dem, das sich gerade über dem Thore befand und die Aussicht über die ganze Straße Saint-Denis bot. Auf ein Zeichen ihrer Chefs stellten sich die Soldaten der fremden Armee in Ordnung auf, und traten je vier Mann hoch ihren Marsch an. Mit gesenkten Waffen und Fahnen, verlöschten Luntten und die Tornister auf dem Rücken, zogen sie vorbei.

Die Neapolitaner zogen zuerst durch das Thor, dann die Spanier, und zuletzt die Wallonen und Lanzknechte. Jeder, selbst der geringste Knecht der Armee, sah zu dem Könige hinauf und grüßte, indem er tief seinen Hut zog. Einige riefen in der Freude ihres Herzens: es lebe der König von Frankreich! Andere knieten nieder, laute Segenswünsche ausrufend.

Als der Herzog von Feria erschien, hielt er sein Pferd an, um dem großmüthigen Fürsten, der ihm das Leben geschenkt, eine größere Ehre zu erzeigen. Murmelnd dankte er Heinrich IV. dafür, daß er seine armen Soldaten verschont habe.

Der stets lächelnde und geistreiche König antwortete:

– Gut, gut, Herr Herzog! Empfehlen Sie mich Philipp II., Ihrem

Herrn; aber kommen Sie nie hier her zurück!

Man begreift wohl, daß diese Worte bei dem geistreichsten Volke der Erde. Glück machten.

Saint-Lüc führte die Spanier sehr höflich bis nach Bourget; von dort geleitete man sie bis zur Grenze, und die Einnahme von Paris war vollendet.

Der König hatte Eile, seinem Heinrich einige Zerstreungen zu gewähren. Denselben Abend empfing er im Louvre den Besuch der Herzogin von Montpensier; er spielte mit ihr Karte, und gewann ihr das Geld ab. Dies war eine ganze Rache.

War auch diese Zerstreung eben nicht unterhaltend, so war doch die Rache eine ziemlich vollständige. Statt der gehofften Metzerei und des allgemeinen Schreckens hatte die Herzogin gesehen, wie sich zwei Stunden nach dem Einzuge des Königs alle Läden wieder öffneten, wie man die Häuser mit Teppichen und Blumen schmückte, wie die Bürger sich in freundlichen Gesprächen unter die Kriegsleute mischten, wie das gemeine Volk mit den Bürgern lachte und sang, wie die Ligue, ähnlich dem Schnee vor der Sonne, zerrann, und wie die letzte ehrgeizige Hoffnung der Guisen in Rauch aufging. Ernstlich krank kehrte sie in ihre Wohnung zurück, und legte sich zu Bett, ohne daß sich Jemand um sie kümmerte. Man sprach mehr von der Frau eines liguistischen Fleischers, die bei der Nachricht von dem Einzuge des Königs vor Zorn todt niedergesunken war, als von der Herzogin.

Gegen zehn Uhr Abends näherte sich La Varenne dem Könige, und fütterte ihm einige Worte in das Ohr. Lächelnd verließ Se. Majestät die Gesellschaft, und zog sich in ihr Zimmer zurück

Mit Anbruch des nächsten Tages saß eine große Anzahl Edelleute in einem der Säle des Louvre um ein großes Feuer und genossen fröhlich die Reste eines großen Festes. Ihre lebhaftere Unterhaltung bewegte sich nicht mehr um die Vergangenheit, sondern um die Zukunft des neugeborenen Frankreichs.

Die Gesellschaft bestand aus Gardisten, die sich im Dienste befanden, und aus einigen bevorzugten Edelleuten, welche um die besondere Gunst angehalten, den König die erste Nacht, die er in

seinem Palaste verbrachte, zu bewachen, nachdem er so viel Jahre im Exile und auf Schlachtfeldern verlebt. Daß diese Glücklichen sich nicht gelangweilt hatten, während der König schlief, bewies die Zahl der leeren Flaschen.

Unter den Gardisten bemerkte man auch Pontis. Unter den Hofleuten bewunderte man allgemein Esperance, den Crillon dem Könige als einen tapfern Kämpfer von dem Neuen Thore vorgestellt hatte. Die Gunst des Königs, sowie eine Tapferkeit und ein edles Wesen hatten dem jungen Manne bald eine Menge Freunde erworben.

Aber eine andere Person fesselte ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit; es war Herr von Liancourt, der heute noch bucklichter, aber auch noch fröhlicher war, als sonst.

Pontis, ein wenig aufgeregert durch den Wein und des Schweigens während einer ganzen Nacht überdrüssig, schoß seine Pfeile auf diesen edeln Herrn ab, die jeder schwirren hörte, aber von Liancourt nicht bemerkt wurden, obgleich sie stets das volle Ziel trafen.

Der Bucklichte brachte wohl zum zwanzigsten Male die Gesundheit des Königs aus.

– Sind Sie nun mit Sr. Majestät völlig ausgesöhnt? fragte Pontis. Mir scheint, Sie haben mit dem Könige nicht gut gestanden.

– Ohne Zweifel; aber das ist nun vorbei. Der König ist gnädig, ich bin geistreich gewesen. Und somit ist eine Verständigung herbeigeführt.

– O, erzählen Sie uns diese Verständigung! rief Pontis, trotz der Winke, die ihm Esperance gab.

– Daß ich wieder zu Gnaden aufgenommen, verdanke ich dem Rathe des hochwürdigen Priors der Genovefaner, antwortete Herr von Liancourt. Er setzte mich gestern durch einen Dolmetscher von dem Einzuge des Königs und von der Großmuth desselben gegen die Spanier in Kenntniß. Es ist Zeit, bemerkte er dabei, daß Sie Ihr Grollen gegen den König einstellen.

– Sie grollten ihm? fragte eine Stimme.

– Herr von Liancourt hatte sich in eine Keller . . . verzeihen Sie,

auf eine Besitzungen zurückgezogen! rief Pontis.

– Aber warum grollte er? fragte ein impertinenter Neugieriger.

– Das sind Familienangelegenheiten! rief Esperance, der fürchtete, den Namen Gabriele's zu hören.

Der Bucklichte fuhr fort:

– Ich habe den Rath des Hochwürdigen befolgt; gestern Abend, ich war kaum auf freien Füßen, bin ich im Louvre angekommen, um den König zu begrüßen. Se. Majestät empfing mich gütig, er hat mir sogar gelächelt, und anstatt mich nach Bougival zurückkehren zu lassen, hat er mir die Gunst erwiesen, mich gewaltsam in dem Palaste zurückzuhalten, wo ich unter Ihnen eine so reizende Nacht verbracht habe, wie sicher der König selbst nicht gehabt hat.

Ein spöttisches Lächeln umspielte den Mund La Varennes, der in einer Fenstervertiefung mit Zamet, dem Financier, in einer Unterredung begriffen war.

– Jetzt behandelt der König diesen Unglücklichen mit Milde, sagte Pontis leise zu Esperance; das ist noch viel gefährlicher.

– Es ist ein Glück für ihn, antwortete Esperance mit einem erzwungenen Lächeln, daß seine Frau noch nicht in Paris eingezogen ist, wie der König.

In diesem Augenblicke erschien ein Gardekapitain und rief Pontis zu einer dienstlichen Verrichtung. Zur größten Freude Esperance's ward das Gespräch, bei dem er gezittert, auf diese Weise unterbrochen.

Pontis entfernte sich.

Nach einigen Minuten kam er zurück, und rief Esperance. Dieser trat ihm rasch entgegen.

– Was giebt es? fragte der junge Mann.

– Man hat mir zwar eine große Gunst erzeigt, aber diese Gunst erfordert einen Frohndienst; der König hat mir aufgetragen, Jemanden sehr geheimnißvoll auf das Land zu escortiren.

– Ohne Zweifel einen Gefangenen?

– Wahrscheinlich. Das wird eine langweilige Geschichte werden. Willst Du mir bei diesem Frohndienste helfen? Wir werden

wenigstens zusammen reiten und uns unterhalten.

– Gern!

– Ich werde unsere Pferde satteln lassen. Erwarte mich dort unten in der Allee neben dem Flusse. Der Gefangene soll dort hinausgeführt werden. Ich bringe unsere Pferde mit, Du hast Dich um Nichts zu kümmern.

– Gut! sagte Esperance, indem er den Weg nach dem bezeichneten Orte einschlug.

Sein Herz war voll von dem geheimen Zauber, der die ganze Natur verschönt.

Der Tag begann zu grauen. Es regnete nicht mehr; ein leiser, frischer Wind kräuselte den Fluß und bewegte mit einem geheimnißvollen Flüstern die Bäume, die sich auf das Wasser hinabneigten.

Eine mit Rädern versehene Sänfte kam aus einer geheimen Thür des Palastes. Sie war mit großen Blumenvorhängen geschlossen. Zwei weiße Maulthiere zogen sie sanft über den Sand hin.

Diesen Gefangenen behandelt man mit großer Rücksicht, dachte Esperance, als die Sänfte an ihm vorüber ging.

Der Wind bewegte die Vorhänge, und ein Parfüm kam aus der Sänfte, der Esperance wie eine plötzliche Erinnerung berührte.

– Nehmen Sie den Weg nach Bougival! befahl eine Frauenstimme dem Kutscher.

Der junge Mann zitterte, als er diese Stimme hörte.

In demselben Augenblicke ward der Vorhang geöffnet, und ein neugieriger Kopf ward sichtbar.

– Gratienne! rief Esperance.

– Herr Esperance! flüsterte das junge Mädchen, das bestürzt die Vorhänge offen ließ.

Ihr gegenüber saß Gabriele.

Bei dem Namen Esperance verbarg sie ihr erglühendes Gesicht mit beiden Händen.

Der junge Mann erbleichte und lehnte sich an einen Baum, ihm war, als ob der Boden unter ihm wankte. Ein schwarzer Schleier

breitete sich vor seinen Blicken aus. Er hörte Pontis nicht, der mit den beiden Pferden ankam.

– Zu Pferde! sagte fröhlich der Gardist. Welch ein köstlicher Morgen! Nach einer so schönen Nacht werden wir eine prächtige Promenade haben. Nun, bist Du noch nicht im Sattel?

– Ich bin kein Gardist des Königs, antwortete düster Esperance. Verrichte Deinen Dienst allein. Lebe wohl!

Er entfloh mit verwundetem Herzen.

Die Sänfte setzte ihren Weg fort. Die herabfallenden Vorhänge erstickten einen schmerzlichen Seufzer, der wie ein Schluchzen klang.

– Eine sonderbare Laune! murmelte Pontis, der gezwungen war, der Sänfte zu folgen.

Gabriele hatte dem Könige ihr Wort gehalten.

5.

Die Schramme am Auge.

Sechs Monate waren seit der Uebergabe von Paris verflossen. Es war gegen das Ende des Jahres. Der December hatte seinen dichtesten Nebel und seinen tiefsten Schnee über dem Lande ausgebreitet. Seit langer Zeit hatte der Winter in Frankreich nicht mit einer solchen Strenge geherrscht.

Auf der weißen Straße von Montreau nach Melun, der zur Seite hier und da ein von der Art verschont gebliebener Baum zum Himmel emporstarrte, hörte man Nachts die Wölfe heulen. Den ganzen Tag über war es ruhig, die Landleute waren zu hungrig, um zu singen, und die Kälte war zu streng, um auszugehen, auch war die Furcht vor dem Spanier noch nicht ganz erloschen. Wölfe und Spanier auf einmal waren zu viel auf einer großen Straße, und das Ei der Henne, die ein Jeder im Topfe haben sollte, war noch nicht gelegt.

Der Herr war abwesend, er befaßte sich nicht mit häuslichen Geschäften. Heinrich band in der Picardie mit Herrn von Mayenne wieder an, dem entmuthigten Ringer. Der König ermuthigte ihn wieder. Ueberall erfreute er sich des Schutzes Gottes: kaum hegte er einen Wunsch, so war er auch schon erfüllt. Madame Liancourt hatte ihm einen Sohn geboren, und dieses Kind, das unter Siegen die Welt erblickt, sollte in der Kirche Notre-Dame getauft werden, sobald der König zurückkehrte.

Diese Nachricht, die sich rasch durch das ganze Land verbreitete, ward nicht ohne Erläuterungen aufgenommen, und Jeder, der den französischen Geist kennt, wird erfreut sein zu vernehmen, daß sie das Volk mehr mit Vorurtheilen erfüllte, als die Kälte, der Mangel und der Krieg.

Wir wissen nicht, ob dies gerade der Gegenstand des Gesprächs

war, das zwei seltsame Personen unterhielten, die im December sich den Thoren von Melun zu bewegten. Beide waren zu Pferde und in große Mäntel, nach Art der arabischen Burnus, eingehüllt, oder vielmehr vergraben. Sie ritten nebeneinander in dem Schnee, während sie, nicht etwa Distichen von Theocrit oder Virgil, sondern schöne und gute italienische Flüche im tiefsten Basse und höchsten Soprane wechselten, die alle Wölfe aus Frankreich hätten vertreiben können.

Der Baß kam aus der Tiefe einer breiten und gewaltigen Brust. Das Pferd war klein, aber der Reiter stolz, was sich nur nach dem schwarzen Auge und dem bereiften Barte beurtheilen ließ, den die Falten des Mantels nicht immer vor dem eisigen Winde schützten.

Der Sopran war eine kleine Frau mit einem bald melancholischen, bald wie ein Blitz leuchtenden Blicke. Sie klapperte vor Frost mit den Zähnen auf ihrem Thiere, und dachte nur daran, sich vor dem Winde zu schützen, wobei sie wüthend bald ihren Begleiter, bald die glatte Straße, bald das abscheuliche Frankreich, wo es friert, bald die verhaßten Thore von Melun schimpfte, die sich nicht erreichen lassen wollten.

Man kam indes endlich bei diesen Thoren an.

Je näher man der Stadt kam, je lebhafter ward die Straße. Einige Reisende überholten die beiden Italiener, andere blieben hinter ihnen zurück; aber Alle stimmten darin überein, daß sie das Aussehen dieser beiden Fremden seltsam fanden. Aber auch die Fremden fanden diese Franzosen neugierig und spöttisch; sie theilten sich dies wahrscheinlich in ihrem Jargon mit, und wenn sie es nicht sagten, so drückten es die Augen und das ironische Lächeln der jungen Frau aus.

An dem Thore befand sich eine Schildwache und ein Steuereinnehmer, der jeden der Ankommenden mit größerer Aufmerksamkeit examinierte, als zur Ausübung der Zollgesetze nöthig war.

Die Haltung der beiden. Zuletzt angekommenen fiel diesem Manne auf; er hielt die Fremden an, die wahrscheinlich ihre Pferde deshalb rascher gehen ließen, um sobald als möglich unter Dach

und Fach zu kommen.

– Holla! rief er. Wie eilig! Prüfen wir zuvor diese Felleisen! Auf seinen Wink traten mehre Soldaten herbei, und ergriffen die Zügel des Pferdes und des Maulesels.

– Siamo Forestieri! rief ungeduldig die junge Frau.

– O, o, Spanier! rief der Visitor, der dieses reine Italienisch für Spanisch hielt.

– Spanier! wiederholten rings um ihn her die Soldaten, welche die Gewohnheit des Kriegs wenig zu Gunsten ihrer gewöhnlichen Feinde gestimmt hatte.

Man durchsuchte die Felleisen, die durchaus nichts Verdächtiges enthielten. Die vermeintlichen Spanier sprachen lebhaft mit einander, ohne auch nur zwei französische Worte zusammenzubringen, die sie als Antwort auf die Fragen des Visitors hinwerfen konnten.

Während dieser Debatte hatte die reizbare Frau ihr Gesicht ganz enthüllt, ein Gesicht, das regelmäßig, fein und von echt südlichem Charakter war.

Die Verschlagenheit ihrer Augen, die Beweglichkeit ihrer Physiognomie, das Spiel ihrer Lippen, die eine doppelte Reihe prächtiger Zähne sehen ließen, genügten dem Zollvisitor nicht, der immer beharrlicher rief:

– Spanier! Spanier! Ihre Papiere! Die Haltung des Reisegefährten der Dame blieb während dieser ganzen Scene unerschütterlich ruhig. Er gab sich nicht einmal die Mühe, sich zu bewegen. War dies eine Wirkung des Schreckens? Feige Menschen und solche, die ein schlechtes Gewissen haben, benützen oft die Unbeweglichkeit als ein Hilfsmittel. Oder war es die Unkenntniß mit dem, was vorging? Er blieb indessen fest in seinen Mantel gewickelt, der sein Gesicht vertikal in zwei Hälften theilte, das Gesicht schien nur ein einziges Auge zu haben, dessen Apfel sich rasch von einem zu dem andern der Umstehenden wandte, nachdem er zuvor den Gesichtsausdruck einer jungen Frau betrachtet hatte.

Plötzlich sprach der Visitor leise zu dem Chef der Soldaten.

– Es ist wahr, rief dieser, er verbirgt sein Auge!

– Machen Sie Ihr Auge frei! sagte der Visitor.

Der Italiener verstand es nicht.

– Er scheint es nicht zu verstehen, murmelten die Umstehenden.

– Ihr Auge! Ihr Auge! wiederholten ungeduldig zwanzig Stimmen.

Der überraschte Italiener sah seine Gefährtin an, aber er rührte sich nicht.

Mit einer heftigen Bewegung riß der Chef des Wacht postens die Falten des Mantels herab, die den Kopf des Unbekannten bedeckten. Sein Gesicht ward sichtbar. Trotz einer gewissen Trivialität, welche die Schönheit gewisser orientalischer Rassen nicht ausschließt, war es schön und von stolzem Ausdrucke.

– Sein Auge ist rothstreifig! rief der Visitor.

Er ist es!

– Er ist es! wiederholten mehre der Umstehenden, die das Geheimniß zu kennen schienen.

– Er ist es! Er ist es! riefen hundert andere Personen, die nicht einmal wußten, um was es sich handelte.

Das rechte Auge des Italieners war unter der Wimper wirklich durch eine Aufschürfung der Haut, die bis an die Schläfe ging, ein wenig geröthet.

Die Soldaten warfen sich auf diesen Mann und zogen ihn rasch von seinem kleinen Pferde. Einige Zuschauer fingen nun an, den Unglücklichen zu puffen und zu schelten, obgleich sie weder einen Namen noch ein Verbrechen kannten.

Als die junge Frau dies sah, stieß sie durchdringende Klagelaute aus.

– Schlagt ihn nicht, riefen die Soldaten, wir werden ihn braten lassen!

– Nein, nein, sagte der Visitor, er muß seine Mitschuldigen nennen!

– Ah, verbrecherischer Spanier! rief eine Stimme.

– Elender Mörder! heulte eine zweite.

– Oïme! O povero Concini! schluchzte die kleine Frau, indem sie mit Faustschlägen und durch Kratzen ihren unglücklichen Gefährten

gegen diese Wüthenden zu vertheidigen suchte.

Aber ihre Kraft reichte nicht aus; der Strom zog auch sie mit fort zu dem kleinen Häuschen des Visitators, das für Beide sich in eine Folterkammer zu verwandeln die Aussicht bot.

Ein großer, blonder, junger Mann auf einem schönen, türkischen Pferde, gefolgt von einem eben so gut berittenen Diener, war indeß bei dem Thore von Melun angekommen.

Als er diese Scene sah, deren Vorspiel eine traurige Lösung vorhersagte, als er das verzweiflungsvolle Geschrei der jungen Frau hörte, trieb er sein Pferd an, und schlug den Soldaten auf die Schulter, der den Arm der unglücklichen Frau, die krampfhaft die Kleider ihres Reisegefährten hielt, mit sich fortzog.

– Freund, sagte er, Sie viertheilen ja dieses arme Geschöpf! Sehen Sie nur den kleinen Arm unter Ihrer rohen Faust an.

– Bah, mein Herr, antwortete der Soldat mit einer gewissen Achtung vor der majestätischen Erscheinung des Fremden, bah, das wird kein großes Unglück sein, es ist ja eine Spanierin.

– Pieta, pieta, signor! rief die Frau, indem sie sich zu Dem wandte, dessen Vermittelung sie errieth.

– Es ist keine Spanierin, sondern eine Italienerin, antwortete der junge Mann, der rasch von dem Pferde sprang und den Soldaten so heftig schüttelte, daß er seine Beute fahren ließ.

– Eine Italienerin! rief die überraschte Menge, in dem sie sich zur Seite gruppierte.

Der Soldat empfand einen noch größeren Respekt, als er die Muskelkraft des Fremden kennen gelernt hatte.

– Wollen Sie die Mörder unsers guten Königs vertheidigen? fragte er.

– Ah, das ist etwas Anderes! antwortete der junge Mann. Die junge Frau hatte begriffen, daß sie einen Dolmetscher gefunden, sie begann rasch mit ihm italienisch zu sprechen, und er antwortete ihr in derselben Sprache.

Die Freude der armen Angeklagten ließ sich nicht verkennen; wie berauscht schlug sie triumphierend die Hände zusammen, daß die

Menge davon gerührt ward, und sagte:

– Dieser Edelmann kennt sie! Bei den ersten Lauten seiner Muttersprache hatte der Italiener die Arme nach dem Fremden ausgestreckt und gerufen:

– Was habe ich gethan? Was will man von mir? Der Visitor und die Soldaten sahen sich gezwungen, stehen zu bleiben. Man umringte und betrachtete unsern jungen Mann. In seinen schönen Augen glänzten Offenheit, Muth und Verstand. Schon durch sein erstes Auftreten hatte er die ganze Versammlung für sich gewonnen.

– Mein Herr, fragte der Visitor, haben Sie das Kauderwälsch dieser Spanier verstanden?

– Es sind Italiener, mein Herr, antwortete der junge Mann; sie sprechen das reinste Toskanisch. Was haben sie denn gethan, daß man sie so rauh behandelt?

– Sehen Sie fein rechtes Auge an! sagte der Visitor.

– Es ist ein wenig geröthet . . . es ist wahr!

– Nun, mein Herr, dieses Signalement hat man uns von Einem geliefert, der hier durchkommen muß; er geht nach Paris, um den König zu ermorden.

– Ich dachte, Se. Majestät befindet sich nicht in der Hauptstadt.

– Der gute König wird dort zur Taufe seines Sohnes erwartet.

– Welches Sohnes? fragte der Fremde.

– Cäsar's, mein Herr, des Sohnes der schönen Gabriele und des Königs.

Der Fremde erbleichte.

– Gut! murmelte er, gewaltsam seine hochfliegende Brust zusammendrückend. Dieser Mann also soll auf die Ermordung des Königs ausgehen! Fängt man denn immer wieder damit an?

– Alle acht Tage, mein Herr. Das Leben unseres guten Vaters wird stets bedroht, und heute von diesem Schurken hier!

– Hat er es Ihnen gesagt?

– Er wird sich wohl hüten. Anfangs stellte er sich, als ob er uns nicht verstünde, und wir waren Gott sei Dank genug, ihn zu errathen. Aber Verzeihung, mein Herr, fügte der Visitor mißtrauisch hinzu,

Sie nehmen sich dieser Schurken zu sehr an – sind Sie vielleicht Liguist oder Spanier, da Sie ihre Sprache so gut verstehen? Haben Sie Papiere?

– Ja, mein Herr! antwortete kalt der junge Mann. Und ich nehme keinen Anstand, sie Ihnen zu zeigen.

– Woher kommen Sie?

– Ich komme von Venedig, wo ich mich zu meinem Vergnügen aufgehalten habe.

– Wohin gehen Sie?

– Nach Paris, wohin mich Herr von Crillon berufen hat.

– Herr von Crillon! rief der Visitator, den plötzlich eine starke Regung von Achtung anwandelte.

– Herr von Crillon! wiederholten die Soldaten, die bei diesem theuern Namen freudig erbebten.

– Hier ist ein Brief Machen Sie mir die Freude, ihn zu lesen, fügte der junge Mann hinzu, indem er dem Zöllner ein entfaltetes Papier reichte.

Dieser bückte sich und las unter tiefen Verneigungen. Dann gab er das Papier dem jungen Manne zurück, vor dem fast Alle das Haupt entblößten, indem sie murmelten:

– Das ist ein Freund des braven Crillon! Die beiden Italiener hatten Zeit gehabt, sich zu erheben und ihre Kleider wieder in Ordnung zu bringen. Die junge Frau ergriff die Hand ihres Schützers und sprach mit großer Zungenfertigkeit zu ihm.

– Madame, antwortete der junge Mann italienisch, man klagt. Sie und Ihren Reisegefährten an, daß Sie in schlechter Absicht nach Paris gehen.

Die beiden Italiener erbleichten.

– In welchen Absichten? stammelte die junge Frau.

– Man behauptet, daß Sie den König ermorden wollen.

– Wir? rief die Italienerin heftig. Wir, den König ermorden! O, mein Herr, wir beabsichtigen das Gegentheil.

– Wer sind Sie? Vermeiden Sie jede Stockung, denn man beobachtet Sie. Versuchen Sie nicht zu lügen, denn ich selbst würde

Ihnen Angesichts einer so schrecklichen Anklage eine Lüge nicht verzeihen.

– Ich heiße Leonora Galigai, sagte sie, und mein Mann heißt Concino Concini.

– Was betreiben Sie? Sie stockte. Dann fuhr sie fort:

– Mein Mann ist der Sohn eines Notars in Florenz.

– Aber Sie?

– Ich . . . ich bin seine Frau.

– Und was gedenken Sie in Frankreich zu thun?

– Mein Herr . . . das, was Concino thun wird.

– Diese Antwort ist vernünftig, aber nicht aufrichtig. Sie verbergen mir etwas, und das ist schlimm für Sie. Ich liebe den König, und um ein Unglück von ihm ab zuwenden, werde ich Sie dem Zorne dieser Menge überlassen. Sehen Sie zu, wie Sie fertig werden.

Diese Drohung schien eine große Wirkung auf die beiden Italiener auszuüben.

– Bedenken Sie das! fügte der junge Mann hinzu.

Dann trat er zu dem Zöllner und zu dem Chef der Soldaten, indem er sagte:

– Es scheint mir nicht, als ob diese Leute Uebelthäter wären, aber ich halte sie für Abenteurer, die sich nicht offen zeigen. Ich habe sie eingeschüchtert, sie berathen sich, und wir werden nun wohl die Wahrheit erfahren.

– Warum hat er ein rothes Auge? fragte der hartnäckige Visitor.

– Es ist wahr, ich dachte nicht mehr daran, antwortete der junge Mann, der sich wieder zu den Italienern wandte. Warum ist dieses Auge geröthet? fragte er.

– Signor, antwortete rasch die junge Frau, ich bin eifersüchtig. Concino ist kokett und hat gestern einer gewissen großen Dame, die in einer Sänfte uns begegnete, Blicke zugeworfen. Da habe ich ihm ein wenig die Augen ausgekratzt. Messen Sie, wenn Sie wollen, die Schramme nach meinen Nägeln.

– Das ist wahrscheinlich, antwortete der junge Mann, indem er die Hand der Italienerin betrachtete, die wie eine kleine Vogelkralle mit

schönen rosigen und gebogenen Nägeln aussah. Nun bleibt Ihnen noch, mir zu sagen, zu welchem Zwecke Sie nach Frankreich gekommen sind. Ich habe Ihnen die nöthige Zeit bewilligt, um eine Antwort zu geben, die Ihre Interessen mit der Wahrheit ausgleicht. Nehmen Sie sich in Acht, in dem Hause des Zöllners brennt ein gutes Feuer, und die Eisen sind bald glühend gemacht!

– Per che fare! riefen ängstlich die beiden Italiener.

– Alle, die hier stehen, sind neugierig, und sobald ich den Rücken wende, wird man Sie zum Geständniß zu bringen wissen.

– Das ist ein galanter Mann! flüsterte der Italiener seiner Gefährtin zu. Zeigen wir ihm die Empfehlung.

– Suchen wir es noch zu verschieben! flüsterte die Italienerin zurück.

Als der junge Mann sah, daß die Umstehenden des Zögerns überdrüssig waren und unter sich zu murmeln begannen, sagte er:

– Leben. Sie wohl! Sehen Sie zu, wie Sie fertig werden!

Er wandte sich, um den Zügel seines Pferdes zu ergreifen, das die Soldaten streichelten.

Die Italienerin hielt ihn zurück, indem sie mit zitternder Stimme sagte:

– Fordern Sie, daß man uns an einen Ort gehen läßt, wo wir allein sind!

– Noch mehr der Geheimnisse, Signora?

– Sie werden erfahren, warum! antwortete sie. Der junge Mann sprach einige Worte zu dem Visitator. Dieser öffnete seine Thür. Rasch und flink, wie ein Eichhörnchen, trat die Italienerin ein. Concino blieb ruhig bei der Wache zurück. Der junge Mann war Leonora gefolgt.

– Wenden Sie sich ein wenig ab, sagte sie lächelnd.

Er kam der Aufforderung nach, aber nicht rasch genug, als daß ihm entgehen konnte, wie sie unter ihren Kleidern suchte. Er unterschied eine Unterhose von rother Wolle, und ein wenig dünne, aber graziöse Beine. Dies Alles erschien und verschwand mit der Schnelligkeit des Blitzes. Die Italienerin zeigte sich wieder, mit einem

Papiere in der Hand.

– Nehmen Sie diesen Empfehlungsbrief, den man mir in Florenz gegeben hat, sagte sie. Lesen Sie, und wenn Sie wissen, wer wir sind, so versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort als Edelmann, daß Sie das, was Sie gelesen, Namen und Dinge, vergessen wollen.

– Der Brief ist an Herrn Zamet adressiert, sagte er.

– Kennen Sie ihn?

– Ich habe ihn im Louvre gesehen.

– Ah, Sie haben Zutritt in dem Louvre! rief rasch die Italienerin.

– Wie Jeder, der zu dem Könige will, antwortete der junge Mann, der sich vergessen hatte. Nun las er folgende Worte:

»Ich empfehle Herrn Zamet meine Leonora und Concino, die in Geschäften nach Paris gehen. Man kann ihnen vertrauen, denn sie sind meine treuen Diener.

»Marie.«

– Was für eine Marie? fragte der junge Mann.

– Betrachten Sie das allgemein bekannte Wappen.

– Das Wappen der Medicis!

Die Italienerin legte einen Finger auf ihre Lippen.

– Sie stehen also im Dienste der Marie von Medicis, der Nichte des regierenden Großherzogs von Toscana?

Langsam antwortete Leonora, um Worte zu wählen:

– Ich bin ihre Milchschwester, sagte sie, die Tochter ihrer Amme. Wir sind arm und suchen uns ein Vermögen zu erwerben. Die Prinzessin, die selbst nicht reich ist, empfiehlt uns Herrn Zamet, der sich im Golde wälzt. Man macht in Frankreich rasch sein Glück, hat sie uns gesagt, wenn man gute Augen hat, zu sehen, und schöne Augen, um sie sehen zu lassen.

– Ganz recht! – sagte träumerisch der junge Mann. Dann betrachtete er die kleine Frau, die ihm bereits den Brief entrissen und ihn unter ihren Kleidern und Hosen wieder verborgen hatte.

– Sind wir noch Mörder? fragte lachend die Italienerin.

– Nein, Signora!

– Nun, so sagen Sie es jenen rohen Menschen. Aber erinnern Sie sich Ihres Versprechens. Verrathen Sie weder Namen, noch Dinge! Sie allein wissen, und werden darum wissen.

Der junge Mann trat wieder hinaus. Er nahm den Visitator und den Chef des Wachtpostens bei Seite, in dem er sagte:

– Meine Herren, diese Italiener sind Kaufleute, die werthvolle Wechselbriefe bei sich führen. Aus Furcht vor Dieben suchen sie diese Briefe zu verbergen. Ich kenne ihre Namen: Leonora und Concino. Schreiben Sie sie in Ihrem Register neben den meinigen, der als Garantie dienen wird. Mein Name ist Esperance. Ich werde Ihnen, wenn Sie es wünschen, den Brief Herrn Crillon's als Bürgschaft hinterlassen.

– Ich danke Ihnen, mein Herr, sagte der Visitator; aber das Auge . . .

Esperance erzählte den ehelichen Streit vom vorigen Tage, und Alle brachen in Lachen aus.

Die beiden Italiener waren mit dem Volke von Melun wieder ausgesöhnt. Selbst der Zöllner sprach einen höflichen Gruß aus, einen Zoll, den man zu allen Zeiten und in allen Ländern einem reichen Reisenden nie verweigert hat.

Der Italiener setzte sich mit übergeschlagenen Beinen auf ein kleines Pferd, und die Italienerin, die mit der Vertraulichkeit einer alten Bekanntschaft sich in Esperance's Arme warf, bestieg ihr Maulthier wieder. Wenn irgend etwas rasch eine Vertraulichkeit herbeiführen kann, so ist es der Anblick einer rothen Unterhose und eines schönen Beines unter delicates Umständen.

Die Italienerin hatte über dieses Ereigniß Ermüdung und Kälte vergessen. Man frühstückte in einem guten Wirthshause, und zwei Flaschen feurigen, süßen Weines verscheuchten völlig die schwarze Wolke, die sich einen Augenblick über den Häuptern der beiden Reisenden zusammengezogen hatte. Glücklicher, einen Dolmetscher gefunden zu haben, bestürmten sie Esperance mit Fragen, der aber je verschlossener ward, je eifriger die Italiener fragten. Die kleine Frau, vernarrt in den schönen Edelmann, dessen Verdienste sie in den Himmel erhob, würde sicher noch Concino's Eifersucht erregt

haben; und wäre er rachgierig gewesen, er hätte sich eben so sicher noch einige Schrammen zugezogen. Der Name Esperance's, den sie Herr Speranza nannte, schmeichelte ihren Lippen, sagte sie; aber sie würde wahrer gesprochen haben, wenn sie gesagt hätte, daß er ihrem Herzen schmeichelte.

Obgleich Concino diesen Enthusiasmus nicht theilte, so fühlte er doch die Wichtigkeit des Dienstes, den Esperance ihm geleistet hatte.

– Dieses Volk hätte mich in Stücke zerrissen, sagte er; ich fühlte schon ihre Krallen und ihre Zähne. Es muß schrecklich sein, auf diese Weise zu sterben. Ich danke dem Engel, den mir Gott zur Hilfe gesendet hat!

Und er küßte ihm, nach italienischer Sitte, die Hände. Leonora, die nicht weniger dankbar war, drückte unter dem Tische mit ihren beiden kleinen Füßchen die Füße ihres Retters Speranza. Es ist wahr, damals war es in Frankreich sehr kalt.

Der Retter war gerührt, als er es sein wollte. Um der Dankbarkeitsscene ein Ende zu machen, stand er auf. Er drückte den Wunsch aus, vor dem Einbruche des Abends Paris zu erreichen, und auch Leonora, die nicht mehr ermüdet war, entschloß sich, mit ihm zu reisen.

Man ließ die erfrischten Pferde vorführen, hüllte sich fest in die Mäntel, und die nun vermehrte Karavane setzte ihren Weg auf der großen Straße fort.

Die dankbare Leonora versäumte keine Gelegenheit, mit ihrem Beine oder ihrer Schulter Esperance zu berühren. Ihre Augen hingen stets an denen ihres neuen Reisegefährten. Concino hing seinen philosophischen Träumen nach, oder bewunderte die Landschaft.

Die Italienerin fragte Esperance um tausend Einzelheiten des französischen Costüms. Galant und höflich antwortete er darauf, wie es einem gebildeten Edelmann geziemt. Geschickt ging sie von der Aesthetik zur Politik über. Sie sprach von dem Könige. Er erschöpfte sich in Lobeserhebungen. Sie richtete mehrere Fragen an ihn über die alte Frau Heinrichs IV., die verlassene Margarethe.

Esperance erzählte, was er wußte.

Dann kam sie auf die neue Leidenschaft des Königs, die er für Frau von Liancourt hegte. Aufmerksamer als je leitete sie das Gespräch auf den Grad von Zuneigung, den der König für diese Favoritin wohl empfinden könne. Esperance antwortete höchst einsylbig. Leonora wollte wissen, ob dieses Feuer lange brennen würde.

– Ich weiß Nichts davon, sagte der junge Mann.

– Ist sie denn so schön, fragte die Italienerin, daß man sie die schöne Gabriele nennt?

– Ich kenne sie nicht, antwortete Esperance, der auf diese Weise das Gespräch abbrach.

So geschickt es Leonora auch anfang, sie konnte über diesen Gegenstand, der ihr am meisten am Herzen lag, von Esperance Nichts erfahren. Als die listige Italienerin durch Blicke und Worte ihre Zärtlichkeiten verschwendete, ward der junge Mann liebenswürdig und gesprächig. Und als der aus seinen Träumen erwachte Concino zu lauschen begann, unterhielt man sich von den Thalern des Herrn Zamet.

Gegen sieben Uhr Abends, bei einem prachtvollen Sternenhimmel, erreichte man die Barrière von Paris. Esperance wollte die Reisenden zu Zamet's Wohnung geleiten, die sich in der Straße Lesdiguières, hinter dem Arsénale, befand.

– Wird es Sie nicht von Ihrem Wege ablenken? fragte Concino, den das ewige Berühren des Knies Leonora's mit dem Esperance's besorgt gemacht hatte.

– Durchaus nicht! antwortete der junge Franzose. Ich gehe nach dem Arsénale, das in demselben Stadt theile liegt.

Er bezeichnete ihnen die Thür des reichen Financiers. Während Concino den schweren Hammer an der Thür hob, nahmen Esperance und Leonora Abschied.

Er war höflich, sie war feurig. – A rivedere! flüsterte Leonora, indem sie einen Finger an ihre Lippen legte.



6.

Wie Esperance ein eigenes Haus bekam.

Bei seiner Ankunft im Arsenale erfuhr Esperance, daß Herr von Crillon von einer Inspection noch nicht zurückgekehrt sei, die er über neue Truppen abhalten mußte. Aber er hatte Befehl gegeben, der Person, die sich auf ihn berufen würde, ein Zimmer vorzubereiten.

Der junge Mann ersah daraus, daß Crillon ihn nicht vergessen hatte. Er betrat das alte gothische Zimmer, in dem ein Feuer brannte, das von halb durchgesägten Bäumen genährt ward. Sein Diener erwärmte die Tücher, und servierte das Abendessen, dem er selbst wacker zusprach, nachdem sein ermüdetter Herr unter günstigen Aussichten auf einen guten Schlaf, sich zu Bett gelegt hatte.

Esperance fragte sich nicht, warum Crillon im Arsenale wohnte.

Kaum war er am folgenden Morgen aufgestanden und angekleidet, als der Ritter mit offenen Armen und allen Zeichen einer liebevollen Freude in sein Zimmer trat.

– Nun, Landläufer, verlorenes, undankbares Kind, sind Sie endlich da? rief der Held, indem er den jungen Mann zum zweiten Male umarmte. Sie fliehen ja mit einer wahren Wuth die, die Sie lieben! Was ist das? Sie kündigen eine kleine Reise von vierzehn Tagen an, verlassen uns, während wir den Einzug in Paris festlich begehen, und bleiben sechs Monate aus? Ah, mein Freund, wollen Sie uns glauben machen, daß Sie weder Herz noch Gedächtniß haben? Gestehen Sie nur, man hat Sie hier sehr gut behandelt.

Esperance ward durch diese Beweise von Zuneigung und durch diese nur zu gegründeten Vorwürfe gerührt; er versuchte zunächst durch Ausflüchte zu antworten und bemühte sich dabei, seine wahre Bewegung zu verbergen.

– Mein Herr, antwortete er, Sie wissen, was eine Reise ist. Man

nimmt sich vor, hundert Schritte zu machen, und macht deren tausend. Eine Straße hat geheimnißvolle Reize, die Bäume scheinen die Arme auszustrecken und uns zu rufen, so daß man von einem zu dem andern geht, und sich unvermerkt sehr weit entfernt.

– Ich kenne diesen Geschmack an Reisen in entfernte Länder nicht. Ginge es nach mir, so müßten Sie nach Bequemlichkeit reisen.

– Ich liebe die Bequemlichkeit überall, wo ich sie haben kann.

– Sie haben sie wohl überall gefunden? Mir scheint, daß Ihr Gesicht bleich ist, daß Sie selbst mager geworden sind.

– Die Hitze . . .

– Es friert, daß die Steine zerspringen.

– In Frankreich; aber nicht dort, woher ich komme.

– Nun, woher kommen Sie denn? Aus China?

– Wie, Herr Ritter, fragte der überraschte Esperance, Sie wissen nicht, woher ich komme?

– Ich würde nicht fragen . . .

– Aber Sie haben mir dorthin geschrieben, wo ich war.

– O gewiß, ich habe geschrieben, aber ich wußte nicht wohin. Haben Sie denn meinen Brief erhalten?

– Das ist seltsam! rief Esperance. Sie schreiben, und wissen nicht, wohin. Ihr Brief kommt in meine Hände, und Sie haben ihn nicht abgeschickt!

– Solche Dinge können auch nur Ihnen begegnen, mein bester Esperance! rief Crillon heiter. Aber um Sie nicht zu lange in Verlegenheit zu setzen, hören Sie, wie Alles zugegangen ist. Unter dem Vorwande einer Reise haben Sie von Pontis und mir einen hastigen Abschied genommen. Vierzehn Tage später schrieben Sie mir, daß Sie weiter reisen würden, als Sie beabsichtigt hatten. So verflossen vier Monate, ohne daß ich Nachricht von Ihnen erhielt. Das war schrecklich, denn man interessiert sich für Sie.

– Verzeihen Sie, ich hatte an Pontis geschrieben.

– Geduld! Pontis durchlief mit der Armee des Königs die Welt. Pontis war nicht mehr in Paris. Man schlägt sich heute hier, morgen dort! Ihr Brief mußte also Pontis in Paris erwarten, er lag zwei

Monate in meiner Wohnung, und das macht sechs Monate. Dann wollte es ein glücklicher Zufall, daß man ihn mir nach Avignon schickte, wo ich mich bei meiner Familie aufhielt. Als ich die Handschrift und das Siegel des Briefes erkannte, überschickte ich ihn an Pontis, der damals in Artois war. Unglücklicher, Sie hatten uns nicht einmal Ihre Adresse angegeben.

– Deshalb bin ich so erstaunt, antwortete lächelnd der junge Mann, daß Sie mir geantwortet haben, und daß Ihr Brief in meine Hände gekommen ist. Aber Sie sind so gut, und Ihr Arm ist so lang . . .

– Durchaus nicht, machen Sie mich nicht besser, als ich bin. Ich war aufgebracht. Ich hätte nur in dem Augenblicke geantwortet, wo mein Aerger den höchsten Grad erreicht – im letzten October, als ich diesen Brief erhielt.

Crillon öffnete einen Kasten, der auf seinem mit Waffen beladenen Schranke stand.

»Herr Ritter, es ist nöthig, Herrn Esperance von dorther zurückkommen zu lassen, wo er sich befindet. Ihm drohen große Gefahren. Rufen Sie ihn durch einen Brief zurück, den ich mich verpflichte ihm zu überbringen. Sie allein besitzen die Autorität über ihn. Stellen Sie eine Zusammenkunft in Paris gegen Ende des Monats December mit ihm fest. Gegenwärtiger Brief ist nur im Interesse des jungen Herrn Esperance geschrieben. Sie müssen ihn um jeden Preis bei sich behalten. Morgen werde ich den Brief in Ihrer Wohnung abholen lassen.«

– Wer hat ihn unterzeichnet? rief Esperance.

– Er hat keine Unterschrift. Die Züge sind schön, aber es scheint, daß sie von der zitternden Hand eines Greises kommen.

– Und Sie haben mir geschrieben, daß ich zurückkommen soll?

– Auf der Stelle, denn auch ich erblickte Ihr Interesse dabei. Aber wo waren Sie denn, daß Ihnen so große Gefahren drohten?

– Ich war in Venedig, antwortete Esperance.

Crillon sprang von einem Stuhle empor.

– In Venedig! murmelte er, während sein großmüthiges Blut ihm in

die Wangen trat. Aber mein Gott, Freund, was haben Sie in Venedig gemacht?

– Venedig kann eben so gut das Ziel einer Reise sein, wie jeder andere Ort.

– Esperance, Sie behandeln mich nicht als einen Freund, sagte Crillon, dessen Herz heftig klopfte; Sie sind vorsätzlich zurückhaltend und verschwiegen. Erst verreisen Sie, ohne zu sagen wohin, dann bleiben Sie spurlos verschwunden, und nun kommen Sie traurig und verändert zurück. Sie sind nicht mehr der frische und fröhliche junge Mann, der Sie sonst waren. Ich frage – Sie zaudern mit der Antwort; ich dringe in Sie – und Sie lügen. Gut, es mag sein – Sie brauchen mir Nichts zu sagen. Sprechen wir von andern Dingen. Die Freundschaft Crillon's – bah, was ist sie denn? Wer ist Crillon? Ein alter Soldat, der sich seiner Jugend nicht mehr erinnert.

– O, mein Herr, mein Herr, wie grausam sind Sie! rief Esperance. Sie reißen mir die Geheimnisse aus dem Herzen.

– Das ist wohl sehr schmerzlich?

– Leider werde ich versucht sein, es zu glauben. Ich habe nie die Langweile gekannt, und jetzt hat sie mich dergestalt geplagt . . .

– Und ist Venedig die Ursache dieser plötzlichen Langweile? Venedig ist wirklich eine einförmige Stadt!

– Nein, in Venedig habe ich mich nicht gelangweilt, sagte Esperance langsam. Ich habe glücklich dort gelebt, sehr glücklich.

– Für junge Leute ist Venedig ein fröhlicher Aufenthalt, sagte Crillon mit bewegter Stimme.

– Ich habe dort viel geweint, fuhr Esperance mit einem reizenden Lächeln fort.

– Sie bringen mich immer mehr in Verwirrung, mein junger Freund, sagte der Ritter, der seine Fassung kaum erhalten konnte. Sie waren glücklich, und doch weinten Sie viel – wie läßt sich das vereinigen?

– Mein Herr, sagte der junge Mann, ich hatte in meinem Leben nicht geweint; ach, es ist eine große Lust!

– Worüber haben Sie geweint?

– Ach, über mancherlei.

- Ueber das schurkische Fräulein von Verneuil?
- Nein, nein! rief Esperance rasch.
- Ich sage das, weil man gesehen hat, wie sie bei den Genovefanern hinter Ihnen herlief, die Verrätherin wollte. Sie erwischen. Ich, der ich Ihre Schwachheit kenne, habe mir gesagt: er reist, um sich ihrer zu entledigen.
- Es ist ein wenig Wahres daran, sagte Esperance, erfreut, daß Crillon die Sachen so deutete.
- Aber dies ist kein Grund zu weinen. Harnibieu, in Venedig giebt es Wasser genug!
- Ich habe auch nicht um das Fräulein von Verneuil geweint, Herr Ritter.
- Um was denn?
- Indem ich mein Schicksal, meine verlassenen Tage auf der Erde betrachte – jeder Liebe beraubt, getäuscht in meinen ersten Illusionen – Herr Ritter, da mußte sich meiner eine tödtliche Langweile bemächtigen. Und ich habe sie bereits empfunden. Mein Herz und mein Körper haben harte Schläge erlitten. Womit soll ich mich trösten? An wessen Busen soll ich mich flüchten? Gott kann sich nicht um mich kümmern, denn ich bin noch zu jung und zu gesund. Wenn man zwanzig Jahre zählt und solche Muskeln hat wie die meinigen, hat man kein Recht, Gott mit Klagen zu belästigen. Ach, Sie lieben mich wohl, ich weiß es; aber wie kann ich meine kleinen elenden Mühseligkeiten auf Ihren ruhmreichen Lebensweg freuen? Auch Pontis liebt mich, aber er ist ein unbesonnener Mensch. Wissen Sie, woran ich gedacht habe?
- Bei meiner Ehre, das kann ich nicht wissen! rief Crillon.
- Ich habe an meine Mutter gedacht. Das war ein neues Hinderniß für den Ritter, der für den ruhigen und unschuldigen Blick, mit dem Esperance ihn ansah, einen erschreckten Blick zurückgab.
- An Ihre Mutter! sagte langsam und dumpf der würdige Krieger. Aber wie kommen Sie auf diesen sonderbaren Gedanken, da Ihre Mutter nicht mehr auf dieser Welt ist?
- Eben deshalb habe ich an sie gedacht.

– Dann müssen Sie einen neuen Grund dazu gehabt haben!

– Ich habe ihren Abschiedsbrief wieder gelesen. Ach, mein Herr, ein glücklicher Mensch konnte den ganzen Inhalt dieses Briefes nicht verstehen – aber ein gebrochenes Herz begriff ihn gleich. Deshalb bin ich in Venedig gewesen.

– Das begreife ich nicht, fuhr Crillon fort. Aus welchem Grunde verbinden Sie das Andenken an Ihre Mutter mit Venedig? Ich erinnere mich von Ihnen gehört zu haben, daß Sie davon Nichts wüßten, und jener Brief, von dem Sie sprachen und den Sie mich lesen ließen, enthält ebenfalls keine Silbe über diesen Gegenstand.

– Der an mich gerichtete Brief enthält allerdings Nichts, antwortete Esperance; aber Sie erinnern sich, daß ich Ihnen einen Brief überbrachte, den dieselbe Hand geschrieben.

– Ganz recht. Und nun?

– Diesen Brief hielten Sie offen in der Hand – an dem ersten Tage, an dem ich die Ehre hatte, im Lager mit Ihnen zu sprechen.

– Wohl möglich. Aber was folgern Sie daraus?

– Zufällig fielen meine Blicke auf den Brief. Ohne Indiscretion – das schwöre ich Ihnen – las ich die Worte: »Venedig, auf dem Sterbebette.«

Crillon zitterte.

– Und diese Worte, Herr Ritter, habe ich seit jener Zeit nicht vergessen, denn sie waren von derselben Hand geschrieben, die meinen Brief geschrieben hatte – von der Hand meiner Mutter. Und das Sterbebett war das meiner Mutter!

Crillon schwieg.

Esperance fuhr fort:

– Wenn ich das Bedürfniß zu weinen fühlte, schloß ich mich in Venedig ein, und suchte mit den Augen des Körpers und der Seele den Ort, wo meine unglückliche Mutter den letzten Seufzer ausgehaucht. Niemand kannte mich, und ich wollte Niemanden fragen. Für mich umgab ein heiliges Geheimniß dieses Grab. Aber ich setzte meine Nachforschungen fort. Paläste, Kirchen, Klöster, Alles was schweigend und düster, Alles was pomphaft und

geräuschvoll war, die bevölkerte Basilika und das einsame Kloster, die mit Epheu bedeckte Ruine, den Garten, wo Rosen und Jasmin blühen – Alles habe ich in meinen schmerzlichen Ergießungen durchspäht und befragt Ich hatte es mir zum Gesetze gemacht, den ganzen Marcusplatz, die ganze Piazzetta, den ganzen Quai Stein für Stein zu durchsuchen, weil ich überzeugt war, daß auch der Fuß meiner Mutter da gewandelt, wo ich wandelte. Wenn alles Geräusch schwieg, war ich der Letzte, der in der Gondel um die Lagunen fuhr, der den Himmel und die Paläste betrachtete, die sich in dem Wasser spiegelten. Und meine Mutter muß mich in dieser lächerlichen Melancholie gesehen haben. Sooft ich in den Krümmungen zwischen den blühenden Inseln fuhr, sagte ich mir, daß dort ein schöner Platz für ein geheimnißvolles Grab sein müsse; und wo ich eine düstere Lampe vor einer Madonna schimmern, überall, wo ich Cypressen unter dem Kraute an einer verfallenen Kirche sah, sagte ich mir: diese Lampe wird vielleicht auf Kosten meiner Mutter unterhalten, vielleicht schläft sie unter jenen großen schwarzen Bäumen! Dann weinte ich, und liebte meine Mutter. Ach, es ist so schön, Jemanden zu lieben . . .

Crillon stand auf, wandte Esperance den Rücken und ging durch das Zimmer, indem er mit dem Fuße an jedes Möbel stieß, das er auf seinem Wege erreichen konnte.

– Nicht wahr, Sie lachen über mich? fragte Esperance.

Ohne sein Gesicht zu zeigen und ohne zu antworten, zuckte Crillon zwei- oder dreimal mit den Achseln, und nachdem er sich in dem Kamine verborgen, sagte er:

– In diesem Zimmer raucht es so arg, daß ich wahrhaftig ganz blind geworden bin!

Hastig riß er die beiden Flügel des Fensters auf. Es war ersichtlich, daß die Augen des guten Ritters nicht vom Rauche geröthet waren.

Die Luft verscheuchte bald den Rauch oder die Erinnerung.

– Ich kann wohl annehmen, sagte Crillon, daß Sie genug geweint haben, da Sie zurückgekehrt sind.

– Ich bin zurückgekehrt, weil Sie mich gerufen haben.

– Aber ich bin der Aufforderung eines anonymen Briefes nachgekommen. Sie haben mir noch Nichts von den Gefahren erzählt, von denen Sie bedroht waren.

– Ich weiß von keiner Gefahr! rief Esperance. Hätte ich nicht zwei Gründe zur Abreise gehabt, ich wäre sicher dort geblieben.

– Erstens meinen Brief, nicht wahr? Und dann . . .

– Und dann einen sehr prosaischen Grund.

– Welchen?

– Ich hatte kein Geld mehr. Crillon lachte.

– Hatte man Sie vielleicht bestohlen?

– Nein. Meine Revenüen waren ausgeblieben.

– Wie, bei dieser ausgezeichneten Regelmäßigkeit, mit der sie jeden Monat eintrafen?

– Sie war vorbei. Seit drei Monaten habe ich Nichts empfangen. Soll ich Ihnen meine Ansicht darüber sagen?

– Vielleicht hat sich ein zweiter Spaletta eingefunden.

– Noch mehr, als das. Mein Vermögen war eine Chimäre. Der Greis mit den weißen Haaren wird gestorben sein, und meine Renten bezieht ein Anderer.

– Element, das wäre schön!

– Meine Liebe, meine Finanzen sind ruiniert; ich bin völlig ruiniert, Herr Ritter!

– Das ist gut! sagte Crillon, indem er ihm freundlich auf die Schulter schlug. Wenn Sie kein Geld mehr haben, werden Sie nicht mehr so flüchtig sein, Sie werden hübsch bei mir bleiben. Aber was sage ich denn? Esperance, Sie werden stets Geld haben, da ich nie ohne Geld bin.

– Mein Herr –!

– Ah, ich komme nicht mit zwanzigtausend Thalern, wie der Greis in weißen Haaren; aber ich habe den Vortheil vor ihm voraus, mehr zu halten, als ich versprochen habe. Darum trösten Sie sich. Schlagen Sie in meine Hand, und schöpfen Sie aus meiner Börse.

Bei diesen Worten öffnete der wackere Crillon einen Kasten.

Esperance hielt ihn zurück.

– Verzeihung – ärgern Sie sich nicht über mich.

– Warum soll ich mich ärgern? fragte der Ritter, indem er in seinen Pistolen wühlte.

– Weil ich Ihr großmüthiges Anerbieten nicht annehmen werde, sagte kalt Esperance.

Crillon ließ die Goldstücke aus einer Hand wieder fallen. Dann wandte er sich mit gerunzelter Stirn zu dem jungen Manne.

– Holla, rief er, das geht zu weit! Halten Sie mich für einen verächtlichen Kerl, lieber Herr?

– Sehen Sie, da ärgern Sie sich!

– Harnibieu, ob ich mich ärgere! Sie beleidigen mich, indem Sie mich abweisen!

– Erlauben Sie, daß ich mich erkläre. Ich bin weder ein grober, noch ein dummer Mensch. Ihre erste Handvoll Pistolen werde ich sicher annehmen.

– Gut; dies ist Alles, was man von Ihnen fordern kann.

– Aber die zweite werde ich nicht annehmen. Soll ich etwa auf Kosten dessen ein träges Leben führen, der jedes Geldstück mit seinem Blute bezahlt? Niemals!

– Die Gesinnung ist gut. Aber was wollen Sie beginnen? Ah, da kommt mir eine Idee! Nehmen Sie Dienste in der Garde. Ich stehe dafür, daß Sie vor Ablauf von sechs Monaten eine Fähndrichsstelle haben.

– Ich habe den Krieg nicht gern, wie Sie wissen, und vor der Disciplin fürchte ich mich.

– Ich werde mit Rosny sprechen, daß Sie eine Stelle bei Hofe erhalten.

– Danke! Auch mit dem Hofe mag ich Nichts zu thun haben.

– Das ist unrecht. Der Hof ist galant. Der König hat sich eine junge Maitresse angeschafft, die Spiel und Tanz liebt.

Esperance erröthete.

– Man wird bei Hofe stets bankettiren, tanzen und taufen! fuhr Crillon fort.

– Das ist ein zu fröhliches Leben! sagte Esperance traurig.

- Zu fröhlich, und deshalb wird es nicht lange dauern.
- Warum? Wenn der König eine neue Maitresse liebt . . .
- Er ist nicht jedermann.
- Erfordert das Glück, daß man jedermann angehört?
- Wenn man König ist, ja!
- Dann mißfällt die neue Maitresse wohl gewissen Personen?
- Gewiß!
- Man sagt, sie sei sanft . . . wohlthätig.
- Mein Gott, ja, das ist sie!
- Nun, warum liebt man sie nicht?
- Mein lieber Freund, der König braucht keine Maitresse, wohl aber eine Frau.
- Aber der König hat ja schon eine Frau.
- Ja; aber er braucht noch eine andere. Vor allen Dingen aber braucht er ein Kind, selbst zehn, zwanzig Kinder!
- Wenn ich nicht irre, murmelte Esperance, so hat er einen Sohn.
- Einen Bastard!
- Der arme König ist auf seine Weise glücklich, sagte der junge Mann; und nun gießt man ihm Galle in seinen Nectar.
- Bah! Solcher Glückseligkeiten kann er haben, soviel er will. Nach der schönen Gabriele wird eine andere kommen.
- Will er sich denn trennen von . . . dieser Frau?
- Man wird ihn davon trennen.
- Was wird dann aus der armen Geschiedenen?
- Pardieu, man verheirathet sie, und stattet sie gut aus!
- Aber, Herr Ritter, sie ist ja schon verheirathet.
- Ganz recht. Der König hat schnell diese Verbindung auflösen lassen, und sie ist frei.
- Unter welchem Vorwande? Crillon brach in Lachen aus.
- Dieser arme Herr von Liancourt, rief er aus, ist von dem Tribunale für unfähig erklärt, ein edles Geschlecht fortzupflanzen.
- Aber wie man sagt, hat er doch in seiner ersten Ehe elf Kinder erzeugt.

– Um so mehr Grund, hat der Richter gesagt, daß er ferner Nichts mehr erzeugen kann. Trotz seiner Herzensbeklemmung mußte Esperance lachen.

– Und der Richter hat Recht! fügte Crillon hinzu. Man hat schon so viel darüber gelacht, daß ich mich wundere, noch darüber lachen zu können. Ich hoffe, daß ich Ihnen noch Neuigkeiten erzähle, die Ihnen Ihre gute Laune zurückbringen.

– Gewiß, mein Herr, stammelte der junge Mann, indem er seine Nägel in die Hand drückte. Aber trotz aller dieser Heiterkeit sehe ich einen unglücklichen König und eine sehr beklagenswerthe Frau.

– O, des Königs Natur gestattet keinen langen Kummer, und wenn man den Hofgerüchten Glauben schenken darf, so ergreift er schon eine Maßregeln.

– Um Frau von Liancourt fortzuschicken?

– Nennen Sie die Dame nicht so. Seit der Geburt des kleinen Cäsar, eines bewunderungswürdigen Kindes, ist sie Marquise von Monceaux. Nun, ich will gerade nicht sagen, daß sie der König fortschickt, aber er zerstreut sich hier und da ein wenig, obgleich er die Marquise leidenschaftlich liebt, die schön, sehr schön ist. Ah, sie ist noch nie so schön gewesen!

– Herr Ritter, unterbrach ihn Esperance rasch, sprechen wir ein wenig von dem guten Pontis. Hat er mich vergessen?

– O nein! Aber seit Ihrer Entfernung hat der Taugenichts sein altes Leben wieder angefangen. Der stete Krieg ist freilich eine Entschuldigung, denn die Kriege des Königs ernähren den Soldaten schlecht, er hat. Nichts als Wasser zu trinken.

– Vorausgesetzt, daß er ein wenig Wein dazu hat, sagte Esperance.

– Pontis findet stets einen Wein, er hat ihn auch in Artois zu finden gewußt. Der Bursche ist unbezahlbar, wenn es gilt den Flaschen nachzuspüren. Wahrhaftig, Sie würden ein Werk der Wohlthätigkeit üben, wenn Sie in die Garden träten, denn Sie machten aus diesem Pontis ein vollkommenes Subject. Er liebt Sie, er fürchtet Sie. Treten Sie bei den Garden ein!

– Ich bitte Sie, mein Herr, dringen Sie nicht in mich, bat Esperance sanft; mein Entschluß steht unwiderruflich fest. Alles, was Sie mir sagen, setzt mich in Erstaunen. Ich liebe den Hof nicht, ich liebe die Welt nicht mehr, ich habe nur einen Wunsch . . .

– Noch zu weinen?

– O nein, damit ist es aus! sagte Esperance fröhlich. Ich will in entfernte, mir ganz neue Länder gehen, um dort zu jagen. Kommt Pontis bald zurück?

– Spätestens diesen Morgen zehn Uhr wird er mit dem Könige zur Taufe zurückkommen.

– Gut. Dann umarme ich Freund Pontis, und trete sogleich meine Reise an.

– Harnibieu, das wollen wir doch sehen! rief der Ritter. Daß Sie mein Geld ausschlagen, mag Ihnen hingehen; daß Sie nicht in der Garde dienen wollen, ebenfalls – aber daß Sie wieder in das Exil zurückkehren, verbiete ich Ihnen!

– Herr Ritter . . .

– Ich verbiete es Ihnen! sagte der Ritter.

– Aber, mein Herr, wenn ich nun unglücklich bin

– An meiner Seite mögen Sie unglücklich nach Belieben sein. Sie waren kein Jeremias, als ich Sie kennen lernte, und jetzt zerfließen Sie fast in Wasser wie eine Nymphe. Nein, ich werde Sie schon wieder kräftigen!

– Sie werden sehen, daß ich leide.

– Das leugne ich nicht, denn Sie haben einen Messerstich empfangen. Ich habe deren mehr als sechzig bekommen, ohne die Kugeln und das Eisenschrot zu zählen. Sie haben drei Litres Blut verloren – ich ein ganzes Faß. Mordieu, und ich lache noch! Ich werde noch bei der Taufe des kleinen Cäsar tanzen. Harnibieu, wir werden zusammen tanzen.

Esperance erbleichte.

Glücklicherweise steckte sein Laquais, der leise an die Thür geklopft hatte, den Kopf und den Arm in das Zimmer. Der Arm hielt einen Brief.

– Von wem kommt er? fragte der Ritter.

– Von Jemandem, der sich erkundigte, ob Herr Esperance angekommen sei, antwortete der Laquais.

Esperance nahm den Brief, dem ein kleiner Schlüssel entfiel, als er ihn öffnete.

– Sollte das schon die Einladung zum Balle sein? fragte der Ritter, als er die Bestürzung erblickte, die sich in den Zügen des jungen Mannes aussprach.

– Das ist wahrlich noch seltsamer! sagte Esperance.

– Ihnen begegnet stets etwas Neues, mein lieber Freund! Aber ist dieses Neue auch gut?

– Urtheilen Sie, mein Herr.

Crillon las mit lauter Stimme:

»Mein gnädiger Herr!«

– Es gibt nur eine Person, die mich so nennt, sagte rasch Esperance, und diese Person ist der Greis, von dem wir vorhin sprachen.

– Der Mann mit den zwanzigtausend Thalern Rente. Wollen sehen, was er schreibt:

»Mein gnädiger Herr, da Sie sich in Paris befinden, das für einen Mann wie Sie der beste Aufenthalt ist, so bin ich der Ansicht, daß Sie bald das Haus beziehen, das Sie in der Straße de la Ceriaie von Ihren Ersparnissen der letzten drei Monate gekauft haben.«

– Haben Sie denn ein Haus gekauft? fragte der erstaunte Crillon.

– Es scheint so, antwortete Esperance bescheiden. Aber fahren Sie fort.

»Ich hoffe, daß Sie es Ihrer würdig finden und die Einrichtungen billigen werden, die ich darin vornehmen zu müssen geglaubt habe. In einem Kasten auf dem Kamine wird der gnädige Herr die Papiere über sein Besitzrecht und die übrigen Schlüssel finden, die dort niedergelegt hat ein treuer Diener

Guglielmo.«

Crillon ließ das Papier fallen.

Esperance sah ihn mit großen Augen an.

- Das ist sehr stark! sagte Crillon endlich. Glauben Sie daran?
 - Warum nicht? fragte Esperance, indem er den kleinen ciselirten Schlüssel zwischen den Fingern drehte.
 - Und warum auch nicht? Es ist wahr. Die Straße de la Cerisaie ist nicht weit von hier, sie liegt hinter der Straße Lesdiguières, worin Zamet, der italienische Financier, wohnt.
 - Ich weiß es, sagte Esperance. Wenn Sie Lust haben . . .
 - Ihr Haus anzusehen? Ich brenne vor Ungeduld.
 - Gut, so gehen wir dorthin, Herr Ritter.
 - Meinen Hut und meinen Degen! rief der Held mit einer Stentorstimme. Harnibieu, machen wir uns auf den Weg!
-

7.

Lust und Festlichkeiten.

Die Straße de la Cerisaie grenzte auf der einen Seite an die Straße dü Petit-Müsk, auf der andern an eine Scheinthür des Arsenal; gleichlaufend mit der Straße Saint-Antoine bildete sie ein rechtwinkliges Dreieck mit der kleinen Straße Lesdiguières, in welcher der reiche Financier Zamet sich ein Hôtel erbaut hatte, das damals glänzend und berühmt war.

Dieser, heute fast untergegangene Stadttheil hatte im Jahre 1594 noch Reste von Glanz und Leben. Es war noch nicht die schöne Zeit des Platzes Royale, der zehn Jahre später angelegt wurde, sondern man erinnerte sich hier des Palastes des Tournelles, den Katharine von Medicis so lange bewohnt, und eine Anzahl glänzender Hôtels des Adels schmückte noch die Straßen Saint-Paul, Saint-Antoine und die Umgebungen der Bastille. Es war daher ganz vernünftig, wenn ein reicher Herr diesen Stadttheil wählte, um sich eine Wohnung darin zu erbauen. Die Gärten waren zahlreich, groß und mit alten Bäumen bepflanzt. Reine Luft, Stille und Einsamkeit in unmittelbarer Nähe der bewegten Stadt, breite, gesunde Wege – das waren die glänzenden Vortheile zu einer Zeit, wo die Straßen oft tief ausgetreten wurden, wo sich der Mauerwinkel mehrmals in einer Nacht in eine Mördergrube verwandelte, und wo der Fußgänger oft gezwungen war, auf einen Grenzstein zu steigen, wenn er nicht von einem Maulesel umgerissen werden wollte.

Als Esperance und Crillon in die Straße Cerisaie traten, bemerkten sie nur an dem Ende, das an die Straße dü Petit-Müsk grenzt, zwei sehr bescheidene Häuser. Die beiden Männer beachteten diese alten Wohnungen nicht.

Aber bald sahen sie am Ende einer Mauer, die aus schönen Steinen erbaut und von blühenden Bäumen überragt war, im

Hintergrunde eines zweiten Hofes einen Palast im florentinischen Style, dessen feine Sculpturarbeiten und bewunderungswürdigen Fenster mit kleinen Krystalscheiben die Aufmerksamkeit einiger Vorübergehenden erregten, die vor diesem neuen Meisterwerke still fanden.

Das Gebäude hing mit der Straße durch zwei Flügel zusammen, die Pavillons mit prachtvollen Steinbalcons bildeten.

Eine reich verzierte Thür von massivem Eichenholz, in der jedes ausgelegte Feld mit einem Nagel von poliertem Stahl geschmückt war, ähnlich wie bei Diamanten, schloß und zierte den Eingang in der prachtvollen, von Steinfiguren getragenen Nische. Das Gebäude bot einen zugleich beruhigenden und reizenden Anblick.

Wie Neugierige blieben Crillon und Esperance stehen. Ihre Blicke durchspähten die Umgebungen, aber es war in der ganzen Straße kein anderes Haus zu entdecken.

– Wenn der Brief des Greises mit den zwanzigtausend Thalern Rente kein Scherz ist, so stehen wir vor Ihrem Schlosse, sagte Crillon.

Er wollte anklopfen.

Esperance hielt ihn zurück.

– Mein Herr, sagte er, ich hege einen Zweifel!

– Nun?

– Mein Geschäftsmann sagt in seinem Briefe, daß das Haus von den Ersparnissen der letzten drei Monate, also für sechstausend Thaler, erkaufte sei.

– Ganz recht.

– Glauben Sie, daß man ein solches Haus für eine solche Summe kaufen kann?

– Die Thür und die Einfassung desselben muß soviel gekostet haben, antwortete Crillon. Aber gleichviel, treten wir immerhin ein.

– Erlauben Sie, daß ich zuvor diese Leute frage, die das Gebäude betrachten.

– Sie haben Recht. Holla, mein Freund, wem gehört dieses Haus?

– Wir bewohnen zwar diesen Stadttheil, antwortete der Bürger,

aber wir wissen es nicht, wer der Besitzer ist.

– Vortrefflich! flüsterte Esperance dem Ritter zu.

– Wie, Sie wissen es nicht? fuhr der Ritter fort.

Ein solches Monument gereicht dem ganzen Stadttheile zur Ehre. Zum Teufel, ist es denn von selbst erstanden?

– O, nein! sagte ein anderer Bürger mit schlauer Miene. Aber selbst wenn man es wüßte, so würde man nicht sagen können, was man weiß.

– Ah, sagen Sie uns nur, was Sie wissen, mein lieber Herr! unterbrach ihn Crillon. Ich bin ein guter Mensch und unfähig, Ihnen Unrecht zu thun.

– Sie sehen danach aus, mein Herr. Außerdem kann man auch wohl eine Voraussetzung aussprechen, ohne ein Majestätsverbrechen zu begehen.

– Pardieu!

– Was will er mit einem Majestätsverbrechen sagen? flüsterte Esperance.

– Meine Herren, fuhr der gute Bürger fort, der vor Begierde brannte, eine kleine Nachricht auszukramen, meine Herren, man sagt, man behauptet – ich versichere Nichts – aber man versichert, daß dieses Haus . . .

– Sie braten mich an einem langsamen Feuer, mein guter Mann.

– Daß der König dieses Haus erbaut habe.

– Ah! sagte Crillon, indem er Esperance ansah.

– Aber der König hat seinen Louvre, sagte dieser.

– Aber nicht, daß seine Maitreffen darin wohnen, mein Herr, fügte der Bürger hinzu. Aber hier, zwei Schritte von Herrn Zamet, einem Freunde, seinem Gevatter, seinem . . .

– Ja, von seinem Gevatter Zamet! unterbrach ihn Crillon.

– Das geht schlecht! sagte er leise zu Esperance.

– Sie begreifen mich wohl, mein Herr! fuhr der Erzähler fort. Der König geht durch die Straße Lesdiguières zu Zamet – das ist ganz natürlich. Man glaubt, er gehe zu Zamet, nicht wahr? Alles in Ehren.

– Und dann?

– Nun, dann geht er zu der Dame in der Straße de la Cerisaie. Die Ehre bleibt unangetastet.

– Aber die Frau Marquise von Monceaux wohnt in der Straße dü Doyenné neben dem Louvre, rief Crillon, wenn sie nicht im Louvre selbst wohnt. Sie sehen also, daß der König nicht nöthig hatte, ein Haus in der Straße de la Cerisaie zu bauen, um zu ihr zu gehen.

– Ich spreche auch nicht von der schönen Gabriele, sagte der Bürger, indem er listig mit den Augen blinzelte. Der König ist galant, er amüsiert sich gern. Der theuere Sire ist im Stande, sich zehn solcher Häuser zu bauen, und sie alle zehn zu bewohnen.

– Man sollte dem Kerl die Ohren reiben! flüsterte Crillon, dem die Unterhaltung nicht gefiel, Esperance zu.

Während dieses Gesprächs, das vor dem Hause einen in diesem Stadttheile ungewöhnlichen Zusammenlauf bewirkt, hatte ein hochgewachsener Mann, eine Art wohl gekleideter und wohlbewaffneter Wächter, das Pfortchen in dem Thore geöffnet, und sah heraus.

Als er Esperance erblickte, stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus, lief hastig herbei und grüßte den jungen Mann mit allen Zeichen achtungsvoller Ergebenheit.

– Was machen Sie? fragte Esperance.

– Ich öffne meinem gnädigen Herrn, antwortete der Mann.

– Warum . . . ? stammelte Crillon.

– Damit mein gnädiger Herr nicht vor der Thür zu warten braucht, anstatt in sein Haus zu treten. Bei den Namen »gnädiger Herr« und den Worten »sein Haus« flog die erschreckte und überraschte Gruppe auseinander; man fürchtete, in Gegenwart des Besitzers dieses Hauses zu viel compromittierende Muthmaßungen ausgesprochen zu haben.

Crillon und Esperance folgten dem Wächter, der, nach dem sie eingetreten, die Thür hinter ihnen schloß. Zögernd sahen sie sich einander an.

– Nun, fragte Esperance den Wächter, wer bin ich?

– Mein gnädiger Herr Esperance, unser Gebieter.

- Ganz recht. Aber woher kennen Sie mich? Ich kenne Sie nicht.
- Ich kenne den gnädigen Herrn, weil er seinem Portrait gleicht, wie man uns gesagt hat.
- Welchem Portrait?
- Dem Portrait des gnädigen Herrn, das sich in dem Zimmer desselben befindet.

Esperance verrieth durch ein Zittern, daß er in Zorn gerieth.

– Scherzen Sie auch nicht? rief er aus. Das Lächeln des Wächters verwandelte sich in Schrecken.

– Ich, scherzen? Warum denn? Weil ich behaupte, meinen gnädigen Herrn zu kennen? Mein gnädiger Herr wird bald sehen, ob nicht sein ganzes Haus ihn erkennt.

Bei diesen Worten setzte er eine Glocke in Bewegung. Eine Schaar von Dienern, alle gut ausgewählt und in reicher Livree, versammelte sich in der Vorhalle.

Der Wächter zeigte ihnen Esperance.

– Der gnädige Herr! riefen. Alle wie aus einem Munde, indem sie grüßend das Haupt entblößten.

– Hier läßt sich nicht mehr zweifeln! sagte Crillon.

– Man zeige mir dieses Portrait! befahl Esperance. Nachdem man eine Marmortreppe, deren zwanzig Stufen mit einem persischen Teppich bedeckt, erstiegen, trat man in ein bewunderungswürdiges Empfangszimmer. Ueber dem Kamine hing in einem Rahmen von vergoldeten Blättern das sprechend ähnliche Portrait Esperance's. Man hätte glauben mögen, er lebe.

– Jetzt begreife ich, sagte er, daß mich alle diese Leute kennen.

– Auch ich! fügte Crillon hinzu, der entzückt vor diesem Meisterwerke stand.

– Aber ich begreife nicht, sagte Esperance, wie man mich ohne mein Wissen hat malen können. Wo, wann, wie hat mich der Maler aufgefaßt?

Crillon trat näher, um die Unterschrift zu lesen:

»Francois Porbus, las er. Venedig, 1594.«

– Ah, rief Esperance, jetzt weiß ich es! Eines Tages war ich

mehrere Stunden in der Marcus-Kirche geblieben, um zu träumen und zu beten. Ich hatte mich an einen Pfeiler des Schiffs gelehnt. Mir gegenüber saß ein Maler, von Neugierigen umgeben, und zeichnete. Ich glaubte, er zeichnete die Taufkapelle. Da hörte ich von den Venetianern den berühmten Namen Porbus aus sprechen.

– Er malte Ihr Portrait, sagte Crillon. Aber während Ihre Diener sich bescheiden durch die Thür entfernen, vergessen Sie nicht, was der Brief sagt.

– Was?

– Wir sind in Ihrem Zimmer. Die Papiere über Ihr Besitzrecht und die Schlüssel müssen sich in einem Kasten auf dem Kamine befinden.

Lächelnd trat Esperance näher. Der kleine Schlüssel aus dem Briefe öffnete den Kasten.

Crillon und sein Freund nahmen ein Packet geordneter Papiere heraus, die den Besitz des Bodens und des Gebäudes authentisch bestätigten.

Unter den Pergamenten befand sich ein Schlüsselbund; jeder Schlüssel hatte eine Etiketle. Das Wort »Geldkasten« fiel Esperance zuerst in die Augen.

– Das muß jene Truhe von Rosenholz mit Eisen beschlägen sein, sagte Crillon.

– Ganz recht! antwortete Esperance, der den Schlüssel versuchte. Die Truhe enthielt Säcke mit der Aufschrift: »Zehn tausend Thaler.«

– Harnibieu, rief der Ritter, von Bewunderung hingerissen, wenn der König so viel hätte!

Esperance sagte kein Wort mehr. Ueberwältigt von dem, was er sah, verließ er das Zimmer und durcheilte mit dem Ritter die Galerien, die Bibliothek, die Säle und die Kabinets; überall zeigte sich Glanz, der höchste Geschmack und ein fürstlicher Luxus. Ein Kammerdiener führte die beiden Freunde. Nach dem sie das Haus und die Einzelheiten desselben besichtigt, nachdem sie das Krystal- und Silbergeschirr bewundert, gingen sie in die Ställe, wo acht Pferde in Heu und Hafer schwelgten, ohne ihren zukünftigen Herrn

auch nur mit einem Blicke zu beehren, wahrscheinlich weil man ihnen ein Portrait nicht gezeigt hatte. Unter einer benachbarten Remise glänzte eine vergoldete und mit Sammet ausgeschlagene Karosse.

– Eine Karosse! rief der erstaunte Crillon. Und der König hat keine! Der Ritter von Aumale hatte die einzige, die in ganz Paris zu finden war.

Wagen- und Reitgeschirr, in den Ställen Hunde, an den Haken Waffen, in dem Keller Weine – Nichts fehlte. Auf den ungeheuren Herden in den Küchen duftete das Mittagessen.

– Gehen wir in die Gärten! sagte Crillon. Diese im Winter schon bewunderungswürdigen Gärten versprochen im Frühlinge ein wahres Paradies zu werden.

Die beiden Freunde hatten das äußerste Ende desselben erreicht. Die Einfriedigung war eine hohe Mauer, wovon ein ganzer Theil unter der Einwirkung des Frostes und dem Gewichte von hundertjährigem Epheu, der sich daran emporgerankt, eingefallen war. Die dadurch entstandene Lücke bereiteten sich Arbeiter vor, auszubessern. Esperance äußerte seine Verwunderung darüber.

– Mein gnädiger Herr, sagte der Gärtner, diese Mauer hat schon seit langer Zeit mit dem Einsturze gedroht, aber man respektierte sie des schönen Epheus wegen. Aber vor zwei Tagen ist sie eingestürzt. Um sie auszubessern, mußte man Herrn Zamet's Besitzthum betreten, der auf der andern Seite wohnt. Herr Zamet ist abwesend, und seine Leute, die ein wenig eifersüchtig auf das Haus meines gnädigen Herrn sind, haben unsern Arbeitern den Eingang nicht gestattet. Aber man erwartet, wie sie sagen, Herrn Zamet, der diesen Morgen mit dem Könige zurückkommt; er wird uns die Erlaubniß nicht versagen.

– Ich übernehme es, seine Erlaubniß zu erwirken, sagte Crillon. Die Oeffnung wird morgen geschlossen sein. Eine Verbindung mit Zamet ist übrigens nicht gefährlich. Er fürchtet die Diebe ebensosehr, als wir.

– O, mein Herr, man hält ihn für sehr reich, aber er kann nicht so reich sein, als unser gnädiger Herr.

– Gut, murmelte Esperance, indem er zu dem Hause zurückkehrte, so werde ich den Mann mit siebzehnhundert tausend Thalern entthronen.

– Mein lieber Freund, sagte Crillon, vielleicht hat Zamet mehr Thaler; aber hier athmet Alles Jugend, Liebe und Kunst. Das Haus Zamets ist ein Geldkasten; das Ihrige ist ein Schmuckkästchen. Wenn Sie eine Frau verführen wollen, so zeigen Sie ihr dieses Haus; sie wird nie etwas Ähnliches gesehen haben. Ah, unterbrach er sich, ich habe einmal ein gewisses Zimmer gesehen . . .

– Schöner als diese? fragte Esperance unschuldig. Crillon antwortete durch ein Blinken mit den Augen und durch ein Lächeln.

In diesem Augenblicke gingen sie durch einen Flügel des Erdgeschosses, der eine lange und hohe Gallerie bildete, dessen Fenster sorgfältig geschlossen waren. Mechanisch betrachtete Esperance die Wunder dieses Ortes.

Ein Diener erschien und bot dem jungen Manne einen neuen Schlüssel, der auf einem vergoldeten, silbernen Becken lag.

– Was giebt es noch? fragte Esperance. Indem der Diener auf eine Thür von Ebenholz zeigte, sagte er:

– Der gnädige Herr wird gewiß das stillen Betrachtungen gewidmete Zimmer besuchen wollen.

Esperance brachte den Schlüssel in das Schloß. Der Diener grüßte und verschwand.

Kaum war die Thür geöffnet, als ein kostbarer Duft von Aloe bis in die Vorhalle drang, wo sich die beiden Freunde befanden.

Esperance hob einen Vorhang.

Er konnte einen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten, denn er sah einen großen Saal, dessen Getäfel und Säulen von Cedernholz gefertigt waren. Die darin befindlichen Möbel waren kunstvoll aus Eschenholz gearbeitet. Er sah einen Krystal-Lüstre von Marano mit rosenrothen, blauen, gelben und weißen Glasblumen, in denen Kerzen von derselben Farbe brannten; unschätzbare Stickereien; Gemälde von Bellini, Georgion und Palma le-Vieur; Ebenholztische mit Elfenbein ausgelegt; einen Schenktisch mit

Kannen und Schüsseln von ciselirtem Golde. Diese erleuchtete Feerie entzückte Esperance, dessen Gesicht Freude und Bewunderung strahlte. Aber als er sein Gefühl Crillon mittheilen wollte, sah er, wie der Ritter erbleichte und zitternd, mit starren Augen, den Schweiß auf der Stirn, in einen Sessel sank, als ob er erwartete, daß die Wand vor ihm sich öffnete, um einem Schatten den Eingang zu gestatten.

– Was haben Sie, Herr Ritter? rief er. Schmettert Sie diese Diana im Bade, von Georgion, diese Madonna von Jean Bellini, oder diese Susanna von Palma nieder?

Crillon antwortete nicht, er athmete kaum.

– Sie sagten, daß Sie einst ein schönes Zimmer gesehen hätten – war es eben so schön, als dieses hier?

Crillon erhob sich und ließ seine trunkenen Blicke durch den Raum schweifen. Er stieß einen tiefen, die Brust zerreißen den Seufzer aus.

– In dem Zimmer, das ich gesehen habe, murmelte er, befand sich ein Schatz, den ich auf der Erde nie wiedersehen werde. Gehen wir! Gehen wir!

Während er diese Worte mit bebender Stimme sprach, ging er rasch der Thür zu. Plötzlich wandte er sich wie der, umschlang Esperance mit beiden Armen und drückte ihn leidenschaftlich an seine Brust.

– Leben. Sie wohl, rief er; die Stunde ist vorbei. Der König muß zurückgekehrt sein – er erwartet mich. Leben. Sie wohl!

– Ich hoffe, Sie werden bald zurückkehren?

– Ja, ja, ich werde zurückkehren! stammelte Crillon, der in einer unbeschreiblichen Verwirrung entflohen, denn er hatte zitternd seine poetische Erinnerung an Venedig in diesem Zimmer und diesen Möbeln verwirklicht gesehen.

Als Esperance allein war, ließ er sich auf den Kissen nieder, bedeckte seine Stirn mit den Händen und fragte sich, ob dies Alles nicht ein Traum sei.

Das Feuer prasselte in dem Kamine, die Kerzen brannten in ihren

Girandolen, und einige Stunden köstlichen Erinnerns und Vergessens waren tropfenweis auf ein verwundetes Herz gefallen. Noch einmal ging er mit einer schmerzlichen Empfindung sein Leben durch, in dem er nur Ueberdruß und Finsterniß fand, als eine freudige, laute Stimme, begleitet von Sporenklang, in der Vorhalle sich hören ließ. Diese Stimme rief Esperance.

– Ah, rief Esperance, das ist Pontis!

Er eilte aus dem Zimmer, um seinen Freund zu umarmen. Kaum hatte ihn dieser erblickt, als er seinen Hut hoch in die Luft fliegen ließ.

– Sambieux, rief Pontis, Du bist ein Fürst geworden! Umarmen wir uns noch einmal!

– Woher kommst Du?

– Von überall.

– Wie, von überall?

– Ja, ich habe die Zimmer, die Corridors, die Ställe, den Garten und den Keller gesehen.

– Wie, Du hast schon . . . ?

– Herr von Crillon hat mich nach der Ceremonie schnell fortgeschickt. Ich komme hier an; man antwortet mir, Du hingest Deinen Betrachtungen nach – ich gehe spazieren und warte. Ach, Freund, der Louvre läßt sich mit Deinem Schlosse fast nicht vergleichen!

– Sage: mit unserm Schlosse, denn auch Du wirst Theil daran haben.

– Wahrhaftig?

– Du bist mir ein guter Freund gewesen, ich werde Dir noch ein besserer Freund ein.

– Ich werde nun Pferde haben?

– Gewiß.

– Werde in einem von diesen Zimmern wohnen?

– Du hast nur zu wählen.

– Werde einige von jenen Thalern haben?

– Nimm nach Belieben. Pontis warf sich Esperance an den Hals.

– Du bist wirklich ein großer Herr! rief er aus. Gott hat den rechten Mann mit seiner Gnade überschüttet. Man wird hier essen, nicht wahr?

– Setzen wir uns zu Tische, wenn Du willst.

– Gnädiger Herr, die Tafel ist serviert! meldete der Haushofmeister.

– Vorwärts, Pontis! sagte Esperance.

– Gleich. Und nun wirst Du mir Deine schöne Reise erzählen, auf der Du Dein Glück gemacht hat. Es ist doch eine Erbschaft, nicht wahr?

– Ja, eine Erbschaft.

– Ich dachte es mir. Sambieux! Die schöne Entragues wird sich die Lippen abbeißen, daß ihr eine so reiche Parthie entgangen ist.

– Apropos, was ist aus ihr geworden?

– Sie legt Leimruthen, um einen andern Fang zu thun.

– Verlorene Mühe, nicht wahr?

– Wenn Du gesehen hättest, was für Blicke sie heute während der Taufe dem Könige zuwarf – es war scandalös!

– Du hast die Taufe mit angesehen?

– Ich fand als Wache vor der Taufkapelle. Das Kind ist so groß wie ein Kalb. Apropos, Du hast doch Zuckerwerk bekommen?

– Bist Du toll?

– Ist nicht die Wöchnerin unsere Freundin? Kann die Marquise von Monceaux uns die reizende Gabriele der Genovefaner vergessen machen?

– Schweige, schweige!

– Spiele den Stolzen, so viel Du magst – aber ich will mein Zuckerwerk haben, und ich werde es bekommen, sollte ich mich auch an Herrn von Liancourt wenden müssen.

Esperance lachte.

Pontis verzehrte lachend ein vortreffliches Mittagsessen.

– Erheitere mich, sagte Esperance, denn mein Herz ist krank.

– Was, bei diesen Schätzen, bei diesem Weine?

– Ich trinke nicht, und soviel Schätze nützen einem Menschen, der allein ist, Nichts.

– Wir sind unsererer zwei, und wenn Du willst, können wir unsererer drei sein – Du brauchst nur zu sprechen. Mein bester Freund, ich habe heute den ganzen Hof gesehen; er hat prächtige Frauen, Frauen, von denen man wachend träumen kann. Alle diese Frauen kannst Du heirathen, wenn Du willst.

– Alle?

– Du wirst nöthigenfalls wählen. Ach, das wird ein ewiges Fest, eine ewige Heiterkeit werden! Und was für Spaziergänge wollen wir machen. Freund, Du hast herrliche Pferde!

– Wahrhaftig?

– Die Frauen haben die Pferde gern – zeige den Frauen schnell Deine Pferde. Hätte ich eine Gestalt wie Du, es sollte nicht eine einzige frei athmen, ich würde sehen, daß sie sich in Masse täglich an meiner Thür erwürgten. Von Zeit zu Zeit wirst Du auch, dem Weine zu Ehren, Männer einladen – man illuminiert das Haus, und giebt Bälle und Maskeraden. Esperance, wäre ich an Deiner Stelle, mein Haus sollte von morgen an so viel Zerstreungen bieten, daß die schöne Gabriele meinerwegen den König von Frankreich verlassen müßte.

Esperance erbleichte.

– Unglücklicher, sagte er mit dumpfer Stimme, in dem er aufstand, schweige, Du bist betrunken. Pontis ließ bestürzt die Hand sinken, in der er das Glas hielt.

– Ja, wiederholte Esperance, Sie haben zu viel getrunken, Pontis. Das ist Ihr Fehler. Wenn es im Kopfe nicht richtig ist, schwatzt man wunderliches Zeug. Einem Gardisten des Königs geziemt es nicht, daß er unehrerbietig von seinem Herrn und von Personen spricht, die ihm lieb sind. Es giebt hier Diener, die Sie hören können.

– Das ist wahr! stammelte Pontis. Aber ich versichere, daß ich nicht betrunken bin.

– Nun, so meide auch den Schein.

– Als Beweis, daß ich noch bei kaltem Blute bin, werde ich diese

Flasche leeren.

– Nein, ich bitte Dich! Herr von Crillon sagte mir diesen Morgen noch, daß ich Dich überwachen und am Trinken hindern sollte.

– Sambieux!

– Höre mich an. Ich bedarf Deiner, darum sei vernünftig. Du weißt, daß wir ein Geheimniß zu bewahren haben, daß dieses Geheimniß mir das Leben kosten konnte, und den Tod eines Menschen verursacht hat.

– Ach, rief Pontis, Du willst von Laramée sprechen! Der Unglückliche ist todt!

– Es ist eine Seele, über die wir Gott Rechenschaft geben müssen.

– Er hatte keine Seele.

– Sei ernsthaft. Nun ist der Brief Henriettes noch – die einzige Waffe, die ich gegen diese erbitterte Feindin habe. Seit zehn Monaten setzt mich dieser Brief in Verlegenheit. Ich wollte Dich damit nicht belästigen, da Du stets im Felde warst, denn Du konntest fallen, und man hätte ihn bei Deinem Körper gefunden. Aber heute kannst Du ihn an Dich nehmen, denn sobald Henriette erfährt, daß ich zurückgekehrt bin, wird ihre erste Sorge sein, ihren Brief mir stehlen zu lassen.

– Gieb ihn mir, sagte Pontis. Ich gehöre nicht zu denen, die man bestiehlt.

– Ich habe ihn in dieses kleine Kästchen geschlossen, das flach wie ein Reliquienbehältniß ist; es läßt sich bequem tragen und verbergen. Der Brief bleibt so frisch darin, als ob er gestern erst geschrieben wäre.

– Ein hübsches Bijou, das nöthigenfalls die Degenstöße abhalten wird, die Fräulein von Entragues auf uns richten läßt. Ich erwarte sie. Das Kästchen wird auf meiner Brust sicher sein, das schwöre ich Dir! Und um Dir jetzt ganz zu beweisen, daß ich bei Verstande bin, werde ich Dich daran erinnern, daß ich diesen Abend die Wache habe. Während Du Dich an diesem luftigen Feuer erwärmt, laß mich auf meinen Posten zurückführen.

– Gern!

– Aber mit Ceremonie, in der Karosse! Sambieux! Ich werde in einer Karosse zum Louvre fahren! Gebrauchen wir heute zuerst die Karosse, mein Prinz! Aber Fackeln müssen dabei sein!

– Gut, sagte Esperance, der durch diese Begeisterung seinen Humor wieder erhalten hatte. Fahre zuerst in der Kaross, und zwar mit Fackeln!

– Haben Sie gehört? rief Pontis einem Diener zu. Und morgen, mein gnädiger Herr, werden wir ein Programm von Festlichkeiten aufstellen, das alle Pflastersteine von Paris aus der Erde tanzen lassen soll.

– Besorge die Feste und den Tanz der Pflastersteine. Eine Viertelstunde später rollte Meister Pontis in einer Karosse dem Louvre zu. Eine Menge Volk hatte sich versammelt, das bei diesem, ihm neuen Anblicke in lautes Rufen ausbrach, als ob ein Kaiser davon führe.

Esperance warf sich in einen Pelzmantel, und ging bei dem klaren Mondenschein in einer der Alleen auf und ab, um sich zu zerstreuen. Um diese Zeit kam eine Sänfte die Straße de la Ceriaie herab, und verschwand geheimnißvoll, vielleicht zwanzig Schritte von Esperance's Hause, im Schatten.

8.

Das Rendezvous.

In dieser Sänfte, die der Kälte wegen fest verschlossen war, befanden sich nur zwei Frauen. Die eine, in einen Pelz gehüllt, lehnte sich auf den Arm der andern. Sie schickten sich an, den vereinsamten Ort zu erkennen, wo hin man sie gebracht hatte, als ein hochgewachsener Mann eilig und keck von dem andern Ende der Straße kam, und ohne Zögern die Vorhänge der Sänfte zurückschob. Er legte so wenig Artigkeit und Zurückhaltung an den Tag, daß die beiden Frauen einen schwachen Schrei ausfließen.

– Wer sind Sie? Was wollen Sie? fragte die eine mit unsicherer Stimme.

– Ich bin der, Frau Marquise, der Ihnen die Nachricht gegeben hat, in Folge deren Sie hierher gekommen sind. Wenn ich mir erlaube, Ihnen so zu nahen, so geschieht es, um mein Werk zu vollenden. Sicher ist das, was ich die Ehre hatte Ihnen zu schreiben, nicht vollständig, und hat Ihnen dunkel erscheinen können.

– Es ist wirklich so, antwortete die eine der beiden Frauen, welche der Unbekannte Marquise genannt hatte. Ich habe nicht recht verstanden . . .

– Und Sie sind dennoch gekommen.

– Ihr Brief sagte mir, daß ich mich in die Straße de la Cerisaie begeben möge, und zwar in einer wichtigen, den König betreffenden Angelegenheit.

– Ja, Madame, sie betrifft den König, der die Marquise von Monceaux täuscht.

– Und Sie übernehmen es, den Beweis zu liefern?

– Da Sie gekommen sind, können Sie sich mit eigenen Augen überzeugen.

In der Sänfte ließ sich ein Seufzer vernehmen, der von einer

verzweiflungsvollen Bewegung begleitet ward.

– Erklären Sie sich! murmelte eine bewegte Stimme. Doch zuvor sagen Sie mir, was Ihr Zweck ist.

– O, Madame, ich könnte Ihnen sagen, daß es Ihr persönliches Interesse sei. Aber ich lüge nicht. Ich handele in meinem eigenen Interesse, und da ich zugleich auch Ihnen diene, so habe ich gedacht, daß Sie mir helfen werden.

– Was liegt in Ihrem Interesse, mein Herr? Viel leicht irgend eine Machination gegen die geheiligte Person Sr. Majestät? Als ich mich entschied, hierher zu kommen, habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, und ich brauche nur zu rufen . . .

– Das wäre unnütz, Madame! Ich unternehme Nichts gegen das Leben des Königs, sagte bitter der Unbekannte, ich beschäftige mich mit einer andern Sache. Meine Absicht ist, zu verhindern, daß eine Dame, die ich liebe, nicht der Versuchung erliegt, die Frau Marquise von Monceaux zu ersetzen.

– Denkt denn der König daran?

– Sie werden sich davon überzeugen, Madame. Der König hat nach der Ceremonie bei der Frau Marquise gespeis't, nicht wahr?

– Oder er hat sich vielmehr gestellt, als ob er speiste. Ich erinnere mich, daß er kaum etwas mit den Lippen berührt hat.

– Er behält es sich ohne Zweifel für ein anderes Mal vor.

– Der König wollte gleich nach Tische schlafen gehen, er war müde, wie er sagte. Als ich ein Zimmer betreten wollte, hat man mich an der Thür abgewiesen.

– Se. Majestät hatten diesen Abend bei Zamet ein Rendezvous. Dort wird man speisen, und zwar mit gutem Appetit. Dort wird man die Ermüdung vergessen.

– Bei Zamet?

– Richten Sie sich ein wenig empor in Ihrer Sänfte, Madame, und Sie werden durch die Gärten die erleuchteten Fenster des Hôtels in der Straße Lesdiguières sehen.

– Sie können selbst die Flöten und Geigen des Concerts hören.

– Dorthin sollte der König gehen?

– Der König ist schon dort, Madame. Er ist maskiert, von einem einzigen Edelmann begleitet, ein getreten. Aber ich habe ihn erkannt, wie ich auch bei ihrem Eintritte die Frau erkannt habe, wegen der er zu Zamet geht, obgleich sie eine Maske trug.

– Und der Name dieser Frau, mein Herr?

– Verzeihung, das ist mein Geheimniß! sagte rauh der Unbekannte. Daß die Marquise von Monceaux sich den König erhalte, liegt in meiner Absicht; aber ich will nicht, daß sie diese Frau verderbe.

– Wenn die Marquise rascher bei ihrer Vertheidigung wäre, wenn sie hassen und sich rächen könnte, mein Herr, so würde man sie sicher mehr schonen, als es jetzt geschieht. Da Sie mir den Namen der Genossin des Königs nicht nennen wollen, so begnüge ich mich. Der König ist also mit der bei dem Feste, die Sie von ihm fern halten wollen. – Sie haben einen sonderbaren Plan entworfen, mein Herr. Sie hätten ganz einfach diese Frau verhindern sollen, dort einzutreten.

– Ich bin zu spät gekommen. Aber ich werde das Fest stören, Madame, dafür stehe ich Ihnen ein.

– Wie? rief die junge Frau besorgt. Ich setze vor aus, daß dem Könige. Nichts geschieht.

– Dem Könige wird Nichts als die Unannehmlichkeit geschehen, daß man ihn bei dem Rendezvous überrascht. Er wird einen öffentlichen Eclat fürchten; er wird fürchten, daß der Scandal bis zu Ihnen dringe, und entfliehen. Dann werden Sie ihn fortgehen sehen, und Sie können ihn der Untreue überführen.

– Dann muß ich mich dem Hôtel Zamet's gegen über aufstellen.

– In der Straße Lesdiguières? An dem allgemeinen Eingange? Wo es jetzt von Pferden, Laquaien und Leuten aller Art wimmelt? Wo man Sie erkennen könnte? Nein, nein, Madame! Auch wird der König dort nicht das Hôtel verlassen.

– Warum?

– Weil es noch zwei andere Ausgänge giebt. Zu nächst hat Zamets Hôtel eine verborgene Thür. An dieser werde ich meinen

Platz nehmen, damit die Dame, von der wir sprechen, nicht entschlüpfe und an einem dritten Orte mit dem Könige zusammentreffe.

– Wo ist der dritte Ausgang?

– Hier, Madame, die kleine Thür dieses neuen Hauses, dessen Bestimmung. Sie wohl nicht kennen.

– Nein. Und was ist diese Bestimmung?

– Man sagt, der König habe es erbaut, um das Geheimniß seiner Untreue desto sicherer zu bewahren.

– Mein Gott!

– Und man hat in der That bis heute den Besitzer dieses Palastes nicht kennen gelernt, der mit königlichem Luxus ausgestattet ist.

– Ich begreife: die Nachbarschaft Zamets ist der Vorwand.

– Ganz recht; aus Zamet's Wohnung kann man in das neue Haus gelangen. Es ist leicht, dort hinauszugehen, und der König wird dort hinausgehen. Aber Sie werden die Thür bewachen, und, trotz der Masken die erkennen, die das Haus verlassen.

– Ohne Zweifel!

– Der Schlupfwinkel ist also entdeckt; veranlassen Sie Frau von Monceaux, daß sie über ihr Gut wache.

– Ich werde den König hindern, sich wegen eines zweifelhaften Vortheils Todesgefahren auszusetzen.

– Ah, der Vortheil ist. Nichts! sagte der Unbekannte in einer Art Wuth, die die Frau beleidigen mußte, auf die er anspielte – denn der König betrügt eine gute und schöne Geliebte wegen einer . . . Doch, leben Sie wohl, Madame! Wachen Sie auf Ihrem Posten, ich werde nach dem meinigen zurückkehren!

– Nehmen Sie meinen Dank, mein Herr . . .

– Was ich thue, ist nicht der Mühe werth! antwortete der Unbekannte mit wilder Ironie. Denn ich zerreiße Ihnen das Herz – aber das meinige ist schon in Stücke zerrissen. Wenn Sie eifersüchtig sind, so können Sie in langen Zügen das gräßliche Glück einschlürfen, das darin besteht, die Person, die man liebt, bei dem Verbrechen des Verraths zu ertappen. Leben Sie wohl,

Madame!

Mit der Schnelligkeit eines verfolgten Hirsches entfloh die seltsame Person, und verschwand in der Biegung der Straße.

– Muth, Muth, Madame! flüsterte die zweite Frau, indem sie die zitternde Marquise an ihr Herz drückte.

– Mein ganzes Leben ist verloren! flüsterte diese. Aber mir soll der Muth nicht fehlen, Gratienne. Wo sind wir? Wir wollen diese Straße quer durchschneiden, Die Kälte trübt meine Augen!

– Und die Thränen, meine theure Herrin!

– Ich sehe undeutlich – wir müssen näher gehen.

– Und wenn nun der König. Sie bemerkte? Wenn er erführe, daß Sie ihn belauerten? Er würde es Ihnen nie verzeihen! Was wird das für einen Eclat geben, ohne des Spottes Ihrer Feinde zu gedenken!

– Ich habe Feinde, es ist wahr; dann auch darf ich dem Könige die Genugthuung meiner Eifersucht nicht gewähren. Mir allein will ich genügen, unterbrach sich die arme Frau mit einem krampfhaften Lachen, ich muß sehen, ohne gesehen zu werden. Wie aber soll ich das anfangen?

– Darf ich mir erlauben, Ihnen ein Mittel anzugeben?

– Ja, Gratienne.

– Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück, geliebte Herrin, legen Sie sich schlafen, und beruhigen Sie sich. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, ob ich den König habe herauskommen sehen oder nicht.

– Nein, Gratienne, ich werde Dir nicht glauben, weil ich Dein Herz kenne. Die Antwort, die Du mir aus Furcht, mich zu betrüben, bringen wirst, weiß ich jetzt schon.

– Ich verspreche Ihnen . . .

– Nein, Gratienne, ich will mit meinen eigenen Augen sehen! Ich will das gräßliche Glück, wie jener Mann sagte, bis auf den letzten Tropfen trinken!

– Dann werde ich auf ein anderes Mittel sinnen. Sie können sich als Reconvalescentin der Kälte nicht aussetzen. Wer weiß, wie lange Sie warten müssen.

– Ich werde, wenn es sein muß, bis zum Tode warten!

– Was ist das für ein Wort! Laffen Sie mich aussteigen. Ich sehe Licht in dem Pavillon. Lassen Sie mich, ich finde das Mittel!

Sie sprang aus der Sänfte und lief nach der halb offen gebliebenen Thür, weil der Thürhüter sie dann erst verschließen wollte, wenn die Kutsche zurückgekehrt sei. Wie ein Wiesel schlüpfte sie hinein. Einige Minuten später stand sie wieder an der Sänfte.

– Kommen Sie, Madame, sagte sie; es ist Alles vorbereitet.

– Was ist vorbereitet?

– Ich habe mit dem Wächter dieses Hauses gesprochen. Ich habe ihm eine Dame angekündigt, die durch Diebe erschreckt worden, und ungesehen neben dem Feuer sich erholen will.

– Aber . . .

– Aus dem Winkel neben diesem Feuer werden Sie alle Personen ein- und ausgehen sehen, denn die Thür befindet sich neben dem Pavillon des Wächters.

– So sei es denn! sagte die Marquise, die nun das Haus betrat. Er wird mich vielleicht sehen, aber auch ich werde ihn sehen!

Der Unbekannte hatte nicht gelogen. Der König, der den Louvre verlassen hatte, als man ihn in seinem Bette wähnte, war wirklich nach Zamet's Hôtel gegangen.

Heinrich's Herz klopfte wie das eines Uebelthäters. Sein unüberlegter Schritt setzte ihn in Verlegenheit. Aber es sollte sich ihm etwas Neues bieten, er sollte schwarze Augen sehen, nachdem er blaue Augen gesehen, der Geist eines Dämons folgte der Seele eines Engels. Er glaubte Alles gerettet zu haben, wenn er nur einen Kopf mit sich nähme, und das Herz zu Hause ließe.

– Außerdem, sagte er sich, ist es ein Uhr, die Nacht ist halb vorüber; ein fröhlicher Refrain zwischen zwei muthwilligen Küssen, und Alles wird mit den Kerzen Zamet's verlöschen. Welch ein wackerer Gevatter ist dieser Zamet! Stets ist er darauf bedacht, seinen Fürsten zu zerstreuen. Er ist noch reicher an Phantasie, wie an Thalern, er schafft mir ein amüsanter Königthum. Man glaubt

allgemein, ich schlafe in meinem Bette – dieser Zamet macht mich lachen! Wenn ich morgen früh im Louvre unter meinem königlichen Thronhimmel erwache, werde ich glauben, daß ich einen reizenden Traum gehabt habe. Und dann werde ich meine süße Gabriele wieder lieben!

In dieser Stimmung trat der König durch die kleine Thür ein. Zamet wartete und flüsterte ihm zu:

– Sie ist da! Sie ist allein! Zamet, der Florentiner, feierte ein Fest. Die gewählten und nicht zahlreichen Gäste versuchten in dem großen Saale neue Tänze. An einem Tische in einer Ecke saßen einige Spieler. Die Gesichter waren größtentheils maskiert. Als der König, der ebenfalls maskiert war, ein getreten, merkte Niemand die Anwesenheit des Herrschers.

Heinrich war kein guter Tänzer. Er spielte nur, um zu gewinnen. Spiel und Tanz gewährten ihm keinen Zeitvertreib; er ließ seine entmuthigten Blicke durch den Saal schweifen. Zamet bemerkte es, und gleich dachte er daran, ihm einen anderen Zeitvertreib zu verschaffen.

In einem Winkel, dem Könige gegenüber, saß eine maskierte Frau. Ein großer orientalischer Schleier mit feinen Spitzen hüllte sie ein. Der König bewunderte bereits die Umrisse ihres üppigen Wuchses, die kühne Biegung ihrer Formen, und die blendend weißen Schultern, auf dem sich ein Elfenbeinhals wiegte.

Indem Zamet durch den Saal ging, gab er dieser Frau einen unmerklichen Wink, um ihr den König zu bezeichnen.

Langsam und geschmeidig erhob sie sich. Ihre Augen sandten Flammenblicke durch die Löcher der Maske. Bevor ihr Kleid auf die kleinen Füße herabfiel, ließ es die zarten Knöchel eines Nymphenbeines sehen.

Diese Frau ging zu dem Könige, sah ihn fest in das Gesicht, und sagte bei dem Geräusche der Musik:

– Wenn ich nicht irre, habe ich einen Cavalier vor mir, der sich langweilt?

– Es ist wahr, antwortete der König; aber ich fühle, daß die Langweile bei Ihrer Annäherung entflieht.

– Der Ritter ist ohne Zweifel müde, sich zu vervollkommen? fuhr die Dame mit einer leichten Ironie fort.

– Leider! antwortete Heinrich. Aber wo findet man jene Vollkommenheit, von der Sie sprechen?

– Mir kommt es nicht zu, darauf zu antworten.

– Und dennoch könnten Sie es besser, als irgend Jemand.

– Ich habe nur ein Verdienst, nämlich das, zu wollen, was ich will. Wenn ich Jemandes Arm erfasse, so halte ich ihn fest; wenn ich mich eines Geistes bemächtige, so bewahre ich ihn mir.

– Aber sein Herz?

– Sprechen wir nicht davon. Man nimmt einen Arm, fängt einen Geist – aber wo ist das Herz?

Der König senkte seinen glühenden Blick, indem er sagte:

– Das Herz ist unter diesen Schleifen und goldgestickten Bändern, die ich an Ihrer linken Seite zittern sehe. Die Seide bewegt sich, es muß also etwas darunter klopfen. Nennen wir dieses Etwas das Herz.

Dieser heftige Angriff verwirrte die Unbekannte; sie senkte den Kopf, und das Band bewegte sich stärker.

– Sie mißtrauen mir, fuhr der König fort. Hier ist mein Arm. Mein Geist wird auf Sie hören!

– Ich nehme Ihren Arm an! rief die Unbekannte, wie triumphierend. Ihn zunächst! Und damit wir uns freier unterhalten können, verlassen wir, wenn es Ihnen beliebt, diesen Saal, um in die Blumengalerie zu gehen, die daran grenzt. Ich glaube, ich habe meinem Cavalier viel zu sagen, das ihn interessiert.

– O hätten Sie die Wahrheit gesagt! Sie traten in die Galerie, die nur selten von Spaziergängern besucht ward.

– Aber ist es auch schicklich, fragte diese seltsame Frau mit einem Blicke, der den König erzittern machte, daß ich mit diesem Cavalier spreche, ohne zu wissen, wie ich ihn nenne? Kann ich ihn »mein Herr« nennen? . . . Er wird lachen!

– Nein, ich werde nicht lachen!

– Wenn ich ihn »Sire« nenne, werde ich nicht wagen, offen zu

sein.

– Mir scheint, ich bin erkannt, sagte der König. So sei es denn. Auch ich kenne Sie. Verbannen wir die Eigenschaften und zugleich die Schmeichelei.

– Sire!

– Unter der Maske, mein Fräulein, darf man die Wahrheit sagen.

– Ich würde mich dem Könige zu Füßen werfen müssen, um ihm für die Gunst zu danken, die er mir bewilligt.

– Wenn wir ganz allein wären, mein Fräulein, würde ich vor Ihnen niedersinken. Aber anstatt zu danken, würde ich fragen.

– Sire, vor allen Dingen erlauben Sie mir die Frage: warum haßten Sie mich? Hat mir Jemand bei Ew. Majestät geschadet?

Diese Frage setzte den König in Verlegenheit.

– Ich versichere Ihnen . . .

– O, Sie haßten mich! Sie stellten sich stets, als ob Sie die Blicke von mir abwendeten. Sie würden mich immer noch so streng behandeln, wenn ich nicht Jemandem meinen Kummer anvertraut, wenn Herr Zamet nicht mit leidig Ew. Majestät erzählt hätte, daß diese ungerechte Grausamkeit mich zu Tode martert.

– Mein Fräulein, ich hätte soviel Anmuth bemerken müssen . . .

– O, das ist es nicht! rief rasch die maskierte Frau. Es ist meine Hochachtung, mein heißer Wunsch, meinem Fürsten zu gefallen! Aber Sie haben mir jede Gelegenheit genommen, mich Ihnen zu erklären . . .

– Wenn dies wäre, antwortete Heinrich, so würde ich keine Verzeihung verdienen. Aber es ist nicht so. Man zählte das Haus der Entragues zu den Verbündeten der Ligue, und Sie wissen, daß es heute keine Ligue mehr giebt, selbst in meinem Gedächtnisse nicht.

– O, Sire, ich bitte nicht um Verzeihung, ich bitte um mehr, als das. Es ist Ihre Pflicht, Sire, Ihre Getreuen zu lieben!

– Wahrhaftig? rief der König, indem er dem glühenden Einflusse dieser stets vertraulicher werdenden Berührung erlag. Sie wollen, daß ich Sie für eine Freundin halte? Sie hätten stets an den König Heinrich gedacht?

– Ich habe von ihm geträumt! Der heutige Tag ist der schönste meines Lebens, denn ich habe mein Herz ausgeschüttet. Um hierher zu kommen, habe ich den größten Gefahren getrotzt. Nun möge eine schmerzliche Trennung erfolgen, nun mögen mir Ew. Majestät selbst Verbannung . . .

– Wie, ich sollte Sie verbannen?

– Wenn nicht Sie, doch wenigstens meine Feinde. Möge man mir, ich wiederhole es, ein ewiges Exil auf erlegen, ich nehme eine Erinnerung mit mir, die alle meine Stunden in Feste und Triumphe verwandelt!

– Ich werde diesen reizenden Geist, diese göttlichen Augen und dieses zärtliche Herz nicht verbannen.

– Habe ich denn ein Herz? Ach, es ist wahr, Sire! Ich fühle es jetzt zum ersten Male.

Sie lehnte sich an den König, indem sie ihn mit ihren Flammenblicken verschlang. Der Duft dieser strahlenden Schönheit begann den König zu berauschen, der, ohne es zu bemerken, die Schwelle der Gallerie überschritten hatte, um einen stillern Ort zu erreichen.

Plötzlich eilte Zamet bestürzt und zitternd herbei.

– Herr von Entragues! rief er in einem Tone, als ob er hätte sagen wollen: rette sich, wer es kann!

– Mein Vater! flüsterte das erstaunte junge Mädchen, indem es sich dem Könige anschmiegte, statt zu entfliehen.

Aber Heinrich entwand sich ihr.

– Was will er? fragte er.

– Er verlangt seine Tochter . . . er behauptet, sie sei hier . . . er ist aufgebracht . . .

– Man hat mich verrathen! rief Henriette. Aber der König wird mich in Schutz nehmen!

– Ich? stammelte Heinrich, den ein Schrecken anwandelte.

– Der König ist der Gebieter, fuhr das anmaßende Mädchen fort; seine Protection wird genügen.

– Der König verletzt nie die Autorität der Familienväter, entgegnete

Heinrich. Ein Vater! Lärmen! O, mein Fräulein, verbergen Sie sich, um wenigstens den ersten Zusammenstoß zu vermeiden.

Henriette rührte sich nicht; sie schien den Sturm herbeiführen zu wollen.

– Ah, Gevatter, sagte Heinrich leise zu dem Florentiner, diese Leute wollen durchaus Aufsehen erregen. Wie kann ich mich ihnen entziehen?

– Sire, sagte Henriette, die sah, daß die Beute ihr entschlüpfte, Sire, geben Sie mich dem Zorne des Herrn von Entragues nicht preis!

– Mein Fräulein, vor den Spaniern würde ich mich nicht zurückziehen, aber vor einem schreienden Vater . . . Leben Sie wohl!

– Durch den Garten, Sire! sagte Zamet, indem er die ersten Schritte des Königs leitete.

Heinrich verschwand.

Nun hörte man die Stimme des Herrn von Entragues in den Vorhallen. Zamet trat mit dem Fuße auf den Boden, und eine Wand stieg empor, welche plötzlich die Gallerie von des Saale trennte. Lichter, Musik, Tänzer und Spiel – Alles verschwand wie unter der Berührung einer Fee. Die gedemüthigte Henriette sank verzweiflungsvoll auf eine Bank. Sie blieb allein in dem schauerlichen Halbdunkel zurück.

– Ich habe mich umsonst in das Verderben gestürzt! sagte sie, ihre Maske abreißend. Ich werde nicht sagen können, was mich hierher geführt hat.

Anstatt zu antworten, öffnete Zamet eine Tapetenthür, und zeigte Henriette eine junge Frau mit bleichem Gesichte und schwarzen Augen, an die er einige italienische Worte richtete. Diese Frau setzte sich neben Henriette, ohne eine Silbe zu jagen.

Darauf erschien Vater Entragues mit zerzausten Haaren; majestätisch begann er seine Rolle als Vater. Er blieb auf der Schwelle des Zimmers stehen, und erblickte seine Tochter. Als er den nicht bei ihr sah, den er zu finden hoffte, drückte sein Gesicht eine sehr naive Niedergeschlagenheit aus.

Schon öffnete er den Mund, um zu rufen: Wo ist der König? . . . Aber ein Schimmer von Verstand, ein Rest von Scham erhellten seinen, von unedlem Ehrgeize getrüben Geist; er begnügte sich, tragisch die Arme zu kreuzen und feierlich zu fragen:

– Was machen Sie hier, Mademoiselle? Man suchte Sie bei Ihrer Mutter.

Sie antwortete nicht.

– So bin ich gezwungen, von Herrn Zamet Rechenschaft zu fordern, fügte Herr von Entragues hinzu.

– Mein Herr, antwortete dieser, ich bin sechzig Jahre alt, und kann Ihnen mithin keinen Verdacht einflößen, den ich zu verantworten hätte. Fragen Sie mich übrigens ernstlich, in welcher Absicht das Fräulein hierher gekommen ist?

– Ich muß wohl! stammelte der Vater.

– Dann, mein Herr, antworte ich Ihnen, daß ich die Anwesenheit des Fräuleins durchaus nicht wußte. Meine Gäste sind maskiert gekommen, und das Fräulein war nicht unter der Zahl meiner Gäste; ich würde es nicht geahnt haben, wenn sie ihre Maske nicht abgelegt hätte.

– In welcher Absicht ist sie hierher gekommen?

– Fragen Sie sie selbst. Aber es ist dies eine überflüssige Mühe, wenn Sie Leonora bei ihr sehen.

– Wer ist Leonora?

– Die berühmte Italienerin, die allen Damen bei Hofe die Zukunft vorhersagt.

Leonora breitete kalt die Karten auf dem Tische aus. Ihre kühnen Blicke schienen Muth und Leben auf Henriette's bleiche Züge zurückzurufen.

Diese benutzte den Vorwand. Sie war gerettet.

– Es ist so! flüsterte sie. Ich wollte mir das Horoscop stellen lassen.

Herr von Entragues begnügte sich mit diesem Vorwande. Er sah um sich, indem er einen Seufzer unterdrückte.

– Um einer unschuldigen Laune zu fröhnen, sagte er dann, hätten

Sie ohne Furcht Ihrem Vater sagen können, wohin Sie gehen. Ich hätte Sie dieses Horoscops nicht beraubt.

– Das wäre auch schade gewesen! sagte Zamet, indem er dem gefälligen Edelmann die Kartenhaufen zeigte, welche die listige Italienerin legte. Das Horoscop verkündet dem Fräulein ein wunderbares Glück.

– Was für ein Glück?

– Der gnädige Herr fragt, welches Glück seiner Tochter vorbehalten ist, sagte Zamet zu Leonora.

– Eine Krone! sagte die Galligai, unbeweglich wie eine Sibylle auf ihrem Dreifuße. Nachdem sie dieses magische Wort gesprochen, verschwand sie durch die geheime Thür.

Herr von Entragues führte seine Tochter mit sich fort, indem er leise zu ihr sagte:

– Gestehen Sie wenigstens, daß der König hier gewesen ist, und daß er mit Ihnen gesprochen hat.

– Bah! antwortete Henriette in einer dumpfen Wuth und mit wilder Ironie, vielleicht beschäftigte sich der König damit, die Krone auf mein Haupt zu setzen; aber die Tugend und die Moral der Familie hat ihn gestört, und die Krone ist zu Boden gefallen.

– Ich werde Dir erklären, warum ich gezwungen war, diesen Eclat herbeizuführen, murmelte verzweiflungsvoll der Hofmann.

Sie verschwanden.

Zamet war indessen dem Könige nachgeeilt; er nahm an, der König warte noch in dem Garten, daß man ihm die kleine Thür öffne.

Aber an dieser Thür wachte ein Mann, dessen Anwesenheit Zamet erschreckte. Der Financier eilte zurück, um seine Diener zu fragen und die Spur des Königs aufzufinden.

Der König, bestürzt aus Furcht vor einem öffentlichen Scandale und völlig abgekühlt über die Verdienste einer ihm so streitig gemachten Eroberung, hatte rasch die düsterste Allee des Gartens eingeschlagen.

Er befand sich plötzlich vor einer eingefallenen Mauer, deren weite Oeffnung ihm den Weg zur Freiheit zu zeigen schien. Rasch

durchschritt er diese Oeffnung. Er war, ohne es zu wissen, bei dem Nachbar.

Kaum hatte er zwanzig Schritte zurückgelegt, als er von Esperance angehalten ward. Der junge Mann, der immer noch feinen Spaziergang fortsetzte, vertrat ihm den Weg.

Der König war maskiert.

Als Esperance einen Mann sah, der auf seine Fragen nicht antwortete und sich fortzuschleichen suchte, fragte er fest und entschieden, mit welchem Rechte man, maskiert wie ein Uebelthäter, sein Besitzthum betrete; und dabei drohete er, bewaffnete Hilfe herbeizurufen.

Der Mond trat hinter einer Wolke hervor und beschien Esperance's Gesicht.

– Ventre-saint-gris! rief der überraschte König. Mir scheint, daß ich Sie kenne.

Und zugleich riß er seine Maske ab.

– Der König! murmelte der bestürzte Esperance.

– Ja, der König, der sich in großer Verlegenheit befindet; der König, der auf allen seinen Beinen davon läuft, und nicht gesehen werden will. Haben Sie einen sichern Ausgang, mein Freund?

– Ja, Sire! antwortete Esperance hastig. Und müßte ich alle meine Mauern einreißen!

– Danke! Wohin wende ich mich?

– Ich bitte, folgen Sie mir! Sie kamen in dem großen Hofe an, der von einem falben Mondenlichte erhellt ward.

– Ich hole mein Schwerdt, sagte Esperance; dann kehre ich zu Ew. Majestät zurück. Heinrich hielt den jungen Mann zurück.

– Begleiten Sie mich nicht, sagte er; zu viel Achtung würde mich kenntlich machen. Befehlen Sie von Weitem, daß man mir die Thür öffne. Mehr fordere ich nicht.

– Ich gehorche; aber es ist sehr unvorsichtig, allein durch die Stadt zu gehen und sich den Dolchen auszusetzen. Ach, Sire, und die Leute, die Sie lieben . . .

– Dürfen die Thorheit nicht erfahren, die ich diesen Abend

begangen! Sagte seufzend der König. Das ist Alles, was ich wünsche.

Esperance verbeugte sich, indem er antwortete:

– Ich werde schweigen! Der König reichte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln die Hand.

– Danke, sagte er. Und nun leben Sie wohl!

– Oeffnet das Thor! rief der Kutscher von außen, der die leere Kutsche zurückbrachte.

Der König durcheilte rasch den Hof, wobei er sein Gesicht zu verbergen suchte. Als das Thor geöffnet war, flog er wie ein Pfeil hinaus.

Aber so rasch er auch davon eilte, man erkannte ihn durch das Fenster des Pavillons.

– Er ist es! sagte die Marquise, indem sie sich an den Arm ihrer Begleiterin klammerte, die sie zu der Sänfte zurückführte. Mein Leben ist zerstört! Gratienne, mein Vater hatte Recht, wenn er mir fluchte! Mein armes Kind ist eine Waise!

Sechster Band

1.

Genugthuung.

Der König langte glücklich am Louvre an, trat, ohne gesehen zu werden, durch die kleine westliche Pforte ein, und nach einem guten Schlaf, den er sich unter dem Schutze des königlichen Baldachins hingegeben hatte, erwachte er am andern Morgen wie gewöhnlich sehr früh, um ein ungeheures Tagewerk als Eroberer und Staatenlenker noch beim Kerzenschimmer zu beginnen.

Mehrmals hatte er schon nach dem Befinden Gabrielens und des kleinen Cäsar gefragt; die Antwort hatte gelautet, daß sich die Frau Marquise, müde und angegriffen von der Ceremonie des vorigen Tages, zeitig niedergelegt habe und noch schlummere.

Heinrich rieb sich froh lächelnd die Hände und setzte seine Arbeit mit erneueter Lust fort.

Zamet erschien sehr bald. Der König hatte Befehl gegeben, daß er alsbald vorgelassen werde, und der mit dem Gesichtsausdrucke des Monarchen sehr zufriedene Finanzmann fing damit an, sich nach den näheren Umständen seines Verschwindens zu erkundigen; Heinrich, seinerseits, erzählte in der Kürze was ihm begegnet, das glückliche Zusammentreffen mit jenem jungen Manne im benachbarten Garten, dessen Gefälligkeit und zartfühlende Zurückhaltung, und schloß damit, daß das Geheimniß seines unbesonnenen Knabenstreiches vollkommen gesichert sei, als der diensthabende Leibarzt den Thürvorhang zur Seite schob und den König benachrichtigte, daß die Frau Marquise sich beim Erwachen unwohl gefühlt habe und den König so schnell wie möglich zu

sprechen wünsche.

Heinrich stand unruhig vom Arbeitstische auf, entließ Zamet und befahl, daß Sully oder Crillon, die er früh zeitig erwartete um mit ihnen zu arbeiten, sobald sie kämen, zur Marquise nachgeschickt werden sollten.

Der Weg vom Louvre in das Hôtel der Marquise war nur ein sehr kurzer; durch mehrere Durchgänge und dem Publikum verschlossene Gäßchen konnte man, ohne gesehen zu werden, schnell dahin gelangen. Heinrich ließ sich von zwei Dienern begleiten und befand sich sehr bald bei Gabrielen.

Das junge Weib empfing den König am obern Ende der ersten Treppe stehend und mit allen Spuren lebhafter Unruhe in den reizenden Zügen.

Gratienne und einige Frauen fanden in der Nähe, um ihre Gebieterin zu unterstützen, die wie ein Rohr im Sturme zu schwanken schien.

Als der König das kummervolle Gesicht, die tiefen Schattenringe um diese schönen Augen gewahrte, eilte er noch schneller die Stufen hinan, bemächtigte sich sofort Gabrielens Hand und geleitete sie mit der rührendsten Sorgfalt in ihr Zimmer.

– Mich so zu erwarten, sprach er im Tone zarten Vorwurfes, in der Kälte – aufrecht stehend – wenn Sie leidend sind!

Sie verneigte sich ehrfurchtsvoll.

– Nicht so viele Ehrerbietung gegen mich, meine Gabriele, fuhr er fort, und mehr Aufmerksamkeit gegen sich selbst! Sie sind also leidend?

Sie gab Gratienne und ihren Frauen einen Wink, daß sie sich entfernen sollten.

– Ja, Sire, sprach sie dann, ich bin sehr leidend; das ist es aber nicht, was mich bekümmert. Ich wäre diesen Morgen schon nach dem Louvre gegangen, wenn meine kraftlosen Beine mich so weit hätten tragen können; aber, fügte sie mit mattem Lächeln hinzu, sie versagten mir den Dienst.

– Hier bin ich, meine Schöne, meine Angebetete! rief Heinrich

feurig; was haben Sie mir mitzutheilen? Oh! – wir wollen schon die frische Röthe der Gesundheit auf diese Wangen wieder zurückrufen; Glück und Gesundheit sind fast immer unzertrennbar.

– Das ist es ja eben was mich krank macht, Sire, sagte Gabriele schmachkend. Erlauben Sie mir, daß ich mich setze; lassen Sie sich dicht an meiner Seite nieder und erzeugen Sie mir die Gnade, mich ohne Unterbrechung anzuhören, denn ich bin eine schlechte Rednerin und mein armer Geist ist ganz verwirrt.

Nach diesen Worten sank sie erschöpft nieder und man sah es ihr an, welche Gewalt sie sich anthat, um ihre hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Diese Einleitung hatte den König in einige Verlegenheit gesetzt. Er breitete die Arme aus, um die theure Betrübte an sein Herz zu schließen; sie aber wich ihm aus und ergriff mit ihren eiskalten Händen die seinen.

– Aber um Gotteswillen! was ist denn nur geschehen, meine Gabriele? Fragte Heinrich, selbst erbleichend.

– Sire, sprach sie, sich fassend, ich hatte das Glück Sie zu kennen, als Sie noch um Ihre Krone kämpften, Sie erzeugten mir die Ehre mich aufzusuchen, Sie flößten mir ein Gefühl von Zärtlichkeit ein, das meine eifrigen Feinde für ehrgeizige Absicht erklärten. – Damals war Ihre Zeit zwischen dem Kriege und der Liebe getheilt, jener Liebe, auf die ich stolz war, durch die ich Ihr ganzes Herz – ich darf es sagen – besaß und beherrschte; ich hätte Sie unglücklich gemacht, wenn ich es verweigert hätte die Ihre zu werden.

– Das wäre in der That das Unglück meines Lebens gewesen! Aber Sie waren gütig und treu; Ihr freiwillig gegebenes Wort haben Sie muthig und standhaft gehalten.

– Nicht wahr, das habe ich? – Ich habe die Vorwürfe, den Zorn, den Haß meines Vaters aus Liebe zu Ihnen muthig ertragen; ich duldete es, daß der Name eines Mannes mit Verachtung gebrandmarkt ward, weil ich diesen Namen geführt; ich habe es ertragen, daß der Name d'Estrées unter diejenigen aufgezeichnet ward, die das Volk niemals ohne ein beschimpfendes Lächeln ausspricht . . .

– Mein Liebchen – Sie sind erhaben über jede Beschimpfung . . .

– Ersparen Sie sich die Mühe mich trösten zu wollen, Sire. Auf alle diese Widerwärtigkeiten hatte ich mich im Voraus gefaßt gemacht, ich hatte mich darein ergeben. Die Freundin, die Vertraute, die Gefährtin meines Königs zu sein, seine Sorgen und Mühen zu theilen, seine Leiden durch mein Lächeln zu mildern, durch mein stetes Bestreben ihm zu gefallen; das Böse, das man mir zufügte, durch Gutes zu erwidern, das war die Bahn, die ich mir selbst mit dem unerschütterlichen Vorsatze vorgezeichnet hatte, derselben niemals untreu zu werden.

– Aber wozu alle diese Worte, meine Gabriele? was soll das bedeuten?

– Es sei mir gestattet, Sire, ein wenig meine eigene Lobrednerin zu sein, sprach die junge Frau, deren Stirn sich allmählig ein wenig aufzuhellen begann; ich muß ja wohl meine Sache bei Ihnen selbst führen, da es sonst Niemand für mich thut.

– Ich verstehe Sie nicht.

– Sie werden mich sogleich verstehen, Sire, und bevor ich zur Hauptsache komme, bitte ich Sie zu bemerken, daß ich mich nicht ereifere, mich über Niemand beschwere. Man hat mir wohl gesagt, daß Ihr Religionswechsel, den ich so eitel war mir als ein kleines Verdienst anrechnen zu wollen, schon beschlossen gewesen sei, bevor ich Sie noch darum gebeten, und daß ich, als ich mich Ihnen zum Lohne für dies Opfer hingab, die Betrogene gewesen sei; allein ich bin stolz darauf, nur von meinem eigenen Herzen betrogen worden zu sein, und niemals habe ich Sie mit Klagen oder Vorwürfen dar über behelligt. Meine Augen blieben heiter und strahlten nur Liebe für Sie, nie war ich übler Laune gegen Sie, nie habe ich Sie gequält, war Ihnen nur stets eine gefällige, sanfte Gesellschafterin, – nicht wahr; Sire?

– Wohl wahr, und Sie erschrecken mich jetzt um so mehr durch Ihren Trübsinn! rief der König, der sich durch diesen Vorwurf, sich seines Religionswechsels als einer List um Gabrielen zu besiegen bedient zu haben, in seinem Gewissen getroffen fühlte; aber ohne Zweifel sagen Sie mir alles das nur, um nun auf einen ernstlichen

Vorwurf überzugehen!

– Ja, Sire; so hören Sie ihn denn. Trotz aller Hoffnung, die ich hegte, mir durch mein Benehmen Ihre Zuneigung zu erhalten, muß ich nun sehen, daß ich Sie verliere. Sie hintergehen mich.

– Ich?

– Ja, Sire, und das ist übel von Ihnen gehandelt. Ich hege weder Mißtrauen noch Eifersucht, ich glaube an. Alles, was Sie mir sagen. Wie ein treuer Hund, schöpfe ich jede meiner Empfindungen aus Ihren Augen, ich bin traurig, wenn ich Sie traurig sehe, ich bin heiter, wenn Sie heiter sind, ich bin ganz und stets die Ihre, und hatte demnach ein Recht, die gleiche Zuneigung von Ihnen zu fordern.

– Aber, Gabriele, Sie besitzen ja doch meine ganze Liebe, sprach Heinrich etwas ängstlich werdend.

– Nein, Sire.

– Ich schwöre Ihnen . . .

– Schwören Sie nicht. Es ist des Königs unwürdig, sich bis zur Lüge zu erniedrigen. Ich bin Ew. Majestät untertänige Dienerin und es ist nicht mehr wie billig, daß ich ganz allein beide, wenn Wolken unsern Freudenhimmel verdunkeln. Der König handelt nach seinem Willen und Gefallen. Selbst eine Launen müssen aller Welt heilig sein, und mir vor allen andern. Ich kenne meine Pflicht zu gut, um mir gegen meinen Herrn und Gebieter einen Vorwurf zu erlauben, und Gott ist mein Zeuge, daß meine Lippen nichts von dem verschweigen, was in meinem Herzen vorgeht.

– Aber woher kommen Ihnen nur diese trüben Einbildungen?

– Die Wahrheit ist keine Einbildung, Sire.

– So lassen Sie mich wenigstens diese sogenannte Wahrheit hören, damit wir gemeinschaftlich untersuchen, ob sie nicht am Ende nur eine Einbildung ist.

– Gern will ich es, da Sie mir diese Gnade gestatten. Gestern, Sire, haben Sie sich zeitig in Ihre Zimmer zurückgezogen?

– Nun ja, wie Sie gesehen haben.

– Und haben sich zu Bett gelegt?

– Unmittelbar nachher.

– Ganz recht, sind aber sehr bald wieder aufgestanden, denn eine Stunde später verließen Ew. Maj. das Louvre.

Der König saß wie auf Nadeln.

– Wer sagt das? murmelte er.

– Ew. Majestät hatten ein Rendezvous außerhalb des Louvre, in Zamets Hause.

– Marquise . . .

– Bei dem Sie sich pünktlich und getreu eingestellt haben.

– Ach, Sire, leugnen Sie es nicht, ich beschwöre Sie darum !

– So muß ich Ihnen denn Alles sagen. Nun ja, ich hatte mit Zamet über verschiedene wichtige Geschäfte zu sprechen.

– Ew. Majestät haben ein sanftes, mitleidsvolles Herz; Sie wollen mich noch schonen, mich armes, schwaches Weib, und ich empfinde darum nur noch lebhafter den Kummer, dieses großmüthige Herz verloren zu haben.

– Sie irren; nichts haben Sie verloren, meine süße Gabriele!

– Ew. Majestät haben, bei Zamet eine Frau aufgesucht . . .

– Wer kann das sagen?

– Statt wieder heimzukehren, sind Ew. Majestät aus Zamets Haus schnell durch ein anderes geschlichen . . .

– Man spürt mir also nach! rief der König, halb erzürnt, halb verlegen, ertappt worden zu sein.

– Gott möge Jeden davor bewahren! warf Gabriele rasch ein. Ist dies aber die Wahrheit oder nicht? –

– Wer hat es Ihnen hinterbracht, Madame?

– Oh! – eine wohl unterrichtete Person.

– Nur eine einzige konnte wissen . . .

– Und diese eben war es, sprach Gabriele, die um nichts in der Welt wissen lassen wollte, daß sie selbst die Lauscherin gewesen.

– Ein junger Mensch – nicht wahr? fragte Heinrich mit unterdrücktem Zorn.

– Nehmen wir an, daß es ein junger Mensch gewesen sei, erwiderte Gabriele, einer weiteren Erklärung, aus Furcht sich zu

verrathen, ausweichend.

– Das ist eine schändliche Verrätherei! rief der König.

– Sire, wenn hier von Verrath die Rede sein kann, so waren Sie es allein, der an mir zum Verräther geworden ist, was ich nicht verdient habe. Sie haben mein armes Herz, das bei dem bloßen Gedanken an Sie vor Liebe und Vertrauen überfloß, gebrochen. Sie haben mehr gethan als mich bloß hintergangen, Sire, Sie haben meine Lebensruhe für immer zerstört . . . was sage ich? mein Gewissen belastet!

– Wie? rief der König, mit Verlegenheit, Zorn und Schmerz zugleich kämpfend, Ihr Gewissen?

– Ja, Sire, mein Gewissen: Sie müssen sich verbergen, um mich zu täuschen – als ob ich Ihren Schritten nachspürte! – Sie schleichen sich allein aus dem Louvre, Sie laufen allein, ohne Schutz, ohne Vertheidigung, durch dieses finstere Paris, wo so viele Feinde lauern, die Sie verderben wollen, das von Mördern wimmelt! Ja, Sire, Sie setzen. Ihr Leben in Gefahr, und um meinetwillen, weil Sie sich selbst meiner treuen Wachsamkeit und Fürsorge entzogen haben; Sie geben Ihr kostbares Leben der Gnade eines jeden Banditen Preis, der Ihnen, um eine volle Börse zu erbeuten, das Herz durchbohren kann, dies königliche Herz, durch welches ganz Frankreich athmet!

Als Gabriele so sprach, war ihr Schmerz ein wahrer, unverstellter, der sich in Thränen und Schluchzen Luft machte, und fast sterbend sank sie in die Kissen ihres Armstuhles zurück.

– Ha! elender Angeber und Verräther! grollte Heinrich vor sich hin; ich erkenne sogar seine schönen Worte wieder! – Gabriele! mein Leben, meine Seele, mein Alles! Komm wieder zu Dir! Gabriele, vergieb mir!

Gabriele konnte nicht sprechen; der Schmerz überwältigte sie und raubte ihr die Sprache; sie hatte nur Thränen statt der Worte.

Der König warf sich vor ihr auf die Knie nieder, umschlang sie mit seinen Armen, und versuchte ihre vor Fieberfrost zitternden Hände durch eine glühenden Küsse zu erwärmen.

– Willst Du daß ich vor Reue und Scham sterben soll! rief er. Ich

bekenne mich schuldig, ich klage mich des Verrathes an Deinem Herzen an, ich flehe um Deine Vergebung! Eine thörichte Eitelkeit riß mich hin. Ich bin ein wahnsinniger Thor, ein feiges Herz; ich lasse mich von Allem verblenden, von einem flehenden Auge, einem versprechenden Blick. Ja, ja, es ist eine kindische Eitelkeit, kaum würdig eines leichtsinnigen Jünglings. Aber wenn Du auf dem Grunde meines Herzens lesen könntest! Wenn Du wüßtest wie ich Dich liebe! Giebt es denn einen sanftern, heiterern Engel als Dich, der meiner ganzen Liebe würdiger wäre? Glaube mir, Gabriele, Du allein besitzt mein volles Herz; meine Sinne, meine thörichte Einbildung konnte sich vielleicht verirren, aber ich schwöre Dir, daß mein Herz nie davon berührt worden ist. Gabriele ! mein Leben! komm wieder zu Dir, höre mich!

– Ach, Sire! wie gut sind Sie! Aber der Streich hat mich zu tief getroffen.

– Du wirst vergessen – ich selbst denke nicht mehr daran!

– Die Wunde wird nie wieder heilen.

– Unmöglich, Gabriele; ich habe nicht einmal eine strafbare Absicht gegen Dich gehegt. Wie ein Thor lief ich fort, ohne Ziel, irgend einer einfältigen Laune nach; nicht einen bösen Gedanken gegen Dich habe ich mir vorzuwerfen.

– Hören Sie mich, Sire: ein jedes andere Weib als ich würde Ihnen danken, Ihnen sagen, daß es Ihnen glaubt und verzeiht; aber meine Liebe ist zu wahr und aufrichtig, um meinen unheilbaren Schmerz zu verhehlen.

– Unheilbar?

– Ja, Sire; was Sie nur aus Laune, ohne Ziel, ohne Ueberlegung gethan zu haben meinen, darin sind Sie nur Ihrer Natur gefolgt, Sire, und ein großer König, den so riesenhafte Pläne beschäftigen, kann sich nicht wie ein gewöhnlicher Mensch bemühen, seine Natur zu ändern. Zudem sind Sie, wie ich Ihnen gesagt habe, Herr und Gebieter, und nichts auf dieser Erde darf Sie an der Vollziehung Ihres Willens hindern. Sie versprechen mir vielleicht heute sich zu bessern, Sie haben auch den guten Willen dazu, Sie versuchen es vielleicht sogar, aber morgen, wenn Sie sehen, um wieviel das Opfer

größer ist als der Gewinn, dann werden Sie wie der in dieselbe Untreue zurückverfallen, dieselben toll kühnen Wagnisse unternehmen, die mich tödten und Sie selbst der größten Gefahr aussetzen, und darum giebt es keinen Trost, keine Heilung für mich!

– Und was folgern Sie denn aus allen dem, Gabriele? rief der König, bewegt von dieser Beharrlichkeit eines sonst so nachgebenden und versöhnlichen Herzens. Wollen Sie mich gebessert sehen, so geben Sie mir auch die Mittel dazu an.

– Ich habe es bereits gefunden, Sire, entgegnete das junge Weib in dumpfer Verzweiflung; überlassen Sie die Arme, die Sie nicht mehr lieben, dem Dunkel der Vergessenheit, entsagen Sie fortan jedem Zwange, allen Heimlichkeiten – Sie müssen mich verlassen, Sire!

– Sprechen Sie im Ernst, Gabriele? fragte Heinrich mit bebender Stimme.

– Spricht mein bleiches Antlitz, sprechen die Thränen, die der Schmerz meinem Herzen erpreßt, nicht die Festigkeit meines Entschlusses aus?

– Du wolltest, Du könntest mich verlassen?

– Ich bin unwiderruflich entschlossen, und morgen werde ich mich ohne Aufsehen, ohne Geräusch, ja ohne eine Klage laut werden zu lassen, mit meinen Sohne einstweilen nach Monceaux zurückziehen, bis ich einen sichern, selbst Ihnen unzugänglichen Zufluchtsort gefunden haben werde.

Der König war so bestürzt, daß er lange keine Worte finden konnte; außer sich lief er im Zimmer auf und ab.

– So haben Sie mich also niemals geliebt! rief er endlich.

– Ich habe es Ihnen wohl nicht bewiesen, Sire! schluchzte Gabriele.

– Ein Weib, das selbst die Zusicherung meiner Treue von sich weist!

– Wer das Herz besitzt, bedarf keiner Bürgschaften, und wer Bürgschaften begehrt, hegt kein Vertrauen; wer aber kein Vertrauen mehr hegt, kann der wohl noch lieben? Dringen Sie weiter nicht in

mich, theurer Sire; machen Sie wieder Gebrauch von Ihrem Rechte, seien Sie frei.

– Sie weinen, Gabriele!

– Und doch sehen Sie nur die Hälfte meiner Thränen.

In diesem Augenblicke hörte man im benachbarten Zimmer das schwache Geschrei des kleinen Cäsar. Gabriele erhob sich und schwankte nach der Thür, um ihren Sohn zu beruhigen; aber Heinrich kam ihr zuvor, öffnete die Thür, eilte an die Wiege, in welcher das Kind seiner Liebe lieblich und munter lag, beugte sich über dasselbe und küßte es mit Thränen in den Augen.

Das Kind streckte seine kleinen rosigen Händchen aus und wühlte in dem grauen Barte des gutmüthigen Königs.

Gabriele mußte sich von diesem rührenden Schauspiel abwenden, und ihr Gesicht in den Vorhängen verbergen, um ihre Fassung zu bewahren.

Da erschien Sully auf der Thürschwelle.

Heinrich richtete sich mit noch immer thränendem Auge auf. Sein Herz erlag der Rührung. Er kehrte zu Gabriele zurück, die bebend in den Armstuhl gesunken war und das Gesicht in den Kissen barg, um ihr Schluchzen zu ersticken.

– Vergeben Sie mir? fragte Heinrich sanft, ihr seine Hand hinreichend.

– Sie sehen, Sire, welche Mühe ich mir gebe, stammelte sie, und daß mir das Herz darüber bricht.

– So leben Sie denn wohl! preßte der König kaum hörbar hervor.

Und mit ausbrechenden Thränen stürzte er aus dem Zimmer.

Im Vestibule hörte man ihn mit verhaltenem Zorn zwischen den Zähnen murmeln:

– Jener junge Mensch ist an allem schuld! Der Feige! der Verräther! – und ich hatte ihm die Hand gedrückt!

– Aber, *Ventre-saint-gris*! ich werde mich rächen! . . .

Sully empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung bei Gabriele, und folgte dann einem Gebieter.

2.

Eine gewonnene Schlacht.

Henriette war mit Wuth und Ingrimm im Herzen in ihr Zimmer zurückgekehrt. Stumm und in sich verschlossen, hatte sie Herr von Entragues, der neben ihr herging und sich unterwegs in Ausflüchten und Entschuldigungen erschöpfte, die sie kaum beachtete, vollkommen durch das Uebergewicht ihrer böartigen Natur beherrscht. Seit dem sie die schmachvollen Berechnungskünste des Grafen durchschaut hatte, empfand sie weder Furcht noch Achtung mehr vor ihm. Er war ihr nur noch ein gewöhnliches Werkzeug, und da das Werkzeug bei dieser Gelegenheit schlecht gedient und sich als unbrauchbar erwiesen, so strafte sie es mit Verachtung.

Der erbärmliche Vater beugte sein Haupt und nahm die neue Demüthigung mit schweigender Ergebung hin.

Henriette legte sich zu Bett; allein sie konnte nicht einschlafen. Schon hatte dieses noch halbe Kind die durch Gewissensbisse erzeugte Schlaflosigkeit kennen lernen; sie sollte auch noch den Schmerz des vereitelten Ehrgeizes erfahren.

Sie empfahl ihrem Kammermädchen, einem ihr treu ergebenen Geschöpfe, wie es eine solche zu Intriguen geneigte Person eben brauchen konnte, ihr jede Neuigkeit, jedes Gerücht, welcher Art es auch sei, unverzüglich zu hinterbringen. Sie konnte es sich nicht denken, daß ein so galanter Cavalier wie der König sie nicht für alles, was sie um seinetwillen erduldet, entschädigen sollte. Sie hatte eine zu hohe Meinung von sich selbst, um nicht irgend einen neuen Hoffnungsstrahl, ein Zeichen der Reue von Sr. Majestät zu erwarten. Die Könige sind mächtig, erfinderisch in Hilfsmitteln zur Erreichung ihrer Wünsche, entweder durch sich selbst, oder durch ihre Diener. Und das Haus der Entragues war ja weder einem zärtlichen Briefchen noch selbst dem Besuche irgend eines

Liebesboten verschlossen.

Allein die ganze Nacht verging, und weder das eine noch das andere erschien. Henriettens ganzer Gewinn war und blieb eine schlaflose Nacht, dann und wann nur von kurzen flüchtigen Träumen unterbrochen, jenen unheilverkündenden Wölkchen gleich, die auf dem dunkeln Hintergrunde eines Gewitterhimmels daher ziehen.

Sie lag noch im Bett, als ihr Vater am andern Morgen in ihr Zimmer trat. Er nahm sich einen Stuhl und setzte sich dicht an Henriettens Kopfkissen. Sein Gesicht hatte jetzt den demüthigen Ausdruck vom vorigen Abend verloren; er trug die Stirn wieder höher und freier; es war fast ein Schimmer von Zorn, von erwachter Energie darauf zu lesen, als ob ihm über Nacht guter Rath gekommen sei.

Henriette, die sich darauf vorbereitet hatte, ihre Klagerolle fortzuspielen, errieth sofort, daß sie klüger thun würde, erst abzuwarten, was nun kommen werde, bevor sie sich ihrer Heftigkeit hingäbe. Sie lauschte also mit offenem Ohre.

Endlich hob Herr von Entragues im feierlichen Tone an:

– Sie hatten mich über den Zweck Ihres Besuches bei Herrn Zamet hinreichend aufgeklärt, meine Tochter. Das Horoscop war nur ein mehr oder weniger geschickt erfundener Vorwand, durch den ich mich keineswegs habe täuschen lassen; denn um ein Horoscop zu erfahren, braucht ein junges Mädchen sich nicht durch zweideutige Schritte zu compromittieren, durch die Straßen zu laufen, sich der Gefahr auszusetzen, beschimpft zu werden und zu Scandalen Veranlassung zu geben.

– Aber ich bitte Sie, mir vor allen Dingen zu sagen, was denn so Entsetzliches geschehen ist?, unterbrach ihn Henriette, gereizt durch diesen strengen Ton. Was hätte ich denn thun sollen?

– Das was ich gethan habe, Mademoiselle; man schreibt Herrn Zamet, man ersucht ihn seine Wahrsagerin in die Wohnung des Herrn Grafen von Entragues zu schicken, denn da diese Art Weiber sich für ihre Dienste bezahlen lassen, so hat man als Bezahlender auch das Recht, sie ruhig in seiner Wohnung zu erwarten.

– Sie haben an Herrn Zamet geschrieben?

– Ja, Mademoiselle.

– Daß er Leonora schicken solle?

– Ja, Mademoiselle. Der Herr Graf von Auvergne, Ihr Bruder, dem ich Ihren unbesonnenen Streich erzählt habe, und zwar, wie ich gestehen muß, mit Zittern und Zagen, hat mit seinem vollkommenen Takte sofort erkannt, daß dies ein für Ihren Ruf nachtheiliges Gerede veranlassen würde, und um dies Gerede durch ein anderes zu ersticken, hat er mich aufgefordert, die Wahrsagerin zu uns kommen zu lassen, so daß nur wenige Leute sich versucht fühlen werden, Ihnen aus dem, was in Gegenwart Ihres Vaters und Ihres Bruders geschehen ist, einen Vorwurf zu machen.

– Was hat meine Mutter gesagt? fragte Henriette lebhaft.

– Ihre Frau Mutter weiß, Gott sei Dank! noch nichts davon! Ich habe Ihren Herrn Bruder gebeten, sich mit derselben Gelegenheit nach dem Louvre zu verfügen, und sich, theils durch die Höflinge, theils durch den König selbst, möglichst genaue Kenntniß von allen über diese Nacht etwa umlaufenden Gerüchten zu verschaffen. Die üblen Folgen Ihrer Unvorsichtigkeit werden dem nach bemäntelt werden, und Sie werden sich nur noch Ihren Mangel an Vertrauen zu mir vorzuwerfen haben, der bei längerer Fortdauer Sie für immer zu Grunde richten könnte. Ein junges Mädchen, so begabt es auch sein möge, besitzt nicht die Reife des Geistes, um alle seine Pläne und Combinationen so präcis zu berechnen; es läuft blindlings auf ein glänzendes, oft aber nur trügerisches und falsches Ziel los, während es, wenn es auf den guten Rath eines erfahrenen Führers hört, nicht so leicht das Scheitern seiner Pläne zu befürchten hat.

Diese so abscheuliche, und mit solcher Salbung vor getragene Moral war dem jungen Wesen ein deutlicher Fingerzeig. Henriette fühlte recht wohl, daß Vater Enragues nur darnach strebte, seine frühere Herrschaft und Autorität wieder über sie zu erlangen, aber sie erkannte auch zugleich ihre eigene Schwäche, und wie wenig sie noch für schwierige Unternehmungen gereift sei; sie hütete sich daher wohl, die dargebotene Hand zurückzuweisen, die ihr für ihren Feldzugsplan einen brauchbaren Verbündeten sicherte.

– Ich bin weit davon entfernt, sprach sie, Ihren guten

Rathschlägen mein Ohr zu verschließen, mein Herr; allein bis jetzt hatten Sie mich noch nicht damit beehrt. Sie also waren es, der Mißtrauen gegen mich hegte. Man hat eine heftige Liebe zu irgend Jemand in mir zu er regen gesucht, Hoffnungen in mir erweckt – und dann hat man mich mir selbst überlassen. Das ist das Ganze.

– Der Weg, den Sie gehen, oder vielmehr den wir gehen, ist ein schwieriger und gefahrvoller. Die Person, die Sie lieben, ist nicht frei, sondern gefesselt, und zwar durch ihren eigenen Willen gefesselt – hier liegt das Hinderniß! – Wenn Sie zu heftig beharren, werden Sie auf Nebenbuhlerschaften stoßen, die Sie stürzen können – dies ist die Gefahr!

– Oh! – rief die stolze Schöne mit verachtendem Lächeln, diese Hindernisse und Gefahren sind so gering, daß nur kleinemüthige Herzen davor zurückschrecken können. Aber ich! – – Die bewußte Person ist nicht frei, sagen Sie? Nun ja, aber nur weil man sie gefesselt hat, und sie wird sich eben so gut von Andern fesseln lassen, die Muth und Geschick genug dazu haben. Wir wollen es darauf wagen. Und was die Nebenbuhlerschaft betrifft, so erlauben Sie mir darüber zu lachen. So gering auch meine persönlichen Vorzüge sein mögen, bin ich mir einem derselben doch hinreichend bewußt. Es handelt sich hier nur darum, wer den Vorzug erringt, und dies kann sich wiederum nur aus dem Vergleiche ergeben. Ich war eben auf dem besten Wege, eine solche Vergleichung herbeizuführen, als Sie mich aufhielten. Ich wollte versuchen, ob Geist, Lebhaftigkeit der Leidenschaft, feurige Erwiederung, unterstützt von einigen physischen Reizen, wohl im Stande sein würden, es mit stumpfsinnigem Schmachten, mit bloßer Sanftmuth siegreich aufzunehmen, wenn letztere von einer gewissen Schönheit unterstützt wird, die Einige blond, Andere goldig nennen, ich aber nenne sie fade. Eine innere Stimme sagte mir, daß die *bewußte Person* schon im Begriffe stand, meine Meinung in Betreff jener faden Schönheit zu theilen, als mein angeblicher Verbündeter plötzlich über mich herfiel, und alles wieder in Verwirrung brachte. Und jetzt sagt man mir, daß es mir an Reife des Geistes gebreche – ich denke das Gegentheil! – daß ich nicht zu combiniren verstehe –

das läugne ich!

– Das führt uns nur schnurgerade auf die Erklärung zurück, versetzte Herr von Entragues, ohne sich aus seinem Gleichmuth bringen zu lassen, die gestern stattgefunden hat. Auch ich möchte mich nicht von Ihnen eines Fehltrittes beschuldigen lassen, den ich nicht begangen habe, aber sehr leicht hätte begehen können; ich wollte Sie bewachen, Sie verhindern in eine Schlinge zu fallen, ich hatte Sie unter Ihrer Maske leicht aufgespürt, ich folgte ohne Mühe Ihrer Unterredung, jedem Ihrer Schritte, und wenn ich geschrien, die Thüren gesprengt, einen ärgerlichen Auftritt veranlaßt, so hatte ich meine guten Gründe dazu. Wollen Sie sie kennen lernen? – Wohlan, lesen Sie.

Und bei diesen letzten Worten warf Herr von Entragues ein Billetchen auf das Bett, das Henriette schnell entfaltete und mit glühenden Blicken überflog. Es lautete:

»Mein Herr, Ihre Tochter Henriette hat ihre Wohnung verlassen und ist zu einem Rendezvous mit dem König zu Herrn Zamet gegangen. Vielleicht hat sie Lust, Ihre Familie durch einen königlichen Beigeschmack, nach Art ihrer Mutter, zu illustrieren; vielleicht schließen Sie absichtlich die Augen zu diesem edlen Plane. Ich aber habe weniger Nachsicht und erkläre Ihnen, daß ich, wenn Sie sie nicht schleunig von dem Abgrunde zurückreißen, Ihre väterliche Gefälligkeit dem ganzen Hofe bekannt machen werde. Also – erheben Sie so viel Lärmen als möglich, sonst thue ich es.«

»Ein Freund.«

Bestürzt ließ Henriette das Blatt fallen.

– Beliebt es Ihnen mir nun zu sagen, was Sie an meiner Stelle gethan haben würden? fuhr der Vater ruhig fort.

– Wer ist der nichtswürdige Angeber, der mich so verfolgt? rief Henriette.

– Das nicht thun, was ich gethan habe, sprach Herr von Entragues weiter, hieß unsere Familie öffentlich entehren. Sehen Sie das ein?

– Ha! schrie Henriette in höchster Wuth, das Blatt wieder anstarrend, wessen ist diese Handschrift?

Während dem hatte sich die Thüre geöffnet und Marie Touchet, schon bepfastert, geschminkt und mit allen jugendlichen Schönheitsmittelchen aufgetakelt, näherte sich majestätisch dem Bette ihrer Tochter.

Bei ihrem Anblicke erhob sich Herr von Entragues galant; Henriette wollte den Brief verbergen, aber ihre Mutter verhinderte es durch eine gebietende Handbewegung.

– Ich weiß Alles, sprach sie gelassen; mein Sohn hat mir den Vorfall sogleich berichtet.

– Und – Sie kennen auch diesen Brief? fragte Henriette mit einem Blick des Einverständnisses auf ihre Mitschuldige, durch den sie diese zur genaueren Prüfung der Handschrift aufforderte.

– Auch diesen Brief, meine Tochter.

– Bevor Herr von Auvergne sich zum König begeben, hat er mich, wie gewöhnlich, um meinen Rath befragt, welchen Entschluß er fassen solle.

– Und was haben Sie beschlossen? fragte Herr von Entragues, dem diese feierliche Sicherheit seiner Gemahlin stets wider Willen imponierte. Denn dieser Brief ging augenscheinlich von einem Feinde aus, um irgend eine Rache auszuüben. Ich errathe hier etwas, wie eine Folge irgend einer Intrigue.

Henriette erbleichte.

– Sie urtheilen ganz richtig, unterbrach Marie Touchet ihren Gemahl; es ist ein Feind, es ist eine Rache, und darum hielt ich es für nothwendig, daß Herr von Auvergne der betreffenden Person sogleich diesen Morgen einen Besuch abstatte.

– Wem, Madame?

– Das ist ziemlich leicht zu errathen. Suche, wem daran gelegen sein kann, lautet die Klugheitsregel. Wem kann nun daran gelegen sein, die Person des Königs zu bewachen ?

– Der Marquise von Monceaux! rief Herr von Entragues aus.

– Getroffen.

– Sie haben Recht, daran hatte ich nicht gedacht.

– Es ist wahr, murmelte Henriette, ebenfalls durch die Ruhe ihrer

Mutter getäuscht; ja sie allein hat ein Interesse dabei, mich zu beseitigen.

– Weiß sie –?

– Alles.

– Sie hatte also Verdacht?

– Fragen Sie nur Henrietten, mit welchem grimmigen Gesicht sie uns begegnete, als wir sie bei den Stiftsherren der Congregation der h. Genovefa trafen.

– Als sie den König dahin brachte, unsere Gastfreundschaft auszuschlagen, fügte Henriette hinzu.

– Es ist möglich, sprach der Graf nachdenkend; sie hat ihre Spione. In diesem Falle wäre die Sache ernsthaft.

– Darum eben habe ich meinen Sohn zu ihr gesendet; er wird zugleich den König sehen und uns berichten, welche Wirkung die Sache auf beiden Seiten gehabt hat. Habe ich nicht recht?

Herr von Entragues verbeugte sich bejahend.

– Der Graf von Auvergne, fuhr Marie Touchet fort, hat mich auch von Ihrem Wunsche benachrichtigt, die Wahrsagerin hier bei sich sehen zu wollen. Ich billige es. Empfangen Sie sie selbst, mein Herr. Sie verstehen das Italienische, glaube ich?

– Sie haben mich selbst darin unterrichtet, Madame.

– Nun wohl; sobald die Italienerin kommt, schicken Sie sie zu meiner Tochter in meiner Gegenwart, und so, daß alle unsere Leute sehen, daß wir kein Geheimniß daraus machen. Und dann, sollte ein Bote meines Sohnes kommen, so soll man mich benachrichtigen und ihn ein lassen.

Der gefällige Gemahl verbeugte sich abermals und verließ das Zimmer.

Kaum aber war er hinaus, als Marie Touchet plötzlich ihre sichere Haltung ein wenig verlor, sich genau über zeugte, daß Niemand an den Thüren horche, und sich dann dicht an das Bett ihrer Tochter setzte.

– Ich hoffe, sprach sie leise, daß Sie sich durch die Sicherheit, mit der ich zu Ihrem Vater sprach, nicht haben täuschen lassen?

Henriette blickte sie mit starren Augen an.

– Und eben so wenig, fuhr Marie Touchet fort, werden Sie glauben, daß dieser Brief von Gabriele d'Estrées komme?

– Aber von wem denn sonst? flüsterte Henriette beklommen.

– Er ist furchtbar dieser Brief, Mademoiselle.

– Freilich, meine Mutter!

– Er ist von einem Todfeinde; er verheißt uns eine unerbittliche Rache, er verkündet einen unbekanntem, unsichtbaren Spion, der hier im Hause lebt, der jeden Ihrer Schritte kennt, so zu sagen Ihre geheimsten Gedanken weiß.

– O mein Gott!

– Wissen Sie denn gar keinen Menschen, der solchen tödtlichen Haß auf Sie geworfen hat? Suchen Sie in Ihrer Vergangenheit, Henriette, in Ihrer bereits sehr blutigen und dunkeln Vergangenheit.

– Mutter!

– Denken Sie wohl nach, sage ich Ihnen.

Henriette lenkte den Kopf und starrte düster vor sich hin; der Ausdruck ihrer Augen verrieth das Entsetzen der vor ihrem Gewissen auftauchenden blutigen Gespenster.

– Finden Sie gar nichts? fuhr Marie Touchet nach einer schauervollen Pause fort. Nun dann, so werde ich Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen: jener verwundete junge Mann !

– O nein, nein, meine Mutter! er ist zu großmüthig, um diese schändlichen Zeilen geschrieben zu haben! rief Henriette lebhaft, so unwillkührlich dem edeln Charakter ihres Schlachtopfers den Tribut der Hochachtung zollend. Zudem ist er ja verschwunden, weit fort von hier, auf immer.

– Nun denn, wenn er es nicht ist, warum sollte dann nicht –

– Jener Andere, den Sie meinen, Madame, würde allerdings einer so feigen Drohung fähig sein, aber zum Glücke ist er todt.

– Dann müssen meine Sinne sich verwirrt haben, Mademoiselle; denn nicht länger wie gestern, als ich gegen Abend heimkehrte, glaubte ich die Gestalt dieses Unglücklichen wie einen Schatten an mir vorüberschweben gesehen zu haben.

– Vergessen Sie nicht, Madame, daß er sich blindlings der Parthei der Herzogin von Montpensier hingeben hatte. Sie hatte ihn zu ihrem Sekretär ernannt, Herr von Brissac hat es uns gesagt, und an dem Tage wo der König in Paris einzog, befand er sich mit allen jenen Spaniern, die der furchtbare Crillon niedergemetzelt und in den Fluß geworfen hat, in dem hölzernen Thurme des neuen Thores.

– Das weiß ich sehr wohl, aber –

– Wäre er dennoch mit dem Leben davon gekommen, so würde es uns nicht lange unbekannt geblieben sein, Madame. Der gehört nicht zu denen, die sich so leicht in Vergessenheit kommen lassen.

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als das Kammermädchen durch den Thürvorhang meldete, daß der Herr Graf von Auvergne so eben ins Haus getreten sei.

Marie Touchet erhob sich von ihrem Stuhle. Henriette zog die Bettvorhänge zu, fand rasch auf, warf im Augenblick einen Schlafrock über, und als der Graf von Auvergne, gefolgt von dem Herrn von Entragues, in's Zimmer trat, befand sie sich bereits an der Seite ihrer Mutter.

– Nun ? rief Marie Touchet den Eintretenden entgegen.

– Nun, meine Damen, große Ereignisse ! Der ganze Hof ist in größter Aufregung.

– Was ist denn geschehen? riefen Mutter und Tochter.

– Der König verläßt die Frau Marquise.

– Ist es möglich?

– Es hat großes Lärmen, Thränen gesetzt. Man weiß nicht, wer befohlen, wer gehorcht hat; man weiß nur, daß der König sich in seinen Zimmern abgesperrt hat, und die Marquise in den ihren, und daß die Befehle ertheilt hat, daß ihre Equipagen und ihr ganzer Hausstand morgen nach Monceaux aufbrechen sollen. So viel ist wenigstens unzweifelhaft.

Henriette und ihre Mutter warfen sich freudig triumphierende Blicke zu.

– Ich bitte, fügen Sie noch die andern Commentare hinzu, sprach

Herr von Entragues.

– So hören Sie denn die Commentare: der König hat eine neue Liebe im Kopfe; irgend ein treuer Freund hat dabei geholfen. Es soll ein Rendezvous stattgefunden haben, das die Marquise hat hintertreiben wollen, der König ist in Zorn gerathen, – ich wiederhole nur, was man mir erzählt hat, wie Sie begreifen werden, – die Marquise nicht minder; es hat einen fürchterlichen Auftritt zwischen Beiden gegeben.

– Nun, und? rief Henriette in höchster Spannung.

– Nun, und? Das Uebrige erklärt sich von selbst: Herr Rosny hat mit seinen guten Rathschlägen nachgeholfen; er ist der erklärte Gegner der Marquise. Man behauptet, daß der König eine Geliebte seinem Minister geopfert habe. So viel ist jedoch gewiß, daß alle Welt im Louvre im Dunkeln schwebt, nichtsdestoweniger aber bereit ist, beim ersten Lichtstrahl Parthei für die eine oder andere Seite zu nehmen, je nachdem das Zünglein der Wage sich neigen wird.

– Und nennt man irgend Jemand in Bezug auf jenes Rendezvous? fragte Herr von Entragues bedächtig

– Je nun –

– In Bezug auf jene neue Liebe des Königs? fügte Henriette hinzu.

– Je nun –

– So spielen Sie doch nicht den Geheimnißvollen, mein Herr Bruder!

– Setzen Sie uns von Allem in Kenntniß, mein Sohn.

– Wir bitten um ein wenig Vertrauen, Herr Graf, schloß Herr von Entragues die Aufforderungen der Damen.

– Nun denn, ja – man nennt allerdings – aber nur leise –

– Man nennt also doch! rief Herr von Entragues mit triumphierenden Blicken. Nur möge man um's Himmelswillen nicht zu früh nennen! fügte er etwas klein laut hinzu.

– Und welche Rolle theilt man Herrn Zamet bei diesem wichtigen Rendezvous zu? fragte Henriette.

– Man sagt, daß das Rendezvous bei ihm stattgefunden habe.

– Aber der König, sagen Sie, hat sich eingeschlossen? warf Marie

Touchet ein; das zeigt an, daß er Kummer hat.

– Ganz gewiß; man darf es sich nicht verhehlen, daß der König in der That Kummer hat.

– Henriette runzelte die Stirn.

– Das ist nur ein Beweis seines edeln, eines vortrefflichen Herzens! rief Herr von Entragues; und dieser Kummer gereicht dem würdigen Fürsten um so mehr zur Ehre!

– Sie ist übrigens noch nicht fort, murmelte Marie Touchet.

– Was wäre jetzt zunächst zu thun? fragte Henriette. Ich glaube, mir müssen vor allen Dingen Herrn Zamet sehn.

– Vorsicht! Vorsicht! mahnte Herr von Entragues.

– Alles wäre gewonnen, rief Marie Touchet, entschlossen, wenn es gelänge, den König auf vierundzwanzig Stunden zu entfernen, während welcher eine Versöhnung unmöglich wäre.

– Wie, wenn man die Wahrsagerin darum befragte? sprach Herr von Entragues. Das wäre zugleich ein passender Behelf, Herrn Zamet zu sehen und sich mit ihm zu berathen.

– Ich meinte sie diesen Morgen erwarten zu können, sagte Henriette leise.

– Sie begreifen, daß Zamet in diesem Augenblicke Alles daran gelegen sein muß, sich in keiner Weise offen zu compromittieren, warf der Graf von Auvergne ein. Gehen wir Beide, Herr von Entragues und ich, sogleich zu ihm, wie um ihn für die Erklärungen, welche er gestern ertheilt hat, zu danken, und ihn zugleich um strenges Stillschweigen über die Vorfälle des gestrigen Abends zu bitten. Es wäre nicht unmöglich, daß Zamet irgend ein Mittel wüßte, den König so lange von Paris entfernt zu halten, bis die Marquise abgereist wäre.

– Und vergeffen wir nicht, sagte Henriette, daß er selbst gestern Abend bemerkte, daß *Leonora* Horoscop das Wort *Krone* bedeute!

– So gehen Sie denn, meine Herren, nahm Marie Touchet das Wort, und bringen Sie uns gute Nachrichten. Während dem wird Henriette sich völlig ankleiden, um für alle Ereignisse bereit zu sein.

Der Graf von Auvergne und Herr von Entragues hatten sich

entfernt und die beiden Frauen hatten in ihrem Siegesjubel ganz vergessen, daß der Anschein sehr oft trügt. Das ganze Haus war noch in Aufregung, die Corridors schlecht bewacht, und so war es denn möglich, daß ein Fremder unaufgehalten bis an Henriettens halb offene Zimmerthür gelangen konnte. Er sah wie Mutter und Tochter sich entzückt umarmten, wie letztere einen zerknitterten Brief vom Boden aufhob, um ihn verächtlich in den Kamin zu werfen.

Da klopfte der Mann heftig an die Thüre und trat rasch ein.

Die beiden Frauen hatten sich bei dem Geräusch um gewendet.

– Laramée! riefen sie wie aus einem Munde.

– Ich selbst, erwiderte der bleiche junge Mann, dessen dunkel glühende Augen Blitze der unerbittlichsten Rachsucht auf die Frauen schleuderten.



3.

Eine verlorene Schlacht.

Die beiden Damen hatten sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt und starrten Laramée immer noch mit dem Ausdrucke abergläubischer Furcht an, als dieser spöttisch sprach:

– Wie es scheint, halten Sie mich für ein Gespenst, meine Damen? Marie Touchet fand zuerst ihre Fassung wieder.

– In der That, mein Herr, sprach sie, wenn Sie wirklich ein lebendes Wesen sind, so muß man doch gestehen, daß die Art und Weise wie Sie erscheinen, viel mehr ein Gespenst ankündigen.

– Das ist der wahrhafte Feind, den wir suchen, murmelte Henriette laut genug, um von Laramée gehört zu werden.

– Sie sagen das, Madame, fuhr er zu Marie Touchet gewendet fort, ohne auf Henriette zu achten, wegen meiner langen Abwesenheit, wegen meines plötzlichen Verschwindens.

– Allerdings, mein Herr, denn man sagte. Sie todt.

– Je nun, ich wäre wohl auch gestorben, wenn mir der Himmel nur eine einfache Dosis Lebenskraft zu getheilt hätte; es scheint aber fast, fügte er mit fürchterlichem Lächeln hinzu, daß ich in die Classe der übernatürlichen Wesen gehöre, denn Alles, was einen gewöhnlichen Menschen umbringen würde, belebt und verjüngt mich. Finden Sie mich nicht verjüngt, Madame?

Marie Touchet fand wenig Behagen an diesem Scherze; ganz andere, ernstere Dinge lagen ihr in diesen Augenblicke am Herzen. Sie fühlte die Feindseligkeit, das Drohende, das hinter diesem Scherze verborgen war, sie wußte, was eine Drohung von Laramée zu bedeuten hatte.

– Ja, ja, fuhr er höhnisch fort, ich bin von Stahl und Eisen, und wenn auch nicht unverwundbar, so doch fast unsterblich. In Betracht der Gefahren, die ich zu bestehen gehabt, und aller

Wahrscheinlichkeit nach noch zu bestehen haben werde, freue ich mich darüber. Auch meine Freunde werden ihre Freude an mir haben.

– Hoffentlich werden Sie uns über diese lange Abwesenheit und diese plötzliche Auferweckung von den Todten einigen Aufschluß geben, sagte Marie Touchet, Henrietten, die sich ihrem Schrecken und ihrer Besorgniß über Laramées unerwartetes Erscheinen allzusehr hingab, einen Blick der Ermuthigung zuwerfend.

– Sehr gern, Madame. Man wird Ihnen ohne Zweifel gesagt haben, daß ich mit den Todten und den Sterbenden aus einem Fenster des Thurmes am neuen Thor in die Seine gestürzt ward.

– Man hat es uns gesagt, und Ihr Stillschweigen bestärkte uns in der traurigen Ueberzeugung Ihres Todes.

Laramée antwortete nicht gleich, sondern starrte Henrietten einige Sekunden mit seinen verzehrenden Blicken an.

– Ich hatte mehrfache Gründe, hob er endlich wieder an, mich nicht so bald wieder sehen zu lassen. Der erste und wichtigste, der Ihnen allein schon genügen wird, war die Sorge für meine Genesung. Im Herabstürzen war ich mit dem Kopf auf einen aus dem Wasser hervorragenden Pfahl gefallen, und hatte mir eine gräßliche Wunde beigebracht, die für jeden Andern tödtlich gewesen wäre. Während sechs Monaten befand ich mich im Zustande halben Wahnsinns.

Etwas ist ihm sogar davon geblieben – schienen sich die Blicke der Mutter und der Tochter sagen zu wollen.

– Endlich, fuhr Laramée fort, als ich wieder hergestellt war, gehörte ich mir nicht mehr an. Ich gehörte der großmüthigen Person an, die mich in ihren Schutz genommen hatte.

– Jemand hatte Sie in Schutz genommen? fragte Marie Touchet.

– Sie werden doch nicht glauben, daß ich mir allein aus dem Wasser geholfen habe, mit einer klaffenden Wunde im Kopf, wie ein überreifer geplatzter Granatapfel? versetzte Laramée mit rohem Lachen. Allerdings bin ich sehr werkthätig und eifrig beschützt worden.

– Alles was Sie uns da sagen, erregt unser ganzes Interesse. Sie wissen, welche Freundschaft wir für Sie hegen.

– Ja, ja, ich weiß es! rief Laramée mit grinsendem Lächeln, das Henriette und ihre Mutter in große Verlegenheit setzte. Darum habe ich mich auch nur ebensolange still und verborgen gehalten, als dringend nöthig war. Sobald man mir erlaubte wieder nach Paris zurückzukehren, habe ich mich sogleich auf den Weg gemacht.

– Sie sind erst heute angekommen?

– Das eben nicht; ich bin schon mehrmals insgeheim hier gewesen. Ohne daß Sie es ahnten, wachte ich über Sie.

– Wie? rief Marie Touchet mit dem Ausdrücke beleidigten Stolzes: Sie wachten über uns!

– Ohne Zweifel. – Ist es denn nicht natürlich, daß man sich um Diejenigen kümmert, die man liebt, daß man sich nach seinen Freunden sehnt?

– Sie hätten aber nicht viel dabei gewagt, es offen zu thun und sich sehen zu lassen, sprach Marie Touchet, sich auf die Lippen beißend. Sie würden uns den Schmerz erspart haben, Sie so lange für todt zu halten, und wir hätten Ihnen für diese freundschaftliche Fürsorge, die Sie uns widmeten, unsere Dankbarkeit bezeigen können.

– Das konnte ich nicht, Madame, versetzte Laramée trocken; ich durfte mich nicht sehen lassen.

– Ihr Beschützer hält sich also versteckt?

– So etwas dergleichen, Madame; wenn man sich auch nicht geradezu versteckt, so wünscht man doch in der Zurückgezogenheit zu bleiben. Wie Sie wissen werden, steht die Frau Herzogin eben nicht im besten Einvernehmen mit dem neuen Hofe.

– Welche Herzogin? fragte Marie Touchet ruhig, die es wohl wußte, aber unwissend erscheinen wollte.

– Meine edle Beschützerin, die Frau Herzogin von Montpensier ! Erwiderte Laramée mit einer gewissen Emphase.

– In der That, Sie haben da eine erhabene Beschützerin, Herr von Laramée.

– Nicht wahr, Madame? Erhaben, edel, gütig und treu für ihre Freunde besorgt. Auch hoffe ich in jedem Betracht große Vortheile durch sie zu erlangen.

Der Ton, den Laramée in diese Worte legte, gab den beiden Damen viel zu denken; vergebens suchten sie sich deren Sinn zu erklären.

Laramée's Scharfblicke entging dies nicht, und er schwelgte in ihrer Angst. Die Unterhaltung geriet wieder einige Augenblicke ins Stocken.

– Sie sind uns nun noch eine kleine Erläuterung schuldig, nahm endlich Marie Touchet, die gefaßter war als ihre Tochter, wieder das Wort, warum Sie uns so lange vergessen haben, oder richtiger, warum Sie sich heute unserer erinnern?

– Ganz recht, rief Laramée mit seiner cynischen Sicherheit und Ruhe; ganz recht, Madame, das ist ja die Hauptsache.

– Ich muß Sie bitten, sich deutlicher zu erklären, mein Herr, sagte Marie Touchet mit einer neuen Anstrengung, durch ihre majestätische Haltung dem gefürchteten Gegner zu imponieren. Denn in der That, ich begreife weder Ihre Manieren, noch Ihre Sprache. Ich habe Sie stets bescheiden, höflicher und ergebener gekannt, und Ihr jetziger freier Ton ist mir eine zu ungewohnte Erscheinung.

Sie hoffte ihren Zweck durch eine Anspielung auf die bescheidene, fast unterthänige Stellung Laramée's zur Familie Entragues, die derselbe sich trotz seiner Mitwissenschaft und Betheiligung an so vielen Familiengeheimnissen bisher hatte gefallen lassen, am sicherten zu erreichen; allein sie hatte sich getäuscht.

– Es ist wahr, sprach er gleichgültig; ich bin stets diskret und ergeben gegen Sie gewesen, Madame. Es war eine Art von Lehrzeit; ich studierte mich selbst. Damals hegte ich nur erst Hoffnungen, ich fühlte meine Jugend, und das verlieh mir Geduld und Bescheidenheit. Ich sagte mir immer: die Reihe wird schon noch an Dich kommen!

Ein wildes Lachen verlieh diesen letzten Worten einen furchtbaren

Ausdruck.

Henriette erbebte.

– Es scheint fast, mein Herr, fuhr ihre Mutter fort, als wollten Sie uns beschuldigen, nicht mehr dieselben wie ehemals gegen Sie zu sein, um auf diese Art Ihre eigene Umwandlung zu erklären? Ich ersuche Sie, mit kurzen klaren Worten meine Frage zu beantworten: warum sind Sie nicht schon vor Monaten zurückgekommen? – warum eben heute?

– Weil heute eben die Umstände meinen Plänen günstig sind, Madame. Aber – wie ich Ihnen bereits gesagt habe, – ich bin nicht erst seit heute zurückgekommen.

Und wieder schoß er jene sengenden, verzehrenden Blicke auf Henriette. Sie war nahe daran, der Angst zu erliegen. Plötzlich aber raffte sie sich zu einem verzweifelten Entschlusse empor; wie ein von Schrecken wild gewordener Renner stürzte sie sich geradezu in die feindlichen Speere.

– Aber begreifen Sie denn nicht, meine Mutter, rief sie, deren Hand krampfhaft erfassend, daß der Herr dadurch andeuten will, er selbst sei es gewesen, der Herrn von Entragues jenen schändlichen Brief gesendet! Und mit der linken Hand hielt sie dem jungen Manne das zerknitterte Blatt dicht vor die Augen.

Laramée warf nur einen flüchtigen Blick darauf und sprach dann ruhig:

– So ist es; ich habe ihn geschrieben.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, den diese offen hingeworfene Kriegserklärung auf die beiden Frauen hervorbrachte.

– Sie also, stammelte Marie Touchet bleich vor Zorn, sind der nichtswürdige Auflauerer!

– Und haben die Dreistigkeit es hier offen einzugestehen? rief Henriette.

– Und unterschreiben die tödtliche Beschimpfung, die je der Ehre eines Weibes zugefügt worden ist: Sie, *ein Freund*?

– Warum nicht? Niemals hat ein treuerer Freund einen wichtigeren

Dienst geleistet, nie hat man die Ehre eines Weibes sicherer bewahrt.

– Dieser Brief ist ein schändliches Gewebe von Lügen und Lästerungen.

– Dieser Brief enthält nichts als die reine Wahrheit, nur in sehr gemilderten Ausdrücken.

– Herr von Laramée! –

– Ist es wahr, daß Mademoiselle gestern bei Herrn Zamet war?

Die beiden Frauen wollten abermals ihrem Zorne Luft machen.

Laramée ließ sie nicht zu Worten kommen.

– Es dürfte Ihnen schwer fallen, mir das Gegentheil einzureden, fuhr er ruhig und fest fort; denn ich selbst habe Sie nach der Straße Lesdiguières gehen, habe Sie in Zamets Haus treten sehen.

– Und wenn ich denn nun auch bei Herrn Zamet war – mein Vater und meine Mutter kannten den Beweggrund, der mich hinführte. –

– Und haben ihn gebilligt, fügte Marie Touchet mit der Würde einer Königin hinzu.

– Vortrefflich, Madame; in der That, musterhaft! Sie wußten, daß Mademoiselle d'Enragues dort den König aufsuchen, ihm den Hof machen wollte; Sie kennen die Gewohnheiten dieses Graubartes, den ein vorzeitiges Alter noch nicht gegen die Sünde erkaltet hat! Sie wissen, daß jedes junge Mädchen, das der König nur zweimal hintereinander spricht, verführt, verloren ist; das alles wissen Sie, Madame? Wahrlich, das erscheint mir ganz unglaublich; denn wenn Sie es gewußt hätten, Sie würden den Schritt Ihrer Tochter sicher nicht gebilligt haben.

– Nichtswürdige Verleumdung! rief Henriette.

– Ein Majestätsverbrechen sogar! ergänzte Marie Touchet.

– Bitte, bitte, stimmen Sie Ihren Ton etwas herab, meine Damen, unterbrach die Laramée spöttisch; diese Worte haben zwar einen furchtbaren Klang, sie sind aber nichtsdestoweniger hohl. Uebrigens ist Ihre eigene Erklärung zu positiv, Sie haben selbst die Schlechtigkeit einer solchen Spekulation durch jene Worte zu energisch verdammt, als daß ich den Inhalt jenes Schreibens nicht

zurücknehmen sollte. Ich hatte mich geirrt, Madame, Sie sind die ehrenhafteste der Mütter, sowie Mademoiselle die tugendsamste Dame des ganzen Hofes ist. Hoffentlich sind Sie mit dieser Ehrenerklärung und Abbitte zufrieden, und wir sind fortan vollkommen einverstanden.

Marie Touchet stellte sich, als begriffe sie die versteckte Bitterkeit dieses Widerrufs nicht und entgegnete:

– Es lohnte sich wohl nicht der Mühe, mein Herr, einen solchen Sturm zu erheben, um schließlich zu Klageseufzern und Bedauern zu gelangen. Wir verachten der gleichen unwürdige Angriffe und bedürfen demnach auch keiner Rechtfertigung. Es ist mir nur lieb, daß Sie weder Herrn von Entragues, noch meinen Sohn, den Grafen von Auvergne, hier getroffen haben, denn sie würden die unbegreifliche Wahnsinnsscene, die Sie so eben hier aufgeführt, nicht so geduldig hingenommen haben. Befolgen Sie also meinen wohlgemeinten Rath: kehren Sie baldigst wieder zu Ihrer erhabenen Beschützerin zurück, die eine Dame ist, und Ihnen vielleicht Unterricht ertheilen wird, wie man sich als Cavalier gegen Damen zu benehmen hat. Vergessen Sie uns, da Sie glücklich sind. Sie werden sich dadurch nicht nur als galanter Cavalier, sondern auch als kluger und verständiger Mann bewähren. Leben Sie wohl, Herr von Laramée.

Aber statt sich nach dieser gnädigen Entlassung zu entfernen, trat Laramée den Damen sogar noch einige Schritte näher.

– Was Sie mir da gesagt haben, Madame, sprach er höflich, fesselt mich im Gegentheil nur noch mehr, ja für immer an Sie. Seit ich von der Ehrenhaftigkeit der Familie, von der reinen Tugend dieser jungen Dame überzeugt worden bin, steht nichts mehr dem Schritte im Wege, den ich jetzt im Begriff bin zu thun.

– Wie denn?

– Was soll das heißen? stammelten Mutter und Tochter.

– Ja, Madame, fuhr Laramée im feierlich ernstesten Tone fort, ich liebe Mademoiselle Henriette de Balzac d'Entragues, Ihre älteste Tochter, mit aller Gluth der Leidenschaft, und habe die Ehre, Sie um ihre Hand zu bitten.

Ein Blitzstrahl, der Henriettens Haupt getroffen, hätte sie kaum gewaltiger niederschmettern können, als diese schrecklichen Worte. Sie warf sich stürmisch in die Arme ihrer Mutter, als wolle sie dort einen schützenden Zufluchtsort suchen.

Marie Touchet zitterte vor Wuth und Entsetzen; vergebens rang sie nach Worten.

– Hatte ich die Ehre von Ihnen gehört und verstanden zu werden, Madame? fragte Laramée nach langer Pause.

Mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte raffte sich Marie Touchet endlich empor und schleuderte dem vermessenen Brautwerber einen zermalmenden Blick zu, den dieser jedoch ganz ruhig aushielt.

– Es scheint fast! sprach sie dann langsam, als ob Ihr verwundeter Kopf noch nicht vollkommen hergestellt wäre.

– Vollkommen, Madame.

– Dann begreife ich in der That Ihre Dreistigkeit nicht, uns ins Angesicht, in unserer eigenen Wohnung, einen solchen Schimpf anzuthun!

– Einen Schimpf? Nicht daß ich wüßte. Meinen Sie vielleicht, weil ich der Sohn des Herrn von Laramée, eines bescheidenen, unberühmten Edelmannes bin? Mich dünkt, ein Laramée sei wohl eben so viel werth, wie eine Entragues.

– Sie treiben einen feigen Mißbrauch mit unserer Schwäche als Frauen!

– Sie wissen recht wohl, Madame, daß ich mehr wie einmal Männern gegenüber gestanden, und mich keineswegs feig gezeigt habe.

– Wieder eine Nichtswürdigkeit! Sie spielen auf Ihr Vertrautsein mit unsern Geheimnissen an !

– Ja, Madame.

– Sie bedienen sich dessen als eine Waffe, um uns Gesetze vorzuschreiben!

– Jeder bedient sich seiner Waffen, so gut er kann.

– Welch' eine grenzenlose Erbärmlichkeit!

– Sagen Sie vielmehr, eine grenzenlose Liebe! eine wahnsinnige,

eine furchtbare Liebe! Ja, Madame, ich wiederhole Ihnen, ich liebe Henriette. Warum? – weiß ich selbst nicht; eher würde ich begreifen, daß ich sie haßte. Schon als Kind liebte ich sie. Nachdem ich ihre Schönheit angebetet, bewunderte ich ihre Lebhaftigkeit, ihr Feuer, die Energie ihres Charakters, der sie mit unwiderstehlicher Gewalt zum Verbrechen trieb. Ich bin ein seltsames Wesen; der Dämon des Bösen muß meine Seele mit allem Feuer und Schwefel der Hölle aufgefüttert haben! Henriette, die Gesunkene, die Verbrecherin, die dem verdammten Engel gleicht, diese allein liebe ich; meine Liebe zu ihr hat mich strafbar gemacht, wir sind durch gemeinschaftliche Verbrechen aneinander gekettet. Vergebens würde sie diese Kette zu sprengen versuchen; ich habe es versucht, und es ist mir nicht gelungen. Wenn Sie gesehen hätten, was ich alles gethan! Wenn Sie mich weinend, heulend vor Wuth gesehen hätten, wie ich sie verwünschte und verfluchte, wie ich ihr Bild mit Dolchstichen zerfetzte, ja ihren Namen sogar, den ich in einsamen Stunden der Verzweiflung in die Baumrinden gegraben hatte! – Wenn ich alle die entsetzlichen Träume meiner schlaflosen Nächte vor Sie hin zaubern könnte, wie sie mir da erschienen, meinen Schlachtopfern holdselig zulächelnd, sie liebkosend, die brennenden Lippen jenen schönen Jünglingen darbietend, die ich dann in ihren Armen mordete, den einen durch eine Kugel, den anderen mit einem Dolchstich! Ja, Madame, Sie haben recht: ein anderer erbärmlicher Mensch wäre schon tausendmal wahnsinnig geworden bei dem bloßen Gedanken an die unnennbaren Qualen, die mir diese gräßliche Liebe bereitet hat, – ich aber stehe noch fest und aufrecht, ich sehe mein Ziel nahe vor mir, ich kann Ihnen meinen Willen, meinen unerschütterlichen Entschluß kund geben. Ich will und werde das Gift dieser Liebe bis auf die Neige schlürfen, bis sie mich getödtet haben wird. Geben Sie mir Ihre Tochter, Madame, ich habe mir sie theuer erkaufte, sie ist mein Eigenthum, ich fordere, ich will es !

Todtenbleich schauderten Marie Touchet und Henriette vor diesem Wuthausbruch eines von solcher Liebe gebrochenen Herzens zurück.

Zaudern Sie nicht länger, fuhr Laramée fort, es würde ganz unnütz

sein. Wer so weit gegangen ist wie ich, wer das ausgesprochen hat, was ich so eben ausgesprochen, der ist auf Alles gefaßt, hat sich auf Alles vorgesehen, hat nichts mehr zu schonen. Henriette wird nicht unglücklicher sein, und wenn sie es noch werden soll, nun denn, so wird sie nur ihr Geschick erdulden, wie ich das meine erdulde. Sie schrecken zurück vor dem Antlitz, das ich Ihnen so eben gezeigt? – Beruhigen Sie sich, ich werde die Larve wieder vornehmen. Die Schminke der Heiterkeit, das Lächeln des Glücks wird die schauderhafte Krebswunde wieder verdecken, die ich Ihren Blicken einen Augenblick blosgestellt habe. Der Schützling der Frau Herzogin von Montpensier wird ein ehrsamer Gatte werden, nur für das Glück und die Ehre seiner neuen Familie besorgt; zögern Sie nicht, Sie können nicht mehr anders. Wenn Sie noch zaudern, so werden Sie mich glauben machen, daß ich Ihre Absichten auf den König errathen habe.

– Und wenn dem so wäre? rief Henriette außer sich, in der Hoffnung, daß Laramée vor diesem ehrlosen Geständniß zurücktreten würde.

Er lächelte mitleidig.

– Es wird nicht gelingen, sagte er. Sie sehen, daß ich es schon einmal hintertrieben, und das wird auch ein zweites Mal, das wird ewig geschehen !

– Sie? warf Henriette verachtend hin.

– Ja, ich. Diesmal, Henriette, habe ich mich da mit begnügt, nur Ihren Vater und die Marquise von Monceaux zu benachrichtigen . . .

Die beiden Frauen erschraaken.

– Das nächste Mal werde ich dem Könige selbst Kunde geben. Henriette stieß einen Wuthschrei aus.

– Ich werde dem Könige alles sagen, was ich weiß, und was er noch nicht weiß; ich werde ihm erläutern, welchem schwarzen Dämon Sie sich durch Ihren ersten Kuß geweiht haben.

– Elender! Der König soll dann erfahren, daß mein Ankläger ein feiger Mörder ist!

– Das werde ich ihm schon selbst sagen, denn es ist ja ein Blatt

aus Ihrer eigenen Geschichte. Und wenn ich den König von der Wahrheit überzeugt haben werde, dann werde ich zum ganzen Hof, zur ganzen Stadt sprechen; das Echo der Straßen und Plätze soll Henriette's Name grauenvoll wiederhallen; mein Geschrei, meine Anklagen, meine Flüche sollen von der Erde bis zum Himmel hinanklingen!

– Und ich – ich . . . stammelte Henriette im ohnmächtigen Grimme.

– Sie werden mich tödten, wollen Sie sagen?

– O nein, Sie werden mich nicht tödten, denn ich kenne Sie und werde auf meiner Hut sein. Also keine chimärischen Pläne, keine unsinnigen Hoffnungen! Was geschehen ist, ist geschehen; wir können Beide nichts mehr daran ändern. Sie sind entblättert, verloren, für jeden Anderen als mich unmöglich, und darum müssen Sie die Meine sein. Kein Mann wird Ihnen die Hand bieten, keiner mehr zweimal Liebesworte an Sie richten. Sie werden weder die Gemahlin irgend eines Liancour, noch die Maitresse Heinrichs IV. Sie werden nicht einmal zu Ihrem Vater Ihre Zuflucht nehmen können, der Ihre Vergangenheit nicht ahnt; nicht zu Ihrem Bruder, der den Haß des Königs für Sie bald in Abscheu verwandeln würde. Alle diese Chancen habe ich wohl bedacht. Sie drohten mir so eben mit Ihrer Rache; sie möge nur kommen, ich bin bereit, ich erwarte sie.

Von dieser eisernen Faust umklammert, konnten die beiden bejammernswerthen Frauen nur ächzen; der Schweiß des Entsetzens wechselte auf ihrem Antlitze mit den Frost schauern des Zornes ab.

– Nun denn, sagte Marie Touchet endlich erschöpft, Sie haben einmal beschlossen uns ins Verderben zu stürzen, es würde vergeblich sein dagegen anzukämpfen. So sei es denn. Wir werden Herrn von Entragues, meinen Sohn und die Welt auf dies seltsame Ereigniß vor bereiten.

Bei diesen letzten Worten drückte sie Henrietten verstohlen die Hand, um ihr ein wenig Muth einzuflößen.

– Ich sehe, daß Sie darauf hinzielen, Zeit zu gewinnen, sagte Laramée; leider aber habe ich deren keine zu verlieren. Sie werden

daher die Güte haben, diese Herren bis heute Abend vorzubereiten, denn noch diesen Abend werde ich Mademoiselle Henriette heirathen und sie mit mir nehmen.

– Diesen Abend noch? Aber das ist ja offenbarer Wahnsinn! schrie Marie Touchet.

– Diesen Abend werde ich todt sein! jammerte Henriette in höchster Verzweiflung.

– Nicht doch, Sie werden nicht sterben, antwortete Laramée. So lange Sie noch einen Schimmer von Hoffnung hegen, werden Sie sich, wie ich Sie kenne, nicht tödten, und diese thörichte Hoffnung werden Sie hegen, bis es zu spät sein wird sich zu tödten. Ich werde mich also diesen Abend wieder einstellen, um Sie zum Traualtare zu führen. Sollten die Herrn von Entragues und von Auvergne bis dahin noch nicht genug am vor bereitet sein, so thut das auch nichts; es kann nachher eben so gut geschehen.

– Befehlen Sie, mein Herr; Sie werden Ihr Schlachtopfer bereit finden, sprach Henriette, in deren Auge ein Hoffnungsstrahl aufblitzte.

– Ich errathe Sie, sagte Laramée, der ihn bemerkte, aber ohne sich im Mindesten dadurch beirren zu lassen; Sie rechnen auf die Möglichkeit eines Fluchtversuchs. Aber auch das würde vergeblich sein. Ich habe es Ihnen gesagt, alle meine Maßregeln sind auf das Beste getroffen. Sie müssen sich selbst überzeugt haben, daß ich jeden Ihrer Schritte weiß, jeden Ihrer Gedanken errathe, und eben so werde ich Alles erfahren, was zwischen hier und heute Abend etwa vorgehen könnte. Ihr Haus ist von meinen Leuten umstellt; ich habe Freunde, meine Damen; Sie können keine Bewegung machen, keinen Schritt thun, den ich nicht sogleich erfahre und dem gemäß auch meine Maßregeln treffe, ihn zu vereiteln. Uebrigens können Sie es ja versuchen; das wird mir sogar lieb sein, denn es wird Sie besser überzeugen, als meine Worte es vermögen. Also versuchen Sie es immerhin !

Nach diesen letzten Worten, welche die unglückliche Henriette vollends niederschmetterten, grüßte Laramée Mutter und Tochter ehrerbietig und schritt langsam der Thür zu. Dort angelangt, wandte

er sich noch einmal um und sprach mit matter Stimme, in der gleichsam noch ein Nachhall glühender Leidenschaft vibrierte:

– Vergessen Sie ja meine Worte nicht! So lange ich auf dieser Erde athme, werden Sie keinem Andern mehr angehören, als mir; ich schwöre es! Also ergeben Sie sich in Ihr Schicksal. Vielleicht werde ich Sie nicht so lange auf meinen Tod warten lassen, als Sie es befürchten. Dies hängt aber weder von Ihnen, noch von den Ihrigen ab, sondern allein von mir und von Gott. Diesen Abend also ist unsere Hochzeit.

Nach diesen Worten hob er den Thürvorhang empor, und verschwand.

Einige Minuten fanden die Frauen regungslos.

– Diesmal glaube ich, flüsterte Henriette kaum hörbar, bin ich ohne Rettung verloren! – Was sagen Sie, Mutter?

– Ich überlege! sprach Marie Touchet.

4.

Der Erbe der Valois.

Nachdem Laramée Entrague's Haus verlassen, begann er seine Anstalten für den Abend nach dem von ihm den beiden Frauen angekündigten Programm zu ordnen.

Er ließ Pferde in Bereitschaft halten, vertheilte Verhaltensbefehle an seine Leute und bestellte die Trauung beim Pfarrer der nächsten Kirche.

So sollte endlich sein wonnigster Traum in Erfüllung gehen! Sein strahlendes Antlitz verrieth bereits den Stolz des Siegers; man hätte sagen mögen, sein böser Genius, der ihn diesen Tag so sichtlich beschützte, hebe ihn bei den Haaren empor, damit er nicht wie ein gewöhnlicher Mensch die Erde im Gehen berühre.

Trotz dieses Siegesbewußtseins fühlte sich aber Laramée doch körperlich etwas ermüdet; er kehrte also in die Wohnung zurück, die er in dem zur Zeit leerstehenden Hôtel der Herzogin von Montpensier inne hatte, um einen Augenblick der Ruhe zu genießen.

Seit dem Einzuge Heinrichs IV. in Paris hatte sich Frau von Montpensier daselbst nicht mehr ganz behaglich gefühlt. Die Großmuth und Güte des Siegers hatte ihr keine sonderliche Beruhigung gewährt. Sie, die unversöhnlich haßte, die nie vergab, konnte nicht an die Vergebung. Anderer glauben. Sie ward es daher bald müde, die Welt durch holdseliges Lächeln und heuchlerische Freundlichkeit zu täuschen, sich vor dem neuen Herrscher zu beugen, schützte die schöne Jahreszeit, ihre angegriffene Gesundheit, wichtige Privatgeschäfte in der Provinz vor, um sich nach und nach ohne Aufsehen ganz auf ihre Besitzungen zurückzuziehen.

Die Regierung Frankreichs war und bleibt stets eine mühevoll Aufgabe, zu jener Epoche aber insbesondere. Die widerstreitendsten

materiellen Hindernisse machten die praktische Ausübung der Politik äußerst schwierig. Peinliche Eintreibungen der Gelder, nicht zu passierende Gegenden, Spaltungen zwischen den Provinzen, ja selbst der Städte unter sich, Royalisten und spanisch Gesinnte, Zwistigkeiten und Widersetzlichkeiten der Lehnsherrn und Lehnsträger, machten eine genaue Ueberwachung und Leitung des Ganzen fast zu einer Unmöglichkeit. Die Herzogin von Montpensier hielt sich theils in Lothringen, theils in Blaiois auf, also entfernter dem Bereiche von Heinrichs Gewalt, als ein politischer Feind heut zu Tage es von dem andern durch eine Entfernung von tausend Meilen sein würde.

Als sich die Herzogin auf diese Art sicher vor einem gewaltsamen Staatsstreiche sah, fing sie allmählig wieder an freier aufzuathmen. Die abgestumpften Spitzen der Klauen erlangten ihre frühere Schärfe wieder. Die Sicherheit des Landlebens in einem so entlegenen Gouvernement hatte Spanier, Liguisten und Unzufriedene aller Art um die Schwester des Herzogs von Mayenne versammelt. Man hatte sich Anfangs mißtrauisch, dann fragend, dann seufzend angeblickt, und als die Seufzer nicht mehr zu weiterer Verständigung ausreichten, war man nach und nach zu Klagen, zum Tadel der neuen Regierung, dann zu Drohungen übergegangen, und als man sich endlich nach vorsichtiger Prüfung ausreichender Mittel und Kräfte dazu versichert sah, hatte man sich wieder kopfüber in die schönste Verschwörung gestürzt.

Es herrschte eine Uebereinstimmung der Gemüther unter diesen wackern Leuten, die Heinrich IV. wahrscheinlich am Einschlafen verhindert haben würde, wenn er sich nicht seit Jahren schon so fleißig geübt hätte, selbst beim Donner der Kanonen sanft zu schlafen. Die Herzogin theilte die Katholiken Frankreichs in alte und neue, und mit Beihilfe der ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu war es ihr sogar gelungen, durch allerhand geistreiche Argumente zu beweisen, daß ein neu bekehrter Katholik doch im Grunde immer noch ein Ketzler sei. Durch diese Sophismen hatte natürlich der Religionswechsel des Königs viel von dem Zauber verloren, den er zuerst auf alle Franzosen ausgeübt, und jeder gute,

ächte Liguist fühlte sich wieder vollkommen berechtigt, dem bekehrten Ketzler das Lebenslicht auszublases.

Es versteht sich von selbst, daß die Masse habgieriger, fanatischer Spanier, womit Philipp II. Frankreich überschwemmte, bei allen diesen neuen Combinationen Hauptrollen spielten, und zwar mit außerordentlichem Glück.

Man hatte mit Herrn von Mayenne, dessen schwankender Geist und instinctiver Ehrgeiz nie zu einer festen Entscheidung hatte kommen können, wieder Verbindungen angeknüpft. Mit einem Worte, seitdem Heinrich in den Besitz des Thrones von Frankreich gelangt, waren alle diese kriechenden, fliegenden, schlüpfenden Feinde, diese verhungerten Gewürme, diese giftigen Insekten, diese eifrigen Wühler mehr bemüht gewesen seinen Thron zu durchlöchern, als die Kanonenkugeln von zehn Schlachten es vermocht hätten.

Von Zeit zu Zeit endete die Herzogin ihre Spione nach Paris. Laramée, der sehr bei ihr in Gunst gekommen war, hatte einen dieser Posten erlangt und bediente sich dessen, wie wir gesehen haben, um nebenbei auch seine persönlichen Angelegenheiten zu betreiben. Man weiß, wie ihm dies gelungen war; zugleich mit der Lösung der politischen Intrigen seiner Beschützerin, nahte auch die Entscheidung der seinigen.

Durch die Hinterthür eines neben dem Hôtel der Herzogin gelegenen Hauses, zu der er den Schlüssel hatte, und über einen geheimen Gang in ersteres, war Laramée glücklich bis ins Hauptquartier der Verschworenen gelangt, ohne von Jemand gesehen zu werden. In jenen Zeiten des Betrugs und der geheimen Umtriebe war es eine sehr gebräuchliche Vorsichtsmaßregel der vornehmen Verschwörer, durch vertraute Agenten die an ihre Hôtels grenzenden Nachbarhäuser aufkaufen zu lassen. Sie versicherten sich dadurch ebenso vieler geheimen Zugänge, um ihre Mitverschworenen bei sich einzulassen, oder sie im Falle einer Ueberrumpelung entschlüpfen zu lassen. Es versteht sich von selbst, daß die kluge Frau Herzogin eine so wichtige Vorsichtsmaßregel ebenfalls nicht verabsäumt hatte.

Laramée wollte, wie gesagt, einige Augenblicke der nöthigen Ruhe genießen, sich noch einmal von der genauen Ausführung aller von ihm angeordneten Anstalten überzeugen, dann, wenn er mit den Entragues aufs Reine gekommen und Henrietten geheirathet, seine junge Frau mit sich zur Herzogin nehmen, sie ihr vorstellen und hier auf seine definitive Entlassung aus ihrem Dienste verlangen.

Eine Zeitlang, sagte er sich selbst, werde ich mein Glück in irgend eine stille Einsamkeit vergraben, wo nichts es stören soll. Und wenn dann Henriette's ehrgeiziger Instinct, ihre Sehnsucht nach der großen Welt und deren Intriguen wieder erwachen wird, wenn ich meine tolle Leidenschaft befriedigt haben werde, der Fieberrausch verflogen sein wird, dann erscheinen wir wieder, ich geheilt, sie gebändigt.

Der Unglückliche hatte bei allen diesen schönen Träumen die heimtückischen Streiche des Schicksals nicht mit in Anschlag gebracht. So nennen die Bösewichter, die Gottlosen die Wege der Vorsehung, die sie mitten in ihrem verbrecherischen Wandel überrascht und züchtigt. Was würde aus einem Verbrecher, wenn er ein Gewissen oder Furcht vor Gott hätte?

Laramée gelangte glücklich in seine Wohnung. Die im December früh hereinbrechende Nacht fing schon an ihren kalten Schneemantel über Paris auszubreiten. Laramée hatte darauf gerechnet, das Hôtel, wie gewöhnlich in letzter Zeit, unbewohnt, still und dunkel zu finden; er war daher nicht wenig überrascht, das Geräusch von Schritten in Corridors, das Oeffnen und Schließen von Thüren, die ins Innere führten, zu hören, und seine Ueberraschung steigerte sich noch, als er das Hôtel im Innern eben so hell erleuchtet fand, als es von Außen dunkel war.

Die Neugierde ließ ihm keine Ruhe, er ging auf Entdeckungen aus. Die Corridors, die Vestibules, die Vorzimmer füllten sich nach und nach mit schweigenden Besuchern, die durch alle jene früher erwähnten geheimen Zugänge eingelassen worden waren, denn das Hauptthor ward fest verschlossen und verriegelt gehalten. Laramée stieg in den Ehrenhof hinab und sah ihn mit einzelnen dunkeln Gruppen erfüllt, aus deren Mitte hier und da unter den Mänteln eine

Degenscheide oder ein Gewehr lauf hervorleuchtete.

Majordomus, Lakaien, Thürsteher, alle waren im Innern auf ihren Posten.

– Was hat das zu bedeuten? sprach der junge Mann halblaut zu sich; sollte die Herzogin plötzlich zurückgekehrt sein?

– Ihre Hoheit ist so eben glücklich angelangt, flüsterte ihm ein neben ihm stehender Huissier geheimnißvoll zu.

– Dann muß ich sogleich mit ihr sprechen und erfahren, was sie so unvermuthet und heimlich nach Paris zurückgeführt hat, fuhr Laramée zu sich selbst fort. Sollte sie irgend eine wichtige Nachricht erhalten haben? Sollte irgend etwas im Werke sein?

– Gleich viel, ich muß es erfahren. Ich muß die Herzogin von meinem Vorhaben in Kenntniß setzen, sie würde mir sonst Mangel an Ehrerbietung vorwerfen. Vor allen Dingen will ich mich aber des Schlüssels zu jener Thür versichern, durch die ich hereingekommen bin; man kann nicht wissen, was geschieht.

Als sich Laramée dieser Thüre näherte, fand er sie bereits von einigen bewaffneten Männern besetzt; ebenso fand er auch Wachtposten auf den verschiedenen Treppenabsätzen.

– Das ist seltsam! dachte er. Benachrichtigen wir schnell die Herzogin von dieser sonderbaren Erscheinung.

Er ordnete schnell seinen Mantel, zog seine Handschuhe an und schritt rasch auf die Thür zu den Gemächern der Herzogin los.

Dort traf er wieder einen Huissier, der ihn im Namen der Frau Herzogin und im ehrerbietigsten Ton einlud, sich in den großen Saal zu verfügen. Auf dem Wege dahin sah er noch mehrere geheimnißvolle, schweigsame Gestalten, die von verschiedenen Richtungen des Hôtels aus sich alle eben dahin begaben.

Endlich trat er in den Saal, in welchem die Herzogin von Montpensier gewöhnlich ihre feierlichen Audienzen zu ertheilen pflegte.

Dieser ungeheure, mit zahlreichen Portraits des erhabenen Hauses Lothringen geschmückte Raum hatte diesen Abend, trotz der tageshellen Kerzenbeleuchtung, einen eigenthümlichen

Charakter düsterer Majestät, der Laramée sonst noch nicht aufgefallen war. Man hätte sagen mögen, alle diese gewaffneten und gerüsteten Ahnenbilder schauten erwartungsvoll von den Wänden herab, um Zeugen irgend eines großen, furchtbaren Ereignisses zu sein.

Die Herzogin saß nahe am Kamine, das Auge sinnend in die Flamme gerichtet, den Kopf auf die Hand gestützt. Der Widerschein des Feuers spielte auf ihren Band schleifen und der schwarzen Schmelztickerei ihrer Robe. Sobald aber der Huissier Herrn von Laramée laut meldete, erhob sie sich plötzlich mit eigenthümlicher Hast.

– Wie, Madame, Sie hier? rief der junge Mann; sollen Ihre Freunde sich dieser unerwarteten Ankunft erfreuen, oder darüber erschrecken ?

– Sie dürfen sich derselben erfreuen, sprach sie feierlich.

– Gott sei Dank! Demnach war die Besorgniß über Alles, was ich hier Befremdendes erblicke –

– Verbannen Sie jede Besorgniß.

– Und jene bewaffneten Männer, die ich auf der Treppe und an der geheimen Thür fand, durch die ich eingetreten –?

– Sie sind auf meinen Befehl dahin gestellt worden.

– Verzeihung, Madame, ich erwähne ihrer nur, weil es mir schien, als ob sie mich bewachten und mir den Ausgang versperren sollten.

– Allerdings sind sie zu Ihrer Bewachung da, antwortete die Herzogin mit einer auffallenden Höflichkeit, ja fast Ehrerbietung, die wenig zu jenen befremdenden Maßregeln paßte und Laramées Sinne vollends verwirrte.

Weshalb bewachte man ihn? Wozu dieser seltsam feierliche Ton? Warum nannte ihn die Herzogin nicht mein Herr, oder Laramée, oder kurzweg mein Lieber, wie sie sonst zu thun pflegte? Alle diese Fragen schwebten dem jungen Manne auf den Lippen, aber eine ihm selbst unerklärliche Scheu hielt ihn ab, sie auszusprechen.

Aber die Zeit verstrich und ein längeres Zaudern oder diplomatische Bedenklichkeiten wären hier am unrichten Orte

gewesen.

Die Stunde rückte immer näher, wo er sich bei Henrietten einstellen mußte.

– Madame, hob er an, als Sie mich zu sich entbieten ließen, stand ich eben im Begriff, Sie um eine Audienz zu bitten.

– Sie wußten ja aber nicht, daß ich in Paris sei, erwiederte sie.

– Ich hatte es eben erfahren, und hielt es für meine Pflicht, Ihnen sogleich hier zu sagen, was ich Ihnen sonst in Ihrem Landaufenthalte mitgetheilt haben würde.

– Sprechen Sie.

– Ich bedarf eines Urlaubes für diesen Abend, Madame, und bitte Sie demnach ihn mir zu bewilligen.

– Das ist heute Abend durchaus unmöglich.

Laramée erbebte.

– Und dennoch muß ich auf meine Bitte beharren, Madame, rief er; denn ich habe wichtige Versprechungen zu erfüllen, die durchaus keinen Aufschub dulden.

– Allerdings haben Sie noch heute Pflichten zu erfüllen, die Ihnen aber zur Zeit selbst noch unbekannt sind, und neben denen jene Anderen, von denen Sie sprechen, in gar keinen Betracht kommen können.

– Madame, ich verheirathe mich!

Jetzt war an der Herzogin die Reihe zu erschrecken.

– Sie wollen sich vermählen? rief sie; aber das ist ja gar nicht möglich!

– Doch, doch; und zwar in einer Stunde.

– Gerechter Gott!

– Und mit wem denn?

– Mit Mademoiselle Henriette de Balzac d'Entragues.

– Aber das ist ein offenbarer Wahnsinn!

– Ich weiß es wohl, Madame, und dennoch wird es geschehen.

– Nein, nein, es wird nicht geschehen! Ich sah es ruhig mit an, daß Sie diesem Mädchen nachstellten, es mit Ihrer Liebe verfolgten, weil

ich glaubte, daß es sich nur um eine flüchtige Neigung, einen Zeitvertreib handelte.

– Einen Zeitvertreib? Mademoiselle Henriette de Balzac d'Entraques ein Zeitvertreib für mich? Die Tochter eines der angesehensten Häuser des Landes, und ich, nur ein armer unbedeutender Edelmann! O nein, Madame, es handelt sich hier um nichts geringeres als eine ernste, wirkliche Leidenschaft, die nur durch eine Heirath befriedigt werden kann.

– Und ich wiederhole, daß das offenbarer Wahnsinn ist, und ich werde es nicht zugeben, daß Sie einen solchen begehen.

– Aber, Madame, sprach Laramée mit zunehmender Festigkeit, ich weiß denn doch am Ende, was ich thue! –

– Das wissen Sie nicht.

– Frau Herzogin, ich habe Ihnen meine Dienste, meinen Degen gewidmet, Sie können über mich, meinen Arm, meinen Kopf verfügen, nicht aber über mein Herz; das ist mein Eigenthum.

Die Herzogin zuckte die Achseln, als finde sie jede weitere Erörterung über diesen Punkt unnöthig.

– Vielleicht bedürfen Sie meiner Dienste in diesem Augenblicke, fuhr Laramée fort, und meine Abwesenheit zu einer Zeit, wo sich alle Anhänger Ihres Hauses um Sie versammeln, könnte wie eine Desertion erscheinen; aber ich bitte Sie zu bedenken, Madame, daß ich Sie nur um eine Stunde Urlaub bitte ; in einer Stunde werde ich verheirathet sein, alle meine Vorbereitungen sind dazu getroffen. Ich hatte erst die Absicht, sogleich nach meiner Verheirathung abzureisen und meine junge Frau mit mir zu nehmen; allein ich werde nicht abreisen, ich werde sie nicht mit mir nehmen. Ich verspreche Ihnen, mich in einer Stunde wieder zu Ihrer Verfügung zu stellen, jeden Ihrer Befehle unweigerlich zu vollziehen.

– Aber eben so bestimmt erkläre ich Ew. Hoheit auch, daß ich noch diesen Abend verheirathet sein muß, und ich werde es sein !

Statt in Zorn zu gerathen, wie die Herzogin es sonst pflegte, wenn man sich ihr widersetzte, und wie Laramée auch jetzt nach einer so peremptorisch ausgesprochenen Erklärung erwartete, blieb sie ruhig und gelassen wie zuvor, und blickte nur den bleichen jungen Mann

fest und unverwandt an.

– Ich habe Ihnen gesagt, hob sie nach einer kleinen Pause wieder an, daß Sie Mademoiselle d'Entragues nicht heirathen werden – und Sie werden es nicht! – Nicht in einer Stunde, nicht heute Abend, nicht morgen – nicht in einem Jahre!

– Weil –? fragte Laramée dreist.

– Weil es unmöglich ist.

– Sie nennen jedes Ding unmöglich, das Sie eben nicht haben wollen, rief er bebend vor Zorn.

– Keineswegs, erwiderte sie, in demselben Grade ruhiger werdend, als er sich erhitzte. Diese Heirath wird nicht stattfinden, sage ich Ihnen, weil Sie selbst sie alsbald unmöglich finden werden.

– Davon müßte ich zuvor überzeugt sein, Madame.

– Das soll sogleich geschehen; der entscheidende Augenblick ist gekommen, und nur in dieser Absicht hatte ich Sie zu mir entbieten lassen.

Und zugleich ergriff die Herzogin einen kleinen Hammer und schlug damit an eine Metallglocke, deren vibrierender Klang durch den Saal widerhallte.

Wie verzaubert von dieser unerhörten Kaltblütigkeit blieb Laramée stumm und unbeweglich in gespannter Erwartung, wohin dieses seltsame Vorspiel noch führen werde.

Beim Schall der Glocke öffneten sich mehrere Thüren, die schweren Tapetenvorhänge wurden weggerissen und man sah etwa ein Dutzend Männer eintreten, deren Gesichter und Namen Laramée wohl bekannt waren.

Es waren die vorzüglichsten Häupter der Ligue, die der Hauch der royalistischen Reaction einen Augenblick auseinander geweht hatte; einige jener fanatischen Prediger, die der Einzug des Königs aus Paris vertrieben und die eine Großmuth allzu unvorsichtig verschont hatte; es war ein Jesuit, Professor des Collegiums, in welches die Herzogin Jean Châtel sich hatte aufnehmen lassen; es waren die vom Herzog von Feria, oder auch vom König Philipp II. selbst ausgesendeten Spanier; es waren einige unverbesserliche Bürger

von Paris, zwei oder drei Mitglieder von der Faction der Sechzehn, mit einem Worte, der ganze Generalstab der Revolution, welche die Herzogin von Montpensier fortwährend wie eine drohende Wetterwolke über dem armen, kaum erst von den überstandenen Stürmen sich erholenden Frankreich schweben erhielt.

Vor dieser Versammlung so wichtiger und mächtiger Personen war Laramée bis an die Thür zurückgewichen, die eine Abtheilung Hellebardiere und Mousquetiere von Lothringen besetzt hielt.

Die Herzogin gewährte seine Bewegung und befahl den Wachen mit einem rasch zugeworfenen Blick, sich dichter aneinander zu schließen.

– Ich bitte Sie, treten Sie näher, sprach sie zu Laramée.

Wohl oder übel mußte er gehorchen.

Nachdem eine tiefe, feierliche Stille eingetreten war, trat Katharina von Lothringen, die sich eben so viel auf ihre Beredtsamkeit wie auf ihr Feldherrntalent einbildete, mitten in die Versammlung, legte einen Arm auf die Lehne ihres Stuhles und hob nun mit majestätischer Haltung an:

»Meine edlen und getreuen Herren, die Sie die wahre Stärke, die festeste Stütze unserer heiligen Religion und unsers Patriotismus bilden, Sie kennen zum größten Theil unsere Absichten, unsere Bestrebungen, da Sie unsere Hoffnungen wie unsern Schmerz mit einer Treue und Hingebung theilten, die einer so erhabenen Sache würdig ist; allein es ist Ihnen bis jetzt noch unbekannt geblieben, wie und unter welcher Gestalt sich unsere Hoffnungen verwirklichen sollen.«

»Niemand unter uns wird es sich verhehlen, auf wie schwankenden Füßen die Macht der neuen Regierung steht, unter die sich Frankreich für den Augenblick gebeugt hat. Nur ein geringer unvorhergesehener Umstand kann sie wieder stürzen : ein solcher Zufallskrieg, die Politik der Usurpation ist mannigfachen Gefahren blosgestellt, der neue König kann auf dem ersten, besten Schlachtfelde seinen Tod finden; ebensogut aber auch durch den Haß und die Rache der unterdrückten Patrioten. Ich spreche nicht von den Gefahren eines schnellen Todes, denen er sich selbst durch

seine ausschweifende abenteuerliche Lebensweise aussetzt, aber gewiß ist es, daß man ebenso schnell an den Folgen einer Ausschweifung, einer Orgie sterben kann, wie durch eine Kugel oder einen Dolchstoß.«

»Gott ist mein Zeuge, und Sie alle haben es gesehen – da mehrere unter Ihnen mich sogar getadelt haben,– daß ich, um das Wohl Frankreichs zu fördern, meinem persönlichen Hasse Stillschweigen gebot, die Schmach und das Unglück meiner Familie vergaß und dem neuen Monarchen huldigte. Allein ich kann mich dadurch nicht über die Wechselfälle der Zukunft blind machen: der König hat keine Erben – ein unehelicher Bastard zählt nicht als solcher; – wenn der König stirbt, was soll dann aus Frankreich werden? Seine Majestät König Philipp II. hat in einem Gefühle hochherziger Großmuth seinen Thronansprüchen entsagt. Der Herzog von Mayenne, mein Bruder, desgleichen. Ich thue es ebenfalls für meinen Neffen von Guise, da es ihm nicht gelungen ist, die Majorität der Wünsche des französischen Volkes zu erlangen. Aber mitten in dieser allgemeinen Verlassenheit und Rathlosigkeit hat uns die göttliche Vorsehung ein wunderbares Mittel des Heils beschieden. Meine Herren, vernehmen Sie andachtsvoll, was meine Lippen Ihnen jetzt verkünden werden: es existiert noch ein Sprößling des alten Königsstammes, Frankreich besitzt noch einen legitimen Erben der Krone der Valois !

Ein Murmeln und Flüstern, ähnlich den Vorböten eines nahenden Sturmes, rauschte nach diesen Worten durch die Versammlung. Hier und da überflogen forschende Blicke der zumeist Eingeweihten, der Jesuiten, den Kreis, um sich von deren Wirkung zu überzeugen.

– Ein Valois? Ein Valois? hörte man von mehreren Seiten leise fragen.

– Ja, meine Herren, ein ächter Valois! fuhr die Herzogin mit erhobener Stimme fort. Sie alle wissen, daß aus der Ehe König Karls IX. mit Elisabeth von Oesterreich am 27. Oktober 1572 ein Kind geboren ward, das man als Marie Elisabeth von Frankreich bezeichnete. Der König hatte einen Sohn gehofft, erwartet, allein es war ein Mädchen, welches ihm seine Mutter Katharina von Medicis

zeugte – ein Mädchen, das nur kurze Zeit am Leben blieb und dessen Tod Frankreich und der Welt schon am 2. April 1578 verkündigt ward. Nun denn, meine Herren, dieses Kind Karls IX. war kein Mädchen, sondern ein Sohn, den Katharine von Medicis, aus Eifersucht und um ihrem Lieblingssohne, dem nachmaligen Heinrich III., die Krone zu sichern, heimlich bei Seite geschafft und dafür ein Mädchen untergeschoben hatte!

Diesmal folgte den Worten der Herzogin eine tiefe Stille. In den Augen ihrer Getreuen, die sie so genau kannten, überstieg dieses angeblich von der Vorsehung gesandte Heilmittel sogar noch die Schranken des Wunderbaren.

– Ich sehe, fuhr sie schnell fort, diese tiefe Stille benutzend, daß sie erstaunt und fast ungläubig schweigen; das ungeheure Verbrechen eines solchen Betrugs erfüllt Sie mit Unwillen und Entsetzen! Was werden Sie erst sagen, wenn ich Ihnen die vollständigsten, unumstöß lichten Beweise vorlege, Documente, deren Ausführlichkeit und naive Genauigkeit auch nicht den Schatten eines Zweifels an dem Complot Katharinas von Medicis gegen das Wohl ihres Sohnes mehr aufkommen lassen, an einem Attentat, meine Herren, durch welches, ohne den wunderbaren Schutz der Vorsehung, eines der edelsten Königsgeschlechter, das die Welt jemals gehabt, für ewige Zeiten erlöschen sollte?

– Hier, meine Herren, fuhr die Herzogin fort, ein Bündel Pergamente, Briefe und andere Schriften auf dem Tische ausbreitend; treten Sie näher, überzeugen Sie sich selbst, nehmen Sie selbst Einsicht von diesen denkwürdigen Aktenstücken und Belegen; gewöhnen Sie sich immerhin an den Gedanken, daß Ihnen noch ein legitimer Herrscher, ein wirklicher Allerchristlichster König verbleibt, und wenn Ihre Seelen von dieser freudigen Ueberzeugung durchdrungen sein werden, dann danken Sie mit mir Gott, dessen Güte es nicht gewollt hat, daß Frankreich der Usurpation und der Ketzerei anheim falle!

In der That sah man mehrere der Liguisten und fanatisierten Priester theils mißtrauisch, theils von Furcht erfüllt, ein so unverhofftes Glück könne vielleicht nur auf einer Täuschung

beruhen, näher an den Tisch herantreten.

Die in das Geheimniß bereits eingeweihten Spanier und der Jesuit blieben ruhig in der Entfernung stehen.

– Hier, meine Herren, sprach die Herzogin, eines der Documente nach dem andern entfaltend, hier werden Sie die schlichte Erzählung der begangenen Fälschung finden, werden erfahren, wo Katharina von Medicis jenes Mädchen hernahm, daß sie statt des ächten Prinzen unterschob. Dieses andere Papier sagt Ihnen, daß Katharina den jungen Prinzen zu einem vertrauten, ihr lehnspflichtigen Edelmann schaffen ließ, um ihn mit seinen eigenen Kindern zu erziehen, in seinem Hause zu Villaines, in der Umgegend von Medan.

Laramée, der bis dahin unbeweglich geblieben war, zuckte plötzlich zusammen.

– Lesen Sie ferner noch diese Beweisstücke, fuhr die Herzogin fort, hier das auf seinem Sterbebette abgelegte Bekenntniß des Edelmanns, unterstützt durch diese Briefe, durch diese amtliche Beglaubigung des Priesters, dem er das furchtbare Geheimniß anvertraut und der ihm darauf hin die Sacramente verabreichte. Lesen Sie – prüfen Sie – fürchten Sie nichts! Es ist durchaus nothwendig, daß Sie vollkommen von der Wahrheit dieser wunderbaren Offenbarung durchdrungen werden, die uns der Himmel sendet.

»– In der That – es ist wahr –« riefen erst einzelne Stimmen, denen sich nach und nach immer mehr anschlossen; »die Beweise sind eclatant – unumstößlich!«

– Und wenn Sie die geprüft, verglichen haben, dann werden Sie mit mir ausrufen: ein Wunder!

– Ein Wunder! ein Wunder! riefen diese Fanatiker, deren Hauptzweck dabei nur die Erneuerung des Bürgerkrieges war.

– Jetzt, meine Herren, werden Sie auch errathen, warum der König von Spanien, warum das erhabene Haus Lothringen einem ächten Sprößling der Valois gegenüber allen ihren Ansprüchen auf die Erbfolge entsagten.

– Es lebe das Haus Valois! schrie die ganze Versammlung.

– Und nun, schloß die Herzogin, von deren Stirn in Folge der Aufregung der Schweiß rieselte, und nun, meine Herren, bleibt Ihnen nichts mehr übrig, als diesen so wunderbar geretteten Prinzen, das Schlachtopfer Katharinens von Medicis, den Sohn Königs Karl IX., Ihren zukünftigen Herrn und den meinigen kennen zu lernen, – denn er lebt, meine Herren, er befindet sich ganz in Ihrer Nähe! Denn er hat schon, ohne es selbst zu wissen, ein kostbares Blut an Ihrer Seite für seine eigene heilige Sache vergossen. Gott erzeigt mir die Gnade zu verstaten, daß ich ihn aus seiner Verborgenheit hervorziehe, daß ich einer königlichen Stirn die Krone seiner Väter darbiere! Gestern noch war er ein unbedeutender Edelmann, ein Nichts, heute ist er König von Frankreich! Erscheinen Sie, mein König! Ihr bisheriger Name war Laramée!

– Träume ich! stammelte der junge Mann, wie berauscht, wie vom Fieberparorismus ergriffen, die Herzogin und alle Anwesenden vor sich die Knie beugen zu sehen.

Er fühlte, daß alles Blut in seinen Adern sich nach seinem Herzen drängte, er erleichte vor der Größe und Majestät dieses Traumbildes, und in seinem sprachlosen Erstarren ward er zum leibhaften Ebenbilde jenes düsteren Karls IX., mit dessen Zügen ihm die Laune des Glücks in der That einige Aehnlichkeit verliehen hatte und dessen Erinnerung jetzt in mehreren der Anwesenden, die ihn noch persönlich gekannt, plötzlich wieder erwachte.

– Der König schwankt! rief die Herzogin aufspringend; man geleite Se. Majestät schnell in ihr Zimmer !

– Und bewache ihn dort wohl, flüsterte sie einem Spanier zu.

– Wenn das Volk ihn erblickt, fuhr sie zu den Zurückbleibenden gewendet fort, wird es eben so von der Wahrheit überzeugt sein, wie ich und Sie es sind, daß er der wirkliche Sohn eines Vaters ist. Und nun, meine Herren, halten Sie sich bereit. Jeder von Ihnen kennt seine Rolle und seinen Posten. Eine innere Stimme sagt mir, daß das große Ereigniß uns nahe ist. Sie haben jetzt einen Herrn, einen Mittelpunkt, und ich hoffe, daß kein Franzose sich weigern wird, seiner Fahne zu folgen! Ich kenne Sie alle zu gut, um Ihnen noch sagen zu müssen, daß die geringste Indiscretion für uns der sichere

Tod sein würde. Leben Sie wohl, meine Herren. Es lebe der ächte König!

– Es lebe der ächte König! wiederholten die Liguisten, vor der Herzogin vorbeiziehend.

Der Jesuit entfernte sich zuletzt und indem er sich vor der Herzogin noch einmal verbeugte, fragte diese leise flüsternd:

– Und unser Schüler? – Ist er bereit!

– Auf morgen, erwiderte der Jesuit ebenso, den Andern folgend.



5.

Gesandtschaften.

Am nächsten, zu Gabriele's Abreise bestimmten Tage, war die Sonne kaum aufgegangen, als zwei in große Mäntel gehüllte Männer vor dem Hause der Marquise im Gespräch auf- und abschritten.

Es war bitter kalt; ein weißer Reif bedeckte die hartgefrorene Erde; man hörte ihn unter den Füßen der beiden Cavaliere knarren, die sich eben so hitzig unter hielten, als ihre Hände und Nasen kalt waren. Von Zeit zu Zeit hob der eine oder der andere von ihnen die Augen zu dem Fenster der Marquise empor, an denen jedoch noch keine Spur von Leben zu entdecken war.

– Ich wiederhole Ihnen, Herr Zamet, sprach die kleinste und wie es schien frostigte der beiden Personen, daß der König, unser Herr, mir selbst diesen Auftrag er theilt hat. Eine Frau zu verhindern, ihrem eigensinnigen Kopfe zu folgen – ein mißlicher Auftrag!

– Wie es scheint ist es der des Königs nicht weniger, erwiderte der Florentiner Zamet.

– Es hat allerdings den Anschein darnach, und ich ließ Sie rufen, um ein vertrautes und ernsthaftes Wort mit Ihnen darüber zu sprechen. Ich kenne Ihren Eifer und Ihre Ergebenheit für die Person Sr. Majestät, und danke Ihnen, daß Sie sich so früh bemüht haben, um mich hier aufzusuchen, wohin mich die Befehle des Königs geführt. Wie gesagt, die Angelegenheit ist eine sehr ernste.

– Wirklich?

– In der That. Der König hat ein so zärtliches Herz, Herr Zamet, und seitdem seine Geliebte ihn zu verlassen droht, lebt er so zu sagen nicht mehr. Apropos, Sie, der Sie ein so scharfes Auge haben, sehen Sie noch nichts bei der Marquise sich regen?

– Nicht das Mindeste, Herr von Rosny.

– Wir werden also noch Zeit haben, ein wenig zu plaudern, ehe sie

erwacht.

– Aber warum will sie den König verlassen?

– Gehen Sie doch! Sie wissen das besser als irgend Jemand auf der Welt, da Sie ja selbst die unfreiwillige Ursache dieses Bruches sind.

– Eine sehr unfreiwillige, Herr von Rosny, das kann ich beschwören! Rief Zamet, als ob er befürchtete, daß man diese Beschuldigung im oberen Stock gehört haben könne. Auf mein Gewissen, ich bin in keiner Weise für das verantwortlich, was der König thut.

– Vertheidigen Sie sich nur nicht so eifrig, mein Herr; das Unglück ist jedenfalls nicht so groß, daß der König sich nicht darüber zu trösten wissen wird, Nachdem Rosny diese Worte gesprochen, warf er Zamet einen schnellen Seitenblick zu, um ihre Wirkung zu beobachten. Aber Zamet war ein Italiener, das heißt, ein listiger Fuchs. Er ließ nicht so auf den ersten Blick in einem Gesichte lesen.

– Ich pflichte aller Welt vollkommen bei, fuhr Sully fort, daß die Marquise eine reizende Frau ist – die beste aller Frauen sogar. Niemals wird der König eine so verständige Geliebte wiederfinden. Ihre Ausgaben sind mäßig, sie ist weder übertrieben habgierig noch ehrsüchtig –

– Schon sehr schätzenswerthe Eigenschaften für die Geliebte eines Königs, mein Herr.

– Gewiß, gewiß, und es wäre mir viel lieber, sie besäße deren weniger. Alle Tausend ! es wäre mir viel lieber, der König hätte es mit einem eingefleischten Teufel zu thun, der ihn täglich drei, viermal reizte, ihn zu verfluchen. – Der König läßt sich zu leicht fesseln, sehen Sie, und das taugt ihm nichts; häusliche Wirren, Stürme und Zwistigkeiten würden ihm viel ersprießlicher sein; ich kenne ihn durch und durch. Solch ein ungetrübter Liebeshimmel reibt ihn zu sehr auf. Sollten Sie nicht irgendwo solch ein weibliches Teufelchen kennen, Herr Zamet, hübsch genug, um unseren geliebten Sire für einige Zeit zu bezaubern, und böß genug, daß er es bald darauf wieder zu dessen höllischen Namensvetter jagte? Sie würden ihm, mir, dem ganzen Lande einen großen Dienst damit erweisen.

– Aber, Herr von Rosny, wenn nun der König einmal so sterblich in die Marquise von Monceaux verliebt ist –

– Sie verläßt ihn ja.

– Ist das schon so gewiß? fragte Zamet, Rosny einen eben solchen forschenden Seitenblick zuwerfend, wie dieser vorher ihm. Ihre Anwesenheit hier, zu so früher Stunde, läßt mich eine verliebte Sehnsucht des Königs nach Versöhnung ahnen.

– Sie haben ganz richtig gerathen, mein Bester, der König hat versucht, die Grausame wieder zu erweichen.

– Und es wird Ihnen gelingen; Sie sind ja so beredtsam.

– Das ist es eben auch, was ich mich frage. Soll ich meine Beredtsamkeit auch wirklich aufbieten? Werde ich meinem Könige und Herrn wahrhaft einen Dienst dadurch leisten?

– Wenigstens seinem Herzen.

– Aber auch seinem königlichen Interesse?

– Das ist freilich eine andere Frage. Ein Verliebter kennt in der Regel keine andern Interessen, als die seiner Liebe.

– Ich werde mein Möglichstes thun, um den König zu befriedigen, versetzte Sully achselzuckend; man muß sich indessen doch auf den Fall vorsehen, daß die Marquise von Monceaux unerbittlich bleiben sollte. Sie besitzt ungewöhnlich viel Charakter.

Der Ausdruck, mit dem er diese Worte sprach, zeigte ziemlich deutlich, daß er eben nicht sehr viel Eifer für seinen Auftrag mitbringe.

– Und in solchem Falle –

– Je nun, in solchem Falle müßte man darauf denken, dem Könige eine andere angenehme Zerstreung zu verschaffen.

– Hm! Hm!

– Das ist leichter gesagt als gethan !

– Ich habe freilich dabei auf Ihre Hilfe gerechnet, mein lieber Herr Zamet, und zwar aus zweierlei Gründen.

– Sprechen Sie unverhohlen, Herr von Rosny.

– Der erste ist, daß der Nerv aller Zerstreungen, wie der des Krieges, das liebe Geld ist, – und wir haben leider keines.

Herr Zamet runzelte ein wenig die Stirn.

– Und Sie haben dessen viel, sehr viel, fuhr Rosny fort.

Die Stirnrunzeln mehrten sich.

– Ich kann Ihnen die Versicherung geben, sagte der Italiener mit bedauerndem Achselzucken, daß mehr als die Hälfte meines Vermögens –

– In Florenz angelegt ist, unterbrach ihn Rosny, beim Großherzog.

– Weiß es, weiß es, und schließe daraus, daß Sie ganz vortrefflich mit diesem Fürsten stehen?

– Wie, Sie wissen –? rief Zamet erschrocken.

– Ich weiß immer, wo das Geld steckt, versetzte Sully lächelnd; was ich aber nicht weiß, das ist die Art wie es hierher zu ziehen ist. Ja, ja, Sie haben so eine Kleinigkeit von einer Million Thalern, oder mehr, dort stehen. – Ach! hätten wir es doch hier!

– Aber, Herr von Rosny, ich gebe Ihnen nochmals die Versicherung –

– Schon gut, schon gut, bemühen Sie sich nicht. Hören Sie, mein bester Herr Zamet, wenn Sie etwa krank werden sollten – der Fall wäre ja doch möglich – dann rathe ich Ihnen in bester Meinung, das Geld nicht in so weiter Ferne stehen zu lassen, während Sie hier ganz in der Nähe Gelegenheit haben, es viel vortheilhafter unterzubringen.

– Welche wäre das?

– Nehmen wir an, der König würde gänzlich und für immer von der Marquise von Monceaux getrennt; nehmen wir ferner an, er belustigte sich bald da, bald dort ein wenig, während man seine Scheidung von der Königin Margaretha eifrig und mit glücklichem Erfolge betriebe –

– Oho! rief der Italiener, Sully abermals einen forschenden Blick zuwerfend, der mit gleichgültiger Miene mit der Spitze seines Stockes allerhand mathematische Figuren in den Reif zeichnete.

– Sollten Sie etwas gegen eine gute Vermählung des Königs einzuwenden haben, mein Herr Zamet? fragte Sully spitz.

– Je nun, ich meine . . . stotterte der Florentiner, scheue Blicke um

sich werfend, ob nicht etwa ein Lauscher in der Nähe sei.

– Ganz recht, derselben Meinung bin auch ich. Auch ich verstehe unter einer guten Vermählung eine mit irgend einer jungen, schönen Prinzessin – wenn es möglich ist, – vor allen Dingen aber mit einer reichen Prinzessin!

– Das ließe sich hören.

– Haben Sie Ihre Augen schon irgend wohin gerichtet?

– Je nun . . .

– Zum Beispiel, die Infantin von Spanien?

– Ein schwarzbraunes Aeffchen.

– Dann haben wir eine Prinzessin von Savoyen . . .

– Die sieben Todtünden in einer Person, und überdieß noch bittere Armuth.

– Ferner – meiner Treu, warum nicht? die Königin Elisabeth von England?

– Seit sechzig Jahren predigen ihr die Aerzte vor, sie möge als Jungfrau sterben.

– Teufel! dann wäre unser König allerdings kein Mann für sie. Ich glaube, somit hätten wir so ziemlich alle mannbaren Prinzessinnen von Europa die Musterung passieren lassen, nicht wahr? – Aber, warten Sie einmal – nein, wahrhaftig, mein bester Herr Zamet, wir haben da noch jemand vergessen.

– Ich wüßte nicht. Wer sollte das sein? warf der Florentiner mit einer naiven Einfalt hin, die seiner Diplomatie alle Ehre machte.

– Es ist sogar Jemand aus Ihrem eigenen Vater lande. – Haben Sie denn nicht in Florenz eine Prinzessin?

– Ja, in der That!

– Die Tochter des Großherzogs von Medicis.

– Prinzessin Marie.

– Sie wird jetzt alt sein . . . ?

– Etliche und zwanzig Jahre.

– Und schön.

– Ein Wunder von Schönheit!

– Ein vortrefflicher Staat – ein behäbiges Völkchen, das die Medicäer gut zu mästen verstanden.

– Die Medicäer sind kluge Leute.

– Das will ich meinen; Leute, bei denen ein Herr Zamet eine Million angelegt hat! – Apropos, was für einen Charakter hat die Prinzessin?

– Das kann ich nicht sagen, ich weiß es in der That nicht.

– Das sollten Sie nicht wissen?

– Erst gestern hat mir Jemand gesagt, daß Sie ihre Milchschwester, die Tochter ihrer Amme, bei sich hätten.

Und dabei heftete Rosny einen Blick auf den Finanzmann, als wolle er bis auf den Grund seiner Seele schauen.

– Sie wissen. Alles, Herr von Rosny, erwiderte der Florentiner, sich tief verneigend.

– Alles, was meinen königlichen Herrn interessieren kann, – da haben Sie recht, lieber Herr Zamet. Sie sehen, daß sich bei dieser Sache. Alles wie von selbst fügt. Bilden Sie sich einmal eine logische Folgerung aus unseren soeben ausgesprochenen Voraussetzungen: Der Bruch des Königs mit der schönen Gabriele, ein Zeitvertreib mit jedem Lärvchen, das man ihm in den Weg bringt – denn man wird irgend ein hübsches Lärvchen für ihn ausfindig machen, nicht wahr? Dann die kirchliche Lösung seiner Ehe mit der Königin Margaretha – der ganz nothwendigerweise eine andere legitime Vermählung folgen muß. – Bewundern Sie mit mir, wie vor trefflich Ihre florentinische Prinzessin mit jener Million Thalern zu alledem paßt, die Ihnen überdieß irgend ein Marquiat, oder ein Herzogthum, oder endlich auch, wenn Sie es vorziehen, Hypotheken zu hohen Zinsen auf gute Ländereien versichert, eintragen würde.

– Ich liebe den König unsern Herrn zu sehr, sagte Zamet vor Freude bebend, um nicht auf alle diese meisterhaft erfundenen Combinationen einzugehen. – Aber welche Schwierigkeiten werden noch zu überwinden sein, bevor wir zu diesem Ziele gelangen!

– Wie man sagt, soll Ihre kleine Landsmännin sich ein wenig auf Hexereien verstehen?

- Das ist allerdings eine Krankheit unseres Landes.
- Ich hätte nicht übel Lust, mir von ihr mein Horoscop stellen zu lassen, sprach Sully lächelnd.
- Sie wird Ihren Befehlen gehorchen, Herr von Rosny.
- Das genügt. Sie können überzeugt sein, Herr Zamet, daß ich Sie für einen ehrlichen Mann und einen treuen Freund unseres trefflichen Königs halte.

Zamet verbeugte sich abermals.

– Sie würden uns wohl bis gegen Ende des Monats ein Darlehn von fünfzigtausend Thalern vorschließen, nicht wahr? Um unser Ziel zu erreichen, wird es nöthig sein Se. Majestät durch irgend einen kleinen Krieg oder sonst auf eine andere Weise zu zerstreuen.

– Ich werde Anstalten treffen die Summe zu schaffen.

– Meinen besten Dank einstweilen ! – Das wird unserm theuern Sire, der seit gestern nichts wie Kummer und Aerger erfahren hat, Freude machen; er hat ein so edles, weiches Herz! Sollten Sie wohl glauben, daß dies das erste Mal ist, seit ich ihn kenne, wo ich ihn habe von Rache sprechen hören? Sie können daraus schließen, wie zornig er sein muß.

– Rache? – An wem?

– Je nun, an demjenigen, der es gewagt haben kann, die Marquise zu benachrichtigen. Gott verzeihe mir! aber ich glaube, daß der arme Schächer das Bad für alle wird bezahlen müssen. Indeß, was kümmert das uns, wenn es nur den König zerstreut! – Also, mein lieber Herr Zamet, wir haben heute den 27. December, und ich hätte daher Lust, unsere fünfzigtausend Thaler morgen bei Ihnen holen zu lassen.

– Morgen schon? Das dürfte doch etwas früh sein.

– Ich glaube, ich höre die Frau Marquise nach ihren Leuten rufen. Ich verlasse. Sie also, Herr Zamet. Nun denn, auf morgen Abend das Darlehn, in Erwartung jener schönen Interessen, die wir so eben besprochen haben.

– Das Geld wird bereit liegen, Herr von Rosny.

– Und vergessen Sie mein Horoscop nicht. Auf Wiedersehen!

Und mit bedeutungsvollem Händedruck von Zamet Abschied nehmend, trat Sully in das Hôtel, um sich bei der Marquise von Monceaux anmelden zu lassen.

Es war die höchste Zeit. Gabriele war mit Tagesanbruch aufgestanden, hatte sich ankleiden lassen, dann ihre Reiseanstalten angeordnet, und ohne gesehen zu werden durch eine Spalte des Fenstervorhanges die Unterredung des Ministers mit Zamet beobachtet.

Als er bei ihr eintrat, waren alle Vorbereitungen beendet. Gabriele gab eben Befehl, daß man die Pferde vorspannen solle.

Nachdem der Minister sein Erstaunen und sein Bedauern über das, was er vernommen, ausgesprochen, erklärte er den vom Könige erhaltenen Auftrag und führte die Sache seines Herrn zwar mit Wärme, indeß nur mit sehr gemäßigter, und keineswegs mit jener Beredtsamkeit, welche die Welt schon so oft an ihm bewundert hatte.

Gabriele war bezaubernd in ihrer melancholischen Schönheit. Sie schien Sully nur ein halbes Ohr zu leihen und während er sprach, umarmte und liebte sie zu wiederholten Malen ihr Kind.

– Ich scheide von dem Könige, hob sie endlich an, nach dem der Minister seine Rede geendet, aber ich liebe ihn noch und werde ihm stets die zärtlichste Freundschaft widmen. Ich verlasse ihn nur um seines eigenen Glückes willen; vielleicht, wenn ich es wollte, könnte ich bleiben; aber der König bedarf einer vollen Freiheit, alle Welt wünscht es und wirft mir vor, ihn in meinen Fesseln zu halten. Es würde nur meinen tiefen Schmerz vergrößern, später vielleicht verabschiedet zu werden, was denn doch am Ende geschehen würde. Ich ziehe es also vor, dem zuvorzukommen. Gehören Sie vielleicht zu. Denen, die mir darin Unrecht geben?

Sully konnte aufrichtig sein, wenn er es sein wollte. Die Redner von Profession fanden gewöhnlich anderthalben Redner an ihm; aber thatkräftigen Leuten gegen über war er laconisch, wie ein alter Lacedämonier.

– Nein, Madame, sagte er, und ich werde Ihnen nur soweit widersprechen, als es die Schicklichkeit er heischt.

– In Sachen der Politik, Herr von Rosny, zählt die Schicklichkeit für nichts. Also aufrichtig: würden Sie dem Könige rathen, mir die Kleider in Stücke zu reißen, um mich festzuhalten?

– Nun denn, nein, ich würde es nicht rathen. Seien Sie darum nicht weniger versichert, daß ich eine Freundschaft, eine Achtung für Sie hege, die Sie auf jede Probe stellen können; aber –

– Aber – Sie sehen mich lieber zu Monceaux, als im Louvre?

– Ach Madame! Sie sind es nicht, die mich hier geniert, sondern die Maitresse des Königs.

– Und dennoch habe ich Sie noch sehr wenig geniert, seit ich zu dieser vergänglichen Krone gelangt bin! sprach Gabriele mit wehmüthigem Lächeln. Ich habe nur einen sehr kleinen Raum auf meinem Throne eingenommen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß der König und seine Minister in Zukunft nicht mehr belästigt werden, als sie es durch meine Gegenwart geworden sind. Leben Sie wohl, Herr von Rosny. Ich verliere den König, weil ich ihm eine zu wahrhafte Freundin war. Er wird eine Andere an meiner Stelle wählen, die mich aber nicht ersetzen wird. Ich war sanft gegen das arme Volk und ich hoffe, es wird meinem Andenken nicht fluchen. Leben Sie wohl, Herr von Rosny, schloß sie mit ausbrechenden Thränen; Sie wenigstens haben mich genug geachtet, um nicht gegen mich zu heucheln; leben Sie wohl!

Die Engelsgüte machte einen tieferen Eindruck auf den strengen Hugenotten, als er selbst erwartet hatte. Als er dies großmüthige Wesen in Thränen vor sich sah, frei von jeder bitteren Regung, ohne allen Groll, mußte er sich sagen, daß Heinrich in der That ein Wesen von solcher Reinheit, wie Gabriele, niemals wiederfinden würde, und machte sich lebhaftere Vorwürfe, nicht freigebiger mit seinem Balsam zur Heilung einer so edlen Herzenswunde gewesen zu sein. Er kam sich selbst unhöflich, roh vor, er sann auf eine Möglichkeit, seine Worte zurückzunehmen, oder doch nachträglich zu mildern, und mußte sich am Ende selbst eingestehen, ganz das Gegentheil von dem gethan zu haben, was der König ihm aufgetragen hatte.

Da ihm ein ministerielles Gewissen indeß sagte, daß er im Grunde seinem Könige und dem Staate einen wesentlichen Dienst geleistet

habe, und Gabriele ihm weiter Nichts vorwarf, als ein klein wenig Härte, so unterdrückte er schnell diese mitleidige Regung,

– So entferne ich mich denn, Madame, sprach er mit einem Ausdruck der Ehrerbietung, der wenigstens diesmal ungeheuchelt war, um Sr. Majestät Bericht abzustatten, daß es mir nicht gelungen ist, Sie zurückzuhalten.

– So gehen Sie, mein Herr, versetzte Gabriele noch unter Thränen lächelnd, und rühmen Sie sich nicht gar zu sehr der Mühe, die Sie sich deshalb gegeben haben.

Es war dies ihre einzige Rache. Das sanfte Weib reichte ihrem grausamen Henker sogar noch die weiße Hand, die dieser ehrfurchtsvoll mit den Lippen berührte und dann eiligst die Flucht ergriff, den Sieg und seine Gewissensbisse mit sich nehmend.

Allein noch hatte er nicht das Vorzimmer überschritten, bis wohin Gabriele ihm das Geleite gab, als man eilige Tritte auf der Treppe und eine rauhe Stimme vernahm.

– Holla! Ihr Maulthiere und Esel! macht nicht so viel Lärm mit euren Schellen. Harnibieu ! ihr seid noch nicht fort!

Gabriele und Sully erleichteten bei dieser Stimme.

Es war Crillon, den der arme König seinem ersten Abgesandten in der Herzensangst nachgeschickt hatte, es wohl errathend, daß dieser seine Botschaft nicht mit sonderlichem Enthusiasmus ausgerichtet haben würde.

– Aha! da sind Sie ja, Herr von Rosny! rief der ehrliche Kriegsmann im Eintreten. Nun, wie steht es? Haben Sie Madame von ihrem Wahne geheilt?

– Nein, mein Herr, versetzte Rosny, ärgerlich über die unwillkommene Dazwischenkunft dieses neuen Wortführers. Madame beharrt auf ihrem Vorsatze und ist eben im Begriff abzureisen.

Gabriele hatte sich schnell wieder gefaßt.

– Das ist wahr, fügte sie hinzu, sich mit ihrem ganzen Muthe waffnend, ich reise in diesem Augenblicke ab.

– Nicht doch, Madame, nicht doch! sprach Crillon, Gabriele's Hand

angreifend und sie wieder ins Zimmer zurückführend. Vor allen Dingen müssen Sie mich erst anhören, denn auch ich habe Ihnen eine Rede zu halten.

Rosny war den Beiden gefolgt, um diesen Redner zu überwachen, dessen wunderliche Weise und Offenherzigkeit einige Besorgnisse in ihm erregte, es möge diesem gelingen, ihm das gewonnene Spiel wieder zu verderben.

– Mein bester Herr, sagte Crillon, ihn bei den Schultern fassend und ganz ruhig wieder zur Thür hin aufschiebend, der König erwartet Sie mit größter Ungeduld; er bedarf Ihrer. Er läßt Ihnen sagen, Sie möchten Ihr Pferd ein wenig in Galopp setzen, wenn es Ihnen gefällig wäre. Während der Zeit werde ich hier einen neuen Sturmangriff versuchen.

Rosny sträubte sich.

– Aber so haben Sie doch nur ein wenig Mitleid mit dem armen König, rief Crillon ungeduldig, er erwartet Sie dort und zerfließt in Thränen, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte!

Vor Ingrimm seinen Bart zerkauend, mußte Sully wohl oder übel den Rückweg antreten.

– Ja, ja, meine liebe Dame, fuhr Crillon zu Gabriele gewendet fort und ihre beiden Hände ergreifend, um sie in ein Fenster zu führen; ja, der König weint! – er ist in einer Verzweiflung, daß mir das Herz blutet. Harnibieu ! wollen Sie das dulden? – Ein König von Frankreich mit rothgeweinten Augen! das ist ja unerhört!

– Und ich? Sind die meinigen etwa trocken?

– Ach Sie ! ein Frauenzimmer – da hat es nicht so viel auf sich! – Und weshalb dieser Zorn, dieser ganze Lärm? – Weil der König auf dem Maskenball war, weil er Sie ein wenig betrogen hat? Aber ich bitte Sie! er hat Sie vielleicht schon dreißigmal betrogen, ohne daß Sie darüber böse geworden sind. – Schön! ich sage da gute Dummheiten, unterbrach er sich plötzlich, als er eine Anwendung von Zorn aus Gabriele's Augen blitzen sah. Nein, nein, es ist nicht wahr, reine Erfindung. Der König hat Sie niemals betrogen, auch nicht einmal vorgestern; er hat mir die ganze Geschichte ausführlich erzählt. Die Sache ist nicht einer einzigen armseligen Thräne aus

diesen hübschen Augen werth. Harnibieu! wenn Ihr Sohn groß sein wird, wird er die Weiber ebenfalls betrügen, – da müßte er nicht der Sohn seines Vaters sein, – und Sie werden dazu lachen. Also lachen Sie!

Gabriele wußte in der That nicht, ob sie über diesen seltsamen Trost lachen oder weinen sollte. Sie stammelte einige abgebrochene Reden, mit Seufzern untermischt, hervor; es waren dieselben Klagen und Beschwerden, dieselben Entschlüsse, es war mit einem Worte jener sanfte Widerstand, wie ihn eben ein gutes, ungerecht gemäßhandeltes Herz zu leisten im Stande ist.

– Wenn Sie wegen verletzter Eigenliebe fort wollen, so haben Sie Unrecht, entgegnete Crillon. Was hat denn der arme König gethan? Er hat Sie selbst um Verzeihung gebeten, er hat Sie durch Andere darum bitten lassen, das ist ja Alles, was Sie verlangen können, und Ihre Ehre ist vollkommen gedeckt. Hüten Sie sich aber, die Sache gar zu weit zu treiben – Wie ! dieser gute König hat ein Kind, ein allerliebstes kleines frisch getauftes Zuckerpüppchen; er hat sich so an seine Liebkosungen gewöhnt, und nun wollen Sie ihm sein Kind, einen kleinen Spielkameraden entführen? – Harnibieu! das ist nicht recht, das ist grausam! Nein, nein, thun Sie es nicht, sonst nöthigen Sie mich, Sie ein böses Herz zu nennen.

– Lieber Herr Crillon, vermehren Sie nicht mein Leiden; beharren Sie nicht länger darauf, meinen Entschluß erschüttern zu wollen; ich habe ja nichts mehr als mein Kind und Gott!

– Und mich! Bin ich etwa nichts? rief der gutherzige Ritter gerührt. Genug, ich habe es dem König einmal versprochen, daß Sie bleiben würden; und sollte ich mich quer vor Ihre Schwelle legen, Sie werden nicht abreisen !

Crillon hatte noch nicht ausgesprochen, als man am Fuße der Treppe eine keuchende Stimme vernahm :

– Ich will, ich muß mit Herrn von Crillon sprechen!

– Der Teufel hole das einfältige Vieh! brummte der Ritter, erzürnt über diese Unterbrechung.

– Sagen Sie ihm, ich sei einer von seinen Gardisten! rief die Stimme.

- Was kümmert mich das jetzt? dachte Crillon.
- Ich heiße Pontis, und muß ihn durchaus wegen eines großen Unglücks sprechen, das sich ereignet hat.
- Gott weiß, was der Schuft wieder angestiftet hat, er macht immer dumme Streiche, sagte Crillon zu Gabriele; aber es wird nicht so große Eile haben; er mag warten, sammt seinem albernen Unglück.
- Sagen Sie ihm, heulte die Stimme, es beträfe Herrn Esperance! Mit einem Satze war Crillon an der Treppe, bog sich über das Geländer hinab und schrie mit einer Stentorstimme :
 - Komm herauf, Dummkopf!
 - Esperance! flüsterte Gabriele, und eine liebliche Erinnerung stieg vor ihren von Thränen getrüben Blicken auf.
 - Crillon und Pontis fanden einander bereits gegenüber, als Gabriele auf die Thürschwelle trat.
 - Herr Ritter, rief der Dauphineser, zitternd, dunkelroth im Gesicht, und bei jedem Worte athemlos innehaltend, wo ist Herr Esperance?
 - Parbleu ! wie soll ich das wissen?
 - Wie, Sie wissen es nicht? Aber gestern Abend sind Häscher in sein Haus gedrungen –
 - Häscher!
 - Und wozu?
 - Häscher? wiederholte Gabriele näher tretend.
 - Ja, Madame, Häscher, die im Namen des Königs kamen.
 - Nun, und weiter? rief Crillon.
 - Dann haben Sie Herrn Esperance fortgeschleppt.
 - Wohin?
 - Da ich Sie darum frage, Herr Ritter –
 - Aber hast Du Dich denn nicht erkundigt, Schafskopf? schrie Crillon, den jungen Mann am Büffelwamms fassend und heftig schüttelnd.
 - Freilich habe ich das.
 - Bei den Leuten, bei seinen Nachbarn, bei Zamet?

- Ist er ein Nachbar Zamets? fragte Gabriele stutzend.
- Ja, Madame, Straße de la Cerisain.
- Straße de la Cerisain! rief Gabriele, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen.
- Aber, fuhr Crillon zu Pontis gewendet fort, warum diese Häscher? Was wollten sie von ihm? Was hat er verbrochen?
- Nichts.
- Wen hat er gesehen, bei sich aufgenommen?
- Niemand, als einen in einem Mantel verhüllten Mann, den man ihn vorgestern Abend, zwischen neun und zehn Uhr, bei der Hand aus dem Garten über den Hof führen sah.
- Gabriele erbebt.
- Im Augenblick, fuhr Pontis fort, als ich Esel in seiner schönen Carosse paradierte.
- Aber dieser Mann, drängte Crillon, wer war es?
- Weiß ich es?
- Ich glaube es zu wissen, unterbrach Gabriele, von einem nervösen Zittern ergriffen. Dies Haus, das Herr Esperance bewohnt
- es ist schön?
- Ja.
- Neu ?
- Ganz neu.
- Ein großer Hof, ein Garten, und dieser stößt –
- An den des Herrn Zamet. Ganz recht.
- Und dort hat Herr Esperance vorgestern Abend einen Mann hinausgeleitet?
- Ja, Madame.
- Nun denn, dieser Mann war der König.
- Jetzt begreife ich, rief der Ritter; der König kam von Zamet und bediente sich einer Breche in der Mauer.
- Und der König hat sich eingebildet, fuhr Gabriele fort, daß ich durch den armen Esperance von seinem Abenteuer benachrichtigt worden sei, und rächt sich nun dafür.

– Harnibieu! jetzt begreife ich wieder gar nichts.

– Später werden Sie alles begreifen. Crillon war im Begriff zu antworten, als ein Diener Gabriele's eilig in's Zimmer stürzte, seiner Gebieterin ein kleines, seltsam geformtes Päckchen überreichte, und ihr zuflüsterte:

– Hier, Madame, untersuchen Sie dies geschwind; man sagte, das Leben des Königs hänge davon ab!

Hastig zerriß Gabriele den Umschlag, der ein in Gips modelliertes Figürchen enthielt; an dem Figürchen war ein Zettel befestigt; sie überflog ihn und erbleichte.

– Um des Himmels willen, Herr von Crillon! rief sie, eilen Sie in's Louvre, zum König, schnell, schnell!

– Was soll ich ihm sagen?

– Daß ich in Paris bleibe, daß ich ihn nicht mehr verlasse, daß ich sogleich bei ihm sein werde.

– Gehen Sie, eilen Sie, ich folge Ihnen!

– Der König wird nicht mehr weinen, und ich werde zugleich von ihm erfahren, was aus Esperance geworden ist, rief der Ritter, die Treppe mit der Schnelligkeit eines Jünglings hinabspringend

6.

Im Louvre, den 27. December 1594.

Der Saal des Königs im Louvre war an dem Tage voll von geschäftigen, besorgten Leuten; Kriegsmänner und Civilpersonen gingen in der Galerie auf und ab, sich über die Zurückgezogenheit und Trauer des Königs, so wie über seinen Bruch mit Gabriellen unterhaltend. Überall hatten sich einzelne Gruppen gebildet, viele Leute gingen aus und ein, ohne beobachtet zu werden.

Das an sich unbedeutende und oft schon erlebte Ereigniß hatte diesmal die Größe und Bedeutung einer Catastrophe angenommen. Tausenderlei verschiedene Gerüchte liefen umher, bald wußte man bestimmt, daß die Marquise schon abgereist sei, bald behauptete man, daß sich der König sehr bald darüber trösten werde.

Plötzlich ging Herr von Rosny eiligen Schrittes durch den Saal, um sich in das Kabinet Sr. Majestät zu begeben.

Seine kalte verschlossene Physiognomie ward von vielen neugierigen Blicken befragt, aber nichts war über den wahren Stand der Dinge daraus zu erforschen. Sully wäre selbst in große Verlegenheit gerathen, wenn er hätte sagen sollen, was er in diesem Augenblicke davon denke.

Daß es Crillon gelingen werde, Gabriellen von ihrem Entschlusse abzubringen, sie ihm nicht im entferntesten ein, andererseits scheute er sich auch Heinrich die entschiedene Weigerung seiner Geliebten anzukündigen. Je näher Sully der königlichen Kabinetsthür kam, je langsamer wurden seine Schritte, um Zeit zum Ersinnen irgend einer ausweichenden Antwort zu gewinnen.

Allein der König ließ ihm nicht die Zeit dazu. So bald er ihn durch einen Spalt des Thürvorhanges nur gewahrte, eilte er auf ihn zu, und befragte ihn mit Blicken um den Erfolg seiner Sendung.

– Sie hat Sie abgewiesen ! rief Heinrich, als er das verschlossene

Gesicht seines Ministers eine Sekunde betrachtet.

– Ich muß Ihnen leider gestehen, Sire, daß . . . stammelte Rosny achselzuckend.

– Dieser Streich ist zu hart, rief der König außer sich; er wird mir den Tod geben. Und ich liebte die Undankbare so heiß und zärtlich.

– Was sage ich, die Undankbare! – Nein, nein, ich allein bin hier undankbar, und sie rächt sich nur für meinen Verrath an ihrem Herzen – – Sie thut ganz recht.

Das alles klingt nicht so übel, dachte Sully; die Explosion ist nur mäßig, ich habe weder zu viel noch zu wenig gesagt. Wenn die Marquise darauf beharrt, abzureisen, so ist er jetzt wenigstens hinlänglich vorbereitet; läßt sie sich durch Crillon erweichen, so habe ich mich wiederum nicht so weit vorgewagt, um nicht mit Ehren zurücktreten zu können. Um aber in dem Falle dem ersten Anstoße auszuweichen, müssen wir vor allen Dingen den König zu entfernen suchen.

– Sire, sprach er also laut, fassen Sie Muth. Ew. Majestät können und dürfen nicht länger so nieder geschlagen bleiben.

– Nein, gewiß nicht, entgegnete Heinrich, und mein Entschluß ist bereits gefaßt.

– Wahrhaftig? rief Rosny erfreut.

– Ja. Sogleich gehe ich zur Marquise, um ihr alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe.

– Aber, Sire, bringen Sie dadurch nicht die königliche Würde in Gefahr, blosgestellt zu werden? – Daß meine Bemühungen die Marquise zu überreden gescheitert, thut nichts, und wenn es Crillon eben so wenig gelungen ist . . .

– Es ist mir aber gelungen! rief der Ritter, in diesem Augenblick mit dem anmeldenden Huissier zugleich in das Kabinet dringend.

Bei Crillons Anblick, beim Klange dieser süßen Worte, stieß der König einen Freudenschrei aus und umarmte seinen glücklichen Abgesandten, während Sully sich auf die Lippen biß.

– Sie , bleibt also, mein Crillon, sie bleibt? rief der gute König mit einem kaum zu beschreibenden Entzücken.

- Mehr noch, sie kommt zu Ihnen.
- O mein Himmel! dann müssen wir ihr schnell entgegen! Komm, Crillon, kommt, meine Freunde!
- Sire, ich beschwöre Sie, Mäßigung! sprach der Minister, den König bei der Hand fassend.
- Ich bitte nur um einen Augenblick Geduld, Sire, fügte Crillon hinzu, die andere Hand des Königs erfassend. Die Marquise von Monceaux wird in einigen Minuten im Louvre sein, und wird mir hoffentlich bezeugen, daß ich Ihre Angelegenheiten auf das Gewissenhafteste besorgt habe. Finden Sie das nicht auch, Sire?
- Ja, ja, mein treuer Crillon!
- Nun so erlauben Sie mir auch ein wenig an die meinigen zu denken, die in Ihrer Hand liegen. Eine Liebe ist der anderen werth.
- Was willst Du?
- Sie haben einen jungen Mann in der Straße de la Cerisain verhaften lassen.
- Allerdings habe ich das; einen Gecken, der mich mit Gabrielen entzweit hatte, einen Verräther, dem ich mich anvertraut hatte, um ungesehen aus Zamets Hause zu entkommen, und der mich der Marquise verrathen hat!
- Das ist unmöglich, sprach Crillon fest und entschieden.
- Wie so?
- Mehr noch als unmöglich, das ist falsch, grundfalsch! Der junge Mann ist ein loyaler, ehrenhafter Bursche, aber kein Verräther.
- Du kennst ihn also?
- Harnibieu! Ob ich Esperance kenne !
- Esperance? Ja, ja, ganz recht; jetzt entsinne ich mich, – jener schöne junge Mann, der verwundet ward, im Genovefenstift – ja, ja, ich wußte wohl, daß ich dies Gesicht schon einmal irgendwo gesehen hatte. Nun denn, mein braver Crillon, Dein Schützling ist trotz alle dem ein Verräther – und ich hatte mich ihm anvertraut, hatte ihm die Hand gedrückt! Ventre-saint-gris! wäre ich nur ein schlichter Edelmann, ich hätte ihn mit der Degenspitze für seine Felonie gezüchtigt; da ich aber ein König bin, muß ich ihn auch als

solcher strafen!

– Und dennoch sage ich, es ist ein ehrenhafter Junge!

– Ein Hochverräther ist er!

– Setzen Ew. Majestät etwa Zweifel in meine Bürgschaft? rief Crillon, vor Zorn erbleichend.

– Deine Bürgschaft?

– Ja, Sire, ich leiste Ihnen Bürgschaft, daß der junge Mann Sie nicht verrathen hat, und fordere alle seine Ankläger heraus, es mir ins Angesicht zu beweisen . . .

– Du sollst befriedigt werden, denn Gabriele selbst ist es, die es mir gesagt, und da sie kommt, so wird sie es Dir wiederholen können.

– Gabriele? rief der Ritter außer sich. Hat man jemals eine solche Doppelzüngigkeit gesehen! Und so eben sagte sie mir, daß er ganz unschuldig sei – Bei meinem Degen! ich habe stets behauptet, daß der Hof nichts weiter als ein Tummelplatz für bösherzige Lügner und Schufte ist, und ich habe Recht!

– Da ist sie selbst! rief der König, den Thürvorhang zur Seite schiebend, um Gabriele früher zu sehen, die ein schmeichelhaftes Murmeln der Höflinge bei ihrem Eintritt in die Galerie empfing.

Im vollen Glanze ihrer von der Aufregung noch erhöhten Schönheit schritt sie rasch durch die Galerie, und überall auf ihrem Wege fegten die Straußfedern den Fußboden.

Der König konnte sich nicht länger halten; er breitete ihr die Arme entgegen und zog sie mit einem von Thränen und von Freude zugleich glänzendem Antlitz in ein Kabinet.

Sully, der richtig erkannte, daß der Augenblick günstig sei, um seinem Rückzuge den Schein der Discretion zu geben, schlich mit einem unterdrückten Seufzer hinaus. Crillon aber blieb. Er ließ den König einige Minuten sich an dem Anblicke eines Abgottes erlaben, er ließ Heinrich Zeit, sein Herz in zärtlichen Vorwürfen, in Seufzern, in Betheuerungen ewiger Treue und Liebe aus zuschütten, dann aber berührte er leise Gabrielens Arm und sprach:

– Während Sie hier glücklich sind, schmachtet ein unschuldig

Angeklagter durch Ihre Schuld im Kerker. Seien Sie aufrichtig und wahr, Madame, wie es Ihr Geschlecht in der Regel sonst nicht ist: Sie haben Esperance des Hochverraths angeklagt; beharren Sie noch darauf?

– O mein Gott! rief Gabriele; in der Freude und Verwirrung dieses Augenblicks vergaß ich des Armen; aber noch ist es hoffentlich Zeit, mein Unrecht wieder gut zu machen!

– Sie sagten mir, daß Sie alles durch diesen jungen Mann erfahren hätten, sprach der König.

– Ich sagte Ihnen, Sire, was ein armes Weib sagen kann, das man belügt und selbst zur Lüge treibt. Das Wahre aber ist, daß ich schon vor Ihrem Ausgange, nicht durch den jungen Mann, sondern durch einen Brief eines mir völlig Unbekannten davon unterrichtet war; daß ich mich, um Sie auszuspähen – und ich klage mich dessen hiermit selbst an, – in der Straße de la Cerisain verborgen hatte, und daß ich Sie mit meinen eigenen Augen aus jenem Hause kommen sah. Allein jetzt bin ich es der Wahrheit schuldig, nur mich allein anzuklagen; erst heute erfuhr ich durch unseren wackeren Crillon, daß Herr Esperance in der Straße de la Cerisain wohnt, und daß Ew. Majestät vorgestern Abend mit ihm gesprochen haben.

– Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Sire? schrie Crillon freudig, Gabrielens Hand küssend. Und nun bitte ich Sie, was haben Sie mit dem armen, ehrenhaften, so unschuldig verleumdeten Jungen gemacht?

– Ich schäme mich fast es zu sagen, erwiederte der König etwas verlegen, ich habe ihn ins Châtelet sperren lassen.

– Harnibieu! – ins Gefängniß! – wie einen gemeinen Schurken – meinen braven Esperance! – Ach, Madame! er ist im Stande darüber krank zu werden – wohl gar zu sterben! – Im Kerker! – Ja, ja, so geht es auf der Welt! Die Weiber lügen in den Tag hinein, ohne zu bedenken, daß ihre Lügen auf einen ehrlichen, unschuldigen Burschen zurückfallen können!

– Sie sehen meine Verzweiflung darüber, lieber Crillon, rief Gabriele, fast weinend.

– Was hilft die Verzweiflung jetzt, nun das Unglück geschehen ist!

– Man muß ihn in Freiheit setzen, sagte der König.

– Harnibieu! das wird schnell geschehen sein! schrie der Ritter, schnell wie ein Pfeil davon schießend und die Liebenden allein lassend.

– Und Sie, Sire, sprach Gabriele, der Heinrich zärtlich die Hände drückte, mit sanftem Vorwurfsblick; haben Sie nicht auch wie ich Gewissensbisse?

– Meine Seele ist nur von Liebe und Freude er füllt, seitdem ich Sie wiedersehe – Ach, mein Himmel! unterbrach sich Heinrich plötzlich auffahrend.

– Was ist? fragte Gabriele erschrocken. – Da ist der närrische Crillon davongelaufen, und ohne einen von mir unterzeichneten Befehl wird ihm der Gouverneur des Châtelet den Gefangenen nicht herausgeben, und wenn er hundertmal Crillon wäre!

– So schreiben Sie schnell den Befehl, drängte Gabriele; wir wollen einen Pagen nach senden. Dann aber bitte ich Ew. Majestät auch Das gnädig anhören zu wollen, was ich Ihnen vorzutragen habe.

Der König schrieb noch, als Sully eintrat, Gabrielen mit einem etwas verlegenen Lächeln begrüßend.

– Sire, hob der Minister an, die Galerie ist mit Leuten angefüllt, und ich komme Ew. Majestät eine gute Nachricht zu verkündigen.

– Das ist die Folge der Rückkehr dieses guten Engels, sprach der König galant, den Befreiungsbefehl Esperance's unterzeichnend, den Gabriele mit den Augen verschlang. Aber was ist das für eine Nachricht?

– Die Herren de Ragny und de Montigny, Edelleute aus der Picardie, sind eben erschienen, um ihre Unterwerfung zu erklären. Das erspart uns Kanonen und Pulver, und mithin Geld. Sie harren in der Galerie, um sich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen.

– Rebellen? – Aber, mein lieber Rosny, ich habe da ebenfalls eine kleine Rebellin bei mir, die sich unterworfen hat, und ich bin ihr einige Augenblicke schuldig, um ihr meine Bedingungen zu verkündigen.

– Ich glaube fast, daß Ew. Majestät eigentlich selbst hier der Unterwürfige sind, antwortete der Minister ernsthaft.

– Und demgemäß bin ich es, die hier Bedingungen zu machen hat, sprach Gabriele eben so ernsthaft. Sie können sie immerhin mit anhören, Herr von Rosny.

– Madame .

– Die erste ist, daß der König das Louvre nicht mehr ohne mich verlassen wird.

– Sehen Sie sich vor, Frau Marquise, versetzte der Minister etwas freundlicher; diese Bedingung scheint mir doch etwas von der Eifersucht dictiert zu sein, und die Eifersucht geht leicht zu weit – selbst in ihrem Triumph.

– Ich bin nur eifersüchtig darauf, über das Wohl meines Königs zu wachen, und da sein Leben bedroht ist, wenn er das Louvre verläßt .

..

– Wer sagt das? fragte der Minister mit spöttischem Lächeln.

– Dieses Blatt, erwiederte Gabriele, das so eben an sie abgegebene Billet hervorziehend und dem Minister zeigend.

– Von wem?

– Lesen Sie die Unterschrift.

– Bruder Robert?

– Mir unbekannt –

– Aber mir nicht! rief der König heftig und sich des Blattes bemächtigend. Er las laut:

»Meine geliebte Tochter, weichen Sie nicht von des Königs Seite; lassen Sie ihn nicht aus dem Louvre gehen, ganz besonders aber lassen Sie die Gestalt, die Sie hier vor sich sehen, nicht in seine Nähe kommen, wenn Ihnen dieselbe etwa begegnen sollte.

– Hier ist sie, fügte Gabriele hinzu, eine kleine sehr kunstvoll modellierte und gemalte Gipsfigur unter ihrer Mantille hervorziehend.

– Ventre-saint-gris! – Bruder Robert hat mir dieselbe Figur schon einmal gezeigt!

– Mit einem Messer bewaffnet, sagte Sully. Das ist nur ein Schreckmittelchen – eine echte Mönchserfindung, um Ew. Majestät

einzuschüchtern –

– Nein, nein, versetzte der König nachdenkend; der Mönch, der das erfunden hat, gehört nicht zu Denen, die so leicht einzuschüchtern sind und die Andere furchtsam machen wollen.

– Sei es denn, sprach der Minister, unmerklich mit den Achseln zuckend; Ew. Majestät wird das Louvre nicht verlassen, und was die hier nachgebildete Figur betrifft, so wird man wachsam sein – Einstweilen aber, Madame, hat der König denn doch einige wichtige Geschäfte zu erledigen, die das Wohl des Staats erheischt. Viele Personen erwarten den König in der Galerie; die Galerie ist im Louvre und wir verletzen daher nicht die von Ihnen gestellte Bedingung, wenn wir Se. Majestät dahin gehen lassen.

– Ich komme sogleich, sagte der König. Sie werden während dem diesen Befehl für den Gouverneur des Châtelet untersiegeln, Rosny, und Madame wird ihn an sich nehmen.

– Ich werde darauf warten, Sire.

– Und ich will nun einen Umgang in der Galerie halten.

– Sie kommen wieder zurück?

– Augenblicklich.

– Und Sie schwören mir, das Louvre nicht zu verlassen?

– Mein eigener Vortheil ist es ja, wenn ich mich Ihren Befehlen füge, sprach der König, die Geliebte zärtlich an sein Herz drückend, während der Minister pflegmatisch Siegelack und Petschaft zurecht legte.

Heinrich schob selbst den Thürvorhang zurück. Der Huissier stampfte, dem Ceremoniell gemäß, laut mit dem Fuße auf, um den wachhabenden Gardecapitain durch dies Zeichen zu benachrichtigen, und dieser rief in die Galerie hinaus:

– Der König, meine Herren! Heinrich erschien, das Lächeln auf den Lippen, mit heiterer Stirn und freudeblitzendem Auge, wie am Tage einer gewonnenen Schlacht.

Er schritt auf die Höflinge zu, deren Zahl sich noch vermehrt hatte und die ihn bald mit ehrfurchtsvoller Vertraulichkeit umringten.

Gabriele war in der Nähe der offen stehenden Thür geblieben und

verfolgte ihn ängstlich mit ihren Blicken. Sie sah, wie er sich der Gruppe der picardischen Edelleute näherte, deren Unterwerfung Sully vorhin angekündigt hatte. Einer von ihnen richtete mit einer Kniebeugung im Namen seiner ebenfalls knieenden Freunde eine kurze Anrede an den König, die dieser mit einigen gütigen und verzeihenden Worten erwiderte.

Der Auftritt war rührend und interessierte Gabrielen auf das lebhafteste. Sully hatte eben im Kabinet die Ordre untersiegelt und überreichte sie nun Gabrielen, wodurch deren Aufmerksamkeit für einen Augenblick von der Scene in der Galerie abgelenkt ward. Sobald sie aber das Couvert an sich genommen, richtete sie ihre Blicke wieder hinaus.

Die Edelleute dankten dem Könige für seine Großmuth; ein beifälliges Murmeln rauschte durch die ganze Versammlung.

Plötzlich vernimmt man einen Schrei vom Ende der Galerie her, auf deren Schwelle ein Mönch mit ausgebreiteten Armen und unordentlicher, bestaubter Kleidung erscheint.

Aufgepaßt! er ist hier! rief eine dumpf am Gewölbe widerhallende Stimme.

– Bruder Robert! ruft Gabriele; ihre Blicke suchen den König. Dieser hat sich eben gebückt, um den dicht vor ihm knieenden Edelmann aufzuheben, als man dicht über seinem Kopfe ein Messer in der Hand eines bleichen jungen Mannes blitzen sieht.

Gabriele stößt einen gellenden Schrei aus. Sie hat in dem Mörder die Gipsfigur des Genovefenbruders wiedererkannt. Jean Châtel hatte sich unter die Gruppe geschlichen und diesen Augenblick gewählt, um den Mordstreich zu vollführen.

Auf Gabrielens Schrei hatte der König den Kopf ein wenig gewendet, so daß der seinem Herzen bestimmte Stoß ihn am Munde traf. Verwundet, betäubt, richtet er sich inmitten der bleichen und beim Anblicke des über sein Gesicht rieselnden Blutes vor Schrecken erstarrten Menge auf.

Gabriele brach ohnmächtig zusammen.

Während der allgemeinen Erstarrung will der Mörder entfliehen; aber Bruder Robert erfaßt ihn mit kräftiger Faust am Halse und

schleudert ihn den Officieren und Edelleuten zu, deren gezogene Schwerdter schon drohend über ihm blitzten.

– Tödtet ihn nicht! schreit der Mönch mit gewaltiger Stimme; er muß sprechen!

Sully, der bleich und zitternd herzugespungen ist, läßt den König in sein Kabinett tragen. Von allen Seiten vernimmt man jetzt Klagen, Ausbrüche der Wuth in der Versammlung; die augenblickliche Erstarrung ist in eine allgemeine Verwirrung übergegangen.

Bruder Robert folgt Sully in das Cabinet, dessen Thür der Minister in seiner Bestürzung offen gelassen hatte.

Heinrich war schnell wieder zu sich gekommen und bemühte sich nun selbst, seine Freunde zu beruhigen. Er erkundigte sich nach Gabrielen, die man wieder aufgerichtet und an seine Seite geleitet hatte. Er lächelte dem armen Weibe zu, das wieder zur Besinnung erwacht war und nun beim Anblick des Blutes in eine Thränenfluth ausbrach.

Mit finsterer, imponierender Ruhe hat während dem der Mönch einen Cordon von Wachen vor dem Cabinet aufstellen lassen und schließt die Thüren, außerhalb welcher man noch das Geräusch der verwirrten Menge vernimmt; dann nähert er sich dem Könige, wäscht die klaffende Wunde aus und versucht sie mit zitternden Fingern wieder zu schließen.

– Ach, Bruder Robert! jammerte Gabriele, die Figur, die Figur!

– Ich war nicht im Stande zu rechter Zeit zu kommen, murmelte der Mönch dumpf in seine Kapuze.

– Wie ist es mit der Wunde? fragte der König, als er sah, daß keiner der Umstehenden es wagte, das Wort zuerst an ihn zu richten.

– Nicht wahr, sie ist nicht gefährlich? sagte Sully mit Thränen in den Augen.

– Nicht im Geringsten, antwortete der Mönch.

– Gott sei Dank! rief der Minister; ich will es so gleich überall verkündigen lassen!

Und mit diesen Worten wollte er zur Thür eilen, allein Bruder

Robert vertrat ihm den Weg und hielt ihn mit eiserner Faust fest.

– Sind Sie verrückt, Bruder Mönch ! fragte Rosny, erstaunt über solche Dreistigkeit.

– Bleiben Sie, sprach dieser ruhig.

– Aber Sire, rief Rosny, hören Sie nur dies Wehklagen und Jammern! In wenig Augenblicken wird die ganze Stadt im Trauer und Angst sein; das heißt den Staat einer wirklichen Gefahr aussetzen, wenn wir nur einen Augenblick länger zögern zu verkündigen, daß der König außer Gefahr ist. Kümmert Euch um Eure Gebete und Compressen, aber mischt Euch nicht in Staatsangelegenheiten!

– Und ich sage Euch, erwiderte der Mönch, daß man der Schreckensnachricht ruhig ihren Lauf lassen soll, daß viel größere Gefahr für den Staat ist, wenn man den König nicht sterbend glaubt. Und woher wißt Ihr selbst denn so gewiß, daß die Wunde nicht dennoch tödtlich ist, daß das Messer nicht vergiftet war?

Bei diesen Worten drückte er sowohl dem Könige wie Gabrielen verstohlen die Hände; beide verstanden sofort die Bedeutung des Druckes und erwiderten ihn eben so. Der König lächelte sogar.

– Aber dieser Mensch ist verrückt! schrie Rosny, außer sich vor Wuth.

– Sie selbst sind verrückter als ich, denn Sie schreien wie ein Verrückter versetzte der Mönch leise und hastig. Wie, Sie wollen ein Staatsmann sein, und begreifen nichts von dem was vorgeht? Sie begreifen nicht, daß die Herzogin von Montpensier soeben ihren zweiten Trumpf ausgespielt hat, und daß Sie sie verhindern werden, ihren dritten und letzten auszuspielen? Wer ist nun von uns Beiden verrückter? – Sehen Sie den König an: er sagt nichts, er schließt die Augen, Sie sehen also, daß er todt ist!

Diese düstere, wie von einem überirdischen Geiste beseelte Gestalt hatte in diesem Augenblicke nichts Menschliches mehr; sie erschien wie einer jener erhabenen Propheten, deren Gedanken und Worte wie der Blitz leuchten und die vor ihrer unheilvollen Prophezeiung starrende Menge wie das Rollen des Donners erschüttern.

Der König öffnete noch einmal die Augen, sah Rosny an, legte

den blutigen Finger auf den Mund, als wolle er diesem Schweigen und Gehorsam empfehlen, und sank dann langsam in Gabriels Arme zurück.

Der Mönch hatte das Cabinet rasch verlassen und einigen vertrauten Dienern einen Wink gegeben, die Thür hinter ihm wieder fest zu verschließen.

Als er in die Galerie trat, drängte ihm diese versammelte Menge mit bleichen verstörten Gesichtern entgegen.

– Wie ist es?

– Was sagt man? – der König! der König! – Wie befindet sich der König? fragten hundert Stimmen, leise und von Angst beklommen.

– Der König ist todt! entgegnete der Mönch mit tiefer, feierlicher Stimme, die einen allgemeinen Schauer hervorrief.

Einen Moment trat Todtenstille ein. Dann aber brach unaufhaltsam ein Jammern und Wehklagen aus, von dem nur hier und da die Worte vernehmlich waren:

– Der König ist todt! – der König ist todt!

Auf einen gebieterischen Wink des Mönchs räumten die Wachen langsam die Galerie.

Edelleute, Officiere, Höflinge und Diener zerstreuten sich nach allen Richtungen, und alsbald vernahm man unter den Fenstern, durch die Straßen den Klageruf: »Der König! der König ist todt!« wie das Brausen eines unheilverkündenden Sturmes.

In seine schwarze Kapuze gehüllt, stand Bruder Robert unter der Pforte und lauschte aufmerksam dem immer weiter sich verbreitenden Geheul in dem ungeheuren Straßenlabyrinth.

7.

Abwehr und Ausfall.

Wir haben Marie Touchet und ihre Tochter in einer verzweifelten Situation verlassen. Es dürfte daher nicht überflüssig sein, uns ihnen wieder zuzuwenden und zu sehen auf welche Weise ihr Scharfsinn sie aus derselben befreite.

Im ersten Augenblick war ihre Bestürzung so gewaltig, daß sie nirgend einen Rettungsweg sahen. Laramée hatte sie in der Alternative gelassen, sich ihm entweder stillschweigend zu übergeben, oder alles zu entdecken, und dadurch zugleich die Familie zu entehren und alle ehrgeizigen Pläne für immer zu zerstören.

Ihr nächstes Bestreben mußte demnach dahin gerichtet sein, sich dieser fürchterlichen Alternative zu entziehen. Aber weder die Tochter, mit ihrer verzweiflungsvollen Wuth, noch die Mutter, mit dem Pflagma ihrer rachsüchtigen Ueberlegung, konnten einen Ausweg finden. Sie überzeugten sich sehr bald, daß das ganze Haus, wie Laramée es ihnen gesagt hatte, umstellt und bewacht, und jede Flucht eine Unmöglichkeit sei; zudem, wenn diese auch vielleicht gelungen wäre, was half es? Bei den Mitteln, die ihrem Verfolger zu Gebote standen, hätte er sie früher oder später doch wieder in seine Gewalt bekommen, und ein grausames Spiel mit ihnen fortgesetzt, wo er es gelassen.

Schon der bloße Gedanke an einen Aufsehen erregen den Schritt, der den König gewarnt und seine Aufmerksamkeit auf Henriette's Wandel gelenkt, war ihnen unerträglich. Nachdem Marie Touchet über eine Stunde nach einem Rettungsweg aus diesem dunklen Labyrinth umhergetappt, mußte sie ihrer Tochter voll Beschämung gestehen, daß sie keinen gefunden, daß ihre Lage eine verzweifelte und das einzige Mittel, um die Streiche ihres Verfolgers, wenn auch

nicht abzuwehren, über ihnen doch einen Theil ihrer Kraft zu benehmen, darin bestehe, Herrn von Entragues und dem Grafen von Auvergne, sobald diese von Zamet und aus dem Louvre zurückgekehrt sein würden, Alles offen zu gestehen.

Die stolze Henriette beugte das Haupt vor dieser entsetzlichen Nothwendigkeit und gab sich rückhaltlos dem Ausbruche ihrer Verzweiflung hin. Es giebt Lagen, wo selbst dieß wenigstens auf Augenblicke den Schmerz etwas lindert.

Als ihr Vater und ihr Bruder endlich erschienen, hatte sie sich wieder ein wenig gefaßt und zu dem unvermeidlichen Opfer entschlossen.

Marie Touchet ergriff das Wort und theilte den beiden erschrockenen Cavalieren mit allem Aufwande ihrer erfinderischen Beredtsamkeit und in den gewandtesten Milderungsausdrücken Laramées Brautwerbung so wie die Ursachen dieser unerhörten Dreistigkeit mit.

Während dieser Erzählung, die, wie man begreifen kann, zur kurz und summarisch war, um das Benehmen Henriettes, welches Laramée zu solcher Dreistigkeit veranlaßt, höchstens als das eines leichtsinnigen jungen Mädchens erscheinen zu lassen, daß diese schluchzend, mit verhülltem Antlitz da, und versuchte es, die Zuhörer durch jene flehende Geberde zu erweichen, welche Cicero den Rednern als eines der wirksamsten Ueberredungsmittel anempfiehlt.

Herr von Entragues hörte der Erzählung seiner Gemahlin von jenem hugenottischen Pagen, von jenem Unbekannten aus der Normandie, schweigsam im Zimmer auf und abgehend und sich vor Ingrim die Nägel zerkauend zu. Der Graf von Auvergne starrte finsternen Blickes auf die schwarzen, glänzenden Locken hin, welche sich so zierlich um den weißen, üppigen Hals einer Schwester ringelten. Trotz der mütterlichen Beschönigungskünfte mußte er sich doch sagen, daß dieses kleine reizende Schwesterchen bereits Fortschritte auf der Bahn der Intriguen und Abenteuer gemacht habe, die selbst für einen Cavalier seinesgleichen etwas allzufrei erschienen sein würden.

Marie Touchet hatte ihre meisterhafte Rede beendet. Ein minutenlanges Schweigen folgte darauf, das sie besorgter wegen der beabsichtigten Wirkung machte, als es der heftigste Zornesausbruch gethan haben würde.

Henriette fühlte ebenfalls die wachsende Gefahr und verdoppelte demgemäß ihr Schluchzen und ihre Verzweiflungspantomine.

– Das Ende vom Liede ist, unterbrach Graf von Auvergne endlich die peinliche Stille, daß dieser Laramée sich die bedenkliche Lage Mademoiselle Henriette's zu Nutzen machen will?

– So scheint es, mein Sohn.

– Dieser Laramée ist also von allem unterrichtet? Und einem solchen Schurken konnten Sie sich anvertrauen, ihm auch nur ahnen lassen . . ?

– Wir wurden dazu gezwungen, unterbrach ihn Marie Touchet feierlich.

– Gezwungen! wiederholte der Graf achselzuckend; als ob man jemals gezwungen werden könnte, Thorheiten zu begehen!

Das Wort war eben so wenig kindlich wie brüderlich; aber bei solcher Gelegenheit kann man allerdings dergleichen Gefühlen nicht Rechnung tragen.

– Nennen Sie das nicht Thorheit, sprach Marie . Touchet mit zürnender Majestät, was nur eine Nothwendigkeit war, um uns für erlittenen Schimpf zu rächen.

– Kann sein, warf der Graf ungeduldig hin. Was aber soll nun mit diesem Laramée werden?

– Ich fürchte ihn jetzt weniger, seitdem ich den Muth hatte Ihnen alles zu gestehen, versetzte Marie Touchet sehr geschickt; mein größter Herzenskummer war, daß Sie noch nichts von dem wußten, was Henriette so nahe betrifft.

– Mir wäre es lieber gewesen, niemals etwas davon zu erfahren, brummte Vater Entragues mürrisch vor sich hin.

– Ich bitte, mein Herr, üben Sie ein wenig mehr Nachsicht; beugen Sie eine Schuldige, die bereut, nicht noch tiefer! sprach die Mutter, zugleich einen flehenden Blick auf ihren Sohn werfend.

– Meiner Treu, das ist wahr! nahm der Graf wieder das Wort; wir müssen diese armen Weiber aus, der Verlegenheit ziehen. Wenn ich Sie recht verstehe, so befürchten Sie, daß dieser Schurke, wenn Sie ihn abweisen, dem König alles wiedererzähle, und dieser dann in Betreff Henrietten's anderen Sinnes werde?

– Ganz richtig.

– Nun da giebt es ja noch ein leichtes Mittel! rief Vater Entragues; man muß den elenden Schuft bei den Ohren fassen und ihn todt schlagen wie einen Hund! Nicht wahr, mein Herr?

– Das scheint mir allerdings das Kürzeste zu sein, erwiederte der Graf von Auvergne. Ist er einmal todt, so kann er dem Könige nichts mehr erzählen.

– Hüten Sie sich, meine Herren! sprach Marie Touchet schnell und leise. Dieser Laramée ist listig und verschlagen wie ein Teufel. Er wird jedenfalls seine Maßregeln darnach getroffen haben, daß sein Geheimniß nicht mit ihm untergehe; er wird es ausführlich nieder geschrieben und mit Beweisen belegt, einem seiner Spießgesellen anvertraut haben, damit dieser im Falle eines Verschwindens es veröffentliche.

– Dann, freilich – sprach der Graf etwas entmuthigt.

– Was kann ein Blatt Papier noch für Kraft haben, warf Herr von Entragues ein, wenn Derjenige nicht mehr ist, der ihm allein Nachdruck geben kann? Ich beharre auf meiner Ansicht. Man schaffe sich vor allen Dingen diesen Laramée vom Halse – es wird immer hin ein Feind weniger sein, und noch dazu ein Feind, der Mademoiselle d'Entragues mit Gewalt heirathen will. Seine Spießgesellen, wenn er deren ja hinterläßt, sind wenigstens keine Brautwerber; sie werden Geld verlangen, oder irgend etwas Anderes und man wird sie befriedigen, während dieser Laramée nur durch Henriette's Hand zu befriedigen ist, und das ist geradezu eine Monströsität !

– Meinethalben, so tödte man ihn, versetzte der Graf von Auvergne ruhig; auf jeden Fall ist die Sache damit am schnellsten abgethan.

Jetzt nahm auch Marie Touchet eine verzweiflungsvolle Miene an.

– Meine Herren, sprach sie seufzend, dieses Mittel ist durchaus nicht anwendbar.

– Warum nicht? fragten Gemahl und Sohn zugleich.

– Weil Laramée es bereits kennt – nur zu gut kennt.

– Er weiß, daß Sie ihn umbringen wollen? Sie haben es ihn also angekündigt?

– Ich hatte vergessen Ihnen zu sagen, stammelte Marie Touchet, daß wir uns bei den beiden Verlegenheiten, die ich Ihnen so eben flüchtig mitgeteilt, in die Nothwendigkeit versetzt sahen, uns Laramée's Arms zu bedienen. –

Henriette sank immer mehr in sich zusammen.

– Wie? rief der Graf von Auvergne, der hugenottische Page und der normannische Edelmann – alle beide –?

Er beendete den Satz mit einer bezeichnenden Handbewegung.

– Ja, mein Herr, antwortete die Mutter bescheiden.

– Morbleu! rief der junge Mann, das Familiengemälde, welches sich vor ihm entrollte, mit bewundern den Blicken anstarrend, Sie machen Ihre Sachen ganz vortrefflich, meine Damen!

– Alles für die Ehre! entgegnete die Mutter pathetisch.

Herr von Entragues drehte sich um sich selbst, wie eine Schlange, die man auf glimmende Kohlen wirft.

– Jetzt begreife ich freilich, sprach der junge Graf nach einigem Bedenken, daß dieser Laramée sich für alle Fälle vorgesehen hat. Er kennt Ihre Manieren. Pest und Tod! Sie haben sich da einen höchst gefährlichen Gegner auf den Hals geladen!

Marie Touchet hob die Blicke gen Himmel, um nicht gerade aus sehen zu müssen; das Augenniederschlagen hatte sie bereits angewendet.

– So gefährlich, fuhr der Graf fort, immer klein lauter werdend, daß ich bei meiner Ehre nicht sehe, welchen Ausgang dieser verzweifelte Kampf nehmen soll.

– Ach was da! rief Herr von Entragues, man mag dem Tode nach so schlaue Trotz bieten, man mag seine Feinde noch genau kennen, am Ende muß man doch immer unterliegen.

– Ich kann dieser Meinung im vorliegenden Falle nicht beipflichten, Herr von Entragues, und ich schwöre Ihnen, wenn ich Ursache hätte irgend Jemand auf der Welt so wenig Gutes zuzutrauen, wie Laramée diesen Damen, daß der Jemand mich nicht umbringen sollte.

– Aber ich bitte Sie, was würden Sie denn thun?

– Je nun, vor allen Dingen würde ich nicht selbst kommen, um meine künftige Gemahlin aus dem elterlichen Hause abzuholen, sondern ich würde sie durch ein höfliches Billetchen ersuchen, sich in die Kirche zu bemühen, wo die Trauung stattfinden soll, und sie würde sich wohl oder übel dazu bequemen müssen, so daß, wenn man etwa noch Lust hätte mich aus der Welt zu schaffen, dies wenigstens erst nach der Hochzeit geschähe – und Sie können sich versichert halten, daß dieser Schelm von Laramée es nicht um ein Haar anders machen wird.

– Aber er hat gesagt, daß er selbst kommen würde, wagte endlich auch Henriette zu sprechen.

– Schon gut, er kann es gesagt haben, aber thun wird er, wie ich Ihnen soeben gesagt.

– Und Henriette soll und wird nicht zu ihm in die Kirche gehen, schrie Herr von Entragues, immer mehr in Hitze gerathend, und Herr Laramée wird selbst hierherkommen müssen!

– Und dann –?

– Nun, dann haben wir ihn, und dann – !

– Dann giebt es Lärmen, Scandal, Austausch von Briefen, Botschaften hin und her, das Geheimniß kommt endlich doch an den Tag, und – meiner Treu, ich werde mich hüten, mich in dieses Chaos zu verwickeln.

– Ach, mein Herr! riefen Mutter und Tochter, in Verzweiflung dem Grafen die Hände flehend entgegen streckend, wie die Hiketiden des Aeschylus.

– O nein, mein Herr, Sie werden uns nicht verlassen! bat Herr von Entragues, plötzlich herabgestimmt.

– Mordieu! ja, ich werde Sie verlassen, und zwar für immer! Was

würde der König sagen, wenn er von allen diesen Liebschaften, diesen Complotten, diesen Mordgeschichten in Ihrem Hause erfährt, und ich ihm jeden Tag, wo ich ihn im Louvre besuche, eine solche Bagage unter meinem Mantel mitbringe?

– Der König wird nichts erfahren, mein Herr, sobald Sie nur darein willigen, unser Führer, unsere Stütze zu sein, rief Marie Touchet. O, mein Herr, ich beschwöre Sie, stürzen Sie ein junges Mädchen nicht in solche Verzweiflung, das mehr leichtsinnig als strafbar gewesen ist!

– Das zwei Mordthaten begangen hat, und eine dritte beabsichtigt? Mort de ma vie! Sie haben seltsame Begriffe von Leichtsinne!

– Um Ihrer Familie, um Ihrer selbst willen, helfen Sie uns!

– Um meiner selbst willen, das ist eine andere Sache. Ja, um meiner selbst willen könnte ich allenfalls ein Uebriges thun, obschon ich Gefahr laufe, mich dabei arg zu compromittieren, denn – um die Wahrheit zu sagen – ich glaube, daß ich noch der Einzige bin, der bei der ganzen Geschichte einiges Interesse erregen würde: Ich sehe aber nur nicht ein, was sich dabei thun läßt?

– Laramée wird hierher kommen, sagte Henriette, ich stehe Ihnen dafür. Er liebt mich über alle Begriffe, und sollte es selbst mit Gefahr seines Lebens sein, so wird er keine Gelegenheit verabsäumen, mich zu sehen. Und dann, er hält es für unmöglich, daß wir, Madame und ich, Sie jemals von der Wahrheit unterrichten; er hält uns also für schutz - und hilflos.

– Und das sind Sie, bei Gott! auch, Mademoiselle; denn wenn Ihnen auch Ihre liebevolle Absicht gelänge, den Burschen in eine andere Welt zu spedieren, so kann ich es doch nicht verhindern, daß das saubere Geheimniß bis zu den Ohren des Königs gelange.

– Warum ihn tödten? rief Henriette. Er liebt mich, sage ich Ihnen, und wenn er Sie mit uns verbündet sieht – Wollen Sie mir verstaten, mein Herr, Ihnen meine Idee mitzutheilen, die in meinem kleinen unwürdigen Geist aufgestiegen ist?

– Lassen Sie Ihre Idee hören, Mademoiselle, sprach der Graf spöttisch.

– Ich würde nämlich vorschlagen, mein Herr, statt Herrn von Laramée zu drohen, wenn er kommt, ihn sehr höflich zu empfangen; ihm Vertrauen einzuflößen, statt ihn zu tödten, ihn zu entfernen.

– Das ist sehr klug ausgesonnen, rief Marie Touchet eben so spöttisch, wie vorher der Graf, es bleibt nur noch, uns zu sagen, wie und auf welche Weise dies geschehen solle? Meinen Sie, er sei der Mann danach, sich mit Hoffnungen und Schattenbildern abspeisen zu lassen?

– Ich habe sagen hören, flüsterte Henriette, daß alle gewaltsam erzwungene Trauungen vor dem Gesetze keine Gültigkeit haben, und wenn irgendwo die Gewalt offenbar erwiesen werden kann, so ist es hier.

– Aber, meine werthe Demoiselle, sprach der Graf mit cynischem Lächeln, wenn Sie einmal verheirathet sind, so ist die Sache nicht mehr ungeschehen zu machen. Henriette erröthete.

– Die Trauung in der Kirche wird Herrn von Laramée zufrieden stellen, flüsterte sie noch leiser als vorher.

– Sie sind, auf meine Ehre, himmlisch! rief der Graf, in ein schallendes Gelächter ausbrechend. Meinen Sie, daß Ihr Mann sich damit begnügen würde? Der Teufel soll mich holen, wenn ich es thäte! Nein, nein, das ist alles nicht das Rechte.

– Nun, so lassen Sie uns Ihren Vorschlag hören! sprach Herr von Entragues neugierig.

– Sie sagen, fuhr der junge Mann fort, Laramée werde kommen, um Sie zu holen. Gut also, ich nehme den Fall an. Weder ich noch Herr von Entragues dürfen dann zum Vorschein kommen; Sie Beide müssen ihn allein empfangen; nehmen Sie den Schein an, als hätten Sie ihn erwartet und wären zu allem bereit.

– Sehr wohl, murmelten die drei Zuhörer.

– Ich werde zuvor vier von meinen Leuten schicken, die über den Burschen herfallen –

– Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, sagte Marie Touchet rasch. Er hat seine Agenten rings um das Haus versteckt, seine Spione, die jedem unserer Schritte, der kleinsten unserer

Bewegungen auflauern. Sie werden Ihre Leute ins Haus schleichen sehen und Laramée einen Wink geben, nicht zu erscheinen, oder wenn er doch kommt, so giebt es einen Kampf, ein Kampf kann nicht ohne Lärmen abgehen, und jeder Lärm macht unsere Lage nur noch gefährlicher.

– Nun wohl, so schicke ich zwanzig, dreißig, fünfzig Mann meiner Garden, wenn es sein muß, die erst im Augenblicke, wenn Laramée ins Haus gelangt ist, herbeistürzen sollen, und gegen die ein jeder Widerstand eine Unmöglichkeit ist. Lassen Sie mich nur die Sache zum Ende führen. Er wird dann versuchen, Scandal zu machen, mit Entdeckungen drohen, Anklagen erheben. Dann wollen wir sehen. Dieser Laramée ist ein Schützling der Herzogin von Montpensier, sagen Sie? Wohl, so gehen wir zu Frau von Montpensier; man wird sich verständigen, aber man wird sich nicht heirathen.

– Ich weiß ein besseres Mittel, rief Marie Touchet plötzlich.

– Laffen Sie hören.

– Laramée hat seine Spione auf der Straße vertheilt, aber auch nur auf der Straße; ich habe mich überzeugt, daß keiner im Hause ist. Laffen wir in aller Stille eine Öffnung in der Mauer machen, die unser Haus vom nebenangelegenen trennt, eine Bresche, durch welche Herr von Auvergne seine Leute hereinschicken wird. Laramée ist zu toll verliebt, um nicht den Tod zu fürchten, oder sich nicht ans Leben zu klammern, zumal wenn ihm ein Schimmer von Hoffnung bleibt, Mademoiselle d'Entragues doch vielleicht einst noch zu besitzen. Die Wachen des Herrn von Auvergne werden das ganze Haus besetzen, sie werden sich Laramée's bemächtigen, wenn er erscheinen wird. Dieser wird sich plötzlich einem sicheren, unfruchtbaren Tode gegenüber sehen, er wird vielleicht kapitulieren, oder wenigstens Zeit zu gewinnen suchen.

– Und muß man ihn dann noch umbringen, polterte Herr von Entragues, nun wohl, so expediert man ihn so schnell wie möglich; denn, ich wiederhole es, ist er einmal todt, so verlieren alle seine Entdeckungen und Anklagen die Hälfte ihres Werthes.

– So wären wir über diesen Punkt also einverstanden, sprach der Graf von Auvergne. Ich werde die nötigen Mannschaften schicken,

und wir haben nur noch die Art, wie sie ins Haus kommen sollen, zu beraten.

– Das Hôtel, nahm Marie Touchet wieder das Wort, ist nur durch ein Haus, dessen Besitzer unser Freund ist, von der kleinen Straße de la Vannerie getrennt; die Leute kommen verkleidet durch dieses Haus herein, und Herr von Entragues wird den Besitzer davon benachrichtigen. Die Bresche in unserer Mauer wird sehr schnell durchgebrochen sein, und sollten wir selbst mit Hand anlegen müssen.

– Vortrefflich. Und nun lassen Sie uns fortgehen, Herr von Entragues, mit ruhigem, sorglosem Gesicht, als ob wir irgend welche Geschäfte hätten. Ich sage nicht, daß das Mittelchen unfehlbar wäre und bestimmt gelingen werde; indeß, bei der traurigen Lage, in der ich Sie sehe, ist es immer besser wie gar nichts. Und sollten Sie nur damit erreichen, für den Augenblick diesen verteufelten Laramée los zu werden, so ist auch das schon ein Trost.

Die beiden Frauen ergriffen des Grafen Hände; Marie Touchet drückte die eine majestätisch ans Herz, Henriette die andere leidenschaftlich an ihre Lippen.

Dies war der im Hause Entragues kombinierte Plan.

Wir wissen bereits, wie derselbe durch eine andere umfassendere Combination der Herzogin von Montpensier unnöthig gemacht ward.

Der Abend verstrich, die Wachen waren glücklich in's Haus geschmuggelt und zweckmäßig verheilt worden; wer aber nicht erschien, war Laramée. Mutter und Tochter verbrachten die ganze Nacht in tödtlicher Spannung.

Herr von Entragues kam dabei am übelsten weg; er verlor in dieser einen angstvollen Nacht auch die wenigen Haare, die ihm noch geblieben waren. Wiederholt schickte er seine Leute auf Kundschaft aus, was allein schon hingereicht hätte, Laramée auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen; aber nicht nur daß, er selbst nicht erschien, sondern man bemerkte mit Erstaunen, daß auch seine Spione und Agenten spurlos verschwunden waren. Dieses Verschwinden, dieses Schweigen, das die beiden elenden Frauen hätte mit Freude erfüllen sollen, verdoppelte nur ihre Angst

und Besorgniß. Das böse Gewissen sieht überall nur Gefahren und Fallstricke.

Die Nacht, welche böse Pläne mit ihrem dunkeln Schleier begünstigt, machte dem Tageslichte Platz.

Der Morgen verstrich, ohne daß sich irgend etwas ereignete. Ein Billetchen des Grafen von Auvergne ward nur durch das einzige Wörtchen: Nichts! beantwortet.

Dieses unerklärliche Ausbleiben Laramées beunruhigte Herrn von Entragues in solchem Grade, daß er es nicht länger in seinem Hause aushalten konnte; er verfügte sich zur Herzogin von Montpensier, um womöglich zu erfahren, was vorgegangen sei.

Während dem hatten sich im Louvre die im vorigen Kapitel bereits erzählten Ereignisse zugetragen, und schon verbreitete sich in ganz Paris die Schreckensbotschaft, als der Graf von Auvergne bleich und verstört in das Zimmer seiner Mutter stürzte, um ihr den Tod des Königs anzukündigen.

Man kann sich vorstellen, welche Wirkung dieser einzige, von ihnen nicht vorgesehene Fall auf diese ehrgeizigen Seelen äußerte. Der König todt! – – Alle Pläne waren mit einem Schlage über den Haufen geworfen, alle Glücksträume des Hauses Entragues in Rauch aufgegangen! Was verschlug jetzt Henriettens früheres Leben? Was kümmerte man sich jetzt um Laramées Zorn und Drohungen? Was war es jetzt? Ein unbemerkbares Atom, ein Nichts! Zu was diese im Herzen angesammelte Wuth und Rache, zu was alle diese geschärften Dolche? – Der König, dieser Brennpunkt aller ihrer Wünsche, war ja nicht mehr! –

Der Graf von Auvergne erzählte mit aller Ausführlichkeit, wie der Mörder in der großen Galerie des Louvre, im Beisein des ganzen Hofes, der herbeigeeilt war, um der Rückkehr der Marquise von Monceaux beizuwohnen, kaum drei Schritte von ihm entfernt, den unglücklichen Fürsten niedergestoßen, der ihm noch den Augenblick zuvor huldvoll zugelächelt hatte.

Er schilderte die Trauer, das allgemeine Entsetzen, das Alle ergriffen, und wie die furchtbare Stimme eines Mönchs aus dem Genovefen-Stifte, der dem König die erste Hilfe geleistet und gleich

darauf durch die Trauerbotschaft: daß der König todt und der Thron erledigt sei, alle Anwesenden wie Spreu auseinander gescheucht habe, um sie in der ganzen Stadt zu verkünden.

Es würde unmöglich sein, die stumme Bestürzung der beiden Frauen zu schildern; sie gingen von der heftigsten Erregung zur gänzlichen Erschlaffung über. Man hätte jagen mögen, das ganze Leben verleihende Nervengeflecht sei plötzlich vernichtet.

Auch der Graf von Auvergne vermochte sich nicht zu fassen. Der König hatte ihn beschützt, erhoben; mit dem Könige verlor er alles: Wer würde fortan über Frankreich herrschen? Wer sollte die Ligue bekämpfen, oder sie mit mächtiger Stimme um sich versammeln, um die übermüthigen Spanier aus dem Lande zu jagen? Noch nie hatte sich eine Nation, nach so vielen Hoffnungen, so glückverheißenden Aussichten, nach einer so glorreichen Regierung plötzlich in so gänzlicher Verlassenheit befunden.

Um seine glühende Stirn abzukühlen, näherte sich der Graf einem Fenster. Die Wehklagen ertönten von der Straße de la Coutellerie bis ins Zimmer herauf; das Volk irrte, wie ein auseinander gejagter Ameisenhaufen, durch die Straßen, weinend, schreiend und sich bekreuzend; schon fing man hier und da an die Kaufläden zu schließen, schon hörte man hier und da Riegel und Eisenstangen klirren, hinter denen sich die Vorsichtigten oder die Aengstlichsten gegen einen Feind zu verrammeln suchten, den sie noch nicht kannten, dessen Angriff, gleichviel von welcher Seite, sie aber erwarteten.

Plötzlich erdröhnt das Thor des Hôtels von heftigen Schlägen, ein Reiter sprengt in den Hof und stürzt fast vom Pferde. Es war Herr von Entragues, der von der Herzogin von Montpensier zurückkam, wo man ihn nicht vorgelassen hatte, der aber unterwegs wohl zehnmal vom Volke angehalten worden war, weil man ihn nach der Art, wie er unter dem doppelten Einflusse des Schreckens und der Neugierde ein Pferd anspornte, für irgend einen Courier hielt.

Die beiden Damen und der Graf eilten ihm bis ins Vorzimmer entgegen und bestürmten ihn mit Fragen.

Er zitterte und keuchte so, daß er einige Minuten nicht zu

sprechen vermochte.

– Nun, riefen die Drei fast zugleich, wissen Sie schon . . . ?

– Ja – ja – aber Sie selbst – wissen Sie . . . ?

– Was denn?

– Wissen Sie – wer des Königs Nachfolger sein wird ?

– Nein.

– Ein Prinz aus dem Hause Valois – den die Herzogin von Montpensier bei sich verborgen hielt – bis irgend ein Ereigniß . . .

– Ein Valois? – Welcher?

– Welcher? Ein Sohn Karls IX.

– Sie sind der einzige, mein Sohn! rief Marie Touchet, den Grafen von Auvergne heftig beim Arme fassend.

– Nein doch, Madame, nein! schrie Herr von Entragues, bleich vor Zorn, nein! Auch ich glaubte es Anfangs, aber man spricht von einem legitimen Sohne König Karls IX. und der Königin Elisabeth!

– Einen legitimen?

– Ja doch, ja; das Gerücht hat sich schon durch die ganze Stadt verbreitet, und man versichert, daß der neue Prinz alsbald dem Volke gezeigt und von den Guisen mit großem Pomp in's Parlament geleitet werden wird.

In diesem Augenblicke vernahm man plötzlich ein entferntes Getöse, wie das Heulen des Sturmes, der ein Unwetter verkündigt, das ganze Stadtviertel bis zum Giebel der Häuser erschüttern.



8.

Crillon ist ungläubig wie Thomas.

Dieses Getös verkündete dem Volke die Annäherung eines neuen Herrschers, den ihm die Vorsehung durch ein Wunder aufbewahrt hatte.

Ein großes Gefolge von Liguisten und Edelleuten des Hauses Lothringen – von wo es herkam wußte Niemand, – verstärkte sich unterwegs durch eine herzugelaufene Menge Volkes, so daß es schwer zu bestimmen war, ob Alle, welche das Geleite dieses wunderbaren Sprößlings der Valois bildeten, seine Anhänger oder nur Neugierige waren. Das Gemurmel der überraschten Menge, das feierliche Schweigen der daherziehenden Edelleute bildete einen eigenthümlichen Contrast zu den Schmerzensausbrüchen und der tumultuarischen Bewegung der Leute, die im selben Augenblicke erst die Nachricht von dem Tode des Königs erfuhren.

Laramée, zu Pferd und in ernster, schweigender Haltung, bildete den Mittelpunkt dieses ganzen Haufens; sein Gesicht, noch bleicher als es gewöhnlich war, erinnerte in der That frappant an die Züge Karls IX. Seine Parteigänger hatten Sorge getragen, diese Aehnlichkeit durch eine entsprechende Kleidung noch auffallender zu machen; ganz gegen die herrschende Tagesmode trug er das lange Wamms mit der zusammengeschnürten Wespentaille, die gekrauste Halsfraise und das bekannte kleine Federbaret des berühmten Urhebers der Bartholomäusnacht.

Einige geschickt unter die Menge verheilte Emissaire machten das Volk auf die merkwürdige Aehnlichkeit aufmerksam, die nicht verfehlte, dem Erben eines Fürsten, der die Ketzerei in Frankreich mit Stumpf und Stiel hatte ausrotten wollen, bei dieser abergläubischen, noch immer vom religiösen Fanatismus angesteckten Menge gute Früchte zu tragen.

Laramée nahm seinen Weg nach dem Grèveplatze durch die Straße de la Coutellerie, wo Diejenige wohnte, nach deren Besitze alle seine Wünsche jetzt mehr wie je gerichtet waren. Die Gluth seiner Leidenschaft stieg mit dem Rausche eines so unerwarteten glücklichen Erfolges. Ein seelenkundiger Beobachter hätte gewahren können, wie diese zwiefache Flamme der Liebe und des Ehrgeizes zu einem Gehirn emporloderte, deren Widerschein sein bleiches Antlitz zuweilen mit einer düsteren Röthe überflog.

Inmitten dieser, immer mehr anwachsenden, aus allen Stadtvierteln herbeiströmenden Volksfluth, ritt er über den Grèveplatz dahin, und ein verzehrendes Feuer blitzte in seinen Augen auf, als er von fern das Hôtel der Entragues erkannte, auf dessen Balkon er die Beherrscherin seines Herzens zu sehen hoffte.

Seine Hoffnung ward nicht getäuscht, dort stand sie! Auch sie hatte ihn erblickt. Marie Touchet, Vater Entragues und der Graf von Auvergne erkannten ebenfalls den finstern Reiter, umgeben von einer eben so seltsamen Ehrerbietung, wie seine neue Königswürde es war. Ihr sprachloses Erstaunen, ihre zum Himmel emporgehobenen Arme, der Ausdruck und die Bewegung in allen diesen Physiognomien, die auf einen Triumph herabschauten, verursachten ihm die höchste Freude, die er bis jetzt noch in seinem Leben empfunden; er fühlte ein dämonisches Entzücken. Diese Ueberraschung, dieses Staunen der Entragues rächte ihn für alle Schmach und Demüthigungen, die er von ihnen erduldet und tilgte jeden Kummer seines Herzens. Nur noch wenige Augenblicke, und er befand sich unter Henriettes Fenster, und Diejenige, die ihn noch am Abend zuvor als verächtlichen Brautwerber von sich gestoßen, mußte ihn als ihren König und Herrn begrüßen.

Aber während sich Laramée durch die kleine Straße Jean de l'Épine der Straße de la Coutellerie näherte, erhob sich auf der entgegengesetzten Seite, da, wo die Straße de la Coutellerie in die Straße de la Vannerie ausmündet, eine gewaltige Bewegung. Dort bei den ersten Häusern wogte und drängte sich eine dichte Menschenmenge, aber nicht dem Haufen zuströmend der den neuen Triumphator umgab, sondern wie ein Strudel sich um sich

selbst drehend.

Und mitten in diesen Gruppen gewahrte man einen Reiter, hoch aufgerichtet zu Roß, sprechend, gesticulierend und eifrig bemüht, seinen Zuhörern etwas von dem Feuer mitzutheilen, das seine Blicke und seine Worte verkündeten.

Dieser Reiter war Crillon, der muthige, unbesiegbare Crillon, der, ohne erst die Ausfertigung des königlichen Befehls abzuwarten, aus dem Louvre fortgesprengt war, um Esperance aus einem Kerker zu erlösen; er hatte den Gouverneur nicht im Châtelet getroffen, der auf dem Stadthause mit den Architektoren Geschäfte zu erledigen hatte, und war nun eben im Begriff gewesen, ihn dort aufzusuchen und seinen Gefangenen von ihm zu fordern.

Aber auf dem Wege dahin war der tapfere Ritter mehreren Leuten begegnet, die wie wahnsinnig und fort während schreiend: »Der König ist todt! Der König ist todt!« nach allen Richtungen umherliefen; er hatte gesehen, welche Bestürzung diese furchtbaren Worte verbreitet, Alles wie ein Wirbelwind mit sich fortrissen und endlich, von tödtlichen Schrecken getroffen, sein Roß an gehalten.

Da und dort sah er bleiche Gesichter entfliehen, Andere nach dem Louvre eilen, wieder Andere in starrer Bestürzung da stehen und Thränen vergießen, aber nicht einer von allen diesen Leuten zweifelte an der Wahrheit dieser Schreckensbotschaft. Die Kunde großer Unglücksfälle findet die Menge stets leicht zum Glauben geneigt; die furchtsame und schwankende Menschennatur zeigt sich bei solchen Gelegenheiten am meisten in ihrer Blöße.

– Der König ist todt? wiederholte Crillon das Geschrei, als er sein Pferd endlich an der Ecke der Straße des Arcis anhielt. Aber das ist ja ganz unmöglich! Ich habe ihn ja im Augenblicke erst verlassen, in Fülle des Lebens und der Gesundheit! – Todt? – Nein, nein, das ist unmöglich!

So nachdenkend, einer Bildsäule gleich unbeweglich in dem Sattel sitzend, gewahrte der Ritter gar nicht, daß er laut mit sich selbst sprach, daß sich eine dichte Gruppe um ihn bildete, meist ehrbare, gutgesinnte Bürger, die voll Achtung und Mitleid auf diesen Mann mit dem grauen Haar, mit dem dicken Schnurrbart blickten, den ganz

Paris kannte, bewunderte, anbetete.

Eben so wenig gewahrte der würdige Krieger, daß er während dieses Selbstgesprächs nach und nach die Arme schlaff herabhängen ließ, daß sich sein Kopf auf die Brust neigte, und daß der Wind ihm den Hut fortgeweht hatte.

Ein weinendes Weib näherte sich dem stillstehenden Pferde, daß mit der Nase die hartgefrorne Erde beschnupperte, legte ihre Hand an den Steigbügel und sprach:

– Ach! Herr von Crillon – leider ist es nur zu gewiß, unser guter König ist tot!

– Tot? – Wer hat das gesagt? schrie Crillon, plötzlich aus seiner Betäubung erwachend.

– Hier, mein Mann und mein Sohn, die beide im Dienste des Herrn von Ragny stehen.

Und dabei wies sie auf zwei Männer, deren roth geweinte Augen die Wahrheit ihrer Worte nur zu deutlich bestätigten.

– Sie haben beide gesehen, wie der verruchte Mörder den Stoß führte, mein guter Herr, schloß das Weib.

– Aber wenn ich euch sage, daß ich den König kaum erst vor einer halben Stunde gesund und frisch verlassen habe!

– Und vor einer Viertelstunde hat ein Bösewicht von Schüler den König mitten in einem Louvre erdolcht.

– Es ist so, wie sie sagt, Herr Ritter, sprach der ältere der beiden Männer; ich fand mit meinem Herrn am Ende der Galerie und habe es ganz deutlich gesehen, wie der arme König getroffen niedersank und wie man ihn forttrug. Sehen Sie, hier ein Blut, das ich selbst vom Fußboden aufgewischt habe.

Und dabei zeigte er auf einen großen Blutfleck in seinem Schnupftuche.

– Das Blut unseres guten, unseres geliebten Königs! wehklagten die Umstehenden, aufs Neue in Thränen und Schluchzen ausbrechend. Was soll nun aus uns werden ?

Crillon stieß einen so schmerzlichen Seufzer aus, daß man hätte meinen mögen, er hauche zugleich seine Seele aus. Er erbleichte,

er war gebrochen, vernichtet; zwei dicke Thränen rollten ihm über seine männlichen Wangen in den Schnurrbart.

– Ach, mein armer König! stöhnte er, mein armer, geliebter Freund! – Aber ich muß ihn noch einmal sehen, bevor ich es glaube!

Zugleich wendete er sein Pferd, um nach dem Louvre zurück zu sprengen.

– Und schon denkt man daran ihm einen Nachfolger zu geben, sagte einer der Bürger.

– Als ob das möglich wäre! sagte ein anderer.

Wie der Blitz hatte Crillon sein Pferd wieder gewendet.

– Welchen Nachfolger? rief er mit Donnerstimme.

– Hören Sie nicht das Geschrei, Monseigneur? fragte eine Frau.

– Freilich höre ich es.

– Nun, das verkündet ja eben die Ankunft des neuen Königs, der sich ins Parlament begiebt.

– Welcher König?

– Der Sohn Karls IX.

– Aber, lieben Leute, was schwatzt Ihr denn da durcheinander? rief der Ritter, nach und nach seine Sinne wieder sammelnd. Man sollte den Grafen von Auvergne zum König ernennen? – Das ist ja ein baarer Unsinn.

– Nein, nein, Monseigneur; nicht den Grafen von Auvergne; der ist ja nur ein Bastard, sondern ein Anderer, ein wirklicher Sohn der Königin Elisabeth, den die Herzogin von Montpensier verborgen gehalten hat.

– Kinder, Kinder! sprach Crillon in seinem gutmüthigen, biederem Tone, ich wiederhole Euch, daß das lauter unsinniges Gewäsch ist, und Euer angeblicher Sohn Karls IX. fängt an starke Zweifel in mir zu erregen, daß der König wirklich todt sei!

– Sehen Sie nur dort die Menge! Hören Sie das Geschrei? – das verkündet eine Annäherung. – Da, da, wie sich Alles dorthin drängt!

– Darauf wäre ich doch selbst neugierig!

– Und um es deutlicher zu sehen, laßt uns ihm entgegen gehen. Und dabei trieb er sein Pferd in der Richtung der Straße de la

Coutellerie vorwärts, in derem anderen Ende die Spitze des Zuges bereits sichtbar ward.

Crillon konnte noch nichts erkennen, aber schon waren die in ihm erwachten Zweifel fast zur Gewißheit geworden; ein edles, felsenfestes Löwenherz hatte wieder eine ganze Kraft erlangt, sein Haupt richtete sich wieder kühn empor.

– Hört mich, meine Freunde, sprach er zu der zahlreichen Menge, die neben einem Pferde herschritt, man sagt der König sei todt, aber ich weiß noch nichts davon. Man hat mir einen mit seinem Blute gefärbten Lappen gezeigt; aber wenn ihr wüßtet, wieviel mir schon Blut abgezapft worden ist, der ich roth und frisch bin – und doch bin ich noch nicht todt, wie ihr alle sehen könnt. Möglich, daß er verwundet worden ist, wie ich es oftmals worden bin; aber, bei Gott! irgend Etwas sagt mir, daß wenn der König, mein guter Freund, nicht mehr am Leben wäre, seine Seele mir vor dem Scheiden von dieser Welt ein Zeichen gegeben hätte. Wir liebten uns viel zu sehr, um so ganz ohne Lebewohl voneinander zu gehen. Harnibieu! ich sage euch, meine Kinder – und ich habe noch niemals gelogen, – der König ist nicht todt!

Diese Rede, die lebhaften Geberden, von denen sie begleitet war, das blitzende Auge des tapfern Ritters, seine Rührung, die das seinen König treuliebende Volk begriff und theilte, hatte einen ansehnlichen Haufen um Crillon versammelt, auf den seine Haltung bereits eine ermuthigende Wirkung zu äußern begann; ringsumher erhob sich ein beifälliges Murmeln.

– Nein, nein, meine Freunde, fuhr er fort, so lange ich Den, den ich vor wenigen Augenblicken noch lebend und gesund in meinen Armen gehabt habe, nicht todt vor mir sehe, so lange ich nicht seine geschlossenen Augen, seinen verstummten Mund selbst gesehen habe, sage ich und werde ich sagen: Unser König lebt noch, meine Kinder, und ich erkenne keinen andern König an als ihn! Kommt, Freunde, sehen wir jenem Anderen etwas näher ins Gesicht.

– Ja, ja, folgen wir Crillon! es lebe der brave Crillon! rief die Menge, Mann und Roß in die enge Straße nachdrängend, langsam dem Haufen des neuen Prätendenten entgegenziehend, den man

wegen einer Biegung der Straße von dieser Stelle aus noch nicht sehen konnte.

Als man aber etwa fünfzig Schritte weiter gelangt war, standen sich die beiden Haufen einander plötzlich gegenüber.

Crillons zornblitzendes Auge suchte und entdeckte den frechen Triumphator sofort inmitten seiner Anhänger, die abermals zu rufen versuchten: Es lebe der König! es lebe der Sohn Karls IX!

– Harnibieu! brüllte der Ritter, sich hoch in den Steigbügeln aufrichtend, wer wagt es hier einen andern König leben zu lassen, als König Heinrich IV, meinen und Euren König?

Diese Erscheinung, diese gewaltige Stimme verursachte plötzlich eine allgemeine Stille ringsumher; man sah, wie Laramée vor ihr erbleichte, wie der Schakal vor dem Gebrüll des Löwen.

Aber schnell besann er sich, daß er sich eben dicht unter dem Balcon Henriettens befand, daß sie auf ihn sah, und er fühlte wieder den Muth in sich, um Himmel und Hölle. Trotz zu bieten.

– Ich bin der Sohn König Karls IX., rief er mit hoher, gellender Stimme, und da König Heinrich todt ist, so bin ich König!

Der ihm nachfolgende Haufe erhob ein Beifallsgeschrei.

– Oho, rief der Ritter mit verachtendem Hohn, soll das etwa Euer König sein, Ihr dort drüben? Den kenne ich ja. Das also ist der gewaltige Kämpfer der Ligue –, bei meinem Barte, ein sauberer Klopffechter ! – Und einem solchen Burschen folgt Ihr, Strohköpfe die Ihr alle seid? Einem solchen Lumpen und Diebe bringt Ihr Lebehochs? – Schämt Ihr Euch nicht? – Aber warte, mein Bürschchen, warte; Crillon ist zwar allein, aber er wird Dir zeigen, wie man mit einem Könige Deiner Art umspringt. Frisch, meine Freunde, folgt mir, im Namen unseres Königs und Herren! Und Ihr dort, Ihr Verräther und Dummköpfe, hervor mit Euch, daß man Euch ordentlich besehen kann ! – Vorwärts, Kinder, drauflos und – Harnibieu! – es lebe der ächte König!

Bei diesen Worten, deren Energie und unwiderstehlichen Zauber nichts zu schildern vermag, hatte Crillon schon den Degen gezogen, und wollte sein Pferd etwas rückwärts treten lassen, um einen kräftigeren Anlauf zu nehmen; aber die ganze Straße hinter ihm war

so gedrängt voll, daß das bäumende Thier nicht von der Stelle konnte. Weiber und Kinder flüchteten sich in die Häuser, während die Männer sich nur um so dichter um den Ritter scharten.

Auch Laramée hatte muthig den Degen gezogen: aber ein Theil seiner Anhänger, durch die plötzliche Erscheinung des furchtbaren Crillon entmuthigt, hob ihn blitzschnell vom Pferde und zog ihn rückwärts, um sein Leben zu bewahren, oder auch um seine königliche Würde nicht durch einen Zusammenstoß zu compromittieren, der keinen erfreulichen Ausgang zu nehmen versprach.

Wie durch Zauberei erhoben sich jetzt in der That rings um Crillon drohende Waffen; eisenbeschlagene Stöcke, Hellebarden, Aexte, Musketen blitzten hier und da in der Straße. Der Muth der getreuen Bürger hatte sich bis zur Begeisterung gesteigert; ein Kampf war unvermeidlich.

– Aber, Herr Ritter, wagte noch ein Zaghafter dicht neben Crillon zu rufen, wenn der König wirklich todt ist, so muß er doch einen Nachfolger haben!

– Harnibieu! so soll es wenigstens nicht dieser sein! Seht nur, wie seine Anhänger das Feld räumen, wie sie das Hasenpanier ergreifen! Seine ganze Armee stiebt auseinander wie Spreu! – Und er – wo ist er? Sein Gesindel schleppt ihn fort, um ihn in Sicherheit zu bringen! – Tod und Verdammniß! daß auch die Straße so voll gestopft ist – laßt mich durch, Kinder, damit ich dem Elenden auf den Leib kann! – Da, da, sie haben ihn schon ins Haus geschafft, damit er sich in irgend einen Winkel verkrieche. – Harnibieu! und ich muß es mit ansehen, wie der Schuft entwischt!

In der That hatten die Entragues, fest von dem Tode des Königs überzeugt, da ihn der Graf von Auvergne ja selbst hatte ermorden sehen, sehr schnell erkannt, daß Laramée nicht mehr ein Mann sei, den man von diesem wahnsinnigen Crillon so ohne Weiteres niedermetzeln lassen dürfe, sondern daß die Politik vielmehr erheische, ihm einen guten Rückzug zu sichern. Marie Touchet hatte zuerst diese Eingebung gehabt, der sowohl Vater Entragues als der Graf von Auvergne, die sich bei Crillons Erscheinen schleunigst vom

Balcon zurückgezogen hatten, um nicht gesehen zu werden und sich nicht zu compromittieren, beipflichteten.

Das Resultat der kurzen Berathung war, daß Herr von Entragues die Anhänger Laramée's benachrichtigen ließ, den Prätendenten in sein Haus zu schaffen, das sowohl augenblicklichen Schutz, wie einen sicheren Fluchtweg darbiere. Es versteht sich von selbst, daß der Antrag mit um so mehr Bereitwilligkeit angenommen ward, als Laramée sofort bedachte, daß er Marie Touchet und Henriette in dem Hause finden würde.

Auf diese Weise verschwand der Erbe Karls IX. vor Crillons Augen, der in höchster Wuth seine getreuen Bürger aufforderte, das verdammte Haus augenblicklich zu stürmen, was freilich nicht so schnell gethan wie gesagt war.

Laramée war glücklich in das Hôtel gelangt, und hörte hinter sich die Pforten unter den Schlägen der Angreifenden brechen. Von seinen Freunden geleitet, kam er endlich durch den Hinterhof bis nahe zu der Bresche, die man noch am Abend zuvor gebrochen, um die Soldaten ein zulassen, welche ihn fangen oder nach Befinden sogar tödten sollen.

Die sonst gegen ihn so launische Glücksgöttin bot ihm heute ein Mittel des Heils dar, das ein unfehlbares Mittel zu einem Verderben hatte werden sollen.

Zuvor jedoch wollte Laramée Henrietten durchaus die Ursache seines Ausbleibens am vorigen Abend, so wie seine neue Lage erklären. Die mit seiner Bewachung beauftragten Edelleute ließen ihm indes nicht die Zeit dazu.

Sie machten ihn auf die Unbeständigkeit der Volksgunst, auf die Gefahr aufmerksam, noch länger in einem Hause zu verweilen, das in zehn Minuten erstürmt werden konnte. Zudem erklärten ihm die Besitzer des Hauses, daß er sie, die ihm in der Bedrängniß eine Zuflucht gewährt, zugleich mit ins Verderben stürze.

– Crillon schont Nichts, rief man ihm zu, und der Haufe, der seine blinde Wuth unterstützt, wird alles ohne Erbarmen niedermetzeln, was ihm in die Hände fällt!

Laramée beharrte hartnäckig darauf, Frau von Entragues und ihre

Tochter selbst zu sprechen; Nichts konnte ihn von diesem wahnsinnigen Gedanken abbringen, weder das Krachen der unter den Streichen der Angreifer wankenden Pforten, noch das Geschrei des wüthenden Ritters, dessen furchtbare Stimme das Toben so vieler Hunderte überschallte. Er wolle, sagte er, bleiben oder sterben, bis er Henriette gesehen habe.

Endlich erschien diese, bleich und zitternd, faßte die Hand des jungen Mannes, zog ihn zu einem Winkel unter der Treppe, wo die Bresche hinter einem Teppich verborgen war, und drängte ihn hinein, unterstützt durch seine besorgten Anhänger.

– Schnell dort durch den Garten, rief sie, dann über den Hof weg, und Sie sind in der Straße de la Vannerie. Gehen Sie, eilen Sie! – und vergessen Sie nicht, daß Sie von Derjenigen gerettet worden sind, die Sie verderben wollten !

– Wohl! erwiderte er, ich werde diesen Dienst belohnen, werde ihn mit einer Krone belohnen! Ich nehme den Rettungsweg an, den Sie mir eröffnen, Henriette, weil er zugleich der kürzeste ist, um mich ins Parlament zu begeben. Dort erwarten mich meine Freunde, meine Unterthanen. Dorthin muß ich gelangen, muß jedes Hinderniß besiegen, und wäre es selbst Schimpf und Schmach.

– Eine Krone! dachte das leichtsinnige Mädchen, von dem Zauber dieses Wortes ergriffen. Jene italienische Wahrsagerin hatte mir die ja prophezeit. Warum soll sie mir nicht eben so gut von Laramées Hand geboten werden, wie von Demjenigen, der jetzt todt ist? –

– Leben. Sie wohl, Prinz! rief sie laut, wir sehen uns wieder !

– Ich danke Ihnen.

– Auf Wiedersehen! flüsterte Laramée mit freudestrahlendem Blick, ihre Hand an seine Lippen drückend. In dem Kusse auf diese verrätherische Hand hatte er alle Gluth seiner, durch diesen vermeintlichen Liebesbeweis für immer entwaffneten Seele gehaucht. Der Unglückliche! Er war noch besser als seine Mitschuldige, denn er hielt sie für besser als sich selbst.

Nach der Flucht Laramée's erkannten indessen die verlegenen Entragues die Nothwendigkeit, sich für alle möglichen Fälle in Crillons Augen zu rechtfertigen. Vater Entragues erschien an einem

dicht mit Eisen vergitterten Fenster des Erdgeschosses und rief den Ritter mit lauter Stimme an, der auch zugleich herzusprengte.

– Harnibieu! rief dieser, als er Herrn von Entragues erkannte; ich hätte es mir gleich denken sollen, daß irgend ein Verrath im Spiele ist, da Sie dabei sind!

– Herr Ritter, erwiderte der listige Edelmann, verlieren Sie nicht die Zeit mit so ungerechten Beschuldigungen; man ist mit Gewalt und wider unsern Willen in mein Haus gedrungen; ein Trupp Partheigänger des Prätendenten hat die Thüren erbrochen und ist über die Mauern gestiegen; sie haben eine Oeffnung in die Scheidewand des Nachbarhauses gebrochen, um ihren Herrn zu retten; beeilen Sie sich, beeilen Sie sich, oder wir sind alle verloren.

Plötzlich erhob sich ein Geschrei, gegen welches aller Tumult dieses Morgens nur dem Summen eines Bienenschwarmes glich, vom Grèveplatze her. Crillon, der einen unvermutheten Angriff im Rücken eines undisciplinierten Haufens befürchtete, wendete sich schnell, um der neuen Volksfluth, die er von dieser Seite heranwogen sah, die Spitze zu bieten.

Er hörte deutlich ein Geschrei: Es lebe der König! das alle Schranken der Begeisterung überstieg. Ohne darauf zu achten, wen ein Pferd niedertrat, bohrte er ihm die Sporen in die Weichen, und trieb es mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth vorwärts; er meinte, es sei dem Prätendenten gelungen, nach jener Seite hin zu entkommen und diesem gelte der fanatische Volksjubel.

Plötzlich hielten Roß und Reiter wie fest gebannt an – –

Vom Grèveplatze her, sah man eine Kutsche in die Straße lenken, deren zurückgeschlagene Lederbehänge das Innere zu übersehen verstatteten.

Vier Pferde schleppten das schwerfällige Fuhrwerk im langsamen Schritte daher, das von französischen Garden, Schweizergarden und einer schimmernden Schaar von Pagen, Edelleuten und Offizieren umgeben war. Im Wagen aber saß, schwarz gekleidet, das hellblaue Ordensband um den Hals, im bloßen Kopfe, bleich – Heinrich IV., trotz der gespaltenen Lippe, die die Wundärzte wieder zusammen geheftet hatten, heiter lächelnd und Leuten aus dem Volke, zu

beiden Seiten aus dem Wagen heraus, die Hände reichend; Männer und Weiber drängten sich heran, unter den Füßen der Pferde weg, zwischen den Musketen und Hellebarden durch, und machten ihrem Entzücken durch Freudenthränen und Jubelrufe Luft.

Auch über Crillons gebräunte Wange rollten bei diesem Anblicke wieder Thränen, diesmal aber nicht Thränen des Schmerzes und der Trauer.

– Harnibieu! rief er zu den um ihn stehenden treuen Bürgern; was habe ich Euch gesagt? Da seht Ihr es ja, Kinder, daß er nicht todt ist!

Und unaufhaltsam drängte er wieder vorwärts, um in die Arme eines Freundes und Königs zu sinken.

Aber so wunderbar und ergreifend dies Schauspiel auch war, so hätte ein intelligenter Beobachter doch ein nicht weniger interessantes auf dem Balcon des Hôtels Entragues verfolgen können.

Beim Erblicken des vom Tode wiedererstandenen Königs, des echten Besitzers der Krone, waren Marie Touchet und ihr Gemahl nahe daran, vor Schrecken in Ohnmacht zu sinken. Der Graf von Auvergne sprang in drei Sätzen die Treppe hinab, um Heinrich IV. seine Glückwünsche darzubringen. Henriette stieß einen lauten Freudenschrei aus, der Aller Blicke auf den Balcon lenkte, und sank dann ihrem Vater in einer höchst malerischen Stellung ohnmächtig in die Arme.

– Die Freude hat meine Tochter getödtet! schrie Vater Entragues, aber es lebe der König! es lebe der König!

Heinrich, der im nämlichen Augenblicke unter dem Balcon vorbeifuhr, verwendete kein Auge von der Gruppe und grüßte freundlich hinauf – trotz Crillons zornigem Achselzucken, der seinen Platz wieder dicht neben dem Wagen eingenommen hatte.

9.

Der König schläft ein, und Gabriele erinnert sich.

Als der König von dieser Spazierfahrt, welche die ganze Stadt beruhigt und seine Feinde bestürzt gemacht hatte, ins Louvre zurückkehrte, erwartete ihn Sully bereits mit den ersten Mitgliedern seines Staatsrathes, und bald erschien auch der Genovefenbruder wieder, der ebenfalls einen Gang durch die Stadt gemacht hatte und sich nun in bescheidener Entfernung, halb verborgen von dem Thürvorhange hielt.

Der König, noch immer etwas leidend, er blickte den Mönch sogleich und winkte ihm mit der Hand einen vertraulichen Gruß nach gascognischer Art zu, dessen Bedeutung beide allein verstanden. Es war der geheimnißvolle Dank für den wichtigen Dienst, den der räthselhafte Bruder seinem königlichen Freunde geleistet hatte.

Triumphierend und vor Freude strahlend ging Sully seinem Monarchen entgegen und unterstützte dessen immer noch schwankenden Gang, während von der andern Seite Gabriele auf das erste Geräusch, das Heinrichs Rückkehr verkündigte, ebenfalls ihren Arm als Stütze und ihre Stirn zum Kusse darzubieten, herbeieilte.

Nach wenigen Minuten befand sich auch Crillon, der nur schnell noch einige nöthige Befehle zur Sicherheit des Louvre ertheilt hatte, in der Versammlung.

– Ich denke, rief er in seiner gewohnten ungebundenen Weise Sully beim Eintreten zu, es wird für uns Beide bald Arbeit geben.

– Ja, meine Freunde, sprach der König, es giebt Mancherlei zu erwägen und zu beschließen. Indes das Sprechen wird mir schwer, wie Ihr seht, und die Aerzte haben mir so angelegentlich das strengste Stillschweigen anempfohlen, daß Ihr wohl größtentheils werdet errathen müssen, was nun zu thun ist.

– Wir werden schon errathen, Sire, entgegnete Sully. Wünschen wir uns vor allem Glück zu dem guten Erfolge dieser Spazierfahrt, die ich dem König angerathen hatte.

Heinrich warf seinem Freunde, dem Mönche, einen listigen Blick zu, den dieser eben so durch stummes Lächeln erwiderte.

– Ich sollte meinen, wendete er sich dann zu den Anderen, daß wir uns vor allen Dingen zu dem klugen Rathe, den der ehrwürdige Genovefenbruder mir ertheilte, mich todt zu stellen, beglückwünschen müßten. Ohne diesen pfiffigen Einfall wäre die Verschwörung der Ligue und das Complott mit jenem falschen Valois nicht zum Ausbruch gekommen.

– Harnibieu! das ist wahr, rief der Ritter, der mit dem Rücken gegen den Mönch gekehrt stand. Aber wo steckt denn der wackere Bruder, damit man ihm ein wenig danken könne? Ich habe gute Freunde unter den Genovefenbrüdern von Bezons, ich!

Der König deutete mit dem Finger auf die Gestalt in der dunklen Kapuze, die nur um so mehr beflissen war sich zu verbergen. Aber Crillon hatte sie bald aufgefunden, eilte auf sie zu und rief mit gutmüthigem Lachen:

– Aha! das ist ja mein tapferer Gevatter vom neuen Thorthurme! Mein wackerer Bruder Robert! – Oh! wenn der dabei ist, sind wir in guten Händen, und wenn er dem König ein wenig von seinem Wunderelixier für seine Wunde geben will, so wird der König morgen sehr viel sprechen können, und übermorgen aller Wahrscheinlichkeit nach zu viel. Also, meine Herren, bedanken wir uns allesamt bei Bruder Robert – nicht wahr, Herr von Rosny?

– Dankt mir nicht so viel, murmelte der Mönch, denn ich fühle mich eben nicht veranlaßt, Euren Dank mit schönen Gegencomplimenten zu erwidern.

– Wie war das? rief der König lebhaft, dem Gabriele schnell ihre zarten Finger auf den Mund legte.

– Unser ehrwürdiger Genovefenbruder scheint noch nicht ganz zufrieden gestellt zu sein, versetzte Sully mit einem leichten Anflug von Bitterkeit, trotzdem wir eine Rathschläge und Befehle auf das Beste befolgt haben. Unser liebes Frankreich ist heute von einem

Mönche regiert worden, und fast hätte man meinen mögen, man sei plötzlich in die Zeiten Heinrichs III. zurückversetzt.

– Und doch besaß man zu Heinrichs III. Zeit einigen Verstand, erwiederte Bruder Robert mit würdevoller Ruhe; und wenn dem König gute Rathschläge von Mönchen ertheilt wurden, so fand er wenigstens Diener, welche intelligent genug waren, diese klugen Rathschläge auch klug zu befolgen.

– Was soll das heißen? rief Sully aufgeregt, dem die Anspielung als eine zu direkte erschien, um nicht dar auf zu antworten.

– Das soll heißen, versetzte der Mönch mit derselben Ruhe und ein blitzendes Auge kühn auf Sully heftend, daß Se. Majestät befohlen hatte, auf meinen Rath zu hören und meine Befehle zu vollziehen, und doch hat man ihnen zuwider gehandelt.

– Oho! Messire Genovefenbruder! Ihr werdet bitter! – Es scheint, daß die Gewalt berauschend wirkt und Euch ein wenig zu Kopfe gestiegen ist. Was hätte ich denn – wenn es Euch zu sagen beliebt – zu thun unterlassen, oder vernachlässigt? Ihr befahlt, daß man jenem erbärmlichen Schüler, jenen kleinen Châtel schone, und er befindet sich, wenn auch allem Vermuthen nach, nicht sehr behaglich, doch frisch und gesund im For-l'Evêque. Ihr wolltet, daß man den König für todt ausgabe – nun wohl, man hat ihn für todt gehalten, – daß er ausfahre, sich dem Volke zeige, – auch das ist geschehen – Was wollt Ihr denn noch mehr?

– Ich wollte, entgegnete Bruder Robert, daß diese von den Feinden des Königs gegrabene Mine ganz auf gedeckt, und diese Feinde vollkommen entlarvt würden.

– Und sind Sie das nicht? Ist es nicht klar bewiesen, daß dieser elende Betrüger, dieser Laramée, dieser angebliche Valois, gegen den Staat conspiriert hat?

– Und wo ist er jetzt?

– Man forscht nach ihm. Und wo sind seine Mitschuldigen, oder vielmehr die wirklichen Anstifter der Verschwörung?

– Geduld, Messire Genovefenbruder, nur Geduld! Die Herren vom Parlament werden schon ihre Untersuchungen anstellen, und man wird Euch dann antworten.

– Mein Herr, wenn Sie gethan hätten, was ich dem König rieth, so hätten alle Nachforschungen bereits ihr Ende erreicht; wenn Sie das Hôtel der Herzogin von Montpensier hätten umstellen, durchsuchen lassen –

– Es war leer.

– O ja, als Sie sich endlich entschlossen, Ihre behandschuhten und mit Galanterien gemästeten Edelleute hinzuschicken. Sie haben ganz höflich angeklopft – nicht wahr? – und man hat ihnen darauf eben so höflich erwiedert, daß Madame noch nicht von ihren Besitzungen zurückgekehrt sei, – nicht wahr?

– Ganz richtig. – Herrn von Crillon hätte man hinschicken müssen, mit einem Hundert seiner Gardisten, wie ich deren einige kenne, nicht aber jene parfümierten Herrchen; man hätte das ganze Stadtviertel mit einem Netze von Hellebarden und Musketen umstellen müssen, durch die Fenster einsteigen, die Thüren erbrechen, in jeden Keller durch die Luken dringen müssen. Dann, mein Herr, würden Sie die Dame sammt ihren Helfershelfern im Hintergrunde irgend eines Alkovens gefunden haben; Sie würden sie gefragt haben, was sie da mit ihren Jesuiten mache. Statt dessen ist sie, während sie ehrerbietig an ihrer Thüre kratzten, wie man es bei Königinnen zu thun pflegt, durch irgend einen geheimen Ausgang entflohen und schlägt Ihnen ein Schnippchen, ja, sie bietet Ihnen sogar Trotz, sie zu überführen, und in wenigen Minuten werden Sie die höchst wahrscheinlich umgeben von staubbedeckten Offizieren, mit Eiszäpfchen an jedem Haare ihres Bärtchens – denn die edle Dame ist ja von der Natur mit dieser männlichen Zierde als Zeichen ihres männlichen Geistes ausgestattet worden, – aus der Provence so eben erst ankommen sehen; und wenn Sie sie anklagen werden, so wird sie Ihnen eben so höflich sagen, daß Sie sie vermuthlich mit einer andern verwechseln. – Das ist es, mein Herr, was unter König Heinrich III. nicht geschehen wäre, und ich berufe mich deshalb auf das Gedächtniß des Herrn von Crillon, der ja noch die Ehre gehabt hat, diesem Fürsten zu dienen.

– Harnibieu! brummte der Ritter, alles, was der ehrwürdige Bruder da sagt, ist leider nur die vollkommene Wahrheit. Wir haben einen

dummen Streich gemacht, Herr von Rosny, und ich sehe unseren Sire, der zwar nicht sprechen kann, sich weidlich ins Fäustchen lachen. Wie gesagt, es war ein dummer Streich.

– Mein Herr, rief Sully immer erbitterter, ich muß mir diesen Ausdruck auf das entschiedenste verbitten, und bevor ich mich selbst schuldig bekenne, werde ich erst abwarten –

– Sie werden nicht lange zu warten brauchen, murmelte der Mönch, seine Kapuze bis an den Bart her abziehend.

Und in der That, er hatte kaum diese Worte gesagt, als der Dienst habende Gardecapitain eilig eintrat, um dem König zu melden, daß die Frau Herzogin von Montpensier so eben angelangt sei und Sr. Majestät ihre Glückwünsche darbringen wolle.

Sully ward blutroth, Crillon schlug schallend mit der geballten Faust in die flache Hand, der Mönch rührte und regte sich nicht.

– Ja, ja, mein lieber Rosny! sprach der König halblaut zu seinem Minister, auf Bruder Robert zeigend, der da kennt die gute Dame ganz genau, darauf können Sie sich verlassen. – Man lasse die Herzogin eintreten. – Crillon, Du bleibst hier!

Der Mönch verneigte sich tief und zog sich, von Gabriellen gefolgt, durch eine Seitenthür zurück.

– Das nenne ich doch eine unverschämte Prinzessin! brummte Crillon in den Bart; ich bin wirklich begierig, wie sie sich wegen ihres nachgepfuschten Valois, einem Bourbon gegenüber herausreden wird.

– Sei unbesorgt, sie wird sich schon herausreden, versetzte Heinrich. Aber ich selbst werde nicht mit ihr sprechen, und meine gespaltene Lippe wird mir als hinreichender Vorwand dienen. – Sie sind ja ein Demosthenes, Rosny; Sie können die Unterhaltung führen.

– Und mir zugleich meine Genugthuung holen, sagte Rosny, sich räuspernd, wie ein Prediger, der auf die Kanzel tritt.

Der Huissier meldete laut die Herzogin von Montpensier an.

Bruder Robert hatte richtig prophezeiht. Die Dame war mit jenem feinen Staube bedeckt, wie er sich bei trockener Kälte auf der

Landstraße erhebt. Die versprochenen Eiszäpfchen waren indes bereits unter der Gluth ihrer feurigen Augen weggeschmolzen.

Als sie, ihren hinkenden Gang meisterhaft verbergend, raschen Schrittes durch die lange Galerie daher rauschte, sah man selbst die tapfersten Edelleute vor dem Wirbelwinde, den ihr Schleppekleid erregte, wie vor einer Pestatmosphäre zurückweichen. Sie aber setzte ihren Weg fort, unempfindlich gegen diese mit Furcht gemischte Verachtung, daß auch die Beherztsten die Augen niederschlugen. Sogar den König brachte ihre dreiste Haltung ein wenig aus der Fassung.

Die Herzogin trat ein und die Thüren schlossen sich hinter ihr.

– Wie, Sire! rief sie schon von fern; so ist es denn wirklich wahr? Ew. Majestät haben sich in Gefahr befunden?

Heinrich deutete nur auf die schwarzen Tafftstreifen, mit denen seine Wunde geschlossen war.

– Sprechen Sie nicht! Sprechen Sie um's Himmels willen nicht! rief sie heftig. O, über das scheußliche Verbrechen !

– Zeigen Sie das Messer, flüsterte er einem der Nebenstehenden zu.

Sully ergriff es und hielt es der Herzogin dicht vor die Augen.

– Dies ist das Mordwerkzeug, Madame, sprach er mit scharfer Betonung.

– Es gleicht dem jenes verruchten Jaques Clement auf ein Haar, fügte Crillon hinzu; aber ein stolzer, herausfordernder Blick sprach deutlicher als seine Worte.

Die Herzogin versuchte es, diesem Blicke. Trotz zu bieten, aber es gelang ihr nicht; sie mußte die Augen abwenden und begegnete den ruhig lächelnden des Königs.

– Ich bin es, Madame, nahm Rosny wieder das Wort, der die Ehre haben wird, sich im Namen Sr. Majestät mit Ihnen zu unterhalten, da die Aerzte dem König gänzlich Stillschweigen anempfohlen haben, und übrigens war ich im Begriffe, wenn Sie nicht selbst gekommen wären, im Namen des Königs nach Ihnen zu schicken.

Auf ein Zeichen Heinrichs ward ein Tabouret herangerückt, auf

das sich die Herzogin, ohne im mindesten über die letzten Worte zu erschrecken, ruhig niederließ.

– Es wird mir eine Ehre sein, mein Herr, sprach sie mit stolzer Höflichkeit. Vor allen Dingen bitte ich Sie aber um die näheren Umstände dieses schrecklichen Ereignisses.

– Sollten sie Ihnen noch unbekannt sein?

– Zum Theil – ja – unterwegs habe ich hier und da einige Worte darüber vernommen, aber durchaus nichts Genaueres.

– Sie kennen den Mörder, Madame!

– Ich, mein Herr?

– Allerdings, da er sechs Monate lang Ihr Vertrauter war.

– Die Herzogin runzelte die Stirn und biß die Lippen zusammen:

– Ich pflege nicht so freigebig mit meinem Vertrauen zu sein, mein Herr, sagte sie spöttisch; wahrscheinlich spielen Sie darauf an, daß ich diesem kleinen Châtel Stoffe abgekauft habe.

– Während ganzer sechs Monate alle Tage?

– Aber, mein Herr, es scheint fast, als ob Sie sich die Freiheit nehmen, mich zu verhören?

– Ganz recht, Madame, ich bin so frei, und ich denke, daß dieß auch die Meinung Sr. Majestät sei.

Die Herzogin blickte Heinrich an und ihre Wangen erbleichten einen Augenblick.

– Es muß so sein, Cousine, flüsterte dieser mit sichtlicher Mühe, damit Sie uns beistehen können, jeden Faden des Complottes zu entwirren.

– Hah! rief die Herzogin, wenn dem so ist, dann bin ich gern bereit, mich allen möglichen Verhören zu unterziehen. Fahren Sie fort, mein Herr; wir waren beim kleinen Châtel stehen geblieben.

– Der volle sechs Monate lang bei Ihnen war, fuhr Rosny fort.

– Den ich aber schon vor einem Jahre fortgeschickt habe.

– Ja, um ihn den Jesuiten zu übergeben?

– Ich glaube, ja. Habe ich übel daran gethan?

– Vielleicht, Madame, denn man behauptet, daß dieser kleine

Châtel bereits anfängt, allerhand compromittirende Dinge zu schwatzen.

– Die – wen compromittieren ?

– Nun, die Jesuiten eben, versetzte Rosny sehr ruhig. Wir würden aber besser thun, Châtel vor der Hand ganz bei Seite zu lassen, denn man wird schon Mittel und Wege finden, ihn so viel sprechen zu lassen, als wir brauchen, um uns zu unterrichten, und über seine Mitschuldigen Näheres zu erfahren.

– Er hat also einen Mitschuldigen?

– Jenen angeblichen Valois.

– Ach ja, einen gewissen Laramée, nicht wahr, mein Herr?

– Sie wissen es also schon?

– Ja, man hat mir von dieser Narrensposse erzählt.

– Harnibieu! Sie nennen das eine Narrensposse, Frau Herzogin? brach jetzt Crillon los. Eine Narrensposse, wegen welcher der Eine verbrannt, der Andere gerädert werden wird, ohne die zu zählen, denen sie den Kopf kosten wird!

– Herr von Crillon, sprach die Herzogin trocken, diesmal den Blick ihres erklärten Feindes fest erwidern, ich bin hierher gekommen, um mit dem Könige zu reden, und da Se. Majestät am Sprechen behindert sind, so spreche ich mit Herrn von Rosny, – aber ich spreche nicht mit Ihnen, und ersuche Sie, mich nicht dazu zu nöthigen.

– Oho! rief Crillon mit verachtendem Hohne; wenn ich ehemals das Wort an Ihren Bruder Guise richtete, war er zwar nicht immer lebenswürdig, aber er konnte doch stets höflich sein. Aber, bei Gottes Tod! da Sie es nicht wünschen, mache ich mir nichts daraus, und werde Sie nicht mehr anreden. Ich schweige, Madame, aber ich werde hören.

Heinrich winkte den ungehobelten Ritter zu sich und legte ihm seine Hand auf die Schulter, um ihn zu beschwichtigen.

– Der König, sagte die Herzogin lebhaft, der König scheint dieses Geschwätzes müde, und unsere ganze Unterredung –

– Wird ihn über Vieles aufklären, das er zu wissen wünscht,

unterbrach sie der Minister, sie sanft auf ihrem Tabouret zurückhaltend. Wir sprechen also da von – wenn es Ihnen beliebt – daß Sie bereits von dem Verbrechen jenes Betrügers gehört.

– Ja, mein Herr, man hat es mir erzählt.

– Laramée gehörte ebenfalls unter die Zahl Ihrer Diener?

– Zu was sollte ich das leugnen?

– In der That, Madame, es scheint hier ein eigenthümliches Zusammentreffen unglücklicher Umstände obzuwalten: Zwei Männer sind des Verbrechens überwiesen, der eine des Königsmordes – der sechs Monate in Ihren Diensten gestanden, – der andere, daß er Se. Majestät habe vom Throne stürzen wollen, – und dieser gehörte noch gestern zu Ihrem Hause!

– Nicht wahr, Cousine, das ist höchst seltsam? lispelte der König.

– Schmerzlich ist es, Sire!

– Ja, ja, es muß Ihnen äußerst schmerzlich sein.

– Ich werde noch eine Krankheit davon haben.

– Ventre-saint-gris! und ich hätte den Tod davon haben können! rief Heinrich, der den Gelüsten nicht widerstehen konnte, eine Gasconnade loszulassen.

– Still, Sire, still! rief Crillon im Tone eines Gerichtshuissiers.

– Nun denn, Madame, hob Sully wieder an, aus alle dem wird sich ein höchst verwickelter Prozeß entspinnen, und es wird nicht zu vermeiden sein, daß auch Sie in demselben figurieren.

– Figurieren, mein Herr ! – rief die stolze Lothringerin, empört über dies Wort.

– Als Zeugin, Madame; versteht sich, als Zeugin. Würde es da nicht vortheilhafter für Sie ein, Sr. Majestät gleich jetzt alles zu sagen, was Sie über diese Sache wissen?

– Ich bin ganz bereit dazu.

– Vor allen Dingen, dieser angebliche Valois, wer hat es erfunden?

– Nun, was weiß ich? Ich vermuthete, er wird sich wie selbst erfunden haben. Zudem werden es ihm Ihre Richter schon abfragen.

– Harnibieu! platzte der Ritter wieder los, sie weiß recht wohl, daß der Schuft – Na, na, schon gut, Sire, ich schweige.

– Herr von Crillon wollte nämlich sagen, ohne Zweifel hätten Sie wohl auch schon davon gehört, Madame, daß der Betrüger uns entschlüpft ist.

– Wirklich? erwiderte sie mit verstelltem Erstaunen. Nun, so wird man ihn jedenfalls wieder erlangen.

– Man wird allerdings das Möglichste deshalb thun. Was aber kann sein Plan sein? Sich in irgend eine Provinz werfen, wo Unwissenheit, Mangel, Leichtgläubigkeit ihm die Unterstützung und das Geld einiger erbärmlichen Schwachköpfe verschaffen werden.

– Das könnte möglich sein. Die Provinzen sind in ihrer Treue und Ergebenheit für Se. Majestät leider noch nicht sehr fest.

– Meinen Sie aber nicht, Madame, daß alle seine Trugbilder bei der Prüfung seiner Beweisstücke in ein Nichts zerfallen werden?

– Ich fürchte sehr, daß Sie sich in dieser Beziehung täuschen, sagte die Herzogin, Heinrich und Crillon ruhig anblickend, und die Prüfung dieser Beweisstücke und Documente dürfte weit mehr zu seinem Vortheil als zu seinem Nachtheile ausfallen.

– Sie kennen sie also, Madame ? fragte der König lebhaft, die Schmerzen seiner Wunde nicht beachtend.

– In dieser einzigen Frage war der ganze Prozeß enthalten. Die Herzogin nahm ihn muthig an. Solchen Gegnern gegenüber war der kleine Krieg nicht länger möglich.

– Sire, antwortete sie, seit Jahren als eine Gegnerin der Könige von Frankreich bekannt, gleiche ich einem jener Magnete, die, wie man sagt, das Eisen und Gewitter anziehen; man vergißt, daß ich so glücklich war, mich mit Ew. Majestät wieder auszusöhnen, und bringt mir jede Klage, jede Beschwerde zu, aus der man eine Waffe gegen Sie zu schmieden hofft.

– Und sie weiß sich ihrer häßlich zu bedienen, Harnibieu! grollte Crillon in seinen Bart.

– Daraus folgt, fuhr die Herzogin fort, ohne scheinbar das Erstaunen zu bemerken, in welches ihre Kühnheit Sully und sogar Heinrich versetzte, daraus folgt, daß dieser Laramée früher einmal zu mir kam, mir alle seine Ansichten in Betreff einer Abstammung,

alle seine Ansprüche auf den Thron Frankreichs offen mittheilte. Anfangs betrachtete ich das Ganze als eitele Hirngespinnste –

– Anfangs nur? rief nun der König und Sully zugleich.

– Ich muß Ew. Majestät nochmals die Versicherung geben, daß ich diesen Laramée bis dahin nicht gekannt, niemals gesehen hatte; ebenso wenig kann ich aber auch leugnen, daß er mir später durch seine auffallende Aehnlichkeit mit einem Fürsten, den ich persönlich gekannt hatte, ein lebhaftes Interesse einflößte; dieses an sich sehr harmlose Interesse abgerechnet, habe ich ihn aber nie anders als meine Diener und Offiziere dritten Ranges behandelt. Indeß, als er mir eine Abkunft entdeckte, die Beweise und Documente derselben vorgelegt –

– Er besitzt also wirkliche Beweise? rief Rosny.

– Ganz natürlich, versetzte die Herzogin kalt; wie würde man ihm sonst Glauben schenken?

– Ganz recht, murmelte Heinrich.

– Ja, Harnibieu! fuhr der unverbesserliche Crillon wieder auf, freilich hat er Beweise, die ich ebenfalls ganz genau kenne, daß er ein Spitzbube, ein Mörder ist – und zwar einer der geriebensten!

– Still! ließ ihn nun der König an. Laß meine Cousine sprechen, die die Beweise gesehen hat.

– Und ich kann Ihnen nicht bergen, Sire, daß sie manchen sonst recht hellen Kopf verwirren werden.

– Den Ihrigen vielleicht, Madame? frug Rosny, vergeblich bemüht, den ungeduldig mit den Füßen trampelnden Crillon durch warnende Blicke im Zaume zu halten.

– Auch das will ich nicht leugnen, Sire; aber ich habe Ew. Majestät Treue gelobt, und werde mein Gelöbniß halten, bis –

– Bis ich todt sein werde, Cousine?

– Wie sie dies heute Morgen glaubte, brummte Crillon.

– Ja, Sire, sprach sie dreist, ich bin Ihnen Treue schuldig bis zum Tode, und darum habe ich auch Laramées Ansprüchen, so begründet sie mir auch erschienen, mein Ohr verschlossen. Ich fordere ihn auf zu sagen, ob ich ihn auch nur durch ein Wort zu

diesem Wahnsinnsstreiche ermächtigt habe, den er beging, als ich noch auf meinem Landsitze war!

Heinrich, Sully und Crillon sahen sich gegenseitig an; alle drei gedachten in diesem Augenblicke des Genovefenbruders, der ihnen die Frechheit der Herzogin so richtig prophezeit hatte.

– Aus alledem geht hervor, nahm endlich Rosny wieder das Wort, daß die Beweisstücke jenes Betrügers in der That blendend und verführerisch sein müssen, und daß Madame, wenn ihre unverbrüchliche Treue gegen Ew. Majestät sie nicht abgehalten hätte, dem Prätendenten wohl gar Vorschub geleistet haben würde?

– Und warum nicht – wenn er wirklich ein Valois wäre, und wenn uns das unglückliche Ereigniß dieses Morgens Heinrichs IV. beraubt hätte, der keine legitimen Erben hinterläßt?

– Nun denn, rief Sully, hingerissen von seinem Zorne und durch die Größe der Gefahr, die dieses dreiste Geständniß vor ihm enthüllte, es ist wahr, der König hat noch keine legitimen Erben; aber bei Gott schwöre ich es, er soll deren bekommen!

– Das wünsche auch ich von ganzem Herzen, sprach die Herzogin, ich würdevoll vom Tabouret erhebend. Auf diese Weise werde ich nicht ferner dem schmachvollen Verdacht ausgesetzt sein, nach einer Krone zu streben, welche es Gott gefiel meinem Hause zu entziehen; auf diese Weise werden mich meine Feinde nicht mehr bei jeder Gefahr, die den König bedroht, der Mitwissenschaft oder wohl gar der Mitschuld bezichtigen, wie gewisse Unverschämte sich erdreistet haben zu thun.

– Und auf diese Weise, schrie Crillon mit den breiten Achseln zuckend, als wolle er diesen weiblichen Pfeil abschütteln, wird man auch nicht mehr wagen, in Ermangelung eines Besseren, einen Valois auf einen Laramée zu propfen. Harnibieu! Ja, Sire, schaffen Sie sich Kinder, und zwar so viele, daß alle Laramée und Châtel sammt Genossenschaft davor erschrecken!

– Diesmal spricht der Herr goldene Worte, sagte die Herzogin höhnisch. Und somit bleibt mir Nichts übrig, als Ew. Majestät alles mögliche Glück und Gedeihen zu wünschen, das Sie in hohem Grade verdienen.

Sie verneigte sich ehrbietig, schritt dann majestätisch auf die Thüre zu, verbeugte sich dort nochmals, und durchschritt die Galerie mit eben so hoch erhabenem Haupte, wie bei ihrer Ankunft, das Murren und die finsternen Blicke nicht beachtend.

– Sie sind geschlagen, Rosny! rief der König, er schöpft in den Armstuhl zurücksinkend; diese Teufelin führt noch irgend etwas im Schilde !

– Ja, es ist Gefahr vorhanden, sprach der Minister düster; aber wir wollen ihr zuvorkommen. Ich übernehme das Innere.

– Und ich das Aeußere ! ergänzte Crillon. Ich werfe mich aufs Pferd, um der Bande dieses schuftigen Valois nachzusetzen, dem die edle Herzogin sicher schon den Vorspann bezahlt hat. Harnibieu! ich bringe ihn zurück, todt, oder mit dem Strick um den Hals!

– Geht, meine Freunde, geht, sprach der König vor Erschöpfung erbleichend. Ich kann nicht mehr. Mein Herz ist mit Trauer erfüllt ob all dieser Greuel! Man bitte die Frau Marquise, zu mir zu kommen, damit mein Auge sich an ihrem Anblicke erlabe. Dann werde ich schlafen, und hoffe morgen wieder als Mann zu erwachen.

Zehn Minuten darauf durchstriefte Sully mit seinen Leuten die Stadt, und Crillon sprengte an der Spitze seiner Tapfern auf der Landstraße dahin.

Nachdem der König seinen kleinen Cäsar geküßt, entschlief er sanft, von Gabrielen sorgsam gepflegt.

Dann verließ diese das königliche Kabinet und die Erinnerung an so viele grauenhafte Ereignisse gewaltsam verbannend, flüsterte sie leise vor sich hin:

– Alles geht gut; der Minister denkt nur an die Beruhigung des Volkes, und Crillon an die Bestrafung der Schuldigen. Es ist hohe Zeit, daß ich mich des armen Unschuldigen erinnere, den alle Welt in dieser Verwirrung vergessen hat.

Sie nahm den am Morgen vom König unterzeichneten Befehl zu Esperance's Freilassung von ihrem Tische, wo er bis dahin unbeachtet gelegen hatte.

– Er leidet durch mich, seufzte sie; durch mich soll er geheilt

werden!



Siebenter Band

1.

Der Staatsgefangene.

Das Petit-Châtelet, wohin der König seinen Gefangenen geschickt hatte, befand sich am Petit-Pont, in der Altstadt, unweit der Stelle, wo wir nochmals das Hôtel-Dieu gesehen haben. Der massive Thurm stand gerade vor der Brücke, und unter der Wölbung dieses Thurmes war das Stadthor.

Das Petit-Châtelet war ein düsteres, unheimliches Gebäude, welches jedoch nicht in so traurigem Rufe stand, wie das ältere Grand-Châtelet. Die Gefängnisse des Letztern waren, wie man sagte, so entsetzlich, daß die verhärtetsten Verbrecher vor diesen Kerkern zurückbebt. Man erzählte von einem Verließ »Chausse-d'Hypocras« genannt, in welches der Gefangene hinabgewunden wurde, wie der Eimer in einen Brunnen. Der Unglückliche, der sich nicht niederlegen konnte und mit den Füßen im Wasser stand, starb immer in den ersten vierzehn Tagen.

Im Petit-Châtelet waren die Gefängnisse nicht so schrecklich; aber der Aufenthalt in denselben mußte immerhin traurig genug seyn, denn selbst der vom Gouverneur bewohnte Theil des Gebäudes hatte nur sehr schmale Fenster, durch welche das Licht nur spärlich in die innern Räume fiel. Alle Vorübergehenden, sagen die Geschichtschreiber jener Zeit, wandten sich schauernd ab von der alten Zwingburg.

In diese Beste war Esperance gebracht worden. Der Gouverneur las den königlichen Befehl, betrachtete aufmerksam das heitere, blühende Gesicht des Gefangenen, das mehr Erstaunen als Furcht,

mehr Neugier als Zorn ausdrückte, und wies ihm ein Zimmer in dem gewöhnlichen Gefängniß an. Während sich die Häscher mit einem Schließer entfernten, um diesen Befehl zu vollziehen, fragte Esperance den Gouverneur mit seiner herzugewinnenden Freundlichkeit, ob er ihm gütigst einige Fragen beantworten wolle. »Vor Allem«, sagte er, wünsche ich zu wissen, wo ich bin, und warum ich hier bin.«

Der Gouverneur, ein leutseliger alter Edelmann, ein Hugenott, antwortete ruhig:

»Sie sind im Petit-Châtelet, im Staatsgefängniß. Die Ursache Ihrer Verhaftung wird Ihnen besser bekannt seyn, als mir.«

»Nein, ich weiß nicht warum ich hier bin.«

»Aber der König weiß es, und das ist genug.«

Der Gouverneur schrieb den Namen des Gefangenen in ein Register und entfernte sich mit einer höflichen Verbeugung.

Esperance, der trotz seiner gewohnten Geistesgegenwart ganz bestürzt war, fand nichts mehr zu fragen oder einzuwenden. Sein Kerkermeister holte ihn ab und führte ihn in ein dunkles, schmutziges Zimmer, dessen Einrichtung aus einigen Ueberresten von Meubles bestand, welche im Jahre 1418 von der vandalischen Wuth der Burgunder, als diese die Gefangenen im Petit-Châtelet ermordeten, verschont geblieben waren.

Der Kerkermeister trug eine Lampe, deren trübes Licht allein den Gefangenen in den Stand setzte, diese abschreckene den Gegenstände zu unterscheiden. Aber der Schließer entfernte sich mit der Lampe und Esperance befand sich in der grauenvollsten Finsterniß. Er klopfte sogleich an die Thür, um den Schließer zurückzurufen.

»Freund«, sagte Esperance, »Ihr habt vergessen, mir die Lampe zu lassen.«

»Wenn Sie mich deshalb zurückrufen erwiederte der Schließer
»so hätten Sie sich die Mühe ersparen können. Im Kerker hat man kein Licht; denn Licht ist Feuer, und Feuer ist verboten.«

»Aber ich möchte schreiben, und zum Schreiben brauche ich

Licht.«

»Schreiben! Hier schreibt man nicht.«

»Nun, wenn's verboten ist«, erwiderte Esperance gelassen, »so will ich nicht schreiben. Aber Euch ist gewiß nicht verboten, mir einen Dienst zu erweisen . . . einen sehr einfachen Dienst, den ich gut bezahlen werde.«

»Es kommt darauf an, junger Herr, was für einen Dienst Sie meinen.«

»Ich möchte Euch zu Herrn von Crillon schicken.«

»Zu dem tapfern Crillon?«

»Ja.«

»Sie kennen ihn?«

»Er ist mein Freund. Saget ihm nur, daß ich im Petit-Châtelet sitze. Merket Euch meinen Namen: Esperance heiße ich.«

»Ein schöner Name für einen Gefangenen«, sagte der Kerkermeister mit spöttischem Lächeln.

»Nicht wahr?« antwortete Esperance ohne Verdruß oder Hohn merken zu lassen. »Wollt Ihr mir den Dienst erweisen?«

»Ich werde sehen«, sagte der Schließer, der sich nachdenkend entfernte, denn die Geduld und Sanftmuth des schönen jungen Cavaliers fiel ihm sehr auf.

Er ging nicht zu Crillon, sondern erzählte dem Gouverneur seine Unterredung mit dem Gefangenen, und der Gouverneur, der den Gefangenen schon mit einiger Theilnahme betrachtet hatte, kam einige Stunden nachher in das dunkle Zimmer.

»Sie sind ein Freund des Herrn von Crillon?« fragte er.

»Ja, Herr Gouverneur.«

»Dann müssen Sie ein großes Verbrechen begangen haben, sonst würde sich Herr von Crillon Ihrer angenommen haben, denn ein Mann wie er läßt seine Freunde nicht in Stich. Ich kenne ihn, denn ich habe zehn Jahre mit ihm gedient.«

Esperance erzählte was er wußte und wer er war. Seine Erzählung hatte das Gepräge der Aufrichtigkeit, der Seelenreinheit. Er war erstaunt über seine plötzliche Verhaftung und schrieb sie

einem Mißverständniß zu, das sich bei der ersten Verständigung aufklären müsse.

»Inzwischen«, setzte er hinzu, »bitte ich Sie inständigst, Herr Gouverneur mich hier nicht in diesem dunkeln, ekelhaften Kerker zu lassen. Ich bin an freie Luft an Sonne gewöhnt, und wäre ich ein Weib, so würde ich sagen, daß ich mich hier fürchte. Ich werde überdies nicht lange hier bleiben, und sobald Herr von Crillon in Kenntniß gesetzt ist . . . «

»Er wird aber nicht in Kenntniß gesetzt«, unterbrach ihn der Gouverneur. »Jeder Staatsgefangene kommt unbekannt hierher. Ich habe nicht das Recht, irgend Jemand mit seiner Anwesenheit bekannt zu machen. Denn der König kann seine Gründe haben, die Sache geheim zu halten; und ein Geheimniß, das Seine Majestät mir anvertraut, darf ich nicht verrathen. Ich habe es nur mit dem König zu thun, denn der Verhaftsbefehl ist von ihm unterzeichnet.«

Esperance konnte nichts darauf erwidern, er mußte sich fügen.

Der alte Gouverneur, der durch langjährigen Verkehr mit Gefangenen eine tiefe Menschenkenntniß erlangt hatte, wußte die ruhige Ergebung sehr wohl von Heuchelei, die Geduld von Feigheit zu unterscheiden.

Ein liebenswürdiger Charakter, dachte er. Vielleicht ein Schooßkind, dem der König eine kleine Lection geben will. Wir wollen die Dosis Enthaltbarkeit, die ihm zugedacht ist, nicht zu stark machen. Der arme Junge hat sich schon mit Geduld gewaffnet, er sitzt schon auf der Pritsche.

Er schlug mit der Faust an die Thür; der Kerkermeister erschien.

»Führe diesen Herrn in das obere Zimmer«, sagte der Gouverneur.

Esperance stand auf und dankte dem alten Cavalier in den wärmsten Ausdrücken.

»Das obere Zimmer ist gut«, sagte der Greis; »ich pflegte meinen Sohn, wenn er eine Strafe verdient hatte, dorthin in Arrest zu schicken.«

»Sie haben einen Sohn, Herr Gouverneur?«

»Ich hatte einen Sohn . . . er wäre jetzt in Ihrem Alter . . . «

»Sie haben ihn verloren?«

»Ja, er fiel im achtzehnten Jahre . . . nach der Schlacht von Aumale . . . eine Musketenkugel streckte ihn zu Boden. Herr von Crillon kannte ihn recht gut, denn er hatte ihn in sein Garderorps genommen . . . Mein armer Urbain!«

»Urbain!« wiederholte Esperance. »Urbain von Dujardin vielleicht?«

»Sie haben ihn gekannt?«

»O! der Page, der von Laramée ermordet wurde!« dachte Esperance.

»Herr von Crillon«, sagte er, »hat mir oft von ihm erzählt.«

»Der brave Crillon«, versetzte der Greis gerührt, »hat meinen zum Tode getroffenen Urbain aufgehoben und seinen letzten Seufzer empfangen. Es soll nicht gesagt werden, daß man sich vor mir auf den Namen Crillon vergebens beruft. Gehen Sie, junger Mann, gehen Sie mit dem Schließer.«

Er ging wieder fort, ohne ein Wort hinzuzusetzen. Esperance war peinlich überrascht; er war dem von Henriette d'Entragues gedungenen Meuchler glücklich entronnen, und sollte nun in seinem Zimmer die Stelle des von derselben Mörderhand gefallenen Opfers einnehmen!«

Diese Dachstube, welche den Knaben des Gouverneurs wohl in Schrecken gesetzt haben mochte, schien dem aus dumpfer Kerkerlust entlassenen Esperance ein Paradies. Die Stube war niedrig, der Fußboden eisig kalt, aber es war doch reine, freie Luft darin; die untergehende Sonne warf ihre röthlichen Strahlen durch die beiden kleinen, runden Fenster, und der Gefangene sah durch die Eisenstangen ein prächtiges Rundgemälde: die alte Stadt und die nahen Hügel; rechts die ehrwürdige Kathedrale Notre-Dame, welche weit über dem Häusermeer hervorragte, und die mit Treibeis bedeckte Seine.

Esperance jauchzte. Sein unlängst gefundener Palast hatte ihm nicht so viel Freude gemacht.

Noch angenehmer ward er überrascht, als der Kerkermeister, der auf einmal sehr gefällig geworden war, eine Thür aufschloß. Esperance trat hinaus und befand sich auf einem kleinen Balcon, der wie ein Käfig mit einem Eisengitter umgeben war. Hier war die Aussicht noch freier als an den kleinen runden Fenstern, und eine steinerne Bank lud zur Ruhe ein.

Esperance griff in die Tasche und gab dem Schließer die Hälfte der Goldstücke, die er bei sich hatte. Der Mann bereitete ihm ein Bett, machte Feuer im Camin, stellte ein gutes Abendessen auf einen ziemlich saubern Tisch und entfernte sich.

Esperance beachtete in seiner Freude nicht einmal das Knarren der Schlüssel und Riegel, welches ihn an seine Gefangenschaft erinnerte.

Die Nacht war angebrochen. In der Stadt herrschte tiefe Stille. Esperance begab sich, nachdem er sich an der reinen Luft gelabt hatte, wieder in die Dachstube, schloß die Balconthür und setzte sich vor das Caminfeuer in einen Lehnstuhl, wo der arme Urbain wahrscheinlich mehr als eine Strafnacht zugebracht hatte.

Trotz des einladenden Duftes der in einer irdenen Schüssel dampfenden Speisen, trotz des guten Aussehens einer stattlichen Flasche, trotz der angenehmen Wärme des Caminfeuers verlor Esperance nach und nach seine heitere Laune. Er dachte an die unerwartete Strafe, die der Himmel nach einem so überschwenglichen Glück über ihn verhängte. Die Ausgleichung war sehr schnell erfolgt. Man ersteigt nicht ungestraft den Gipfel des menschlichen Glückes; wenn man ihn gar überschreitet, muß man sich auf vernichtende Donnerschläge gefaßt machen.

Esperance grübelte lange über die Ursache seines Mißgeschicks; er fand keine andere als diese: ein Betrug hatte ihn in den Besitz des Palastes gesetzt; dieser Betrug, der vielleicht ein Verbrechen verbarg, war entdeckt worden. Der König, der von Allem unterrichtet war, schämte sich des Schutzes, den er bei dem vermeinten Besitzer gefunden, und rächte sich nun an dem Prahler.

Crillon's Stillschweigen ließ sich auch nur aus derselben Ursache erklären. Crillon konnte sich ja ebenfalls als den Spielball eines

Betruges betrachten; er konnte denken, man habe sein Ansehen, seinen Einfluß mißbrauchen wollen, und mochte dem Könige daher keine Gegendarstellungen machen. Und Pontis . . . ach, der edle Esperance beschuldigte seinen Freund des Undankes oder der Schwäche.

Aber am peinlichsten war ihm der Gedanke, daß man ihn überall verachten, verhöhnen, daß die Kunde von seinem Sturz zu den Ohren Henriettens und Gabrielens kommen würde. Henriette würde lachen und frohlocken. Es war für sie eine willkommene Rache. Gabriele würde denken, der Abenteurer Esperance sey keiner Erinnerung mehr werth; sie würde dann unwiderruflich den Stab über ihn brechen. Das Bild des Verwundetem dessen sie sich in Bezons drei Tage angenommen, dem sie einige Freundschaft gewidmet hatte, würde aus ihrer Erinnerung verschwinden, sie würde sich unter der Menge stattlicher Cavaliere, die minder zartfühlend und rücksichtsvoll als er, nach neuen Freunden umsehen.

Dieser Gedanke war ihm höchst peinlich, denn er erinnerte sich, daß seit einem Jahre jeder Pulsschlag seines Herzens eine Sylbe des Namens Gabriele wie ein Echo wiederholt hatte. Jener tiefe Schmerz, jener ungestüme Drang, das Weite zu suchen, war Liebesqual und jene überschwengliche Freude, mit welcher er nach freiwilliger Abwesenheit wieder nach Paris kam, war die Hoffnung, das geliebte Wesen wiederzusehen.

Nach seiner Rückkehr, als er sich in dem Golde und dem Marmor seines Palastes spiegelte, hatte er gedacht, Gott schein Mitleid mit seinem Liebesgram zu haben; Gabriele werde von seinem Reichthum, von dem geschmackvollen Glanze seines Hauses, von seiner Mildthätigkeit hören, und dem Freunde ihres Herzens eine süße poetische Erinnerung widmen.

Aus diesen süßen Träumen war er durch ein plötzliches furchtbares Unglück geweckt worden. Alle seine schönen Phantasiegebilde waren in Nichts zerronnen; es blieb ihm nichts als Schmach und das Hohngelächter der schadenfrohen Menge.

Diese Gedanken quälten den Gefangenen. Unterdessen verstrich eine Stunde nach der andern. Das Caminfeuer war dem Erlöschen

nahe, die Lampe begann zu flackern — die Dachstube wurde kalt und dunkel. Esperance warf sich auf das Bett und dachte an den armen Urbain Dujardin, dessen Geist vielleicht jede Nacht dieses Asyl seiner glücklichen Knabenjahre heimsuchte. Endlich schlummerte der Gefangene so süß ein, wie unter den Goldfransen seines weichen Flaumbettes im Palast der Rue de la Cerisaie.

Der folgende Tag war ein Unglückstag. Als Esperance sein Frühstück und das zum Heizen nöthige Holz erhalten hatte, verschwand der Kerkermeister und kam nicht wieder; sogar zur Stunde der Hauptmahlzeit blieb er aus. Der Gefangene glaubte in den fernen Straßen eine ungewöhnliche Bewegung zu bemerken; die nächsten Umgebungen des Châtelet konnte er wegen der bauchigen Form des Thurmes nicht sehen. Er sah Leute, welche die Arme zum Himmel erhoben, andere schienen sich die Augen zu trocknen. Er hörte Waffengeklirr in der Festung und draußen ebenso kriegerisches Getümmel. Eine Reiterschaar, an deren Spitze er den Minister Rosny zu erkennen glaubte, zog über den Quai am Ende des Petit-Pont und verlor sich in der Altstadt. Was bedeutete dieses Getümmel, dieser kriegerische Lärm? Warum kümmerte man sich nicht um ihn? Warum ließ man ihn ohne Feuer, ohne Nahrung, ohne Nachricht von seinen Freunden? Warum ließen Pontis und Crillon gar nichts von sich hören? Warum gaben sie ihm nicht wenigstens ihr Mißfallen zu erkennen?

Der Tag schien dem armen Gefangenen sehr lang; alle schwarzen Gespenster, die der Tag verscheucht hatte kamen zurück, als die Nacht anbrach. Sollte er aus der höchsten Zinne des Thurmes sein Leben vertrauern, ohne Ziel, ohne Zukunft? Er verzweifelte fast, als die hinter den Louvres sinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen das Eisengitter seines Balcons und die Schornsteine der Häuser beleuchtete.

»Was!« sagte er, »es hat mich also Niemand in dieser Welt geliebt? Diese aufgeschichteten Steine genügen um den Menschen von Allen, die ihm nahe standen, zu trennen und kein Herz sollte die Kraft haben mir einen Seufzer zuzuschicken, der diese Mauern durchdringt und den Weg zu meinem Herzen findet? Ich sollte meine

Wünsche und Gebete in die weite Welt hinaus senden ohne daß sie eine gleichgestimmte Seele finden, welche sie mir zurückgibt?«

Er setzte sich tief entmuthigt auf den Balcon und stützte den Kopf auf beide Hände.

Während er so in dumpfer Verzweiflung da saß that sich die Thür auf und der Kerkermeister ging durch das Zimmer und klopfte ihn auf die Schulter.

Esperance fuhr auf. »Ha!« sagte er« »da seydt Ihr endlich!«

»Ich komme wohl etwas spät, nicht wahr, mein lieber junger Herr? Aber ich hatte mehr zu thun.«

»Das ist eben nicht schmeichelhaft für mich«, sagte Esperance lächelnd.

»Sie wissen also nicht«, daß der König in Lebensgefahr gewesen ist? daß er verwundet ist?«

»Mein Gott!« erwiderte der Gefangene bestürzt« »ist es möglich!«

»Ein so guter König!«

»O ja«, sagte der großmüthige Esperance, »die Perle der Monarchen!«

»Und Sie können leicht denken, daß man darüber vergaß, den Gefangenen zu essen zu bringen«, setzte der Kerkermeister naiv hinzu.

»Die Gefangenen würden auch keinen Appetit gehabt haben . . . Aber wie befindet sich der König?«

»Jetzt ist keine Zeit zum Erzählen . . . Man kommt herauf und Sie werden sogleich Alles erfahren.«

»Man kommt herauf? . . . Wer denn?«

»Der Gouverneur.«

»So! der Gouverneur?« sagte Esperance enttäuscht.

»Ja, er begleitet natürlich die Besuche, die im Châtelet gemacht werden.«

»Ich bekomme also Besuch?«

»Ja freilich; unser Herr würde sich sonst nicht bemühen. Der Thurm ist zu hoch für seine alten Füße.«

»O! Freund, erlaubet mir, daß ich den Ankommenden entgegengehe.«

»Sparen Sie die Mühe«, sagte der Schließer« »sie sind schon da.«

Esperance blickte erwartungsvoll nach der Thür. Der Gouverneur trat ein und hinter ihm erschien eine weibliche Gestalt, die maskiert und in einen Sammtmantel gehüllt war. Die Dame schien das Gefängniß mit Schrecken und Bedauern zu betrachten. Sie stand still, als ob ihr die Füße den Dienst versagt hätten.

Der Gouverneur trat freundlich auf Esperance zu, faßte ihn bei der Hand und führte ihn zu der unbekanntenen Dame. Dann verneigte sich der Greis und ging fort; der Kerkermeister folgte einem Wink der Dame und setzte sich auf die Thürschwelle.

»Sie sind frei, Herr Esperance«, sagte die Dame mit bebender Stimme, die den Gefangenen elektrisirte.

Er trat mit ausgestreckten Armen näher; sie nahm die Maske ab, deren Druck ihr Engelsantlitz leicht geröthet hatte.

»Gabriele!« rief Esperance« die Hände faltend.

Beide sahen einander eine Weile schweigend und staunend an.

2.

Eine der tausend Strophen des Liedes vom Herzen.

Esperance sah Gabriele, die er als Mädchen verlassen hatte, als blendend schönes, vollendetes Weib wieder. Die Phantasie des Künstlers kann sich kaum etwas Reizenderes, Lieblicheres denken, als die Umrisse ihres Gesichtes, dessen Ausdruck die Sorgen und Bekümmernisse wo möglich noch veredelt hatten. Die vormals zarte, anmuthige, jungfräuliche Gestalt war voller, üppiger geworden.

Esperance trat staunend zurück, als er das herrliche blonde Haar, die weiße, frische Gesichtsfarbe, das seelenvolle blaue Auge, die rosigen Lippen, den wogenden Busen sah; er drückte beide Hände auf seine Brust, in welcher die dreifache Liebe der Phantasie, des Geistes und der Sinne aufloderte.

Auch sie bewunderte in dem Gefangenen die sanften, edlen Züge, die vielsagende Blässe und den trüben Ausdruck des Gesichtes. Die mit Anmuth gepaarte Jugendkraft ihres Freundes erinnerte sie an die Götter des Alterthums, deren Statuen so unwiderstehlich das Auge fesseln.

Esperance brach zuerst das Schweigen.

»Sie hier, Madame . . . in diesen öden Kerkermauern!«

»Es war meine Pflicht«, erwiderte sie lebhaft; »hätte ich mich begnügt, Sie abholen zu lassen, hätte ich mich nicht entschlossen, Ihnen die nöthigen Erklärungen zu geben, so würde man dem Fehler, den ich begangen, mit Recht einen andern Namen gegeben haben . . . Sie haben ohnedies schon Ursache genug, mir zu zürnen.«

»Ich, Madame?«

»Ich bin daher selbst gekommen . . . der Fehler ist begangen, aber ich hoffe, daß Sie mir ihn verzeihen werden.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen«, erwiderte Esperance.

»Urtheilen Sie nicht zu hart«, fuhr Gabriele fort; »ich verdiene diese Nachsicht wohl . . . Sie würden ein befreundetes Herz verletzen, wenn Sie glauben . . . «

»Ich glaube nichts! Ich versichere, daß ich . . . «

»O! Ihre Augen sprechen eine ganz andere Sprache. Ich weiß wie offen sich Ihre Gedanken durch die Augen mittheilen . . . Sie zürnen mir . . . ich schwöre Ihnen jedoch, daß ich Sie nicht als Bewohner dieses Hauses in der Rue Cerisaie kannte, als ich dem König antwortete; ich wußte nicht einmal daß Sie wieder in Paris waren. Ich könnte bei dieser Gelegenheit auch von Ihrer seltsamen, unerwarteten, räthselhaften Abreise sprechen; aber dies sind Dinge, über die mir kein Urtheil zusteht.

»Mein Gott« Madame«, sagte Esperance, »ich versichere Ihnen, daß Sie für mich in Räthseln sprechen . . . Sie sprechen von Fehlern, die ich Ihnen nie vorgeworfen haben würde. Haben Sie die Güte, mir diese Fehler, wenn sie wirklich vorhanden sind, zu erklären.«

»Ich meine Ihre Verhaftung«, erwiderte Gabriele sehr verlegen.

»Meine Verhaftung«, entgegnete er, »ist gewiß nicht Ihr Werk. Ich weiß zwar nicht, warum mich der König hierher geschickt hat, aber die Ursache ist Ihnen gewiß fremd.«

Gabriele erzählte ihm das Mißverständniß, welches den König erzürnt und zur Rache getrieben hatte. Sie bereute bitter, daß sie dieses Mißverständniß nicht aufgeklärt und dadurch seiner Verhaftung vorgebeugt hatte.

»Aber«, setzte sie hinzu, »sobald Ihr Name genannt wurde, sobald ich wußte, daß der König mit Ihnen gesprochen hatte, würde mich nichts mehr zurückgehalten haben. Seit jenem Augenblicke habe ich mir nichts mehr vorzuwerfen. Ich würde früher gekommen seyn, wenn mich das entsetzliche Attentat auf das Leben des Königs nicht zurückgehalten hätte.«

»Dieses Attentat ist mir nicht bekannt«, sagte Esperance; »ein Gefangener erfährt ja nichts.«

Gabriele erzählte den Mordversuch und die daraus entstandenen Unruhen. Ueber den Prätendenten, den falschen Valois, sagte sie

nur wenige Worte; sie schien absichtlich die Politik zu umgehen und einen andern Gegenstand des Gespräches zu suchen.

»So lebt man im Gefängniß oder in weiter Ferne«, sagte Esperance traurig; »die Zeit vergeht und ändert Alles, ohne daß wir es merken, Lebensweise, Glücksumstände, Gesinnungen und Gefühle . . . Nun, wir haben dem Himmel zu danken. Der König ist gerettet, und Sie sind glücklicher und schöner als je.«

Sie antwortete nicht, ihr schöner Kopf war gesenkt. Mit einem Arm stützte sie sich auf die Rücklehne des Armstuhles, der andere Arm sank kraftlos herab.

»Ihre Worte«, erwiderte sie, »sind verletzend für mich.«

»Wie so?«

»Ja« der Sinn derselben ist mir nicht entgangen. Sie sagen, daß die Herzen, auf welche man sich verlassen, in Ihrer Abwesenheit anders geworden.«

»Habe ich das gesagt?«

»Ja. Dieser Vorwurf ist doch nicht gegen mich gerichtet?«

»O, Madame . . . wie könnte ich mich erköhnen, Ihnen den leisesten Vorwurf zu machen! . . . Mit welchem — Rechte? . . . In welcher Absicht? . . . Einen Vorwurf! . . . Ich habe Sie ja stets mit der größten Ehrerbietung betrachtet und seitdem ich Ihre Güte für mich kenne, bin ich von dem innigsten Dank durchdrungen.«

»Herr Esperance«, sagte sie mit wahrer Engelssanftmuth, »ich habe nicht Zeit, diesen Gegenstand ausführlich zu erörtern; ich bin überdies eine Feindin der am Hofe gebräuchlichen Redeformen. Sehen Sie die untergehende Sonne, welche ihre letzten Strahlen auf uns wirft; sie erinnert mich, daß ich hier höchstens eine halbe Stunde verweilen darf; wenn diese halbe Stunde verflossen ist, werde ich vielleicht nie wieder Gelegenheit finden, Sie zu überzeugen.«

»Wovon wollen Sie mich überzeugen, Madame?«

»Von meinem Bedauern, Ihnen so viel Verdruß bereitet zu haben.«

»Er ist vergessen«, erwiderte Esperance mit Feuer; »der Schritt,

den Sie für mich gethan, übertrifft meine kühnsten Wünsche. Mir, dem armen, unbekanntem Fremdling, bereitete Sie eine Ueberraschung . . . «

Er sprach vielleicht mit zu viel Feuer, denn Gabriele nahm sogleich eine gemessene Haltung an, als ob sie merkte, daß sie sich durch ihr Gefühl zu weit habe fortreißen lassen, und erwiderte:

»Daß ich Sie sprechen und mich bei Ihnen entschuldigen kann, verdanke ich Herrn von Crillon. Er warf mir meine Unbesonnenheit vor. Er wollte Sie diesen Morgen abholen, aber er fand den Gouverneur nicht zu Hause; jetzt ist er durch seine Dienstgeschäfte verhindert, etwas für Sie zu thun, und er wird es mir Dank wissen, daß ich die Freundschaft, welche er für Sie hegt, nicht vergessen habe . . . Genug, Sie sind frei. Alle Wege durch diese Stadt stehen Ihnen offen. Gehen Sie wieder in Ihren kleinen Palast; seyen Sie glücklich . . . Wie! Sie zögern? Gleichen Sie etwa schon jenen Gefangenen, die sich so an ihren Kerker gewöhnt haben, daß sie nicht frei seyn mögen?«

Dieser Ton gezwungener Heiterkeit machte einen peinlichen Eindruck auf Esperance. Er runzelte die Stirn.

»Ich sehe« Madame«, sagte er« »daß Sie Ihre Güte und Vertraulichkeit schon bereuen. Sie entschuldigen sich, daß Sie gütig gegen mich waren. Ich wollte indeß Ihre Güte nicht mißbrauchen. Ich hörte Ihnen zu . . . jedes Wort aus Ihrem Munde war reicher Ersatz für die traurigen Stunden, die ich hier verlebt habe . . . Aber da Sie es befehlen, so bin ich bereit, das Châtelet zu verlassen.«

Während Esperance seine gute Laune verlor, wurde Gabriele wieder heiter. Sie trat lächelnd auf den Balcon und setzte sich auf die Steinbank, von welcher der Gefangene eben ausgestanden war. Während Sie den Kopf an die Mauer lehnte und das weite Rundgemälde überblickte, bekam ihr Gesicht allmählig einen andern Ausdruck; ihre Wangen erblaßten, ihre Augen schlossen sich.

Esperance, der ihr folgte, als ob sie die Seele und er der Leib gewesen wäre, blieb neben ihr stehen, kniete in der Thür nieder, faltete die Hände und sah sie an.

»Nicht wahr, Sie denken, daß man im Gefängniß recht glücklich

seyn kann?« fragte er.

»Ja, das dachte ich so eben«, antwortete sie.

»Und dieser Gedanke ist Ihnen gekommen . . . ?«

»Als ich *mein* Gefängniß betrachtete . . . «

Sie deutete auf das Louvre, dessen dunkle Säulenreihen stark gegen den Wasserspiegel der Seine abstachen.

»Sie werden jetzt *dieses* Gefängniß verlassen«, setzte sie leise hinzu« »und ich werde in *jenes* zurückkehren.«

Esperance erwiderte seufzend: »Man kann ja nicht Königin seyn, ohne zugleich Sklavin zu seyn.«

»Ich bin nicht Königin«, erwiderte sie mit Bitterkeit, »aber Sclavin bin ich ich!«

»Aus freiem Willen«, setzte er mit ungestüm pochendem Herzen hinzu.

»Das ist wahr.«

»Sie bereuen es doch nicht?«

»Nein«, sagte sie so leise, daß die Lippen sich nicht Bewegten. Dann faßte sie sich schnell und setzte hinzu: »Sie haben eine herrliche Wohnung, Herr Esperance.«

»Man hat es Ihnen gesagt, Madame?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Sie?«

»Ja wohl; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich, nur den König zu belauschen, Ihre Beszung betrat?«

»Ich habe nicht recht verstanden.«

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich den König in Ihrem Hause überraschte.«

»Nemlich, während er sich entfernte.«

»Ja, während er durch Ihren Garten und über Ihren Hof ging; er kam aus einem Hause in der Rue Lesdiguières.«

»Ich weiß nicht woher Se. Majestät kamen . . . «

»Er hat es Ihnen ja selbst gestanden; er hatte in Zamet's Hause eine Dame gesprochen . . . «

»Ach! Madame, wenn Sie »die Schlange« die man Eifersucht nennt, in Ihr Herz schlüpfen lassen!«

»Ich bin nicht eifersüchtig«, erwiderte sie.

»Warum wollten Sie dann den König überraschen?«

»Sie haben Recht«, sagte sie kalt.

Ihr irrender Blick suchte das Arsenal, als ob sie hinter demselben die Bäume der Rue Cerisaie suchte.

»Ich suche Ihr Haus«, setzte sie hinzu; »sieht man es von hier?«

»Nein, Madame.«

»Sie werden dort recht glücklich seyn, nicht wahr? Es ist ein prächtiger, reizender Aufenthalt.«

»Man sagt es.«

»Ist der Garten schön?«

»Ja«, sehr schön.«

»So schön wie der Garten der Genovefaner? Sie wissen doch . . . zu Bezons.«

Esperance stutzte.

»Mit seinen Lilien, die Abends wie große Wachskerzen aussehen, mit seinen Rosen- und Jasminbüschen, die im Sonnenschein ihren würzigen Duft verbreiten, mit seinen schönen Nelken und seinem Thymian, der gegen Mittag von summenden Bienen umschwärmt wird. Erinnern Sie sich jenes schönen Garten?«

»Ja, Madame«, antwortete Esperance schauernd.

»Ich vergaß die großen Orangenbäume in der Allee, unweit des Klosters . . . ich wurde immer mit Blüten überschüttet, wenn ich dort spazieren ging. Eines Abends, als ich in mein Zimmer kam, fand ich viele Orangenblüthen, die mir in die Haare und ins Halstuch gefallen waren. Es war der Abend, wo Sie mir den bewußten Dienst erwiesen. Sie waren damals leidend; ich fand Sie sehr gütig und zuvorkommend.«

Esperance lehnte sich hinter die Thürecke zurück. Er war so blaß geworden, daß er es fühlte und seine Blässe nicht sehen lassen wollte.

»Damals«, setzte Gabriele hinzu, »waren wir Alle glücklich.«

»Sind Sie es nicht mehr?« sagte er leise. »Sie haben ja einen Sohn, der eben so schön seyn soll wie Sie.«

»Ein kleiner Engel!« sagte sie erröthend.

»Mehr braucht man ja nicht, um glücklich zu seyn.«

»Da wiederholen Sie dasselbe Wort schon zum dritten Male«, sagte Gabriele, indem sie sich umsah, »und Sie wissen doch, daß es mich unangenehm berührt . . . Halten Sie mich wirklich für glücklich? Ist es möglich? . . . Legen Sie die Hand auf's Herz und antworten Sie.«

»O! Madame, ich weiß es nicht.«

»Wenn Sie es nicht wissen, dürfen Sie nicht behaupten, daß ich glücklich sey. Ich habe von *Ihrem* Glück gesprochen, weil ich die Gewißheit habe, daß es durch keine Wolke getrübt wird, weil ich weiß . . . «

»Was wissen Sie, Madame?«

»Daß Sie auf Ihrer Reise recht vergnügt und sorglos gewesen sind und sogar Ihre Freunde, die hier in Sorgen um Sie waren, ganz vergessen haben. Herr von Crillon hat es oft in meiner Gegenwart gesagt. Und bei Ihrer Rückkehr haben Sie das Haus, welches Sie sich unterdessen bauen ließen, ganz fertig gefunden. Sie waren reich, jung, frei, was fehlte Ihnen also? Die Freiheit gebe ich Ihnen zurück. Und wenn ich künftig noch an Ihrem Hause vorüberkomme, kann ich mit Zuversicht sagen: »Dort wohnt ein Glücklicher!«

»Madame«, erwiderte Esperance, »es wird mit Ihren Berechnungen eben so gehen, wie mit den meinigen: Sie werden es nicht mehr sagen, wenn Sie künftig an meinem Hause vorbeikommen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht mehr darin wohnen werde.«

»Was bedeutet das?«

»Diese Nacht schlafe ich zum letzten Male darin«, setzte Esperance hinzu.

»Ich verstehe Sie nicht . . . Sie können ja in Paris keine schönere Wohnung finden.«

»Morgen verlasse ich Paris.«

»Das fehlte noch!«

»Ich bin des müßigen Lebens hier überdrüssig. Ja, der Glückliche, der Beneidete langweilt sich . . . «

»So! . . . und Sie gehen vielleicht wieder auf, Reisen?«

»Wahrscheinlich, Madame.«

»Werden Sie lange ausbleiben?«

»Ich werde nicht wieder hierher kommen.«

Gabriele konnte ihre Unruhe nicht verbergen.

»Hat- man denn in Ihrem Alter so wichtige Geschäfte, die das ganze Leben in Anspruch nehmen?«

»Nein, ich habe keine Geschäfte.«

»Ich verstehe . . . Verzeihen Sie, Herr Esperance, es hat wirklich den Anschein, als wollte ich Sie ins Verhör nehmen; aber ich bin nur aus Freundschaft neugierig. Wir schlossen vormals einen Freundschaftsbund; Sie haben es gewiß vergessen?«

»Nein, gewiß nicht«, sagte Esperance zögernd.

»Ich meine«, fuhr Gabriele fort, »diese immerwährende Abwesenheit kann keine andere Ursache haben, als eine . . . dauernde Niederlassung.

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich meine, daß Sie sich vielleicht verheirathen«, setzte sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit hinzu.

»Sie irren sich, Madame.«

»Man kann freilich, auch ohne sich zu vermählen, zu geliebten Personen gehen, um sie nie zu verlassen.«

»Die Person, zu welcher ich mich begeben will«, sagte Esperance ernst, »ist mir allerdings sehr theuer; aber es ist meine Mutter und sie ist todt.«

»O! dann dürfen Sie nicht abreisen«, erwiderte Gabriele, seine Hände fassend, »denn nichts zwingt Sie dazu; Sie müssen bleiben!«

»Wer könnte mich zwingen, in einer Stadt zu bleiben, wo mir jedes Gerücht, jede Stimme neue Leiden bereitet? Ich habe Ihnen gesagt,

daß ich hier unglücklich bin, daß ich hier meinem Gram unterliegen würde. Warum sollte ich denn hier bleiben?«

»Sie sind aber doch wieder hierher gekommen . . . Sie haben sich hier förmlich eingerichtet!«

»Gestern vielleicht . . . heute nicht mehr.«

»Aber Sie haben hier Freunde!«

»Herrn von Crillon und Pontis: einen Gönner und einen Schützling . . . die mich bald vergessen werden . . . «

»Sonst haben Sie Niemand hier?«

»Die gestern nicht an mich dachten, die mich morgen vergessen werden.«

»Sie haben Recht«, sagte Gabriele mit tiefer Weymuth. »Man muß sich gewöhnen, in der Welt allein zu stehen. Es ist eine harte, aber heilsame Lehre!«

»Sie beziehen dies doch nicht auf sich, Madame? Sie sind ja allmächtig . . . von der ganzen Welt gefeiert . . . «

»Ach! nennen Sie mir einen einzigen Freund!« erwiderte sie. »Ich habe nicht einmal meinen Sohn, denn seine Augen sind für mich verschlossen, wie sein Herz. Ich werde von allen Seiten angefeindet, gehaßt. Niemand vertheidigt mich, man mag nicht einmal die Maske der Freundschaft tragen. Sie hatten mir ewige Freundschaft gelobt und nehmen Ihr Wort zurück!«

»Ach! Madame«, sagte Esperance mit bebender Stimme, »es gibt Schwüre, die nur binden, so weit unsere Macht geht; man ist oft zu schwach, um zu halten was man verspricht.«

»Was! Sie wollen mich verlassen; Sie werden mich leiden sehen, ohne mir Ihre Hand zu reichen?«

»Diesen traurigen Anblick würde ich nicht ertragen: ich wollte ihn auch nicht sehen.«

»Sie würden sich also abwenden, wenn ein Freund in Lebensgefahr wäre . . . und um diesem traurigen Anblick zu entgehen, würden Sie sich entfernen, statt zu helfen? Ich glaubte in der That, Sie hätten ein Herz.«

»Ja, ich habe ein Herz, das Sie mit Ihren ungerechten Vorwürfen

verletzten. Warum sollte ich auch bleiben? Worin könnte ich Ihnen nützen? Wünschen Sie denn mich leiden zu sehen?«

»Leiden! . . . Nennen Sie mir die Ursache dieser Leiden.«

»Ich bitte Sie, bestütmen Sie mich nicht mit Fragen. Sie sehen ja wie ich ringe.«

»Nennen Sie mir Ihre Leiden und Sie werden sehen, wie wenig ich im Stande bin, Ihnen zu helfen oder Ihren Schmerz zu heilen.«

»Wohlan denn!« sagte er« besiegt durch sein Gefühl und durch Gabrielens großmüthige Beharrlichkeit, »ich will's Ihnen sagen, da Sie mich dazu zwingen. Aber in meinem Vorhaben können Sie mich nicht wankend machen; Sie können mir nicht vorwerfen, daß ich gethan, was Sie veranlaßt haben. Ich reiste im vorigen Jahre plötzlich ab, weil ich Sie am Tage nach der Einnahme von Paris aus den Gemächern des Königs kommen sah; mein Muth zwar damals schon erschöpft, ich beschuldigte Sie des Verrathes und der Arglist, ich verwünschte Sie, daß Sie mir Freundschaft gelobt und mir keine Liebe geschenkt hatten. Ich weiß wohl, daß ich mich durch diese Erklärung aus immer von Ihnen trenne; aber das Geschick reißt mich fort, was ich Ihnen sage, werde ich nie mehr wiederholen; mein Herz wird alles Blut dabei verlieren, aber mit dem Blute schwindet auch der Schmerz. Ja, ich war unglücklich, als ich abreiste, noch unglücklicher bin ich zurückgekommen. Hätte ich Sie im Glück, im Freudenrausch wieder gefunden . . . O! ich hoffte es, ich hatte mein Herz aus den Trost der Vergessenheit, der Verachtung vorbereitet . . . Ja, der Verachtung . . . verzeihen Sie meiner Offenherzigkeit . . . Aber statt dessen erscheinen Sie mir als eine sanfte, holde Engelsingestalt; ich sehe, daß Sie unglücklich sind; Ihr ganzes Wesen fesselt meinen Geist und mein Herz; ich fühle, daß ich Sie leidenschaftlich bis zum Wahnwitz lieben werde, daß ich die Achtung verlieren werde, wie ich die Ruhe verloren habe. Sie sind nicht frei, Sie lieben den König . . . welche Hoffnung bleibt mir nun? Und wer weiß ob selbst mein Tod nicht Ihr Verderben seyn würde? . . . Ich habe Ihnen nun Alles gesagt: mein Herz ist leer; noch ein Tag und ich würde vielleicht eine Beute der Verzweiflung werden. Zürnen Sie mir nicht, beklagen Sie mich; lassen Sie mich

fort; ich will meinen Wahwitz in einem fernen Winkel der Welt vergraben, wo Sie meine Klagen nicht hören, wo Sie nicht wissen werden, ob ich Sie liebe.«

Gabriele hatte die Augen geschlossen; sie war blaß, ihr Kopf war zurückgelehnt. Dieser Sturm der Leidenschaft schien sie vernichtet zu haben; man hätte glauben können, sie athme nicht mehr, sie sey todt.

Esperance schämte sich seiner Schwäche, er drückte beide Hände auf sein Gesicht. Er sah nicht wie sich Gabriele nach und nach erholte, wie sie die Hand auf ihre Stirne legte und sich zu ihm wandte.

»In Bezons«, fragte sie nach einer langen Pause, »liebten Sie mich also?«

»Ja, Madame.«

Sie schlug die Augen zum Himmel auf und seufzte. Wahrscheinlich dachte sie, daß sie von den beiden Wegen, die damals vor ihr lagen, den minder glücklichen gewählt habe. Aber ihr edles Gemüth verschmähte jede Arglist und Lüge.

»Ich hatte dem König mein Wort gegeben«, sagte sie, gleichsam ihre eigenen Gedanken beantwortend.

»O! wollen Sie damit sagen«, erwiderte Esperance mit Feuer, »daß Sie mich sonst geliebt haben würden?«

»Ja« und noch mehr, ich liebe Sie von ganzem Herzen.«

»Sie bewahren mir Ihre Freundschaft!«

»Ich weiß nicht ob es Freundschaft oder Liebe ist, ich suche darin keinen Unterschied. Ich wußte nicht einmal, daß ich Sie liebte; ich fühlte es erst, als Sie sagten, daß Sie abreisen würden, um nicht wieder zu kommen . . . Gehen Sie nicht fort!«

»Sie sprechen so, nachdem Sie mich angehört haben!«

»Warum nicht? Was liegt daran, ob Sie mich hier oder tausend Meilen von hier lieben? Sie lieben meine Seele, denn meine Person gehört Ihnen nicht. O! nichts wird Sie hindern meine Seele zu lieben. Die Leiden, welche Sie fürchten, werden durch mein Lächeln, durch meine Stimme, durch den Druck meiner Hand verschwinden. Sie

werden gewiß genug Freuden und Sorgen haben, wenn Sie das Bewußtseyn haben, daß Sie mein theuerster Freund sind, daß Sie alle meine Gedanken beschäftigen, daß Sie mein trauriges Leben verschönern, wenn Sie mir das Ihrige widmen, mir helfen und rathen und beistehen. Verlassen Sie mich nicht, ich habe keinen Vater mehr; der meinige hat mich verleugnet, er hat mir seine Liebe entzogen, er achtet mich nicht einmal mehr, denn er benutzt ja meinen Einfluß, um eine Stelle bei Hofe zu erhalten. Ich habe den König, werden Sie sagen. Aber Sie wissen ja, daß er mich betrügt, und hätte ich nicht Rücksicht auf mein Kind zu nehmen, wäre Heinrich IV. nicht gestern von dem Dolche des Meuchlers verwundet, so würde ich mich auf immer von ihm getrennt und die Einsamkeit gesucht haben. Dazu kommen meine Umgebungen, die Ehrgeizigen, denen ich im Wege stehe oder die mich als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gebrauchen, ränkesüchtige Frauen, die mich zu verdrängen suchen, angebliche Freunde des Königs, die ihm rathen, mich zu verlassen, hier Verrath und Arglist, dort Meuchlerdolche oder Gift, das ist mein Leben . . . O! glauben Sie nicht, daß ich eines Freundes bedarf, der meinen Muth, meine Zuversicht aufrecht hält? Ich habe von dem ersten Tage an in Ihrer Seele gelesen; Sie glauben mein Herz zu verstehen, und Sie haben sich nicht getäuscht; mein Herz ist weich, mein Sinn ist stolz, ich habe Kraft zum Lieben. Warum sollten unsere gleichgestimmten Herzen nicht vereinigt bleiben? Gott wird unsern Freundschaftsbund gewiß segnen. Seit gestern hat mich dieser Gedanke erfüllt, er hat mich geläutert, wie ein göttlicher Lichtstrahl, ich fühle eine unaussprechliche Freude! . . . Wenn Sie wüßten, wie ich Sie lieben werde! . . . Meine Liebe wird Ihnen überall folgen; sie wird, einer belebenden Sonne gleich, Ihr ganzes Wesen durchdringen. Bedenken Sie, daß mein Herz überwallt, daß ich zwanzig Jahre alt bin, daß ich jung aus dieser Welt scheiden werde. Lieben Sie mich, Esperance, stehen Sie mir bei . . . lassen Sie mich nicht allein in dieser Welt; ich fühle es, unsere Herzen sind für einander geschaffen!«

»Ach! Sie fordern viel«, sagte Esperance, zugleich entzückt und

voll tiefer Wehmuth, »Sie verlangen mein ganzes Leben! . . . «

»Ja, Ihr ganzes Leben!«

»Gut! Sie sollen es haben. So mußten Sie mit mir reden, um verstanden zu werden. Ich widme mich Ihnen auf immer; nehmen Sie mich ganz, nehmen Sie mein Herz, meine Seele, mein Leben! . . . Der Handel ist abgeschlossen, aber ich bestimme den Kaufpreis.«

»Reden Sie.«

»Sie werden mich sprechen, wenn Sie können, Sie werden mir zulächeln, wenn Sie nicht mit mir sprechen können. Sie werden mich im Stillen lieben, wenn Sie mir nicht zulächeln können.«

»O! Gott ist sehr gütig, daß er Sie für mich geschaffen hat«, sagte Gabriele mit feuchten Augen.

Sie wurde durch schwere Fußtritte unterbrochen. Der Schließer, der in der Kälte nicht mehr vor der Thür sitzen mochte, kam ins Zimmer und suchte das Feuer anzublasen.

»Wir haben den Mann ganz vergessen«, sagte Esperance.

»Kommen Sie!« sagte Gabriele freudestrahlend. »Dort unten winkt die Freiheit! . . . Zündet ein Licht an, Freund, und leuchtet uns die Treppe hinunter.«

Der Schließer gehorchte schnell. Alle Drei gingen hinunter; der Schließer mit dem Lichte voran, dann Gabriele und zuletzt Esperance. Sie sah sich oft um und lächelte ihm zu. Er glaubte das Antlitz eines Engels vor sich zu sehen.

An der Thür, wo der Gouverneur wartete, um sie an ihre Sänfte zu begleiten, warf sie den Armen, die sich versammelt hatten, ihre mit Gold gefüllte Börse zu.

»Tag der Freude!« sagte sie.

Als sie in die Sänfte gestiegen war und die Ehrenwache fortritt, streckte sie beide Hände aus und zog Esperance so nahe an sich, daß ihr Athem sein Gesicht berührte.

»Tausend Dank meiner Befreierin!« sagte er laut und verbeugte sich ehrerbietig.

»Tausend Dank meinem Freunde!« war ihre leise Antwort.

Sie bückte sich und drückte ihre Lippen auf seine Hand.

Die Sänfte war schon weit entfernt« und noch immer suchte Esperance seine Gedanken zu sammeln und seinen Weg zu finden.

3.

Jagdrecht.

Esperance glaubte seine Leute zu überraschen; aber zu seinem Erstauen fand er, daß man ihn erwartete. Der Haushofmeister war zwei Stunden zuvor von der bevorstehenden Rückkehr seines Herrn benachrichtigt worden, und die lebhafteste Besorgniß der Dienerschaft verwandelte sich in lauten Jubel. Alle Vorbereitungen zum Diner wurden getroffen, als ob Esperance versprochen hätte, zur gewöhnlichen Stunde wieder nach Hause zu kommen.

Esperance erkannte daran die Vorsorge seiner Befreierin, die jeder Unordnung und Verwirrung vorbeugen wollte. Sie hatte schon ihr Wort gehalten, ehe sie versprochen.

Er dankte seinen Leuten für ihre Theilnahme und Zuvorkommenheit, ließ sich bejubeln und vergöttern, und setzte sich an eine wohlbestellte Tafel. Aber er berührte keinen Bissen; das ungestüme Pochen seines Herzens lähmte die Thätigkeit des Magens. Süße Qual, die manchem liebeskranken Tantalus wohl bekannt ist! Welcher Mann erinnert sich wohl nicht, daß es bei dem fröhlichen Gelage die köstlichsten Leckerbissen, den edelsten Wein verschmäht, wenn er an den versprochenen oder empfangenen Kuß der abwesenden Geliebten dachte? Wer eine Stunde vor oder nach dem Stelldichein sein Herz nicht pochen fühlt, mag vielleicht ein vergnügter Tischgast seyn, aber er ist kein glücklich Liebender.

Esperance begab sich bald in sein Zimmer, um zu schlafen — wie er sagte, in der Wirklichkeit aber um sich ungestört und ohne Zeugen seinen Gedanken zu überlassen. Sein frischer, lebhafter Geist wiederholte ihm jedes Wort, jede Geberde, jeden Wink der Gefängnißscene. Er sah im Geiste das Lächeln Gabrielens, er hörte wie sie sagte: »Ja, ich liebe Dich! . . . O! wie werde ich Dich lieben!« Er dachte mit einem Wonneschauer an ihren Händedruck, an ihren

unaussprechlich zärtlichen Blick auf der Treppe. — Wie reich an Erinnerungen, wie an Hoffnungen war sein Leben! Wie viele Schätze kamen zu den bereits gesammelten Schätzen! Welche unerschöpfliche Quelle von Genüssen lag in dem Gedanken, daß er von Gabriele erkoren war und daß keine Macht der Erde diese beiden auf immer verbundenen Seelen zu trennen vermochte

Der folgende Schlummer war süß, die schönen Träume von Glück und Liebe dauerten fort. Am andern Morgen, beim Erwachen, erkannte Esperance, daß er jetzt erst anfangen zu leben, daß er bis dahin nur vegetiert habe.

Eine angenehme Ueberraschung erwartete ihn, als er aus seinem Zimmer kam. Pontis begrüßte ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit. Dann kam Crillon, der von Gabriele benachrichtigt, kaum von seinem kleinen Kriegszuge zurückgekehrt war, als er zu seinem jungen Freunde eilte.

In dem kleinen Kreise herrschte laute, ungezwungene Freude. Esperance war überglücklich. Pontis erregte durch sein blühendes Aussehen und durch seine unerschöpfliche Beredtsamkeit die Bewunderung des braven Chevalier. Pontis fand den Entschluß Gabrielens großartig. Crillon behauptete, sie habe nur ihre Schuldigkeit gethan. Esperance lächelte und gab Beiden Recht.

Von Gabriele war sehr wenig die Rede, denn Esperance wußte das Gespräch geschickt von ihr abzulenken; aber man sprach viel von dem falschen Valois, von der verschmitzten Herzogin und von den neuen Verwicklungen, die aus dieser politischen Intrigue für den König entstanden.

Nachdem Esperance und Pontis ihrer Erbitterung gegen Laramée freien Lauf gelassen und die zähe Lebenskraft des so oft zu Boden geworfenen und immer wieder aufgestandenen Feindes bewundert hatten, fragte Esperance den Chevalier, wie es möglich sey, daß ein solcher Mensch den ritterlichen König beunruhigen konnte.

»Die Fliege quält ja den Löwen!«

»Der König.« erwiderte Crillon, »hat sich die Sache sehr zu Herzen genommen.«

»Der König hat indeß Kopf und Herz auf dem rechten Fleck«,

sagte Esperance.

»Den Kopf . . . « sagte Crillon, der diese Meinung nicht zu theilen schien.

»Wenn mir der Herr Oberst erlaubte, ein Wort zu reden . . . « sagte Pontis.

»Rede Cadet . . . aber mit Verstand.«

»Man sagt überall, der König sey am Kopfe verwundet und das Gehirn sey dadurch erschüttert worden.«

»Das ist etwas übertrieben«, entgegnete Crillon, »aber der König scheint seit dem Attentat nicht mehr so scharfsichtig zu seyn, wie zuvor. Glaubt Ihr wohl, daß wir uns gestern wegen der Spitzbübin d'Entragues fast gezankt hätten?«

»Wirklich!« sagte Esperance erröthend.

»Ja . . . Der König behauptete, die schlaue Creatur sey auf dem Balcon aus Liebe zu ihm wirklich in Ohnmacht gefallen, und die Behauptung des Gegentheils sey eine Verleumdung.«

»Sie behaupteten also das Gegentheil, Herr Chevalier?« fragte Esperance.

»Allerdings . . . Ich sagte zu Sr. Majestät, ich hätte nur ein Wort aussprechen, einen Namen nennen dürfen, um sie augenblicklich wieder zum Bewußtsein zu bringen.«

»Ich hoffe aber, daß Sie es nicht gesagt haben, Herr Chevalier«, antwortete Esperance, »denn ich habe gewisse Rücksichten zu nehmen.«

»Nein, mehr sagte ich nicht. Der König machte ein finsternes Gesicht, rieb seine verwundete Lippe mit Balsam und murrte: »So oft ein Fürst geliebt wird, sucht ihn Jedermann zu überreden, daß er . . . «

»Wie?« fragte Esperance.

»Der Herr Oberst wollte sagen, daß er betrogen wird«, setzte Pontis hinzu. »Aber es ist wirklich schade, daß der theure Sire nicht weiß, in welchem Verhältniß Laramée zu dem Fräulein d'Entragues stand. Denn bei dem Charakter des Königs ist über kurz oder lang ein vertrauliches Verhältniß zu fürchten. Der Graf d'Anvergne bietet

Alles auf, um ein solches Verhältniß herbeizuführen, und die ganze Familie ist ihm dabei behilflich. Die Marquise von Monceaux ist in der That zu bedauern.«

»Ein Nagel treibt den andern«, sagte Crillon.

»Herr Chevalier«, erwiderte Esperance, »ich bitte Sie inständigst, die achtbarste und liebenswürdigste Dame am Hofe besser zu behandeln.«

»Er sagt das, weil sie ihn aus dem Kerker geholt hat. Lieber Freund, sie war ja die Ursache Ihrer Verhaftung, sonst hätte sie nicht nöthig gehabt, Ihr rettender Engel zu werden.«

»Sie müssen bedenken«, entgegnete Esperance, »daß zwischen Gabriele d'Estrées und Henriette d'Entragues der Unterschied zwischen einem Engel und einer Furie ist. Sobald das Fräulein d'Entragues den König beherrscht, beklage ich Frankreich.«

»Und ich beklage uns«, setzte Pontis hinzu; »denn wir sind schlecht bei ihr angeschrieben. Die Marquise hingegen ist uns gewogen, nicht wahr, Esperance?«

»Noch ein Wort von Laramée unterbrach ihn der junge Cavalier. »Hat er viele Anhänger unter dem Volke?«

»Alle Liguisten, alle Spanier, viele Priester und Mönche, zumal die Jesuiten werden seine Partei nehmen.«

»Die Partei ist stark«, sagte Esperance, »aber sie muß bekämpft werden.«

»Dabei fällt mir ein«, sagte Crillon, »daß der König heute Früh an Sie gedacht und von Ihnen gesprochen hat.«

»Die Marquise hat ihm gewiß etwas in die Ohren geblasen«, setzte Pontis hinzu; »sie wird wohl ihren längst, bekannten Besuch im Petit-Châtelet erzählt haben.«

«Allerdings.»

»Und was hat der König gesagt?«

»Der König schien etwas erstaunt, daß Ihnen die Ehre einer solchen Vermittlung zu Theil geworden; dann besann er sich und fand, daß man noch nicht genug gethan, um Ihnen den bitteren Geschmack der vorigen Ungnade zu nehmen.«

»Noch nicht genug gethan?«

»Ja, der König ist an gewissen Tagen sehr großmüthig. Der junge Mann, sagte er, muß sich durch die Verwendung der Marquise allerdings sehr geschmeichelt fühlen, aber dadurch wird seine unverdiente Verhaftung nicht ungeschehen gemacht.«

»*Unverdient* hat er gesagt!« unterbrach ihn Pontis. »Das ist schön!«

»Harnibieu! sagte ich; so kann der beste Fürst der Welt, ohne es zu wollen, eine Ungerechtigkeit begehen. Man muß ihm verzeihen, antwortete Se. Majestät, ich hatte mich in ihm geirrt, ich werde mein Versehen wieder gut machen.«

»Das ist sehr schön!« sagte der Gardist.

»In der That, sehr edel gedacht!« setzte Esperance hinzu.

»Das ist wahr«, sagte Crillon.

»Aber ich sehe nicht recht ein, Herr Chevalier, wie Sie von den Kämpfen auf diese Angelegenheit zu sprechen kamen«, fragte Esperance.

»Ich will es Ihnen sagen. Se. Majestät ist im Stande, Ihnen in irgend einem Regiment eine Compagnie anzubieten. Unser großer Monarch hält viel auf gute Offiziere, und wo er einen stattlichen, braven, reichen Cavalier findet, macht er ihm glänzende Anträge, um ihn in seine Dienste zu bekommen. Dies zu Ihrer Richtschnur; ich habe Ihnen gesagt, was Sie zu erwarten haben.«

»Ich lasse mich so leicht nicht blenden«, erwiderte Esperance.

»O, sagen Sie das nicht. Er ist unwiderstehlich, wenn er seine Redegabe aufbietet. Ich erinnere mich, daß er uns, seine Freunde, mit einem einzigen Worte electricirte. Wenn er Ihnen eine Compagnie anbietet, so sind Sie angeworben, darauf verlassen Sie sich.«

»Noch nicht«, sagte Esperance lächelnd. »Ueberdies ist er ja nicht da, um mir den Antrag zu machen . . . «

»Nein, er ist nicht da; aber Sie werden bald im Louvre seyn, und Sie können es nicht ablehnen. Ja, Sie müssen im Louvre erscheinen. Se. Majestät hat mir befohlen, Sie sobald als möglich zu

bringen, und ich werde Sie noch heute zu ihm führen, wenn Sie wollen.«

»Gut, ich gehe«, sagte Esperance, der sich freute, daß ihm so bald eine Gelegenheit geboten wurde, Gabriele wiederzusehen.

»Das wäre schön!« sagte Pontis, »wenn Esperance eine Stelle in der Garde erhielte und ich unter ihm diene! Der Dienst würde dann eine Freude für mich seyn! Und Urlaub würde ich in Hülle und Fülle bekommen! Es wäre ein Leben wie im Himmel.«

»La la la«, sagte Crillon« »frohlocke nur nicht zu früh. Wenn Esperance in die Garde tritt, so steht er unter meinem Befehle und ich werde ihm ausdrücklich verbieten, einen Faulenzer, wie Du bist, zu verwöhnen. Du bist sei ohnedies schon ein Mensch, dem man den Daumen aufs Auge halten muß.«

»Ich müßte dann wohl unsern Palast verlassen?« erwiderte Pontis. »Und was würde aus unserer famösen Tafel, aus unserm köstlichen Weinkeller werden? Es lebt sich ja hier so schön! Sambioux! Esperance, laß Dich nicht durch eitle Ehre verleiten; opfere dein Glück nicht dem Glanz. Wie könnte ich, wenn Du mein Vorgesetzter bist, in deiner Kutsche fahren? Du würdest mich in Arrest schicken, wenn ich mich, erkühnte, Dich zu dutzen. Laß Dich nicht verführen, Esperance!«

»Fürchte nichts«, erwiderte Esperance lächelnd; »ich werde mich vor diesen Lockungen wie vor dem Feuer hüten. Ach, die Ehrenstellen sind Heu für die Glücklichen.«

»Ja wohl, Heu«, wiederholte Pontis. »Foenum, wie die Lateiner sagen.«

»Komische Philosophen!« sagte der Chevalier.

»Uneigennützig Philosophen, Herr Oberst, wie Aristides und Curius.«

»O! Ihr Spitzbuben, wenn Ihr nicht mehr jung seyd, wenn Ihr eure Haare und Zähne verliert oder keine mehr zu verlieren habt, wenn keine Schöne mehr die Augen niederschlägt vor euren feurigen Blicken, dann werdet Ihr suchen, ob Euch der Ehrgeiz nicht mehr treibt! Was sollte man auch in diesem Leben ohne Haare, ohne Zähne und ohne Liebe, wenn man nicht den Nimbus und das

Schellengeläute des Ehrgeizes hätte? Ich weiß auch nicht, warum Pontis immer so vorlaut ist. Du bist ein lumpiger Cadet und so arm wie eine Kirchenmaus; Du hast die Anwartschaft auf ein Gratislager unter den in irgend einer Schlacht Gefallenen, oder Du gehst wieder in dein verfallenes Schloß und käuest Haferstroh. Esperance hingegen ist ein reicher, stattlicher Cavalier; er hat Alles, was Du hast und nicht hast. Rede künftig für Dich allein, Cadet.«

»Nein, Herr Chevalier«, entgegnete Esperance. »Pontis hat Alles, was ich habe.«

»Das ist richtig«, setzte der Gardist hinzu.

»Was! wird er auch die Erbin haben, die früh oder spät übergelukkig seyn wird, sich mit Esperance zu vermählen?«

»Spät«, sagte Esperance so herzlich lachend, daß Pontis mit einstimmte und der Chevalier, der mitlachen mußte, erwiderte:

»Ich weiß nicht was unserm Freunde Esperance heute aus den Augen leuchtete.«

»Die Freude, Herr Chevalier.«

»Harnibieu! Die Freude über die Gefangenschaft. Sie sind leicht zu befriedigen. Wenn Ihnen das Gefängniß so gut behagt, so sollten wir den König bitten, Sie von Zeit zu Zeit einstecken zu lassen, um Sie bei guter Laune zu erhalten. Dieser Christenmensch kommt ganz blaß und melancholisch ans Italien zurück; er seufzte, daß es die Steine hätte erbarmen können, er hatte nur Todesgedanken. — Da schickt man ihn wie einen Zigeuner ins Gefängniß; ich bilde mir ein, er werde es nicht überleben, weil ich seine melancholische Stimmung kenne. Ich habe zwei Nächte nicht geschlafen . . . und jetzt . . . da haben wir's!«

Esperance lachte immer fort und Pontis stimmte mit ein, ohne zu wissen warum.

»Es ist um aus der Haut zu fahren«, rief der Chevalier mit komischem Zorne; »man möchte die närrischen Käuze erheitern und es geht nicht, und will man sie einmal melancholisch machen, so lachen sie wie die Fliegen in der Sonne; Mordieu, wir wollen ins Louvre gehen, um den grauen Bart und die gespaltene Lippe des Königs anzusehen. Das wird Euch vielleicht an Laramée erinnern,

den man viertheilen wird, wenn er Euch nicht vorher verschlingt . . . und an die kleine Schlange Châtel, der man jetzt die Haut über die Ohren zieht, um ihm ein Geständniß zu entlocken. Ihr werdet auch an eure Freundin d'Enragues denken, die es so gut mit Euch meint, und an die Messerchen der Mama Touchet und andere hübsche Sächelchen. Wir wollen doch sehen, ob Ihr dem König ins Angesicht lachen werdet. Das Châtelet steht auf dem alten Fleck, und der brave Gouverneur ist noch darin . . . Apropos, er heißt Dujardin! Und er war der Vater seines Sohnes, Sie wissen, was ich meine Esperance . . . Lachen Sie auch über ihn, wenn Sie wollen!»

Die beiden jungen Leute beruhigten sich dem Chevalier zu Gefallen, und alle Drei begaben sich ins Louvre, wo Pontis wohl sah, daß die Gleichheit nur ein Hirngespinnst auf dieser Erde ist, denn er blieb draußen, während seine beiden Begleiter in das Cabinet des Königs gingen.

Esperance hatte alle Ursache, mit seinem Besuch zufrieden zu seyn. Heinrich IV. war ungemein freundlich gegen ihn, aber er machte ihn nicht zum Gegenstande öffentlicher Schmeicheleien. Er führte ihn an die Seite und sagte mit seinem herzugewinnenden Lächeln:

»Die Sache muß unter uns bleiben. Es ist nicht bekannt, daß der Tyrann Heinrich Sie in den Kerker geschickt hat; wir wollen es der Welt nicht erzählen. Man müßte der neugierigen, geschwätzigen Welt auch sagen, daß sich der König wie ein Schüler, der Schüler wie ein König benommen hat. Mein Königthum ist aber nicht stark genug, um solche Erschütterungen zu tragen. Wir wollen gute Freunde bleiben, junger Mann. Ich brauche Sie und ohne den vertrauten Dämon der Frauen, der an den Ehemännern immer zum Verräther wird, hätten Sie mir einen großen Dienst erwiesen. Indeß mag Ihr guter Wille für die That gelten. Verlangen Sie daher von mir was Sie wollen, es soll Ihnen gewährt werden, wenn es in meiner Macht steht . . . Bist Du zufrieden, Crillon?»

»Ist Esperance zufrieden?« fragte der Chevalier.

»Meine kühnsten Wünsche sind übertroffen«, antwortete Esperance, indem er ein Knie beugte.

»Sagen Sie, Freund«, setzte Heinrich IV. hinzu, »was wünschen Sie? Nur Geld dürfen Sie nicht von mir verlangen, das sage ich Ihnen im Voraus.«

»Ei, Sire, er wird Ihnen Geld leihen, wenn Sie wünschen«, sagte Crillon.

»Wirklich? Nun, ich lehne es nicht ab«, erwiderte der König.
»Aber was will er?«

»Nichts, Sire, als die Ehre Ihrer königlichen Huld.«

»Das ist zu wenig«, sagte Heinrich IV. der etwas verlegen war, weil er nichts anzubieten hatte.

Esperance, dessen feiner Takt die Gedanken des Königs errieth, erwiderte:

»Sire, ich bin ein leidenschaftlicher Jäger und habe jetzt kein Jagdrevier.

»Möchten Sie in meinem Gehäge jagen?« fragte Heinrich IV.

»Von Zeit zu Zeit, Sire, wenn Ew. Majestät es huldreichst erlauben.«

»Gut, ich gebe Ihnen die Erlaubniß«, erwiderte der König, ohne zu sehen, daß ein für Esperance allein sichtbares Engelsantlitz hinter der Tapete hervorschaute und ihm das versprochene Lächeln zuschickte.

Das Lächeln war schalkhaft, denn Gabriele hatte gehört, wie Heinrich IV. ihren Freund ermächtigte, in seinem Gehäge zu jagen. Sie fürchtete sich zu verrathen — und die Vision verschwand.

Die Audienz war beendet.

Crillon entfernte sich mit seinem Schützlinge.

»Jetzt«, sagte er, »sind Sie des Königs Freund. Das Jagdrecht in den Waldungen Sr. Majestät öffnet Ihnen die königlichen Häuser . . . Sie haben jederzeit Zutritt.«

»So! Jederzeit?« sagte Esperance mit scheinbarer Verwunderung.

»Ja wohl, der König mag da seyn oder nicht. Es ist ein Vorrecht, das nicht einmal allen Prinzen von Geblüt ertheilt wird. Der König wird Ihnen nicht wehren, in der Nacht mit der Laterne einen Hirsch zu hetzen.«

»Ich werde dieses Recht benutzen, aber nicht mißbrauchen«, antwortete Esperance mit einem Seufzer.

Er dachte dabei: »Ich werde Gabriele sehen, wenn ich will, und sogar ohne daß sie es weiß. Ich werde sie sehen, ohne daß Jemand glauben kann, daß ich sie suche . . . Das ist wahres Glück!«

In der Galerie trennte sich Crillon von seinem jungen Freunde. Pontis fand Esperance in eben so heiterer Laune wie bei seiner Ankunft.

»Ich sehe«, sagte er, »daß Du gut im Zuge bist; spiele daher quitte ou double.«

»Was meinst Du damit?«

»Wir wollen uns unterhalten.«

»Ich bin mit dabei. Aber wie?«

»Ich habe eine geniale Idee. Gib ein Fest, um deinen Palast einzuweihen. Wir bewirthen alle lustigen Brüder und alle schönen Damen der Stadt; man muß einen Kreis um sich versammeln, Sambieux!«

»Oho, so viele Gäste . . . «

»Befolge meinen Rath, Esperance, wir müssen uns aufthun; ich will Dir sagen warum.«

»Laß hören.«

»Heute habe ich nicht Zeit, ich muß auf die Wache; aber morgen komme ich zum Frühstück, dann werde ich Dich ins Gebet nehmen.«

»Gut, ich Erwarte Dich.«

Esperance begab sich langsam, auf dem längsten Wege nach Hause; er war so freudetrunken, daß ihm die freie Luft Bedürfniß war.

Im Vorsaal bemerkte er ein wunderhübsches Hirschkalb, das an einen Marmortisch gebunden war und Blumen aus einem Körbchen fraß. Das Thier trug ein ledernes Halsband mit einer silbernen Platte, auf welcher die Worte standen: »Königliche Jagd.«

Seine Leute meldeten ihm mit Stolz, es sey ein Geschenk aus dem Louvre.

»Von Gabriele«, sagte er für sich; »so viel Geist und Gemüth mit so vollendeter Schönheit gepaart! O mein Gott, bin ich nicht zu glücklich?«



4.

Ballintriguen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß wir den Leser noch nicht mit dem reichen Zamet, dem Besitzer der famosen siebzehnhunderttausend Thaler, dessen Hôtel in ganz Paris berühmt war, wieder bekannt gemacht haben.

Zamet, der wegen seines Reichthums bei dem ganzen Adel und den Ministern sehr beliebt war, gehörte zu den sonderbaren Gestalten, welche die Geschichte nicht immer zu porträtieren vermag. Was ein solcher Mann offen thut nimmt in den Annalen eines Zeitabschnittes wenig Platz ein; aber wer seine Spur in den geheimen Gängen, auf denen er sein Ziel zu erlangen sucht, aufzufinden weiß, wer das geheimnißvolle Dunkel, mit welchem er sich umgibt, mit dem Schimmer der Wahrheit aufzuhellen versteht, würde sich wundern welche riesenhaften Verhältnisse plötzlich diese Gestalt annimmt.

Zamet, ein den Meditis treu ergebener Florentiner und ihr Agent in Frankreich, diente diesem Hause mit einer Treue und Ergebenheit, als deren Ursache er die Dankbarkeit angab, die man aber ohne Verleumdung dem zügellosesten Ehrgeize zuschrieb. Er verdankte sein Vermögen der Katharina von Medici und hegte die Hoffnung, daß eine andere Medici dieses Vermögen verzehnfachen werde; aber um ein solches Resultat zu erzielen, wären die Kräfte eines Menschen unzureichends gewesen; es gab keine Medicis in Frankreich mehr. Katharina war nebst ihrer wenig bedauerten Nachkommenschaft todt und die französische Nation schien nicht geneigt, ihre Stirn noch einmal unter das Joch der Italiener zu beugen.

Medici war ein Name, der damals Revolution, Bartholomäusnacht, Bürgerkrieg und auswärtigen Krieg bedeutete; er bedeutete auch

Hungersnoth, Bestechung, Familienverbrechen. Dreißig Jahre des Blutvergießens und gewissenlose Beraubungen bildeten ein blutiges und schändliches Gefolge zu diesem Namen, der ziemlich unmöglich geworden war. Indeß suchte Zamet das Wappen der Medici mit den französischen Lilien wieder zu vereinigen; er nahm seine Maßregeln; die Geschichte wird bald zeigen, ob er sich täuschte. Einige Zeit nach dem im letzten Capitel erzählten Vorfalle ging Zamet eines Abends in dem großen Saale seines Hôtels auf und ab; er war nachdenkend und sorgenvoll; er hatte eben einen Brief aus Florenz erhalten.

An einem Tische saß Signora Leonora, ebenfalls sehr nachdenkend; ihr feuriges geistreiches Auge befragte den rebellischen Dämon der Inspiration; in einem Winkel des Saales saß ein schöner, schläfriger, fauler Mann, der die Haltung eines Cavaliers und die Schüchternheit eines Lakeien hatte, und erwartete ein Wort von Zamet oder Leonora zum sich seiner behaglichen Ruhe zu entreißen.

»Der Courier wartet«, sagte Zamet in italienischer Sprache, »und die Depesche muß noch diesen Abend abgeschickt werden. Was gibt's drüben Neues? Habt Ihr eine Idee, Leonora?«

»Ich hätte schon eine Idee, wenn wir lügen wollten«, antwortete die Florentinerin, »aber wozu lügen? dort drüben braucht man Wahrheit.«

»Und die Wahrheit spricht, daß der König nicht todt ist.«

»Das kann man schreiben und in Florenz wird die Nachricht wohl aufgenommen werden.«

»Die Wahrheit ist auch, daß der König sich wieder zur Marquise von Monceaux gewendet hat, nachdem er sich mit ihr entzweit hatte. Ich hatte schon Unterhandlungen mit Herrn von Sully angeknüpft.«

»Das wird schlecht gehen«, sagte Leonora, »indessen muß es nach Florenz gemeldet werden.«

»Man würde bei unseren Prinzen sehen, daß nichts Neues geschehen ist. Uebrigens drängt die Zeit.«

Leonora zuckte die Achseln mit einer Miene, welche bedeutete: »Was kann ich dazu thun?«

»Der Brief wird bald geschrieben seyn«, sagte Zamet.

»Und auch bald gelesen.«

Zamet murrte widerstrebend:

»Ihr müßt schreiben.«

»Sie würden mir es nicht zweimal zu sagen haben, wenn ich schreiben könnte. Nehmen Sie die Feder.«

»Ich habe die Gicht«, erwiderte Zamet.

Leonora erwiderte:

»Diese Gicht würde nicht zum Vorschein kommen, wenn Sie gute Nachrichten abzuschicken hätten. Concino, Du hast keine Gicht, schreibe!«

Der faule Italiener reckte sich aus, wie ein aus dem Schläfe kommender Hund; Leonora reichte ihm die Feder, die er mit der linken Hand faßte.

»Sie werden wenigstens dictiren«, sagte sie zu Zamet.

Der Banquier dictirte nun eine Uebersicht der Thatsachen, welche in der letzten Zeit vorgefallen waren: die Wunde des Königs, seine Versöhnung mit Gabriele, die Erklärung des angeblichen Valois.

Concino schrieb langsam und zögernd mit der linken Hand. Zamet warf es ihm vor, und er schützte eine Brandwunde am rechten Daumen vor. Er wollte aber für den Fall einer Ueberraschung seine Handschrift nicht erkannt wissen, und es gelang ihm vollkommen, sein Gekritzeln würde dem geschicktesten Criminalactuar nicht erkennbar gewesen seyn.

Als er zu verstehen glaubte, daß der Brief geendet sey, warf er die Feder weg und schüttelte sich, wie nach einer schweren Arbeit.

»Bist ich frei?« fragte er.

»Ja!« sagte Leonora.

»Wo geht er den jeden Abend hin?« fragte Zamet.

»Er spielt«, erwiderte Leonora, »um uns ein Heiratsgut zu ergaunern, das uns wie ich sehe, Niemand geben wird, wenn wir es nicht selbst verdienen.«

Dieser offenbare Angriff auf Zamet's Geldkiste hatte keinen Erfolg, führte aber das Ende der Unterredung herbei. Concino stand auf und

entfernte sich.

Zamet las die Depesche durch und versiegelte sie mit einem aus mehren Buchstaben bestehenden Petschaft, und Leonora nahm den Brief, um ihn dem zur Abreise bereiten Courier zu übergeben.

»Jetzt«e- sagte Zamet, »jetzt ist es Zeit, daß man mich ankleide, wenn ich zum Nachbar auf den Ball gehen will . . . zum Nachbar, der vom Himmel gefallen ist und reicher seyn soll als ich.«

Er ging wieder in sein Zimmer, indem er diese Worte mit bitterer Ironie sprach. Kaum war Leonora allein, so öffnete sie vorsichtig die Depesche, schrieb schnell einige Zeilen in das Couvert, ohne das Siegel zu brechen und ging dann hinunter, um dem wartenden Courier den Brief zu übergeben.

Als sie wieder in den Vorsaal kam, hörte man draußen Hufschläge. Leonora ging wieder hinein und zwei Minuten nachher wurde sie von einer jungen klangvollen Stimme beim Namen gerufen. Es war Henriette, die in einen Mantel gehüllt erschien; sie sah blaß und leidend aus und befand sich offenbar in großer Verlegenheit, als ob sie irgend einen großen Plan ausführen wollte. Leonora empfing sie mit echt italienischer Zuvorkommenheit, bot ihr einen Stuhl, schmeichelte ihr, legte ihr ein Wolfsfell unter die Füße und sagte ihr tausend Schmeicheleien über ihre Schönheit. Henriette hörte zerstreut zu, oder vielmehr sie hörte gar nicht zu.

»Was fehlt Ihnen?« sagte Leonora; »was führt Sie zu mir?«

»Mein Vater«, erwiderte Henriette in italienischer Sprache; »er ist bei Zamet, mit welchem er redet, während wir hier miteinander plaudern.«

»Jetzt geschwind, was gibt's, Signora?«

»Oh! beinahe gar nichts, aber dieses Nichts wird nur nützlich seyn, wenn Du es unternehmen willst.«

»Ich bin bereit!«

Henriette sammelte ihre Gedanken, um sie mit Vortheil auseinander zu setzen; eine echte Diplomantaktik, um dem Gegner die Wahrheit zu entlocken und seine eigenen Gedanken zu verbergen.

»Geht Herr Zamet diesen Abend auf den Ball?« sagte sie.

»Ja, Signora.«

»Zu einem benachbarten Cavalier?«

»Ja, zu dem nächsten Nachbar.«

»Ein sehr schöner Ball, wie man sagt. Man verspricht sich Wunderdinge; es ist ein wahres Ereigniß!«

»Wer hat Herrn Zamet eingeladen? . . . wahrscheinlich der Nachbar?«

»Ich glaube nicht, ein großer Krieger, Illustrissima Spada, der neulich Abends hier war.«

»Wahrscheinlich der Chevalier von Crillon?«

»Ganz recht!«

»Nein! ich weiß nicht einmal wie er heißt.«

»Das thut auch nichts, ich hoffte nur, daß Du ihn gesehen hättest!«

»Warum das?«

»Um ihn nöthigenfalls wieder zu erkennen.«

»Nun, wenn's weiter nichts ist! Ich kann ihn diesen Abend sehen, wenn es mir Vergnügen macht.«

»Wie so?«

»Ich stelle eine Leiter an die Gartenmauer, das Fest wird im Garten stattfinden, der bewußte Cavalier wird im Garten umhergehen und ich werde ihn sehen.«

Henriettens Augen funkelten. »Das ist eine Idee«, sagte sie; »es ist wahr, eine Leiter . . . Das Mittel ist nicht edel«, sagte sie mit bitterem Lächeln; »aber wenn man nicht eingeladen ist, so richtet man sich ein so gut man kann.«

»Das wundert mich sehr«, sagte Leonora, »viele Personen vom Hofe sind eingeladen, wie man sagt; warum sind Sie mit Ihrer Familie nicht unter den Gästen?«

»Ich weiß es nicht; aber was liegt mir daran! Leonora, es kommt ja darauf nicht an.«

»Es scheint Dir viel daran zu liegen«, dachte die Italienerin, als sie

Henriettens finsternes Gesicht bemerkte.

»Wir sagen«, fuhr Henriette fort, »daß Du die bewußte Person sehen kannst . . . das ist schon viel, aber es ist noch nicht genug; wenn Du sie genau gesehen hast, so daß Du sie überall und immer wieder erkennen kannst, so mußt Du das Haus genau in Augenschein nehmen.«

»Sein Haus?«

»Und Du mußt überall seine Schritte beobachten oder beobachten lassen.

Leonora wurde ernst.

»Sie sagen mir nicht genug oder zu viel!« erwiderte sie. »Ein halbverstandener Befehl wird fast immer schlecht vollzogen, Beobachten ist ein vieldeutiges Wort; erklären Sie sich deutlich: wen soll ich beobachten? wo? Warum?«

Henriette sah die schlaue Italienerin scharf an.

»Ich glaubte, Leonora, wenn ich mich an eine Wahrsagerin wendete, könnte ich mir die Hälfte der Erklärung ersparen.«

»Mit halben Erklärungen werde ich nie etwas Ganzes errathen; aber mit einem Viertel werde ich höchstens die Hälfte errathen können.«

»Nun«, sagte Henriette, sorgfältig jedes Wort wählend, »ich bin von einer Freundin beauftragt, welche diesen jungen Cavalier liebt.«

»Also ein junger Cavalier?«

»Ich vermuthe es; ich bin beauftragt zu erforschen, ob sie auf Gegenliebe zählen darf. Du mußt wissen, daß meine Freundin zweifelt.«

»Ist sie schön?«

»Ja, vielleicht . . . «

»Nun, warum sollte er sie denn nicht lieben?«

»Das ist noch kein Grund.«

»Ja, es hängt von der Art der Liebe ab, welche Ihre Freundin in Anspruch nimmt.«

»Sie macht keine sehr hohen Ansprüche. Aber, Leonora, wenn das Herz des jungen Cavaliers schon anderswo in Anspruch

genommen wäre — das möchte ich wissen . . . nämlich im Interesse meiner Freundin.«

»Gut! es bleibt bei der Verabredung und um dieses zu wissen, soll ich den jungen Cavalier beobachten oder beobachten lassen?«

«Allerdings!«

»Ich soll wissen wohin er geht?«

»Ja, Leonora.«

»Wen er spricht?«

»Ja.«

»Wen er liebt?«

»Du hast es errathen. Meine Freundin wird sehr dankbar seyn; ich habe ihr gesagt, Du wohnst hundert Schritte von dem Hause des bewußten Cavaliers.«

»Dreißig Schritte, Signora.«

»Daß Du aus deinem Fenster in seinen Garten sehen kannst . . . «

»Beinahe in sein Haus!«

»Und meine Freundin ist über diese Nachrichten so erfreut, daß sie mir für Dich diese zwanzig Dukaten gegeben, hat; sie behält sich übrigens vor deine Mühe nach Gebühr zu belohnen.«

Leonora nahm die Dukaten, welche sie mit schlecht verhehlter Habgier in die Tasche steckte.

»Ich werde mehr thun, als über die Gartenmauer schauen; ich werde in das Haus gehen.«

»Du kannst es?«

»Es ist ganz leicht, Zamet geht ja auch hinein, und er ist noch viel dicker als ich.«

»Aber wenn er Dir dort begegnete?«

»Ich werde ihm schon auszuweichen wissen. Uebrigens wenn er mich auch sieht, was liegt daran, ich bin ja frei.«

»Aber Du bist nicht eingeladen?«

»Ich gehe überall hin, wo ich will, und wenn ich einmal im Hause des jungen Cavaliers bin, so müßte ich sehr einfältig seyn, wenn ich ihn nicht zu sprechen bekäme, und er müßte sehr schlaue seyn, wenn

es ihm gelänge, mir etwas zu verbergen.«

»Leonora, Du bist eine Perle! Wann fängst Du an?«

»Diesen Abend.«

»Es ist diesen Abend Ball, nicht wahr?«

»Ja; wenn der junge Cavalier Jemand liebt, so wird, diese Person auf jeden Fall den Ball besuchen; für wen gibt man denn sonst einen Ball, als für seine Geliebte, und wenn sie da ist, so werde ich sie Ihnen vielleicht vor Mitternacht melden.«

»Du hast Recht«, sagte Henriette erfreut, »jedes deiner Worte ist eine Weisheitsregel. Während Du so manipulierst, will ich mir das Vergnügen machen, Dich zu beobachten. Du hast mich auf geniale Gedanken gebracht, und diese Leiter ist wirklich sehr anlockend. Dein Garten ist dunkel und öde, nicht wahr?«

»Um so mehr, da Zamet abwesend ist. Concino ebenfalls. Die Leute werden spielen oder sich frühzeitig schlafen legen.«

»Nun, ich werde meinem Vater sagen, daß Du mir Unterricht im Kartenlegen gibst und daß er in das Hôtel zurückkehren und mich in zwei Stunden abholen lassen kann. Inzwischen bleibst Du bei mir; sobald mein Vater fort ist, schlüpfst Du zum Nachbar hinüber, nachdem Du mich an die Gartenmauer geführt und die Leiter angesetzt hast. Es wird eine pikante Partie werden!«

»Allerdings, und Sie werden das Fest sehen, als ob Sie dazu eingeladen wären.«

Henriette biß sich in die Lippen.

»Siehst Du wirklich kein Hinderniß, Leonora, das unsern Plan vereiteln könnte?«

»Nein! Aber man muß auf Alles bedacht seyn. Ich lege mein schönes florentinisches Kleid an, das mir so gut steht, und ich stehe dafür, daß ich die Aufmerksamkeit eines Königs erregen werde, wenn er sich auf dem Ball befindet.«

»Es wäre nicht unmöglich, daß der König auf dem Ball wäre«, sagte Henriette lebhaft.

Sie wurden durch die Ankunft des Grafen d'Entragues unterbrochen, der seine Tochter suchte. Alles ging von Statten, wie es die Beiden verabredet hatten. Der Vater ging fort und ließ Henriette mit der Wahrsagerin allein.

Aber kaum war er draußen, so ließ sich Leonora von Henriette ankleiden, sie bedeckte ihr schönes Haar mit dem florentinischen Kopfputz, zwängte ihre Taille in ein mit Gold gesticktes Mieder und ihr zarter Fuß schimmerte in rothseidenen Strümpfen unter dem kurzen bunten Röckchen. In diesem Anzuge hatte sie jenen eigenthümlichen Reiz, welcher immer die regelmäßigen Schönheiten in den Schatten stellt, und Henriette gestand, daß sie nie einen feurigeren, für die Ruhe der Cavaliere gefährlicheren Blick gesehen habe.

Leonora führte ihre Begleiterin in den dunklen Garten und setzte eine schwere Leiter an die Mauer. Henriette stieg hinauf und verbarg ihr Gesicht hinter den wuchernden Epheuranken, welche von einer Vase auf die Mauer herabwallten.

»Ich sehe . . . ich danke Dir!« flüsterte sie, indem sie sich zu Leonora neigte.

Sie hatte sich in ihren Mantel gehüllt und stützte die Arme auf die Mauer. So wartete sie geduldig. Leonora versprach bald zurückzukommen.

Jenseits der Mauer hörte man die Instrumente stimmen, und die

Lampen wurden in den Alleen angezündet. Der Abend war herrlich, der erste Hauch des Frühlings hatte die Erde erwärmt, die Veilchen verbreiteten in der Dunkelheit ihren würzigen Duft, der Schein der Fackeln und der farbigen Lampen beleuchteten die in dem ersten Grün des Frühlings prangenden Zweige. In der Ferne glänzte das Haus; die Fensterscheiben sahen aus wie Feuergarben. Die Schaar der Gäste zerstreute sich nach und nach im Garten; im großen Saale des Erdgeschosses ward das Souper aufgetragen. Das Ganze gewährte einen feenhaften Anblick, man glaubte eines jener riesenhaften Gelage zu sehen, welche Paul Veronese in die Scene gesetzt hat. Der freigebige Cavalier, der sich unter solchen Auspicien in die große Welt einführte, mußte bald viele Freunde bekommen.

Pontis, der in einem ungemein glänzenden Anzuge erschienen war, trieb sich in der Nähe der Schenktische umher, als ob er die Wache beziehen wollte; vermuthlich wollte er sich gewisse fette Bissen oder gewisse Flaschen auswählen.

Esperance war heiter und zuvorkommend wie immer; er durchwanderte die Gruppen seiner Gäste und empfing dann und wann Glückwünsche und Lobeserhebungen. Ein Hirschkalb folgte ihm und suchte seine liebkosende Hand zu erhaschen, und als er durch die Alleen ging, um seine Befehle zu ertheilen oder um eine Dame flüsternd zu begleiten, folgte ihm ein Gemurmel der Bewunderung.

Zamet ging ebenfalls im Garten spaziren, nachdem er die Kosten dieses wahrhaft fürstlichen Festes genau berechnet hatte. Er hatte Crillon aufgesucht, der mit boshafter Schadenfreude dem Geldmann zu beweisen suchte, daß er in Zukunft Hiob, Esperance aber Crösus heißen müsse.

Zamet, der etwas verstimmt ward, wollte sich Gewißheit verschaffen und näherte sich mit den Uebrigen, um den lebenswürdigen Wirth zu begrüßen. Crillon ließ sie einige Zeit allein gehen und von Geldangelegenheiten sprechen; der junge Cavalier ward indessen trotz seiner Offenheit durch dieses Gespräch in Verlegenheit gesetzt.

Plötzlich stieß Zamet einen Schrei der Ueberraschung aus und entfernte sich sehr verlegen von Esperance.

»Was gibt's, Herr Zamet?« fragte dieser.

»Haben Sie dort nicht eine weibliche Gestalt in italienischem Costüm hinter den Bäumen gesehen?«

»Nein! aber man kann suchen . . . «

»Das wäre sonderbar«, sagte Zamet für sich; »ja sie ist es!«

Leonora huschte wirklich vorüber.

»Meinen Sie jenes kleine Frauenzimmer, das uns den Rücken zukehrt?«

»Oh! ich habe ihr Gesicht recht gut gesehen.«

»Sie kennen sie?«

»Allerdings! und ich begreife nicht, wie sie hierher kommt. Erlauben Sie, lieber Herr, daß ich meine Neugier befriedige.«

Bei diesen Worten ging Zamet rasch auf die Allee zu, in welcher die Italienerin eben verschwunden war.

Esperance hatte kaum Zeit sich zu fragen, wer die Italienerin sey, als er sie plötzlich hinter einem Baume hervorkommen sah. Sie kam gerade auf ihn zu, blieb vor ihm stehen und sah ihn mit freudigem Erstaunen an.

»Esperance!« rief sie.

»Die Florentinerin mit den rothen Hosen«, dachte Esperance; »welch ein merkwürdiger Zufall!«

»Was!« erwiderte Leonora, »Sie sind der Herr vom Hause?«

»Allerdings!«

»Wirklich?«

»Fragen Sie nur Herrn Zamet; er hat Sie gesehen und sucht Sie in diesem Augenblicke.«

»Oh! führen Sie mich nur etwas auf die Seite und schenken Sie mir einige Momente«, sagte sie seinen Arm fassend, »ich muß mit Ihnen reden.«



5.

Thue recht, scheue Niemand.

Es war die Stunde, wo die ermüdeten Tänzer auf Erfrischung denken und wo die Instrumente heiser werden. Das Souper war nun der Hauptmagnet, die Tische füllten sich mit hungrigen Gästen. Esperance, der die junge Florentinerin forschend beobachtete, bemerkte wohl, daß sie ihm etwas Ernstes zu sagen hatte. Er entfernte sich einen Augenblick, um bei dem Souper zu erscheinen und die Honneurs zu machen, und während er mit dem Versprechen bald wiederzukommen sich entfernte, ging Leonora allein durch die Allen an deren Ende die Mauer sich erhob, welche Henriette d'Entragues zu ihrem Beobachtungsposten gewählt hatte.

Am Ende dieser Allee begegnete Leonora plötzlich dem Banquier Zamet, der ihr aufgelauert hatte und bereit war, ihr in den Weg zu treten. Sein Gesichts verrieth die Unruhe seines Gemüthes.

»Leonora«, sagte er auf die Italienerin zutretend, »warum seyde Ihr hier, und warum diese Unterredung mit dem jungen Cavalier?«

»Ich könnte Ihnen antworten«, sagte sie lächelnd, »daß Sie das nicht kümmern.«

»Nein, das können Sie nicht; denn den geringsten verdächtigen Schritt, den Sie in Paris thun werden, muß ich an Ihre Hoheiten nach Florenz melden.«

»So würde ich es auch machen müssen«, sagte Leonora, »wenn Sie mir Verdacht einflößen; indessen lasse ich Ihnen genug Freiheit. Nicht wahr? Sie spinnen nach allen Richtungen hin die Fäden Ihrer Geschäfte und ich lasse es ruhig geschehen.«

Zamet, durch diese Geistesgegenwart der jungen Italienerin etwas verblüfft, erwiderte, daß man sich durch eine Anklage nie rechtfertige.

»Ich klage Sie nicht an, Signor Zamet, ich vertheidige mich nur;

ich bin hierher gekommen, weil ich den Herrn vom Hause kenne. Sie wissen, es ist der junge Cavalier, den ich so wunderbarer Weise am Thore von Melun antraf, als man mich verhaften wollte; er nahm mich in Schutz und rettete mein Geheimniß und mein Leben.«

»Ah! der Ist es? das ist etwas Anderes!« sagte Zamet; »indessen hättet Ihr es mir sagen können.«

»Ich wußte es nicht, daß er unser nächster Nachbar sey.«

»Ihr wußtet es vor einer Stunde noch nicht, daß er unser Nachbar ist? und wißt es jetzt?«

»Ja.«

»Das ist sonderbar!«

»Allerdings; aber mein ganzes Geschick ist ja sonderbar; ich habe in unsern ältern Dichtern gelesen, daß die drei Göttinnen, welche den Lebensfaden der Sterblichen spinnen, je nach Bedürfniß die goldenen Fäden für das Glück und den schwarzen Faden für Unglück verwenden. Mein Strähn muß sonderbar bunt seyn.«

»Alles das erklärt mir nicht.« fuhr Zamet fort, »wie Ihr in einer Minute erfahren habt, daß Ihr den Signor Speranza kennt.«

»Speranza«, erwiderte sie lächelnd, »der schöne Speranza! Ihr müßt gestehen, daß er wirklich schön ist und daß in seiner Nähe ein weibliches Herz wohl schneller pochen kann?«

»Du bist also verliebt, Leonora?«

»Warum nicht?«

»Aber Concino? . . . «

»Wir sind ja noch nicht verheirathet.«

»Um so mehr, Du kleiner Unhold, hast Du Ursache ihn nicht zu betrügen!«

»Concino ist zu träge, um sich mit derlei Dingen zu beschäftigen. Uebrigens«, setzte sie ernster hinzu, »ist das lauter Unsinn. Speranza wird bald wieder kommen, und ich will ernsthafter mit Euch reden.«

»Wie! er wird wieder kommen? . . . hierher zu Dir?«

»Ja!«

»Er will seine ganze Gesellschaft verlassen, um Dich unter vier

Augen zu sprechen?«

»Ja.«

»Man wird darüber schwätzen, das wird ihm sehr schaden!«

»Impertinenter Mensch!« sagte Leonora mit einem Flammenblick;
»ich bin doch eben so gut wie die Andern, mit denen er so eben spricht.«

»Allerdings«, erwiderte Zamet, »aber . . . «

»Und vorzüglich bin ich doch so gut wie die, welche mich an ihn abgeschickt hat.«

»So?« erwiderte Zamet, »hat Jemand Dich an ihn abgeschickt, wer denn?«

»Die Signorina, die Signorinetta, die regina futura.«

»Henriette d' Entragues?«

»Still!« . . . sprechen Sie diesen Namen nicht so laut aus.«

»Sie lauscht also? . . . oh! sehr gut!«

»Und wenn Ihr nach Hause geht, stoßt nicht an ihre Leiter, Ihr würdet Ihrer künftigen Majestät den Hals brechen.«

»O! brave Leonora . . . wie geistreich bist Du!«

»Wirklich?«

»Wie! Henriette d'Entragues schickt Dich zu Esperance?«

»Im Namen einer Freundin«, sagte Leonora mit einem piffigen Lächeln.

»Das heißt, sie ist in ihn verliebt! . . . Und was sollst Du zu Esperance sagen?«

»Oh! vielerlei; laßt mich nur machen!«

»Ach! Leonora, sobald wir sie hingebracht haben, wo sie sitzen will, wird sie nicht so schwer zu stürzen seyn, wie die Marquise von Monceaux.«

»Ich hoffe es!«

»Aber nimm Dich in Acht, Leonora! compromittire sie nicht zu früh mit Esperance.«

»Oh! fürchtet nichts«, sagte die Italienerin lächelnd.

»Der Augenblick ist günstig für uns; der König beißt an, sie hat ihn

bezaubert, trotz ihrer Ränkesucht. Gestern hatte er sich unter der Hand nach ihr erkundigt, und damit noch nicht zufrieden, hat er seinen La Varenne abgeschickt, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen. Die Sache geht gut, wir wollen nicht hinderlich seyn.«

»Fürchtet nichts, sage ich Euch, Signor Zamet. Speranza ist zu liebenswürdig, als daß ich ihn dieser Französin preisgeben möchte. Oh! Nein, der liebe Speranza! sie soll ihn nicht haben!«

»Nicht wahr, Du willst ihn für Dich behalten?« sagte der alte Florentiner mit zweideutigem Lächeln.

»Das wäre das größte Glück, das ihm widerfahren könnte . . . Aber ich höre drüben lachen . . . «

»Oh, der Wein ist feurig! wie der Herr vom Hause. Er kommt, er kommt!«

»Ich eile davon!«

»Nein, Ihr müßt bleiben! Wir wollen uns nicht das Ansehen der Geheimnißkrämer geben. Ihr habt mich hier überrascht. Desto besser!«

»Aber was bist Du für ihn? Ich muß es wissen.«

»Ich bin Leonora Galigai, die Frau Concino's, des Schützlings der Maria von Medici.«

Zamet fuhr erschrocken zurück. »Unglückliche!« sagte er, »Du hast ihm diesen Namen genannt?«

»Warum nichts ich muß ihm doch beweisen, daß ich weder eine Spanierin noch eine Abenteurerin bin, die seines Schutzes unwürdig ist.«

»Aber er kann errathen, daß Du hier der Prinzessin dienst.«

»Was? seyde Ihr nicht auch ein Florentiner und zugleich ein guter Freund der Marquise von Monceaux? . . . «

»Schweig, er könnte uns hören.«

Esperance kam wirklich zurück; er suchte seine Italienerin. Er sah sie an Zamet's Arm.

»Was!« sagte er scherzend, »Signor Zamet hat also sein florentinisches Täubchen im Fluge erhascht?«

»Die florentinischen Täubchen, Signor Esperance«, unterbrach ihn Leonora, indem sie Zamet's Arm losließ und sich zu ihm wendete, »die florentinischen Täubchen sind weiß mit rosenfarbenen Augen, und ich bin schwarz mit schwarzen Augen, ich bin nur ein kleiner Rabe.«

»Dieser kleine Schalk«, sagte Zamet, »wollte durchaus hierher kommen; sie ist hier, Sie sind der Herr vom Hause . . . ich verlasse Sie.«

Esperance erwiderte lächelnd: »Bei mir ist sie schon in Sicherheit.«

Leonora sah ihn mit einem sonderbaren Blick an, als ob sie ihm diese Worte zum Vorwurf machen wollte. Zamet machte eine Verbeugung und entfernte sich.

»Ich stehe zu euerem Befehl, kleiner Rabe«, sagte Esperance; »aber zuvor eine Frage.«

»Laßt sie hören.«

»Zamet hat eben gesagt, daß Ihr gewünscht hättet, zu mir zu kommen.«

»Das ist wahr.«

»In der That sehr sonderbar!«

»Ich sage nicht nein, aber Ihr werdet mich anhören, nicht wahr?«

Bei diesen Worten drückte sie ihm zärtlich den Arm.

»Ich bin gekommen«, sagte sie, »um Ihnen einen Dienst zu erweisen, oder wenigstens um Ihnen einen Verdruß zu ersparen.«

»Ich danke!«

»Sie zweifeln doch nicht an der Theilnahme, die Sie mir eingeflößt haben? . . . es ist aufrichtiger Dank.«

»Die Tugend der edlen Herzen.«

»Ich suchte eine Gelegenheit, diese Schuld abzutragen . . . die Gelegenheit hat sich dargeboten.«

»Aber«, sagte Esperance, »Sie haben mir immer noch nicht erklärt, wie Sie mir einen Dienst erwiesen haben, ohne zu wissen, daß Sie zu mir kommen würden.«

»Caro Signore! wir wollen dieses Capitel nicht ausführlich erörtern. Es würde zu überflüssigen Nebenbemerkungen führen, wir wollen das Resultat ins Auge fassen, indessen will ich offen gegen Sie seyn . . . ich komme zum Herrn dieses Hauses mit einer gewissen Botschaft, da sah ich plötzlich den theuern Signor Esperance . . . ein Gesicht, das man nie vergißt . . . und plötzlich kamen mir andere Gedanken. Man hatte mich beauftragt, den Herrn dieses Hauses zu befragen. Merken Sie wohl, nicht Speranza!«

»Sie sollten ihn fragen?«

»Ja, wer die Schöne ist, die er liebt«, sagte die Florentinerin langsam, indem sie seine Hände faßte und ihn mit ihren feurigen Augen ansah.

Esperance faßte sich schnell, aber seine Verlegenheit war der schlaunen Italienerin nicht entgangen.

»Speranza«, sagte sie mit tiefem Gefühl, »ist nicht gezwungen mir zu antworten.«

»Diese Frage, meine schöne Freundin, kann sehr wichtig seyn, je nach der Person, welche sie an mich richtet. Thun Sie die Frage?«

»Ich will nicht sagen, daß mir die Lust dazu fehlt, Speranza«, antwortete sie mit zärtlichem Ton; »aber ich bin Ihnen zu sehr ergeben, um zu lügen, ich würde Ihnen keinen Dienst damit erweisen, und Sie sind Ihrer Sache gewiß. Ich will Ihnen aber einen Dienst erweisen, ich bin es Ihnen schuldig.«

»Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür seyn«, sagte Esperance, denn er konnte die Neugier, welche diese Frage in ihm erregte, nicht mehr verbergen. »Wer suchte den Namen der Person zu erfahren, welche Esperance liebt? Wer konnte diesen Namen in der Tiefe seines Herzens gelesen haben?«

»Werden Sie es mir Dank wissen?« erwiderte Leonora feurig; »sagen Sie; sagen Sie, daß Sie es mir Dank wissen werden!«

Er faßte die Hand der Italienerin und drückte sie an seine Lippen; sie erblaßte.

»Es wäre mir unmöglich«, lispelte sie, »zu widerstehen, wenn Sie befehlen. Sie wollen wissen, wer die Person ist, die mich zu Ihnen schickte. Das Zartgefühl verbietet mir, ihren Namen zu nennen; aber thun Sie, was ich Ihnen vorschreiben will und Ihr Wunsch wird erfüllt werden.«

Er sah sie erstaunt an.

»Vergessen Sie nicht daß ich eine Zauberin bin. Dort geht ein Mann mit einer Fackel vorüber. Nicht wahr, es ist einer Ihrer Diener?«

»Ja, zufällig ein Neapolitaner; er wird Sie verstehen.«

»Befehlen Sie ihm zu thun« was ich sagen werde.«

Esperance rief den Diener und sprach einige Worte leise mit ihm.

Der Diener trat ehrerbietig auf Leonora zu, die ihm ins Ohr flüsterte:

»Geht bis zur letzten Tanne der Allee, und wenn wir zwanzig Schritte von Euch sind, so steckt wie zufällig mit eurer Fackel den ersten Zweig der Tanne in Brand, dann brecht den Zweig ab.«

Der Diener sah sie bestürzt an.

»Geschwind!« sagte Leonora,

»Ich habe Dir schon gesagt, daß Du ihr gehorsam seyn sollst«, setzte Esperance hinzu.

Der Diener verneigte sich und ging.

»Jetzt«, sagte sie zu Esperance, »sehen Sie wo wir sind.«

»In der Tannenallee.«

»Am Ende der Allee ist eine Mauer?«

»Ja, die Gartenmauer.«

»Was sehen Sie auf der Mauer?«

»Wir sind weit entfernt und es ist sehr dunkel, aber ich glaube eine steinerne Vase zu bemerken, von welcher Epheuranken herabwallen . . . aber dieser Neapolitaner scheint ja meine Bäume anzünden zu wollen?«

»Schauen Sie immer an den Ort und nähern Sie sich.«

Plötzlich schlug die Flamme aus dem harzigen Aste hervor und warf einen rothen Schein in das blasse Gesicht Henriettens, welche aus ihrem Verstecke hervorschaute.

Esperance wollte rufen. Leonora aber drückte ihm den Arm, drehte ihn um und setzte den Spaziergang in entgegengesetzter Richtung fort.

»Henriette!«flüsterte er, »Ihr werdet durch Henriette geschickt?«

Leonora antwortete nicht.

»Henriette will den Namen meiner Geliebten wissen; sie hat also eine Ahnung?

»Sollte sie Gründe haben, eine Vermuthung zu hegen?«

»Keineswegs«, sagte Esperance, der begreiflich sehr unruhig war.

»Aber Sie sind doch verlegen . . . was soll ich ihr antworten?«

»Was Sie wollen, Leonora.«

»Aber etwas muß ich ihr doch antworten, Speranza . . . und zwar etwas Wahrscheinliches, denn sie ist weder leichtgläubig, noch leicht zu täuschen.«

»Antworten Sie ihr«, sagte Esperance heiter, »ich liebe Dich, mein kleiner Rabe!«

Die Augen der Italienerin sprühten Feuer.

»Ihr wollt es wirklich?s sagte sie leidenschaftlich.

Er sah sie an, diese Aufwallung hatte ihn eingeschüchtert.

»Ach! Sie werden schon kälter, Signor!«

»Nicht doch, Ihr entflammt mich mit eurer unwiderstehlichen Heiterkeit.«

»Ihr nennt das Heiterkeit?« sagte sie . . . »Wir wollen aufrichtig reden, Speranza; der Anblick dieses Gesichtes, das ich Euch oben auf der Mauer gezeigt habe, hat Euch sehr in Schrecken gesetzt.«

»Ich will es nicht leugnen . . . Schrecken kann man gerade nicht sagen.«

»Signora Henriette hat also den rechten Fleck getroffen; Sie fürchten, daß sie Ihre Liebschaften durchschaue.«

»Ich habe keine Liebschaften«, erwiderte Esperance lebhaft.

»Es ist nothwendig, daß Sie es ihr beweisen, Speranza, denn ich verstehe mich auf Physionogmik, und das Gesicht, welches wir so eben gesehen haben, war sehr drohend für Ihre Ruhe . . . Wie soll ich ihr beweisen, daß sie sich geirrt? . . . Sie sind unschlüssig? Sie besinnen sich? . . . Soll ich Ihnen zu Hilfe kommen?« setzte die Italienerin mit unbeschreiblichem Lächeln hinzu. »Ich glaube eine Idee gefunden zu haben; diesen Dienst wollte ich Ihnen erweisen, sobald ich Sie wieder erkannt haben würde.«

»Ich nehme es an.«

»Es ist nur ein Versuch. Lieben Sie wirklich Jemand, und ich werde der Signora den Namen dieser Person trennen und ihr beweisen, daß ich nicht lüge . . . Es ist gar nicht schwer, Speranza,

einen Namen kann man ja bald finden . . . Es sind viele Damen hier; ich betrachte sie eben und viele unter ihnen sind schön. Wenn Sie wählen wollten . . . vielleicht«, fuhr sie kaum vernehmbar fort, »vielleicht haben Sie nicht nöthig sich weiter umzusehen; denn Sie müssen wissen, daß Gott Sie nicht geschaffen hat, wie andere Menschen. Statt wie gewöhnlich zu athmen, hauchen Sie das Liebesfeuer aus, Sie haben den Zauber, wie man bei uns sagt; wer Sie sieht, geräth in Feuer; wer Sie berührt erglüht.«

Bei diesen Worten schauderte sie und schien ihre ganze Seele in ihren Blick und in ihre Stimme zu legen.

»Die Gefahr ist groß«, dachte Esperance, »für mich und Gabriele. Zwei Evastöchter haben es auf mich abgesehen; die Eine ist meine Todfeindin, die Andere liebt mich. Mit der Einen würde ich den ganzen Einfluß der Andern vernichten; wenn ich wollte, könnte ich mein Geheimniß sichern, ja ich könnte Henriette ins Verderben stürzen. Was muß ich thun, um aus Leonora eine unbesiegbare Verbündete zu machen? Ein Händedruck, ein Kuß, ein Versprechen. Von tausend Männern würde nicht einer sich bedenken, und jeder von ihnen würde glauben als Ehrenmann zu handeln.«

Er drückte seine eiskalte Hand auf die Stirn.

»Nun« so antworten Sie mir doch«, sagte Leonora, »antworten Sie mir wie ein aufrichtiger Freund.«

»Ja, das will ich thun, Leonora, erwiederte er; »ich will Sie als Freundin behandeln. Leonora, Sie sind an mich abgeschickt, um zu ermitteln, ob ich Jemand liebe? Ich würde Sie mit der größten Freude lieben, wenn mein Herz frei wäre, aber es ist nicht frei; ich habe in Venedig eine Geliebte zurückgelassen, die ich vergöttere, ich habe ihr geschworen, sie ewig zu lieben, und ich würde lieber sterben, als diesen Schwur brechen. O, ich weiß wohl, daß man mich auslachen würde, wenn diese abgeschmackte Treue gegen eine Abwesende in der großen Welt bekannt würde; aber ich spreche mit einem weiblichen Wesen, dessen Herz mir entgegengekommen ist. Sie verstehen mich, Leonora; Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie mit einiger Gewandtheit hätte betrügen können, daß ich Sie einige Stunden,

einige Tage vielleicht mein genannt haben würde, wenn ich Liebe geheuchelt hätte; aber Sie werden mich noch besser verstehen, wenn ich hinzusetze — daß ich mir die Schwierigkeit, die Gefahren meiner Lage nicht verhehle, aber wenn ich, um diese Gefahren zu beschwören, zu einem Treubruch meine Zuflucht nehmen wollte, so würde ich mir nie verzeihen können, und Sie würden es mir auch nicht verzeihen, wenn auch Ihre Rettung aus meinem Treuebruch hervorgehen würde. Sie würden vor Schmerz und ich vor Scham sterben. Ob sie es jemals erfahren werden, wird die Welt sagen! — Vielleicht nicht, nein! aber ich würde es wissen und würde es nie wieder wagen, ihr unter die Augen zu treten. — Dies ist meine Antwort, Leonora; ich liebe nur Eine; vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich gleichgültig gegen meine Geliebte werde, wer kann dafür bürgen? Dann werde ich Dich bitten, Leonora, mir das zu bewilligen, was ich heute von Dir nicht empfangen kann, das heißt, die Gabe der reizendsten Liebe, welche jemals ein Mann eingefloßt hat.«

Bei diesen Worten zog er die kalte Hand der Italienerin an seine Lippen. Leonora sah ihn bestürzt aber ohne Zorn an.

»Gut«, sagte sie nach langem Stillschweigen, »soll Ihre Freundin alles dies dem Fräulein d'Enragues melden?«

Esperance sah sie gerührt an. »Wenn man das Glück hat«, erwiderte er, »eine so geistreiche, zartfühlende Freundin wie Sie zu besitzen, dann schreibt man ihr nicht vor, was Sie zu thun hat, man vertraut ihrer Klugheit und ihrem Herzen.«

Leonora drückte seine beiden Hände und entfernte sich.

»Ach! so möchte ich geliebt werden«, sagte sie für sich; »aber ich werde den Namen der Glücklichen schon zu erfahren wissen. In acht Tagen muß Concino mir ihren Namen sagen; ja, so möchte ich geliebt werden! Es ist gewiß ein sehr vollkommenes Geschöpf, ein Wesen, das seiner würdig ist. Ich begreife jetzt wohl, daß Henriette eifersüchtig ist und die Glückliche kennen zu lernen wünscht. Sie mag suchen, ich werde ebenfalls nicht müßig seyn. O! ich werde sie finden, in acht Tagen muß ich ihren Namen wissen!«

6.

Ulysses und Diamedes.

Sobald Leonora sich entfernt hatte, versank Esperance wieder in seine traurigen Betrachtungen. »Die Gefahr wäre unendlich groß«, dachte er, »wenn ich für Gabriele eine gewöhnliche Liebe hegte, welche sich unbesonnen durch materielle Beweise kundgibt. Aber wie könnten wir preisgeben, was im Innersten unserer Herzen vorgeht? Welche Henriette wird meine Seufzer auffangen, um sie Heinrich IV. zu überbringen? welche Leonora wird auf Gabrielens Lippen das Lächeln auffangen, welches sie mir zuschickt, und den Kuß, der von ihrer Seele zu der meinen herüberschwebt? — Nie soll ein Brief, nie ein Stelldichein oder ein Liebeswort unser Geheimniß verrathen. Ich trotze daher meinen Feinden. Niemand soll ihr schaden! Niemand soll sich zu der Höhe, meiner Liebe emporschwingen können; weder der Haß Henriettens, noch die Leidenschaft Leonorens soll mich hindern ruhig zu schlafen, wenn alle Gäste fort sind, wenn ich allein seyn werde; denn Niemand wird den Namen Gabrielens errathen, der in den innersten Tiefen meines Herzens vergraben ist.«

Während dieses Selbstgesprächs hatte Esperance wieder die Gruppen seiner Gäste erreicht, die sich schon entfernen wollten. Es entstanden nach und nach Lücken in den Quadrillen, die Musik schwieg und die Wachskerzen begannen zu erlöschen. Esperance befand sich allein, wie er gewünscht hatte. Er bedauerte indeß, seinen beiden Freunden, die wahrscheinlich ebenfalls schon fort waren, nicht Lebewohl gesagt zu haben, und als der Intendant sich näherte, um ihn zu fragen, ob er mit dem Feste zufrieden sey«, fragte ihn Esperance, wann sich der Chevalier von Crillon entfernt habe.

»Gnädigster Herr«, erwiederte der Intendant, »der, Chevalier war vor etwa zwei Stunden durch das Geräusch und das Getümmel der

Tänzer ermüdet, der Kopf wurde ihm schwer und er verlangte den Schlüssel des großen Cabinets; dort muß er noch seyn.»

»Führe mich hin«, erwiderte Esperance.

Der Intendant gehorchte. Crillon saß in einem großen Armsessel und schlief so fest, als ob er in seinem Bett gelegen hätte.

Esperance hütete sich wohl ihn zu stören; es lag so viel Heiterkeit und Ruhe aus der Stirne des braven Chevaliers; er zog also leise die Thüre wieder zu und ließ Crillon schlafen.

»Und Pontis?« fragte er den Intendanten; »hat er sich gut unterhalten?«

»O ja« gnädigster Herr, ich glaube es wenigstens.»

»Wohin ist er gegangen? zu Hause oder in das Quartier der Garden?«

»Nein« gnädiger Herr, nicht so weit, er ist ganz in der Nähe geblieben.«

Esperance sah sich um im Saale. Der Intendant sah ihn mit einem pfiffigen Lächeln an, hob einen Zipfel des Tischtuches auf, und Esperance bemerkte zwei rothe Stiefel, an denen er sogleich seinen Freund erkannte.

Ohne ein lautes Gelächter unterdrücken zu können, zog er die beiden Füße an sich und somit auch den ganzen Körper, der sich sträubte und gegen die Störung seiner Ruhe laute Verwünschungen ausstieß.

Esperance richtete den Trunkenbold auf und setzte ihn auf einen Stuhl. Pontis schlug seine trüben Augen auf und stammelte einige Entschuldigungen. Er hatte, wie er sagte, den galanten und süßen Herrn bei den Damen gespielt, er hatte allen Zauber seines glänzenden Costüms entfaltet; aber weder der blaßrothe Sammt, noch die kirschrothe Seide, noch der Goldschmuck, mit dem er sich aufgeputzt hatte, führten zu irgend einem Resultate, die Damen hatten nur Blicke und Lächeln für den Herrn vom Hause.

»Ich mochte immerhin sagen, ich sey dein Freund«, fuhr Pontis fort, »aber keine von ihnen hat mich nur zwei Minuten angehört. Ich tanze freilich ziemlich schlecht, aber im Grunde bin ich doch dein

Freund. Kurz und gut, ich wurde verabschiedet und mußte daher zu meinem untrüglichen Trost meine Zuflucht nehmen.«

»Du hast getrunken.«

»Dein Wein ist gar zu gut!«

»Du hast zu viel getrunken!«

»O, Du Knauser!«

»Du bist ein Erztrunkenbold und ein plumper Gesell! Ich muß mich Deiner vor meinen Leuten schämen.«

Pontis wollte protestieren, aber seine Füße versagten ihm den Dienst; er war nicht im Stande seinen Zorn auszulassen. Der Schwindel befiel ihn und er sank wieder auf den Sessel zurück.«

»Morgen«, murrte er drohend.

»Ja, ja, morgen!« sagte Esperance, der sich des Lächelns nicht erwehren konnte.

In diesem Augenblicke trat ein Kammerdiener ein und meldete seinem Herrn, daß ein Mönch ihn zu sprechen wünsche.

»Ein Mönch, um diese Stunde? vielleicht ein Bettelmönch, der von den Ueberresten des Soupers angelockt ist.«

»Nein, gnädiger Herr, er bettelt nicht.«

»Dann will er vielleicht eine Collecte sammeln«, fuhr Esperance fort; »er wird denken, nach einem lustigen Gelage ist das Herz mehr zur Mildthätigkeit geneigt, und ich finde seine Idee sehr sinnreich; trotz der vorgerückten Stunde, lasse ihn nur hereinkommen.«

»O! gnädigster Herr! er ist schon da und ohne unsere Antwort abzuwarten, ist er in den Garten gekommen, als ob er in diesem Hause ganz genau bekannt wäre.«

Esperance griff nach seiner Börse und ging dem Mönch entgegen.

Dieser ging ruhig auf der Terrasse auf und ab; sein hoher Wuchs, seine gut geschlossene Capuze, die hastige Bewegung seiner Schultern, diese ganze groteske und zugleich feierliche Haltung fiel dem Herrn vom Hause wie eine vertrauliche Erinnerung auf.

»Der Genovefaner«, sagte er« »Bruder Robert!«

»Ja, ich bin's«, sagte der Mönch. »Guten Morgen, Herr Esperance.«

»Willkommenm theurer Bruder! welches glückliche Ereigniß führt Sie zu mir?«

»Ich ging zufällig vorüber«, sagte der Mönch, ohne zu bedenken, wie unwahrscheinlich diese Antwort war.

»Es wäre mir lieber gewesen«, erwiderte Esperance lächelnd, »wenn Sie mir einen Besuch zgedacht hätten.«

»Ich komme allerdings auch um Ihretwillen und um den Chevalier von Crillon zu sprechen . . . Ich glaube er ist hier.«

»Ja wohl.«

»Ich suchte ihn im Louvre, man sagte mir, daß Sie einen Ball geben und daß der Herr Chevalier hier sey.«

Esperance gab einem seiner Leute einen Wink, den Chevalier Crillon zu wecken, während der Genovefaner Pontis mit einer kalten Neugier betrachtete; denn der Trunkenbold machte aus seinem Sessel tausend verzweifelte Versuche, um seinen Gedanken und seine Füße wieder zu finden.

Bruder Robert deutete mit dem Finger auf ihn.

«Ja«, sagte Esperance, »es ist Pontis, unser Camerad Pontis, ein schrecklicher Trunkenbold, der Sie jetzt nicht wieder erkennen

würde.«

»O!« lallte Pontis, indem er die Augen weit aufriß, als ob er seine lahme Zunge damit ersetzen wollte.

»Er hat mich erkannt«, sagte der Mönch gelassen, indem er ihm den Rücken zukehrte, um dem Chevalier von Crillon entgegenzugehen.

»Bruder Robert hier!« rief der Chevalier.

»Ja« gnädiger Herr! man ladet mich nicht ein, folglich lade ich mich selbst ein.«

Bei diesen Worten, welche mit einem eigenthümlichen Phlegma gesprochen wurden, sahen Crillon und Esperance einander mit einem Blicke an, der bedeutete: er hat uns etwas zu sagen.

»Wie wäre es«, sagte Esperance, »wenn wir in mein Cabinet gingen?«

Bruder Robert hielt ihn zurück.

»Wir sind ja recht gut hier.«

»Schließt die Thüren im Hintergrund«, rief Esperance seinen Leuten zu.

Der ganze Raum zwischen dem Salon und diesem Saale blieb frei und verödet. Pontis schnarchte auf seinem Sessel.

»Lassen Sie hören, Bruder Robert«, sagte Crillon ungeduldig; »was führt Sie zu uns?«

»Das Vergnügen, Sie zu sehen.«

»Das glaube ich wohl; aber Sie haben noch einen andern Grund.«

»Ja«, unterbrach ihn Esperance; »ich glaube auf dem Gesichte unseres werthen Bruders einigen Trübsinn zu lesen.«

»Ich bin wirklich traurig«, sagte der kluge Genovefaner, welcher diese Antwort benützte.

»Und aus welchem Grunde?«

»Ich komme aus dem Louvre, und habe den König in einer trostlosen Stimmung gefunden.«

»Wie! in einer trostlosen Stimmung?« riefen Esperance und Crillon zugleich.

»Allerdings . . . glauben Sie, der Wiederausbruch des Bürgerkriegs in Frankreich sey eine Kleinigkeit?«

»Ei! mein Gott!« sagte Crillon, »wo ist denn der Bürgerkrieg ausgebrochen?«

»In diesem Augenblicke in der Champagne, morgen in Lothringen, übermorgen allenthalben!«

»Aber wer schürt das Feuer?«

»Der neue Valois!«

»Der unruhige Laramée?«

»Er wird sich in Rheims krönen lassen!«

»Sind Sie von Sinnen?« rief der Chevalier so laut, daß Pontis erwachte. »Laramée sollte sich in Rheims krönen lassen?«

»Laramée!« murrte Pontis, indem er mit seiner lahmen Hand nach dem Degen griff.

»Um Gottes willen erzählen Sie uns, wie das möglich ist«, sagte Esperance.

«Laramée oder Valois, wie Sie wollen«, erwiderte der Mönch, »hat sich von Paris geflüchtet, er hat draußen eine Handvoll Truppen gefunden welche ihm die Herzogin aufbewahrt hatte. Mit diesen Truppen haben sich die von Philipp II. abgeschickten Spanier vereinigt; dazu kommt noch eine Schaar Mißvergnügter, an denen es in Frankreich nie fehlt. Dieses ganze Gesindel hat den neuen Fürsten anerkannt, oder sich wenigstens das Ansehen gegeben, und er, um sich sogleich das Ansehen eines Königs von Frankreich zu geben, marschirt mit seinem Heere gegen Rheims und will sich salben lassen. Das ist der einfache Hergang der Sache.

»Harnibieu! und der König?«

»Es wird bald zwei Könige in Frankreich geben«, erwiderte Bruder Robert gelassen.

»Und die königliche Armee?«

»Es wird ebenfalls zwei königliche Armeen in Frankreich geben . . . Was sage ich, sogar drei Armeen, denn der Herzog von Mayenne hat noch immer die seinige.«

»Nun, man wird doch aber etwas thun?« sagte Crillon erbittert.

»Was?« fragte der Mönch mit seiner unverwüstlichen Ruhe.

»Der König sollte keine Idee haben? das kann ich nicht glauben.«

»Der König mag wohl Ideen haben, aber wenn es ihm an Mitteln fehlt, seine Ideen auszuführen . . . «

»Bah, diese ganze Krönungsgeschichte ist vielleicht eine Fabel!«

»Nein«, sagte Bruder Robert entschieden.

»Ja, das ist etwas Anderes, wenn Sie Ihrer Sache so gewiß sind . . . aber woher haben Sie die Nachricht?«

»Es würde mich zu weit führen, Ihnen das zu erzählen; genug, ich bin meiner Sache gewiß.«

»Erzählen Sie doch, es ist schon der Mühe werth.

»Nein, es ist ein Geheimniß, welches mir im Beichtstuhle anvertraut ist«, sagte Bruder Robert mit Salbung.

»Weiß der König darum?«

»So ziemlich, aber ich wollte dem theuren Fürsten keinen Kummer machen, er hat ohnehin schon Herzeleid genug und er hat im Grunde Recht. Eine Armee in Lothringen, eine in der Picardie, eine in der Provence, sollte das nicht genug seyn, um Frankreich zu erschöpfen? . . . und jetzt muß eine vierte Armee in die Champagne rücken . . . «

»Und während dieser Zeit wird vielleicht in Paris ein Aufruhr entstehen, wenn der König die Hauptstadt verläßt«, sagte Esperance.

»Allerdings«, erwiderte der Mönch mit Nachdruck.

»Ihr zählet Beide nur die Hiobsposten«, sagte der Chevalier, »und von den Rettungsmitteln sagt Ihr kein Wort.«

»Rettung«, sagte Pontis, indem er sich aufrichtete und seine Gedanken zusammensuchte.

»Schweig«, sagte Crillon, der ihn von der Seite ansah, »oder ich zapfe Dir allen Wein, den Du gesoffen hast, aus dem Bauche ab.«

»Unser Bruder Robert«, erwiderte Esperance, »hat uns vielleicht ein Rettungsmittel vorzuschlagen. Seine Klugheit und Besonnenheit wird ihm gewiß Hilfsquellen an die Hand geben.«

»Die Klugheit«, antwortete der Mönch, »sagt Folgendes: vernichte

die Ursache und Du unterdrückst die Wirkung.«

»Parbleu! das wissen wir ohnehin«, sagte Esperance; »vernichte Laramée und Du hast keinen Bürgerkrieg mehr zu fürchten.«

»Aber wie sollen wir ihn vernichten? Das ist schwierig«, sagte der Bruder Robert, ohne die mindeste Bewegung zu verrathen; »er ist in seinem Lager wohl bewacht, mitten unter zwei oder drei Regimentern Liguisten.«

Crillon drehte sich zornig den Schnurrbart. »Eine schöne Armee«, murrte er; »man gebe mir zweihundert Mann und ich lasse die ganze Schaar über die Klinge springen.«

»Man wird Ihnen keine zweihundert Mann geben und wenn man sie Ihnen gäbe, so würden die Rebellen nicht warten, sondern sich immer weiter ausbreiten und immer mehr Mannschaft an sich ziehen. Die Folge davon wäre offenbarer Bürgerkrieg, und eben diesen muß man vermeiden.«

»Würden Sie denn eine Armee vernichten, ohne sie zu bekämpfen?« fragte Crillon spöttisch.

Esperance sah wohl ein, daß der Genovefaner einen Gedanken im Hinterhalte hatte, und bot seine ganze Aufmerksamkeit auf, um ihn zu errathen.«

»Wenn man ein Riese wäre«, fuhr Crillon fort, »so würde man diese Pygmäen verschlingen oder zermalmen, aber wir leben nicht mehr in der Zeit der Myrmidonen.«

»Sie sind eben so gut ein Riese, wie die Helden Homer's« erwiderte der Genovefaner, »und Alles, was jene gethan haben, können Sie auch.«

»Glauben Sie?« fragte Crillon gutmüthig.

»Chevalier, im Laufe Ihres ruhmvollen Lebens haben Sie oft mehr gethan, als in ein Lager einzubrechen, um Pferde zu rauben.«

»Nun, das habe ich in meiner Jugend gelernt«, sagte Crillon; »ja. Ulysses und Diomedes mitten in einer ganzen Armee . . . es war sehr schön, aber es ist ein schwieriges Wagstück.«

»Ein Mann ist weit leichter zu vernichten, als drei Pferde zu rauben«, sagte der Mönch gelassen.

»Ich verstehe«, erwiderte Esperance; »man müßte diesem Unhold mitten in seiner Armee den Schädel einschlagen und der Bürgerkrieg wäre zu Ende.«

»Das ist wahr«, sagte Crillon.

»Das ist wahr«, wiederholte der Genovefaner, »übrigens wäre es nicht genug, ihn todt zu schlagen.«

»Wie so? was wollten Sie noch mehr?«

»Zur Sicherheit des Staates wäre es mir lieber, wenn der Betrüger vor Gericht gestellt und öffentlich verurtheilt würde.«

»Und hingerichtet, sehr gut«, sagte Crillon, »das ist ganz richtig; ich will Diomedes seyn.«

»Und ich Ulysses«, sagte Esperance.

»Wenn Sie wollen«, sagte der Mönch« »so könnte ich Ihnen einen wichtigen Dienst leisten. Ich könnte Sie mitten in das Heer hineinführen.«

»Wieso?« fragten Crillon und Esperance zugleich.

»Ich habe in diesem Augenblicke im Kloster drei spanische Offiziere, die mit Pässen und Empfehlungen an den neuen Fürsten versehen sind. Diese braven Leute kommen aus dem Angumais und gehen in die Champagne. Sie haben offen gesprochen gegen unsern ehrwürdigen Prior Dom Modesto, der, wie Sie wissen, einen ungemeinen Scharfblick hat; das Wenige, was sie von ihrer Absicht durchblicken ließen, war genug, um Alles zu errathen. Er hat mich sogleich nach Paris geschickt, um den König zu benachrichtigen, aber ich fand Se. Majestät so entmuthigt, daß ich nicht die Kraft hatte, ihn von seinem ganzen Unglücke in Kenntniß zu setzen. Ich hoffte bei Ihnen wieder guten Muth zu bekommen und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe.«

»Harnibieu« das will ich meinen; aber diese spanischen Banditen werden nicht warten, bis Sie wieder zurückkommen und während Sie hier sind, werden jene über alle Berge seyn.«

»Sie werden mich erwarten«, sagte der Mönch gelassen.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich habe Sie einsperren lassen.«

»Soldaten? sie werden die Thüre sprengen.«

»Ich habe Ihnen die Degen abnehmen lassen.«

»Dann werden sie aus dem Fenster springen und ihre Papiere mitnehmen.«

»Ich habe ihnen sogar ihre Kleider wegnehmen lassen. Es sind sittsame Leute, die Spanier, sie werden nicht nackt davonlaufen.«

Crillon lachte laut und schloß den Bruder Robert in seine Arme.

»Harnibieu«, sagte er, »Du bist ja kein Mönch, sondern ein wahrer Erzengel Michael!«

»Fort, wir haben keine Zeit zu versäumen«, sagte Esperance.

»Fort«, sagte der Chevalier, indem er den Mönch beim Arme nahm.

Auf einmal kam ihnen ein Hinderniß in den Weg; es war Pontis, den sie vergessen hatten, und der noch nicht fest auf den Füßen stand.

»Fort! Zurück!« sagte Crillon.

»Aber ich habe gehört«, stammelte Pontis, »man wird sich schlagen, ich bin mit dabei!«

»Trunkenbolde nehmen wir nicht mit, ein Trunkenbold ist ein Feind! Fort, und da Du verstanden hast, welch ein wichtiges Unternehmen wir vorhaben, so soll dies deine Strafe seyn, die Dich hoffentlich bessern wird.«

»Esperance«, stammelte Pontis, der sich seinem Freunde zu nähern suchte. »Geh und lege Dich schlafen, wir setzen uns zu Pferde und Du kannst Dich nicht einmal auf den Füßen halten.«

Der junge Chevalier warf den Trunkenbold, von dem er sich los machte, ohne Anstrengung auf den Fußboden. — Pontis ächzte und jammerte und gab sich alle Mühe seine Hände zu falten und zu bitten.«

»Ich hatte Dir verboten«, sagte Esperance ernst, »so viel zu trinken, daß Du den Verstand verlierst. Du hast es mir versprochen, Du hast dein Versprechen nicht gehalten, Gott straft Dich jetzt.«

Pontis schluchzte laut, er war nicht im Stande sich aufzurichten.

»Der Unhold hat noch Muth«, sagte Crillon, »aber er ist betrunken, wie ein Burgunder Fuhrknecht; er wird sogleich wieder einschlafen, wir wollen ihn liegen lassen. Jetzt fort!«

Esperance und der Mönch gingen schnell hinaus und eilten in den Stall; sie waren selbst den Knechten behilflich, die Pferde zu satteln. Esperance beschwichtigte seine Hunde, welche vor Freuden heulten, als sie die Vorbereitungen zur Reise sahen.

»Ruhig, Cyrus! ruhig, Rustaud«, sagte Esperance. »Eure Freunde, die Pferde, gehen davon, aber zu einer Jagd, wo die Hunde überflüssig sind. Oh, wenn ich wieder da bin, gehen wir auf die Jagd.«

Er liebte das Hirschkalb, flüsterte den Namen der holden Geberin und schwang sich in den Sattel, sobald man sein Pferd vorgeführt hatte.

Einige Minuten nachher waren die Reiter auf dem Wege nach Bezon. Esperance hatte einen dunklen Mantel über die Kutte des

Mönches geworfen, so daß derselbe gar nicht zu erkennen war. Das Pferd schien zu bemerken, daß Bruder Robert gar nichts Mönchisches mehr an sich hatte, denn es lief rasch voraus.

Unterdessen klammerte sich Pontis am Tische fest und suchte aufzustehen. Alles drehte sich im Kreise um ihn: Gläser, silberne Schüsseln, vergoldete Flacons. Seine wieder erwachende Vernunft verwandelte das Lächerliche dieser Situation in Schrecken.

»Elender«, sagte er wankend, »Du bist betrunken, Du zitterst, Du kannst nicht auf den Füßen stehen . . . Du bist ein Nichtswürdiger . . . man will sich schlagen und Du bist nicht dabei! Deine Freunde verabscheuen Dich, Du Trunkenbold! siehe, Du unsauberes Sehwein!«

Jedes Schimpfwort begleitete er mit einem wüthenden Faustschlag ins Gesicht. Der in der Thüre lauschende Diener sah ihn halb erschrocken, halb ehrerbietig an.

»Wenn er ein Messer auf dem Tische finde«, dachte er, »so wäre er im Stande sich zu tödten.«

Pontis hatte sein Gesicht so arg zugerichtet, daß es blutete. Er wankte noch, aber seine Hände klammerten sich fester an den Tisch, er hielt sich endlich mit Mühe aufrecht und sah mit Freude das Blut fließen, mit welchem sich seine Trunkenheit zerstreute.

»Wasser, Wasser!« rief er laut.

Man brachte ihm eine Caraffe, die er begierig ausleerte, wobei er freilich wenigstens die Hälfte auf Bart und Brust verschüttete.

»Es ist gut, jetzt bin ich stark . . . sie sind fort, ich will auch fort! . . . Platz da, ein Pferd . . . «

Er wankte auf den Stall zu, den die Stallknechte verschließen wollten. Allein sein Muth würde alle Hindernisse bezwungen haben und man war gezwungen ihm ein Pferd zu satteln. Man hoffte freilich, er würde es nicht besteigen können, aber sein fester Wille trug über den rebellischen Körper den Sieg davon. Zehnmal versuchte er es und zehnmal fiel er wieder vom Pferde. Vor Wuth weinend und von Schmerz trunken, legte er die Hand an den Degen und rief den bestürzten Dienern zu:

»Ihr Hunde, wenn Ihr mir nicht behilflich seyd, so stoße ich Euch Alle nieder! . . . Um Gottes willen, Freunde helft mir, ich bitte Euch!«

Die Diener waren gerührt, denn sie liebten den braven jungen Mann und beurtheilten die Trunkenheit nicht so streng wie ihr Herr. Sie traten auf ihn zu und wollten ihn überreden von seinen fruchtlosen Versuchen abzustehen.

»Sie werden die Herren nicht wieder finden, sagte der Intendant zu ihm; »sie sind fort, ohne zu sagen, wohin sie reiten, und sie sind schon weit. Bleiben Sie, lieber Herr, bleiben Sie, wir werden Sie pflegen.«

Pontis hätte bei diesem neuen Hinderniß, das sich vor ihm aufthürmte, beinahe den Muth verloren; aber das Hundegebell weckte seine Lebensgeister wieder.

»Die Hunde!« rief er, »ah mein Cyrus, ah mein Rustaud! sie werden Esperance wiederfinden . . . lassen Sie die Hunde los, ich will ihnen folgen.«

Sogleich schwang er sich in den Sattel, die losgelassenen Hunde sprangen freudig an dem Pferde hinauf, und sobald die Thüre geöffnet war, liefen sie fort.

Pontis hielt sich am Sattelknopf, um nicht zu fallen, und sein Pferd galoppierte in der Morgendämmerung den Hunden nach.



7.

Der König berührt Dich, Gott heile Dich.

Laramée, der neue König von Frankreich, hatte sein Hauptquartier in der Nähe von Rheims, in einem alten verlassenen Landhause, welches ihm zugleich als Festung und als Palast diente. Dort weidete er sich an Hirngespinnsten und träumte von Glück und Liebe. Umgehen von Soldaten, die ihn sorgfältig bewachten und deren Zahl mit jedem Augenblicke zunahm, beschäftigte er sich mit der Bewaffnung und Einübung seiner neuen Mannschaft und suchte zugleich dem Volke einzureden, daß die Legitimität, die letzte Hoffnung Frankreichs, in seiner Person gekommen sey, um die Stadt Rheims, wo die Könige gekrönt werden, zu beehren.

Viele Müßiggänger, welche überall leichtgläubig und abergläubisch sind, besuchten ihn und kehrten entzückt wieder zurück. Er hatte jenen Adel der Gestalt und des Gesichtes, der unzertrennlich ist von dem Begriffe, den sich der große Haufe von dem Königthume macht. Er hatte den klaren, kalten, trotzig Blick der Prinzen von Valois, für deren Nachfolger er sich ausgab. Dies war in der That genug für die mäßigen Gaffer, welche von jeher in dem schönen Frankreich im Ueberflusse vorhanden waren.

Laramée dachte vielmehr an das Solide. Im Heere wurde strenge Wache gehalten, in einem Umkreise von einer Stunde waren eintausendfünfhundert Mann mit einer gewissen strategischen Geschicklichkeit aufgestellt und die Verbindungen dieser Linie mit dem Hauptquartier, wo sich der Chef befand, waren so eingerichtet, daß, wie in einem Spinnengewebe kein Faden des Umkreises berührt werden konnte, ohne daß der Mittelpunkt davon benachrichtigt wurde.

An einem frischen reinen Frühlingsabende bot das Schloß des neuen Prinzen einen mehr sonderbaren als königlichen Anblick. Man

hatte in dem großen Hofe die Leibgarden Sr. Majestät Laramée aufgestellt, nämlich etwa zweihundert fanatische Spanier oder Liguisten, unter denen ein aufmerksamer Beobachter mehre von den Gesichtern, welche wir in dem Saale der Herzogin von Montpensier gesehen haben, wieder erkannt hätte.

Mitten im Hofe unter einem großen Kastanienbaume stand eine Art Thron, dessen Höhe für die armseligen Bestandtheile Ersatz leistete. Es war ein alter Armsessel, den man aus einer alten Rumpelkammer genommen hatte und der zu erschrecken schien vor der Ehre, die man ihm am hellen Tage erwies. Die um den Baum aufgestellten Tapetenwände stellten das Märtyrerthum eines Heiligen dar; der Gemarterte wand sich mit dem Strick um den Hals mitten unter einer Schaar von römischen Legionären, welche mit phantastischen Helmen geschmückt waren. Hier und dort hatte der Künstler Nägel, glühende Eisen, Beile, Keulen, Dolchmesser und Pfeile, kurz das ganze Martyrologium zerstreut; man brauchte sich nur zu bücken, um zu wählen. Aber diese seltsame Trophäenwand wurde von den Zuschauern, denen sich ein seltsamerer Anblick darbot, gar nicht beachtet.

Man sah im Hofe auf Sänften oder Karren eine Schaar von Kranken kommen, denen eine Menge von Bauern und Stadtpöbel folgte. Die Offiziere des neuen Königs ließen diese Kranken auf einer Seite des Thrones, die Zuschauer auf der andern aufstellen und alle Blicke richteten sich auf den Monarchen, der durch die Berührung seiner Hände alle diese Unglücklichen heilen sollte, wenn er wirklich König von Frankreich war. Zwei Tage zuvor hatte Laramée von Paris ein Billet folgenden Inhalts erhalten:

»Man muß die Kröpfe heilen.«

und da er die Hand, welche diese Zeilen geschrieben, nicht verkennen konnte, da das Billet auch von einer hübschen Summe, womit diese Ceremonie bestritten werden sollte, begleitet war, so war Laramée bereit, seiner Gönnerin zu gehorchen.

Es war ein gutes Mittel auf die abergläubischen Gemüther der Landleute einen starken Eindruck zu machen. Es war die Usurpation des Vorrechts, welches allein dem Könige von Frankreich zustand.

Laramée wollte also in Gegenwart seines Volkes die Kröpfe heilen.

Man suchte und fand mehre Leute, die mit dieser widerlichen Krankheit behaftet waren; vielleicht gab es in Rheims ein Depot für die feierlichen Veranlassungen; denn Rheims war ja die Stadt, wo alle diese Ceremonien stattfanden. Diese Kranken wurden jetzt zur Rechten des Thrones aufgepflanzt, wo sie das Erscheinen des neuen Königs erwarteten.

Ob dieser ein Charlatan war, der die Menge absichtlich täuschte? Nein! Es war ihm vielmehr Ernst mit seiner Rolle. Der Liebeswahnsinn dieses Unglücklichen entwickelte in ihm die Manie von Prunk. Er hatte es mit einer stolzen, herrschsüchtigen Frau zu thun; er wollte sie beherrschen, sich von ihr bewundern lassen, und das einzige Mittel war, sich auf einen Thron zu setzen, denn ihr ganzes Streben war auf den Thron gerichtet. Laramée ein Spielwerk des Geschicks, glich seit seiner Thronbesteigung jener Person in dem arabischen Märchen, deren ehrgeizige Wünsche von einem allmächtigen Califen spottweise erfüllt werden. Die Festlichkeiten, die Paläste, die Kronen, er gibt ihm alles Tag für Tag, und Abends, wenn er seine Hand zurückzieht, fällt der arme Bethörte von seiner Höhe auf ein Strohlager zurück, wo ihn die Verzweiflung und die düstere Schwermuth erwarten.

So träumte Laramée, er hielt sich wirklich für einen König, denn es war nothwendig, daß er sich als König zeigte, und Niemand glaubte so bereitwillig an sein Königthum als er.

Als er unter der Vorhalle seines Palastes in dem Anzuge Carl's IX. erschien, als die Trompeten schmetterten und das ehererbietige Gemurmel des Volkes an sein Ohr drang, richtete er sich stolz auf, und Carl IX. würde einen solchen Nachfolger gewiß nicht verleugnet haben.

Seine Garde hielt die Menge nur mit Mühe im Zaum. Er befahl ihnen, sie näher kommen zu lassen; dann ging er mit majestätischem Anstand auf die Kranken zu, welche sich niederwarfen, berührte ihre Stirn und ihren Hals mit einem Finger, und sprach mit fester Stimme die feierlichen Worte: »Der König berührt Dich, Gott heile Dich.«

Bei solchen Anlässen macht das Wunderbare immer einen großen Eindruck. Die Anwesenden sind ja in keiner andern Absicht gekommen. Unter den Kranken von Rheims waren einige, welche geschickter Weise auf ihre rasche Heilung vorbereitet waren; sie richteten sich auf und zeigten dem Volke mit Freudengeschrei ihren geheilten, wie durch einen Zauberschlag gereinigten Leib. Das Wunder war offenbar. Diese wunderbaren Curen waren der Herzogin von Montpensier vielleicht theuer zu stehen gekommen; aber der Erfolg war noch größer als die Kosten und die überzeugten Zuschauer riefen mit Begeisterung: »Es lebe der König!«

Laramée zweifelte keinen Augenblick an seiner königlichen Kraft. Der Unglückliche! er liebte ja Henriette bis zum Wahnsinn.

Als er nach der Ceremonie die Glückwünsche seiner Armee und einiger Notabeln erhalten hatte, als ihm gewisse Damen aus der Stadt Rheims ein Geschenk, aus einem Königsmantel und einem vollständigen Anzuge bestehend, dargebracht hatten, schloß er sich ein; aber anstatt Gott zu danken, oder ihn um Gnade zu bitten, schrieb der arme Verblendete an Henriette d'Entraques einen Brief, der bestimmt war, den Enthusiasmus von Rheims nach Paris zu verbreiten.

»Ja«, schrieb er, »jetzt bin ich glücklich! Ich höre überall rufen: Es lebe der Königs es lebe Carl X.! Mein Herz ist sanft bewegt, dieser laute Jubel bedeutet mehr, als er ausspricht. Es liegt ja auch darin: es lebe die Königin Henriette, die Perle der Schönheit, die edle Gemahlin des neuen Fürsten! Du sollst sie bald haben diese Krone, die allein im Stande ist, deine Anmuth und Schönheit noch zu erhöhen; ich will sie erobern, vielleicht in schweren Kämpfen, die aber meinen Ruhm noch erhöhen werden.

»Wie stolz und glücklich bin ich! Noch vor wenig Stunden zitterte ich, dein Herz schien mir auf immer verschlossen zu seyn; ich wußte nicht, daß Du ebenso vorsichtig und besonnen als schön bist, und daß Du von schonungslosen Personen bewacht wirst; aber in dieser letzten Prüfung, wo Du Dich mir ganz kundgegeben hast, habe ich endlich in deinen Gedanken gelesen; Du lächelst mich an, Du hast mich gerettet, Du drückst mir die Hände, obgleich ich Dich Abends

zuvor beleidigt hatte. Hättest Du mich nicht geliebt, so würde die Rache leicht gewesen seyn . . . ich danke Dir, ich will dein Mitleid und deine süßen Versprechungen nicht vergessen. Ich will sie nicht vergessen die Ermuthigungen, die Du mir seit meiner Ankunft hast zugehen lassen; nur wer einen Geist und ein Herz wie Du besitzt, könnte alle diese Schwierigkeiten überwinden.

»Von jetzt an ist mir Alles leicht. Sobald ich genug Fortschritte gemacht habe, um einen Feldzug zu eröffnen, werde ich Dich zu mir rufen. Ich sehne mich nach der Stunde, wo ich Dich mit königlichem Prunk und Glanz umgeben werde. Meine Offiziere melden mir die Anschläge, welche täglich gegen die Person des Usurpators, des Renegaten Heinrich von Navarra geschmiedet werden. Gestern noch erboten sich mehre Soldaten, ihn mitten in seinem Louvre, auf seinen schamlosen Gelagen zu ermorden; aber die Krone, die er eine kleine Weile getragen, macht ihn in meinen Augen unverletzlich; zwischen Königen sind solche Verbrechen unmöglich, ich werde nur auf dem Schlachtfeld etwas gegen sein Leben unternehmen, dort werde ich diesem angeblichen Helden und seinen Garden beweisen, daß der Arm eines Valois siegreich ein Schwert zu schwingen weiß.

»Unterdessen lebe ganz unbesorgt, meine Geliebte, wir werden uns bald sehen, alle düstern Gedanken werden schnell verschwinden vor dem strahlenden Lichte, das mich umgibt. Es muß jetzt bald zum Kampfe kommen, ich erwarte in kurzem Verstärkungen; der König von Spanien schickt mir drei seiner Offiziere, denen ein vor acht Tagen eingeschifftes Truppencorps folgen wird. Ich werde mich mit diesen Offizieren verabreden, um in Paris selbst Verbindungen anzuknüpfen; denn dort soll sich die alte Ligue wieder regen, ich will sie in meiner Eigenschaft als katholischer Fürst, der durch die Bluttauf der Bartholomäusnacht gereinigt ist, wieder herstellen. Sobald meine Angelegenheiten hier geordnet sind, werde ich mich zu Rheims salben lassen. Wirst Du nicht kommen, mein geliebtes Leben? Wirst Du mir nicht diesen Tag schenken, um jenen Unglückstag vergessen zu machen, wo Du mit deiner Verwandten der Abschwörung des Bearners beiwohntest, wo

wir zusammen in das Kloster Bezon gingen? Nicht wahr, Du wirst nach Rheims kommen? Eine innere Stimme sagt mir, daß Du eben so muthig als schön bist, daß Du stolz seyn wirst, mir deinen Edelmuth zu beweisen. Du bist ja übrigens an meinem Triumph mit interessiert, Du kannst ihn durch deinen Rath und deine Anwesenheit beschleunigen; Du darfst nur ein Wort sagen und ich schicke Dir durch einen meiner spanischen Offiziere das nöthige Reisegeld, Pferde und Pässe. Ich erwarte diese Offiziere von einer Stunde zur andern. Dieser Brief wird Dir morgen übergeben werden, ich kann binnen, drei Tagen deine Antwort erhalten; antworte mir ohne Bedenken, der Bote ist zuverlässig.

»Lebe wohl« meine Theure, bewahre mir dein Herz; ich liebe Dich so innig, so feurig, daß ich mich stark genug fühle, die Welt zu erobern.

»König Carl.«

Der arme Laramée hatte seinen überspannten Ideen in diesem Briefe einen Ausdruck gegeben; er hatte treu sein Leben geschildert; er hatte von der Vergangenheit nichts vergessen und vergaß nun auch die Hoffnungen, den Stolz und die zügellose Liebe der Zukunft nicht.

Das Bild der schönen Henriette, dieses herzlosen Dämons, störte ihn in seiner Einsamkeit; sie erschien ihm anlockender durch die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten. Um sie bei sich zu haben, begann er einen wahnsinnigen Kampf gegen ganz Frankreich; um sie zu behalten würde er alle Kronen der Erde mit Füßen getreten haben. In seinem zerrütteten Geiste war ein beständiger Kampf zwischen Vernunft und Wahnwitz; bald fühlte er die Richtigkeit seines Traumes, in einem andern Augenblicke berauschte er sich mit seinen Wünschen wie mit einem Getränk, das ihn bis zum Wahnsinn trieb.

Als Laramée seinen Brief überlesen und alle zu lauen Ausdrücke sorgfältig verbessert und hier und da ein Schlagwort eingeschaltet hatte, übergab er die Depesche einem seiner Vertrauten mit dem Befehl, sie schleunigst an ihre Adresse zu befördern, dann stieg er zu Pferde, um eine Musterung zu halten und sich von der Ruhe der

Nacht zu überzeugen.

Es war in diesem unsinnigen Menschen der Stoff zu einem guten Heerführer und zu einem braven Krieger, wenn der Dämon nicht seine Seele mit giftigem Hauch erfüllt hätte. Uebrigens hatte er den Bericht seiner Plänkler empfangen; kein Armeecorps, keine Truppenabtheilung zeigte sich in der Umgegend, keine Nachricht sprach von Truppenzusammenziehungen im ganzen Umkreise von wenigstens zwanzig Meilen.

Laramée befahl dem Vorpostencommandanten, drei spanische Offiziere, welche mit regelmäßigen Pässen versehen wären, zu ihm zu führen. Wären sie zu Fuße, sollte man ihnen Pferde liefern, wären sie zu Pferde, sollte man sie begleiten, ohne jedoch die Ordnung des Lagers im mindesten zu stören, und vor Allem sollte ihre Ankunft sogleich im Hauptquartier gemeldet werden. Für jeden Andern sollte die Vorpostenlinie geschlossen seyn. Von Courieren sprach man nicht, sie hatten das Losungswort.

Laramée versicherte sich von der guten Wirkung, welche die Heilung der Kröpfe auf seine Truppen hervorgebracht hatte; er erhielt günstige Nachrichten über die Stimmung seines Volkes, und kündigte beim Fortgehen die nahe Ankunft einer beträchtlichen Verstärkung und großer Geldsummen an.

So ging Alles gut; der neue König, der von seinen Soldaten vergöttert wurde, begab sich langsam in sein Hauptquartier zurück. Ein Abendessen erwartete ihn, zu welchem er die vornehmsten Führer seiner Armee eingeladen hatte. Es wurde tüchtig geschmaust und gezecht; man war ja mitten in der Champagne. Man trank auf den Ruhm des Thrones, auf die Eroberung Frankreichs, auf die Gesundheit des katholischen Königs. Man sprach von Fahnen, von Truppenausrüstungen, von Schlachten und Belagerungen, vorzüglich aber von Kriegssteuern und Lasten; der Krieg kostet ja so viel Geld . . . zumal der Bürgerkrieg

Die Abendmahlzeit dauerte bis elf Uhr und schien noch bis nach Mitternacht dauern zu wollen, als rasche Hufschläge im Hofe ertönten und bald meldete ein Soldat die Ankunft der von Laramée selbst angekündigten spanischen Offiziere.

Laramée stand vom Tische auf und entließ seine Gäste.

»Meine Herren«, sagte er« »die versprochene Verstärkung ist da. Ich werde wahrscheinlich die Nacht mit diesen Offizieren zu reden haben; es sind verdienstvolle Männer, die mir von Sr. Majestät dem König von Spanien zugeschickt werden. Halten Sie draußen gute Wache, meine Herren, und geben wir den Bundesgenossen, welche bald zu uns stoßen werden, eine gute Meinung von unserer Wachsamkeit und Mannszucht.

Die Anwesenden verneigten sich ehrerbietig; der König begab sich in den Empfangssaal und ertheilte die nöthigen Befehle, um die Offiziere zu ihm zu führen.

8.

Die Hand der Proserpina.

Abends erschienen drei Männer bei den Vorposten. Alle drei waren zu Pferde und hatten jenes ritterliche Ansehen, an welchem man in Frankreich seit langer Zeit die Spanier erkannt hatte. Sie wurden zum commandirenden Lieutenant geführt, und einer von ihnen, ein schöner junger Mann, nahm in spanischer Sprache das Wort, um zu erklären, daß seine Begleiter kein Wort Französisch verstünden, und zeigte, dem Gebrauche gemäß, seine Pässe und Empfehlungsschreiben vor.

Der Lieutenant, welcher diese Papiere aufmerksam las, erkannte darin die drei fremden Offiziere, die man ihm bereits gemeldet hatte, und ertheilte einigen Reitern Befehle, sie ins Hauptquartier zu führen.

Diese Spanier, deren ruhige ernste Haltung mit dem Charakter ihrer Nation ganz im Einklange stand, wurden durch die von dem Garderegimente gebildete Linie geführt, sie beobachteten neugierig jeden Posten, und ohne ein Wort zu sprechen gaben sie sich gegenseitig Winke.

Der Dienst wurde sehr pünktlich verrichtet, das Losungswort wurde jeden Augenblick gewechselt. In einer kleinen halben Stunde waren die Spanier im Hauptquartier. Dort entfernte sich die Escorte, um den neugierigen Schildwachen, welche am Posten standen, einige Weisungen zu ertheilen. Die Spanier blieben allein, während man Laramée von ihrer Ankunft in Kenntniß setzte.

Sie benutzten diese Muße, um sich dergestalt aufzustellen, daß sie die Annäherung jedes Kundschafters sehen konnten. Sie flüsterten eine kleine Weile miteinander und beschlossen das Gespräch mit einem gegenseitigen Händedruck.

Als die spanischen Offiziere vom Pferde gestiegen waren, konnte

man ihre Haltung und ihr Gesicht besser beurtheilen. Der eine war älter, vermuthlich der Anführer; er hatte sich tief in seinen Mantel gehüllt, wie ein echter frostiger Spanier. Er war von untersetztem Körperbau und seine Haare begannen grau zu werden. Die beiden andern waren mit ihrer etwas in Unordnung gekommenen Kleidung beschäftigt. Alle drei sahen das Gebäude an, welches von den Anhängern Laramée's »der Königspalast« genannt wurde. Sie maßen gleichsam nach spanischer Sitte die Höhe und Breite der Residenz; wie sollten sie auch in diesem offenen Hofe anders die Zeit hinbringen? Der eine von ihnen, der Frostigste, war allerdings bis in die Vorhalle gegangen, aber Niemand hatte ihn aufgefordert einzutreten, denn Laramée hatte es nicht angeordnet.

Endlich benachrichtigte man sie, daß ihnen der König eine Audienz bewillige. Sie sahen einander an, als ob sie unschlüssig wären, wer vorgehen sollte. Der Aelteste eröffnete endlich den Zug, die beiden Andern folgten ihm schweigend. Sie hörten im Vorsaale eine Stimme, welche sagte:

»Ihr versichert, daß die Offiziere kein Wort französisch verstehen; ich habe es vorausgesehen und spreche genug spanisch, um mich mit ihnen zu verständigen. Geht also und sorgt dafür, daß wir nicht gestört werden; wenn ich Jemand brauche, werde ich rufen.«

Diese Stimme war ihnen auffallend; der eine der jungen Offiziere, ein kleiner, breitschulteriger Mann erröthete und stieß seinen Begleiter mit dem Ellbogen an. Dieser antwortete kalt: »El Rey.«

»Ja, meine Herren«, sagte der Andere, »es ist wirklich der König, den Sie gehört haben.«

Das Lächeln, welches ihre Gesichter bei dieser Antwort erheiterte, war schon verschwunden, als der Führer zu ihnen kam und sagte: »Treten Sie ein, meine Herren!«

Laramée saß an seinem Tische, auf welchem einige Kerzen brannten; er durchlas aufmerksam die Papiere der Spanier. Er fand in dem Empfehlungsschreiben des Königs von Spanien unzweideutige Zeichen der Theilnahme, welche man ihm jenseits der Pyrenäen widmete.

In seiner Zerstreung und auch in der Absicht mehr zu

imponieren, wartete er bis Alles still war, bevor er aufschaute und seine neuen Gäste ansah. Auf diese Weise kürzte er das Ceremoniel ab.

»Seyen Sie willkommen, Seniores«, sagte er in spanischer Sprache.

Die Offiziere traten langsam vor. Sie standen still, Laramée schlug die Augen auf, und als ob er Gespenster bemerkt hätte, öffnete er seinen Mund und das Blut erstarrte ihm in den Adern. Er sah vor sich Crillon, zu seiner Rechten Esperance, zur Linken Pontis. Ein minder entschlossener Mann als er würde vor Schrecken das Bewußtseyn verloren haben. Laramée neigte sich vorwärts, als ob er einen Zaubernebel, der sich zwischen ihm und den wirklichen Spaniern niedergelassen hätte, durchdringen wollte; aber wie konnte er sich länger täuschen? Crillon sah finster, Esperance ernst und Pontis spöttisch aus.

»Vor Allem«, sagte Crillon zu ihm, »da Sie uns erkannt haben, so rathen wir Ihnen, sich weder zu regen, noch zu rufen, denn Sie können leicht denken was geschehen würde und Sie sind klug genug, um unsere Absicht zu errathen.«

Bei diesen Worten gab er Pontis einen Wink; dieser trat auf Laramée zu und hielt ihm einen langen Dolch entgegen.

»Reden Sie, wenn Sie uns etwas zu sagen haben«, fuhr der Chevalier fort; »aber sprechen Sie leise, so daß Niemand herbeigelockt wird; sonst würden wir zuerst Sie und dann jeden Andern, der uns etwa überfällt, expedieren, und ich halte so viel Blutvergießen für überflüssig.«

Es wäre vergeblich, den Schrecken und die Bestürzung Laramée's zu beschreiben. Er war wie vernichtet. Die Kühnheit eines solchen Attentats war ihm unbegreiflich, und seine Bestürzung war so groß, daß er sich nicht wehrte als Pontis ihm den Degen abnahm.

Endlich faßte er sich; sein angeborner Muth beruhigte das ungestüme Pochen seines Herzens.

»Wenn Sie gekommen sind, mich umzubringen«, sagte er zu seinen Feinden, »warum haben Sie so lange gezögert?«

»Deshalb sind wir nicht gekommen«, sagte Crillon; »dieses ist das

äußerste Mittel, vor welchem wir indessen nicht zurückschrecken werden, wenn es nothwendig ist; aber bis jetzt sind wir noch nicht in diese Nothwendigkeit gekommen.«

»Diese Nothwendigkeit kann leicht eintreten«, sagte Laramée, »denn ich bin kein Schöps und werde nicht immer schweigen, wie ich es im ersten Augenblicke der Ueberraschung gethan.«

»Diese Ueberraschung ist ganz natürlich, und ich tadle sie nicht«, sagte der Chevalier; »der Kühnste kann bestürzt werden . . . ich muß Ihnen sagen, daß Sie sich gar nicht übel benommen haben.«

Während er sprach, hatte Laramée seine Gedanken gesammelt, gleich einem Kämpfer, der beim ersten Anprall zu Boden geworfen sich aufrichtet und nun seine Maßregeln besser nimmt.

»Ich sehe wohl«, sagte er« »meine Herren, daß Sie einen argen Mißgriff gethan haben, und daß Sie verloren sind.«

Esperance regte sich nicht, Pontis lachte noch höhnischer als zuvor, Crillon schüttelte den Kopf.

»Glauben Sie das nicht, verzeihen Sie mir, es hängt von mir ab zu leben oder zu fallen; Sie haben es selbst gesagt.«

»Allerdings!«

»Ich kenne Ihre ganze Berechnung; Sie haben gedacht: er fürchtet den Tod und wird schweigen.«

»Allerdings haben wir das gedacht.«

»Es sind hier nur zwei Fälle möglich: entweder ich schweige, was werden Sie dann mit mir machen? oder ich rufe, und Sie stoßen mich nieder . . . was werden Sie dann selbst anfangen?«

»Ich verstehe nicht recht«, sagte Crillon.

»Ja« wenn ich schweige, so werden Sie mich zwingen irgend etwas z. B. meine Verzichtleistung zu unterzeichnen . . . Ich will annehmen, daß ich unterzeichne, wie werden Sie aber wieder aus dem Lager kommen? Wenn Sie mich umbringen, so ist es noch schlimmer für Sie; denn was werden meine Soldaten dazu sagen? Kurz, Ihre Sicherheit ist auf jeden Fall sehr gefährdet.«

»Ich muß gestehen«, erwiderte Crillon, »daß Sie sehr richtig urtheilen; es ist ein Vergnügen sich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Ja, aber die Unterredung darf nicht lange dauern«, sagte Laramée, »denn Sie würden hier nicht sicher seyn.«

»Ich danke für die Warnung, bleiben Sie nur ganz ruhig, und denken Sie nicht an uns, denn wir sind unserer Sache gewiß. Ja wir würden Sie niedergestoßen haben, wenn Sie im ersten Augenblicke um Hilfe gerufen hätten; wir würden Sie sogar noch umbringen, wenn Sie es thäten, weil die Soldaten im ersten Augenblicke sich wie Bullenbeißer auf die Leute zu stürzen pflegen, die ihr Herr ihnen zeigt, und wir wollen uns nicht niedermetzeln lassen, bevor eine Erklärung stattgefunden hat. Aber rufen Sie ganz ruhig aus dem Fenster, oder lassen Sie einen von uns hinaus, um einige Offiziere, oder auch Soldaten zu rufen . . . Wir sind bereit.«

»Sich gegen Dreitausend zu schlagen«, sagte Laramée, über diese Prahlerei lachend.

»Nein! Nein! wir würden uns nicht gegen Ihre Armee schlagen; wir würden ihr gewisse Papiere vorlesen, die ich in der Tasche habe und der Kampf würde unmöglich werden.«

»Was steht in diesen Papieren?« fragte Laramée gelassen.

»Wir wollen Ihre Leute rufen, wenn Sie wollen, und Sie werden es zugleich mit ihnen erfahren. Sie zögern? Daran thun Sie wohl; ich sehe, daß Sie ein verständiger Mann sind.«

»Ich sehe wohl«, sagte Laramée, »daß Sie versuchen würden, meine Soldaten durch Versprechungen des Königs oder auch durch Verleumdungen zu verführen.«

»Ich werde ihnen ganz einfach beweisen, daß Sie eben so wenig ein Valois sind, als ich Laramée bin, und das wird ihren Eifer erkalten.«

»Herr Chevalier!« rief Laramée, bleich vor Zorn; »beweisen Sie Ihre Behauptung!«

»Sehr gerne«, erwiderte Crillon, indem er ans Fenster trat, während Pontis die scharfe Spitze seiner Waffe auf Laramée's Brust hielt.

Man hörte leise an die Thür klopfen; die drei Feinde hielten sich bereit. Die Stirn Laramée's erheiterte sich, und er war schon im

Begriff laut-zu rufen, aber Pontis ließ ihn die Dolchspitze noch schärfer fühlen und Esperance streckte schon die Arme aus, um einen Leichnam zu empfangen.

»Ich hatte die Riegel vorgeschoben«, sagte Crillon, »riegeln Sie auf, Esperance und lassen Sie Jedermann hereinkommen. Pontis stecken Sie Ihren Dolch wieder der ein.«

Laramée war leichenblaß; er hatte nicht gerufen, aber diese Zuversicht seiner Feinde machte einen zu vernichtenden Eindruck auf ihn; er hatte alle Fassung verloren.

»Wenn ich wollte«, stammelte er, »würden wir Alle zusammen umkommen, aber ich habe mein Verhängniß, das Sie nicht aufzuhalten vermögen; es steht geschrieben, daß ich trotz Ihrer Papiere und Ihrer Dolche noch glücklich und ruhmvoll seyn werde.«

Crillon lachte und zuckte die Achseln.

Ein Haushofmeister trat ein.

»Sire«, sagte er »der Bote« den Ew. Majestät abgeschickt haben, ist wieder ins Hauptquartier zurückgekommen.«

»Zurückgekommen?« stammelte Laramée, der die Freude in den Augen seiner Feinde bemerkte.

»Warum zurückgekommen?«

»O, Sire! . . . und in welchem Zustande!«

Crillon trat auf Laramée zu.

»Sie verstehen mich«, sagte er ihm ins Ohr; »soll ich Ihnen erklären warum er nicht nach Paris gegangen ist?«

Laramée zitterte.

»Weil wir ihn unterwegs angehalten haben«, fuhr Crillon fort, »und weil wir ihm seine Depesche abgenommen haben.«

»Geh!« sagte Laramée zum Haushofmeister, der die Antwort erwartete. »Geh!«

Die Thüre schloß sich wieder.

»Ja«, fuhr Crillon fort, »dieser so zärtliche und zugleich so ausführliche Brief, dieses Meisterwerk der Liebe und Politik ist in unserer Hand. Es wird nicht an seine Adresse gelangen, darum ist Ihr Courier zurückgekommen.«

Laramée mochte seinen Ohren nicht trauen, er war, außer sich; seine Augen schienen zu rufen: »Erklären Sie sich und berichten Sie!«

»Wir kamen mit Mißtrauen bis in die Nähe Ihres Lager«, sagte Crillon, »und jedes Gesicht war uns verdächtig, wie Sie leicht denken können. Plötzlich begegnete uns Ihr Courier der in vollem Galopp davonsprengte. Der arme Teufel! wir traten ihm in den Weg; er zählte uns und sagte um uns auszuforschen: »Ich wette, Sie sind die Spanier, die wir in Rheims erwarten.« — »Ja, ja.« erwiderte Esperance in spanischer Sprache, die er sehr geläufig spricht. »Und ich«, fuhr der Courier fort, »ich werde in Paris erwartet.« — Es war nicht lange zu zögern, es war Einer von der Armee; wir hielten ihn an und nahmen ihm den an Ihre Geliebte adressierten Brief ab. Fürwahr, ein schönes Mädchen!«

»Wie? Sie kennen sie?« stammelte Laramée« indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

»Allerdings kennen wir Henriette d'Entragues, die Perle der Schönheit, wie Sie sagen. Fragen Sie nur Esperance, ob er sie kennt.«

»O!« ächzte Laramée, dessen Herz durch Eifersucht tiefer verletzt wurde, als durch den Dolch.

»Chevalier«, sagte der großmüthige Esperance zu Crillon, »schonen Sie diesen armen Teufel!«

Dieses Mitleid war ein harter Schlag für Laramée, er sank fast leblos in seinen Armsel.

»Henriette!« stammelte er.

»Sie haben Ihre Schöne in eine hübsche Lage versetzt«, fuhr der Chevalier fort; »sie steht jetzt als Ihre Mitschuldige da.«

»Als meine Mitschuldige?«

»Allerdings! Sie ist in der Mitschuld der Rebellion, des Attentats gegen die Sicherheit des Staates und die Person des Königs, der Fälschung und des Betruges, kurz aller Ihrer Verbrechen, welche in diesem Briefe aufgezählt sind.«

»Ach, mein Gott!« rief Laramée.

»Und das Allermindeste was dem schönen Mädchen geschehen kann, ist, daß sie mit dem Strange vom Leben zu Tode gebracht wird; aber ich glaube wohl daß ihr der Scheiterhaufen bevorsteht . . . «

»Ja, ja! es ist wahr«, sagte Laramée, hastig aufstehend; »man könnte sie compromittiren; aber Sie haben den Brief?«

»Allerdings!«

»Nun dann wollen wir hier Alle zusammen sterben, denn ich will rufen, ich will Sie niederstoßen lassen oder selbst Sie niederstoßen; ich weiß nicht was ich thun werde, aber ich werde eine furchtbare That begehen, ich will nicht, daß die Unschuldige um meinetwillen leiden soll.«

»Wohlan denn, so wollen wir einander niedermachen«, sagte Crillon.

»Ich werde den Brief von Ihrer Leiche nehmen«, setzte Laramée vor Zorn schäumend hinzu. »Geben Sie mir ihn, es ist besser.«

»Halten Sie uns denn für Einfaltspinsel?« erwiderte der Chevalier gelassen; »haben wir ihn denn, den Brief? wie könnten wir so unbesonnen seyn, Ihnen ein so wichtiges Document zurückzubringen?«

»Wo ist er denn? was haben Sie damit gemacht? fragte Laramée, dem diese Worte nur zu wahrscheinlich schienen.

»Ein braver Mann aus unseren Leuten hatte ihn in seinen Händen, um ihn uns bei unserer Rückkehr wieder einzuhändigen. Wenn wir morgen um Mittag nicht zurück sind, wie ich berechnet habe, so wird dieser Bote seinen Weg fortsetzen und den Brief des Königs von Rheims dem Könige von Paris überbringen; dann wird Mademoiselle d'Entragues mit dem Präsidenten von La Tournelle und Consorten

einen schweren Kampf zu bestehen haben.«

»Sie ist verloren!« rief Laramée in Verzweiflung. »Meine Herren, dieser Schlag ist zu hart für mich! Meine Herren, schonen Sie das unschuldige Mädchen! sie ist unschuldig, ich schwöre es Ihnen!«

»Sie sind blind, mein lieber Herr! sie ist eine Intrigantın.«

»Meine Herren, Sie sind Edelleute; Sie werden Ihre Kräfte nicht gegen ein schwaches weibliches Wesen gebrauchen. Sie sollte wegen ihrer Großmuth bestraft werden? Bedenken Sie, daß sie meine Braut ist!«

»Eine Braut kann auch gehängt werden«, sagte Pontis gelassen.

»O! Herr Chevalier, braver Crillon! Sehen Sie, ob ich für mich um Gnade bitte, nein! stoßen Sie mich nieder; ich biete Ihnen meine Brust, stoßen Sie zu, aber verschonen Sie ein unschuldiges Wesen!«

»Das ist nicht mehr möglich«, erwiderte Crillon, »wir werden genöthigt seyn, hier ein großes Aufsehen zu machen; sobald Sie todt sind, wird es zu einem Handgemenge kommen; wir werden um die Mittagsstunde nicht wieder an dem Orte seyn, wo unser Begleiter uns erwartet, und morgen Früh wird Heinrich IV. in dem Besitze des Briefes seyn. Sie mögen uns daher immerhin niedermachen, ich möchte immerhin Ihren Leuten sagen, daß Sie ein falscher Prinz sind, die Spanier wissen zu gut was sie zu erwarten haben, und ich habe mich dann mit meinen beiden Begleitern vergebens geopfert. Ihr Verhängniß, wie Sie es nennen, wird nicht minder auf Ihre Mitschuldige übergehen.«

»Nun denn«, sagte Laramée, »machen Sie keinen Lärm, kein Aufsehen; lassen Sie es zu keinem Kampfe kommen. Sie sollen um die Mittagsstunde an dem bezeichneten Orte seyn Sie können in zwei Stunden da seyn; wenn es nur zwei Stunden Weges von hier ist.«

»Wirklich?« sagte der Chevalier, der unwillkürlich von Bewunderung durchdrungen war.

»Mich wollen Sie, nicht wahr?« fuhr Laramée fort, »aber auf Henriette haben Sie es nicht abgesehen, Sie brauchen meine Schmach und Verurtheilung, aber nicht den Tod des armen

Geschöpfes, das ich liebe. Ich bewillige Ihnen was seyn muß; ich könnte mich hier niederstoßen lassen, Sie würden dann nur einen halben Sieg haben, nehmen Sie mich lebendig; Sie werden mich mit Schmach bedecken, mich verurtheilen, ich liefere mich aus . . . aber schonen Sie Henriette.

Die drei Männer sahen sich mit dem größten Erstaunen an.

»O, fürchten Sie keinen Hinterhalt«, fuhr Laramée fort; »wir spielen offenes Spiel; aber vor Allem schwören Sie mir bei dem Namen Crillon, daß Sie hier keinen Brief bei sich haben.«

»Ich schwöre es«, sagte Crillon, »und ich schwöre nie falsch!«

»Ich weiß es, es ist genug, wir wollen alle Vier fortgehen. Sie sehen, daß ich mich Ihrer Ehre anvertraue; wir werden zu Ihrem Begleiter kommen; er wird den Brief, den Sie ihm anvertraut haben, zurückgeben, Sie werden ihn mir ausliefern und dann bin ich ganz in Ihren Händen, thun Sie das.«

»Das ist wie ein Mann gesprochen«, sagte Crillon mit unwillkürlicher Bewunderung.

»Er wäre ein braver Mann gewesen«, setzte Esperance hinzu, »wenn ihn Proserpina nicht ergriffen hätte.«

»Aber sie hält ihn fest und läßt ihn nicht mehr los«, murrte Pontis.

»Nun, nehmen Sie es an, meine Herren?« fragte Laramée, der eine Weigerung fürchtete.

»Es bleibt bei der Abrede«, erwiderte der Chevalier. »Sie thun wohl daran, so aufrichtig zu Werke zu gehen; ich werde Ihnen alle überflüssigen Drangsale ersparen. Mein Plan war, Ihnen Ihren widerrechtlich angemaaßten Titel zu nehmen und Sie damit in Gegenwart Ihrer Armee ins Gesicht zu schlagen; ich hatte alle nöthigen Beweise, um Ihnen diese Qual aufzulegen; ich werde es nicht thun, Sie sind für diese Schurken als König eingezogen, als König sollen Sie wieder abziehen. Sobald Sie einmal draußen sind, stehe ich für nichts mehr.«

»Ich habe nur um eine Gunst gebeten«, sagte Laramée kalt, »sie ist mir gewährt, was liegt mir an dem Uebrigen?«

»Wohlan denn, fort!« sagte Crillon.

»Fort!« wiederholten seine Freunde.

Laramée rief seine Leute und sagte ganz gelassen: »Die Pferde dieser Herren und das meinige!«

»Wir wollen doch ein wachsames Auge haben«, sagte Pontis leise zu Esperance; »der Schlaukopf ist schon stärkeren Stricken entschlüpft.«

»Herr von Pontis«, erwiderte Laramée, der ihn s verstanden hatte, »es ist überflüssig ein wachsames Auge zu haben; die Fesseln, an welchen Sie mich diesmal halten, werde ich nicht zu zerbrechen suchen.«

Dann wandte er sich an seine Offiziere, welche nach und nach im Hofe erschienen, und sagte zu ihnen:

»Ich will mit diesen Herren recognostiren; gebt wohl Acht!«

Einige Stimmen riefen: »Es lebe der König!«

»Lebe wohl, Königthum!« sagte er mit einem so rührenden Ausdruck, daß Esperance tief dadurch bewegt wurde.

Einige Minuten nachher ritt die kleine Gruppe, von Laramée geführt, schweigend durch das Lager.

9.

Wie die Ligue zur Bekämpfung der Spanier diente, und umgekehrt.

Die kleine Schaar kaut so nach Olizy, wo der geheimnißvolle Begleiter, der im Besitze des Briefes war, warten sollte. Laramée sehnte sich nach dem Ende dieser peinlichen Reise; er hatte unbewaffnet, schweigend, in düsterer Stimmung den Weg zurückgelegt, ohne seinen Hütern die mindeste Besorgniß einzuflößen.

In Olizy fand man in einem Wirthshause den erwarteten Begleiter Crillon's. Es war Bruder Robert, der zu seiner Zerstreung in einem Fenster des ersten Stockwerks Platz genommen hatte und das immer interessante Schauspiel eines Wochenmarktes in Augenschein nahm.

Laramée schien erstaunt, als er den Mönch erblickte; er ahnte das geheime Bündniß dieser Leute, er fühlte, daß sein Geschick an einer unvermeidlichen Klippe zerschellte; er war gelassen wie die arabischen Fanatiker, und ließ weder Aerger noch Mistrauen merken.

»Es ist uns gelungen«, sagte Crillon zu dem Genovefaner, »und dieses Gelingen verdanken wir Ihrer Mitwirkung. Ich glaube, daß die Herzogin jetzt besiegt ist; sie hat von nun an nichts mehr zu thun.«

Laramée unterdrückte einen Seufzer, während man die Geschichte seiner Aufopferung und seiner Niederlage erzählte.

Der Mönch nahm Crillon bei Seite und sagte zu ihm: »Sie müssen auf Ihrer Hut seyn, daß man ihn unterwegs nicht raubt. Wie geheim wir auch diesen Zug gehalten haben, das Gerücht kann doch vielleicht bis zur Herzogin gedrungen seyn, und ein Hinterhalt ist leicht gelegt; Sie begreifen das Interesse der Mitschuldigen, den Enthüllungen des Schuldigen vorzubeugen. Haben Sie von Rheims

aus Begleitung gehabt?«

»Ich glaube nicht« wir sind rasch geritten.«

Unterdessen sagte Laramée mit Ungeduld zu Esperance: »Warum berathen sich die Herren? Wir sind ja angekommen, Ihr Begleiter ist da; wo ist sein Brief?«

»Es ist wahr«, erwiderte Esperance, der die Unterredung Crillon's und des Mönches unterbrach.

Crillon ersuchte den Bruder Robert sogleich um die Zurückgabe des Briefes.

Der Mönch zog ihn aus der Tasche, aber anstatt ihn an Laramée zu geben, sagte er laut: »Wenn er den Brief in Händen hat, werden Sie ihn nicht mehr bezwingen.«

»Das ist wahr«, erwiderte Crillon; »aber ich halte es ihm versprochen.«

»Dieser Brief«, fuhr der Mönch fort, ohne sich um den Zorn Laramée's zu kümmern, »dieser Brief ist zugleich der Beweis seines Verbrechens und seines Einverständnisses mit den erbittertsten Feinden des Königs; er ist nicht der Einzige, der Strafe verdient.«

»Ich habe ihn mit meinem Leben erkaufte, er ist mein!« rief Laramée.

»Und ich habe es ihm versprochen«, setzte Crillon hinzu; »wir müssen ihm den Brief zurückgeben.«

»Das sollte schon gesehen seyn, Chevalier von Crillon!« sagte Laramée, indem er wüthend die Fäuste ballte.

»Geben Sie den Brief nicht zurück, mein Herr, bis dieser Mann zu Paris in Sicherheit ist«, entgegnete der Mönch.

»Dann würde ich mein Wort brechen«, sagte Crillon. »Geben Sie her, Bruder Robert, geben Sie diesem jungen Manne den Brief.«

»Das Wohl des Staates und des Königs ist wichtiger als Ihr Wort«, entgegnete Bruder Robert.

»Ein gegebenes Wort geht über alles«, sagte Esperance.

Der Genovefaner trat auf Esperance zu und sagte halblaut: »Dieser Brief ist der Untergang eines weiblichen Dämons, welcher, wenn er nicht vernichtet wird, sogar Gabriele ins Verderben stürzen

wird.«

Esperance erschrak. Warum sagte Bruder Robert das und auf so geheimnißvolle Weise? Er wußte also, er errieth also Alles, der sonderbare Mann?

Pontis gab dem Mönche seine volle Zustimmung.

»Mit Verräthern«, sagte er« »ist jede Kriegslist erlaubt.«

Aber Crillon erröthete schon unter dem spöttischen Blicke Laramée's; er nahm den Brief aus den Händen des Mönches und gab ihn dem Besiegten ohne Bedingung und ohne weitere Bemerkungen.

Laramée öffnete den Brief hastig, las ihn und verlangte Feuer.

Esperance holte schnell aus dem Nebenzimmer ein Licht. Der Gefangene verbrannte nun das geheimnißvolle Papier und zerstreute die Asche in den Wind.

Von diesem Augenblicke an setzte er sich, und gab kein Zeichen der Unruhe, ja nicht einmal der Aufmerksamkeit auf das, was um ihn her vorging.

Aber Crillon und der Mönch hatten sich miteinander berathen. Mehr als einmal war der Chevalier mit Bruder Robert verschiedener Meinung gewesen, aber der Letztere gab ihm am Ende Recht. Crillon trat auf Pontis und Esperance zu und sagte zu ihnen:

»Führen Sie den Gefangenen nach Paris, Bruder Robert wird Ihnen folgen. Sie werden keine Zeit verlieren, und bei dem mindesten Versuche der Widersetzlichkeit, bei dem mindesten Anschein von Hilfe, welche ihm geboten wird, zögern Sie keinen Augenblick und stoßen Sie ihn nieder!«

»Fürchten Sie nichts, Herr Oberst«s sagte Pontis.

»Er wird keinen Versuch machen«, sagte Esperance; »er ist so gut wie todt. Aber warum verlassen Sie uns Chevalier, wenn ich fragen darf?«

»Ich habe schon zu dem Genovefaner gesagt, es thut mir in der Seele weh aus diesem Lande zu scheiden, und eine Schaar von Rebellen gegen unsern König Heinrich IV. Zurückzulassen. Der Bruder behauptet, sie würden sich, da ihnen der Anführer fehlt, von

selbst zerstreuen; ich aber sage, daß die Herzogin oder der Spanier oder Mayenne genug ist, um diesem Meutererhaufen ein gefährliches Leben einzuhauchen. Ich will die Rebellen zu Paaren treiben.«

»Sie allein?«

»Ich habe meinen Plan, fürchten Sie nichts. Ich habe Ihnen nur noch Eines an das Herz zu legen. Esperance, trauen Sie Ihrem weichen Herzen nicht. Bedenken Sie, daß Laramée auf dem Grèveplatz lebendig gerädert werden muß. Keine Nachsicht, kein unzeitiges Mitleid!«

»Der arme Tollkopf!«

»Ihnen, Pontis, hat man Ihre Völlerei verziehen; Sie haben Ihren Fehler durch einen guten Dienst wieder gut gemacht. Indessen werden Sie bemerken, daß der Hund Rustaud sich bei diesem Anlaß am besten aufgeführt hat; aber wenn Sie von hier bis Paris ein Glas Wein berühren, so lasse ich Sie wie einen Spitzbuben aufknüpfen.«

»Herr Chevalier«, stammelte der Gardist, »haben Sie Nachsicht mit mir und erweisen Sie mir die Ehre, mich auf andere Weise als mit Drohungen zu bestrafen.«

Crillon setzte nun die kleine Schaar in Bewegung. Laramée ritt zwischen Esperance und Pontis, Bruder Robert folgte mit einer langen Pistole bewaffnet, die er unter seiner Kutte verbarg.

Crillon gab dem Genovefaner einen Brief an den Gouverneur von Château-Thierry, den er ersuchte, dem Gefangenen eine Escorte mitzugeben und einen bedeckten Wagen zu liefern, damit seine Aehnlichkeit mit Carl IX. nicht irgend einen Verdacht bei den Uebelgesinnten des Landes erwecke.

Bei dem ersten Seitenweg verließ der Chevalier seine Leute und kehrte zurück, um seinen Auftrag in Rheims zu vollziehen. Der Gefangene nahm höflich Abschied von Crillon und sagte zu ihm:

»Wenn wir uns nicht wiedersehen, Chevalier, so nehmen Sie jetzt meinen Dank. Verzeihen Sie mir und vergessen Sie mich.«

»Vielleicht werde ich mehr für Sie thun, wenn Sie fortan vernünftig sind«, erwiderte Crillon, der durch diese stille Ergebung gerührt

war. »Jeder Sünder verdient Mitleid.« Dann kehrte er rasch um.

»Was meint er?« fragte Laramée; »er antwortete mir als ob ich um Gnade gebeten hätte.«

»Schweigen Sie, armer hochmüthiger Tropf!« unterbrach ihn Esperance mit sanfter Stimme; »der Chevalier will sagen, daß ein guter Christ nie an Gott und den Menschen verzweifeln soll. Sie sind jung, der Horizont erscheint Ihnen etwas beschränkt in diesem Augenblicke, aber er wird sich bald erweitern. Fort! und Sie werden bald auf andere Gedanken kommen.«

Laramée sah ihn erstaunt an; er begriff nicht, daß man Beleidigungen verzeihen könne, und glaubte daher auch nicht an die Verzeihung Anderer.

Man kam nach Château-Thierry und der Gouverneur hatte Crillon's Bitte bewilligt, die Reise ging daher rasch und ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß von Statten.

Inzwischen hatte Crillon das Lager Laramée's in einer schrecklichen Verwirrung gefunden. Das Verschwinden des Anführers wußte Niemand zu erklären; man sah die Offiziere suchen, sich erkundigen, leise miteinander reden und die Soldaten sahen einander an und verlangten den »König Carl X.« zu sehen.

Die Spanier, die mitten unter den Franzosen abgesondert waren, wollten wissen, was aus den drei Abgesandten ihrer Nation geworden sey.

Die Vorpostenwache wußte nicht mehr zu sagen, als was sie gesehen hatten, nämlich daß Laramée in der Morgendämmerung mit einigen Offizieren zum Recognosciren fortgeritten sey.

Die Unruhe wurde immer größer und endlich wurde, das ganze Lager von einem panischen Schrecken ergriffen; man beschloß bei den geheimen Führern des Unternehmens, beim Herzog von Mayenne und bei der Herzogin von Montpensier Erkundigungen einzuziehen; einstweilen suchte man in den Umgebungen und drang bis Olizy vor, wo Laramée mit seinen Führern Halt gemacht hatte.

Die Nachrichten, welche man dort erfuhr, waren sehr niederschlagend. Der »König« war auf dem Wege nach Paris, mehr einem Gefangenen als einem Herrn ähnlich, er er war

verschwunden. Diese in das Lager gebrachten Nachrichten machten daselbst eine Wirkung, als wenn ein Pferd in einen Ameisenhaufen tritt.

Die Trommeln werden gerührt, die Soldaten greifen zu den Waffen, man beschuldigt die Spanier des Verrathes, weil der König mit den Spaniern verschwunden ist. Die Letztern verschanzen sich, nachdem sie sehr unbefriedigende Erklärungen gegeben hatten; sie verstehen ja noch weniger als die Franzosen was vorgegangen war. Sie betheuern daß die von Philipp II. abgeschickten drei Spanier den König gewiß in einer wichtigen Absicht entführt hörten. Man sagt ihnen, daß die Entführen des Staatsoberhauptes schon ein offener Verrath sey. Von Worten kommt man zu Schmähungen, an denen das spanische Wörterbuch so reich ist, von Schmähungen kommt es zu Thätlichkeiten.

Das Handgemenge beginnt, die alten Scharren werden ausgewetzt. Die Spanier, minder zahlreich und sehr verblüfft, werden in Folge schlechter Anordnungen ihrer Commandanten auseinander gesprengt, das Blut fließt und blendet die Kämpfenden.

In jenem Augenblicke kommt Crillon auf den Kampfplatz.

Ein Verwundeter, den er antrifft, erklärt ihm, um was es sich handle und erzählt dem Chevalier, daß die Leute aufhören würden sich zu schlagen, wenn sie sich nur eine Minute verständigen könnten. Aber der gute Chevalier theilt die Meinung des Verwundeten keineswegs; er findet den Kampf recht angenehm, er kann von einem Erdhügel das Ganze übersehen. Spanier und Liguisten im blutigen Kampf zu sehen, ist ein wahrer Segen des Himmels. Crillon dreht sich schmunzelnd seinen grauen Schnurrbart.

Aber die Spanier sind gute Krieger, geübte Soldaten, sie lassen sich nicht ungestraft mißhandeln, sie gewinnen das verlorene Terrain wieder und flüchten sich in die Häuser des nahen Dorfes. Sie verammeln sich, während ihre besten Schützen die verwegentesten Liguisten zu Boden strecken. Crillon weiß es den Spaniern Dank, daß sie die Anhänger der Ligue so großmüthig decimiren.

Die Liguisten weichen zurück; der Augenblick der Erklärung steht nahe bevor, denn sie zählen bereits ihre Verwundeten und Todten,

aber das paßt keineswegs in Crillon's Kram.

»Franzosen!« ruft er, »Franzosen von Spaniern geschlagen? Harnibieu! Bei diesen Worten stürzte er mitten unter die Kämpfenden.

Dieses furchtbare Harnibieu war nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande berühmt geworden. Crillon stieß diesen Fluch auf eine ganz eigenthümliche Weise und mit solchem Kraftaufwande aus, daß er überall das Kampfgetümmel beherrschte.

Die Liguisten, über die erlittene Schlappe und noch mehr über den ihnen gemachten Vorwurf ergrimmt, fragten, wer der Unbekannte sey, der sich so unbefugter Weise in den Kampf mengte.

»Harnibieu! ich bin Crillon; kennt Ihr mich denn nicht?«

»Crillon!« wiederholten die Franzosen erstaunt und zugleich erschrocken.

»Wir werden also durch die Truppen des Königs angegriffen?« fragte ein liguistischer Offizier.

»Ihr werdet sogleich angegriffen werden«, sagte Crillon; »der Vortrab folgt mir auf dem Fuße«

»Durch einen Verrath der Spanier«, sagte der Offizier.

»Ganz richtig.«

»Vorwärts, auf die Spanier!« rufen hundert Stimmen um den Chevalier.

»Vorwärts!« ruft Crillon, dessen blinkendes Schwert die ganze französische Schaar elektrisirte.

Auf seinen Ruf und unter seinem Befehl stürmt die ganze Schaar vorwärts, die Häuser werden erbrochen und in Brand gesteckt, die zurückgeworfenen decimirten Spanier schlagen die Chamade, aber Crillon will von nichts wissen, das Blutbad dauert fort, die rothe spanische Schärpe verschwindet unter den Blutströmen. Vergebens suchen einige Flüchtlinge das weite Feld zu erreichen, man hält sie an und metzelt sie ohne Erbarmen nieder. Crillon antwortete denen, die um Gnade baten:

»Als Ihr Paris verließet, hat Euch der König begnadigt und fortgeschickt, unter der Bedingung, nicht wieder zu kommen, und Ihr

seyd wieder gekommen, es ist eure eigene Schuld.«

Als Alles beendet ist, als nur noch Franzosen auf den Füßen stehen, sehen diese, obgleich über ihren Sieg frohlockend, den Chevalier mit einiger Unruhe an. Crillon wartet auf seinem Pferde bis die Ordnung und Stille wieder hergestellt ist; er ist zufrieden, der Tag war gut, es ist kein Spanier am Leben und mindestens dreißig Liguisten sind gefallen.

»Wißt Ihr jetzt«, sagte er, »was Ihr gethan habt? Ihr habt euren Frieden mit dem wahren Könige unterzeichnet. Gestern hattet Ihr einen falschen König, er war ein Gespenst, den Euch die verrätherischen Spanier geschickt hatten und Ihr waret einfältig und unpatriotisch genug, ihm zu dienen . . . Ihr wollt wissen, was aus ihm geworden ist, er hat sich dem wahren Könige von Frankreich ergeben und heute, vor Tagesanbruch, hat er euer Lager verlassen; er ist auf dem Wege nach Paris, um sich unserm Herrn zu unterwerfen.«

Ein tiefes Schweigen herrschte unter der bestürzten Menge, welche sich der Gnade dieses kühnen Siegers preisgegeben sah. Crillon war so gelassen, als ob er einmal hunderttausend Mann hinter sich hätte.

»Was fürchtet Ihr?« setzte er hinzu; »ich erkläre Euch für frei, geht nach Hause, wenn Ihr es wünscht; ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr nicht verfolgt werden sollt.«

»Aber was soll aus uns werden? unsere ganze Laufbahn ist unterbrochen!«

»Nun, dann kommt mit mir nach Paris; Ihr habt Euch brav gehalten und werdet als brave Soldaten behandelt werden. Braucht Ihr Geld, so gebe ich es Euch, wünscht Ihr vorzurücken, so verspreche ich Euch höhere Chargen. Ich glaube das sey besser, als für Meuchler und Verräther gehalten zu werden und am Hungertuch zu nagen. Euer Anführer hat Euch verlassen, die Spanier haben Euch hinter's Licht geführt, ein wahrer Franzose ruft Euch, folgt Crillon. Harnibieu! Ihr müßt wissen, was sein Wort werth ist!«

Die Zuhörer sahen einander fragend und verstohlen an. Plötzlich riefen sie, als ob ein und derselbe Gedanke alle Köpfe durchzuckt

hätte:

»Nieder mit den Spaniern! Es lebe Frankreich!«

Und »es lebe der König!« setzte Crillon hinzu.

»Es lebe der König!« wiederholten die Neubekehrten.

Crillon sah wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren war.

Er ließ sogleich abmarschieren, versammelte die Offiziere um sich, schmeichelte ihnen und versprach Ihnen was sie wollten. Die große Menge überließ er sich selbst, denn er war wohl überzeugt, daß der Leib immer dem Kopfe folgt.

Diese Schaar von Offizieren wurde mit einer solchen Schnelligkeit fortgezogen und Crillon war unterwegs so zuvorkommend gegen sie, er zeigte auf diesem Marsche so viel Ordnung und Gewandtheit, er wußte sie überall mit so zuverlässigen Truppen zu umgeben, daß er in unglaublich kurzer Zeit mit der sogenannten Armee Carls X. in Paris einzog.

Crillon stellte diese Truppe in der Vorstadt Saint-Martin in Schlachtordnung auf und gab ihr ein möglichst vortheilhaftes Ansehens er stellte sich mit unwiderstehlicher Heiterkeit an ihre Spitze, führte diese, acht Tage zuvor drohenden Liguisten zum Louvre und sagte zu Heinrich IV., der kaum seinen Augen trauen mochte:

»Sire, ich führe Ew. Majestät ein Regiment Freiwilliger vor, welche in der Champagne die spanische Besatzung niedergemacht haben; sie möchten wissen, was aus einem gewissen Laramée geworden ist, der sich für einen Valois ausgab und drüben einen Aufstand organisierte.«

»Er sitzt im Gefängniß«, sagte der König lächelnd; »es wird ihm in diesem Augenblicke der Prozeß gemacht.«

Achter Band

1.

Erste Jagd.

Der König war nach Saint-Germain zur Jagd geritten, aber es war Regen eingetreten und die Jagd konnte nicht stattfinden. Man verlebte den Tag ziemlich traurig im alten Schlosse, und der König, statt zu arbeiten, spielte oder schlief. Der Hof langweilte sich mehr als er. Erst am andern Morgen kamen die Damen. Heinrich ging Gabrielen entgegen; er fand sie traurig und niedergeschlagen, obgleich sie alles aufbot, um heiter zu scheinen. Das düstere kalte Wetter stimmte allerdings nicht zur Heiterkeit. Die grauen Wolken, welche pfeilschnell am Himmel vorüberzogen, wagten den Schnee, mit welchem sie beladen waren, nicht auf die Erde zu werfen, denn es war schon im Frühlinge, und es wäre gegen die Kriegsgesetze gewesen, aber dieser Schnee revanchierte sich dadurch, daß er eine wahre Decemberkälte verbreitete.

Die Bäume waren schon mit frischem Laube bedeckt und die Vögel zwitscherten in den Wäldern.

Man sah die herrlichen, mit Blumen besäeten grünen Wiesen sich unter dem Laubdache der Eichen ausbreiten, es fehlte dem reizenden Bilde nichts als ein Lächeln der Sonne. Es würde die Natur und die Herzen belebt haben.

Heinrich führte Gabriele in den Blumengarten, wo die Kunst den spanischen Hollunder und die Rosen bereits zur Blüthe gebracht hatte. Die Marquise war in einen Pelzmantel gehüllt, der König aber, als abgehärteter Krieger, ging in einem leichten Frühlingsanzug; er trug ein grauseidenes Wamms und weiße Beinkleider.

»Wie traurig und düster Sie sind, Marquise!« sagte Heinrich IV. indem er Gabrielens Hand faßte; »Sie schmollen, das paßt genau zum Wetter.«

»Ich gestehe, Sire«, sagte sie, »daß mich sowohl an den Schultern als im Geiste friert.«

»Und das Herz?«

»Vom Herzen, Sire, habe ich nichts gesagt«, erwiderte Gabriele sanft.

»Es ist gut, wenn das Herz verschont bleibt . . . Sie sind doch nicht böse, daß ich Sie hierher kommen ließ, Marquise? Sie sind lieber in Paris.«

Gabriele erröthete; vielleicht wurde der Wind in jenem Augenblicke kälter.

»Ich habe nie einen Wunsch,« antwortete sie, »ohne zuvor den Willen des Königs zu vernehmen.«

»O! wie süß und lieblich wäre dieses Wort, wenn es nicht von der leidenden Ergebung gesprochen würde!« erwiderte Heinrich. »Oeffnen Sie mir Ihr leidendes Herzchen, Marquise! Seit einiger Zeit sind Sie gar zu zurückhaltend gegen mich; was haben Sie mir vorzuwerfen? Habe ich mich geändert? Haben Sie vielleicht noch etwas von Ihrer frühern Eifersucht beibehalten?«

Bei diesen Worten verfolgte Heinrich mit scharfem Blick jede Veränderung in den Gesichtszügen Gabrielens, und diese Neugier bekundete bei dem guten König keine vollkommene Gewissensruhe.

Gabriele gab durchaus nichts zu erkennen, was die Vermuthungen Heinrichs hätte bestätigen können.

»Nein, Sire«, sagte sie unbefangen, so daß der König ganz beruhigt wurde.

»Es würde mich in der That gewundert haben«, setzte er hinzu, »denn meine Ausführung ist gewiß exemplarisch.«

Gabriele lächelte ohne Bitterkeit.

»Fürwahr«, sagte der König, »ich habe mit Allem gebrochen, was Sie betrüben könnte. Ueberdies bin ich ja in dem Alter, daß ich mich wohl vernünftig zeigen kann; ich bin ein Graubart, und ich habe das

liebenswürdigste, reizendste Wesen bei mir.«

Die beiden Hände drückten sich zärtlich, aber die Wolken zerstreuten sich nicht von der reinen Stirn der Marquise.

»Es ist nicht die Schuld des Königs«, lispelte sie, »daß ich so niedergeschlagen bin.«

»Wessen Schuld ist es denn?«

»Nur meine Schuld; ich werde durch Alles beunruhigt, ich habe ein so unglückliches Naturell.«

»Aber worüber können Sie sich denn ängstigen, Marquise? Ueberlassen Sie das den armen gekränkten Märtyrern, die täglich zwanzigmal mit unerwarteten Plagen zu kämpfen haben. Sie sind ja von Leuten umgeben, welche alle Dornen von Ihrem Pfade entfernen, und wenn Sie nicht selbst nach Art der Frauen die Dornen aufsuchen . . . «

»Ich glaube nicht«, erwiderte Gabriele lebhaft; »nein! mein Kummer ist nicht so eingebildet, wie Ew. Majestät vermuthen. Habe ich nicht vor Allem jene unheilbare Wunde der Verachtung meines Vaters?«

»O, Ihr Vaters um seine Verachtung würde ich mich wenig kümmern; seitdem er Feldzeugmeister geworden und dem verdienstvollen Sully vorgezogen wurde, sollte Herr d'Estrées Sie nicht mehr verachten.«

»Sire, er hegt einen tiefen Groll in seinem Herzen, und eine Tochter kann nicht ohne tiefes Bedauern den zärtlichsten Vater so verändert sehen . . . «

»Schweigen Sie davon, Marquise. Dieser zärtliche Vater war ein unbarmherziger Kerkermeister. Denken Sie an Bougival und den buckligen Liancourt. Wenn Sie sich die Sache so zu Herzen nehmen, daß Sie mit mir sogar schmollen, so muß ich denken, daß Sie noch einen geheimen Kummer haben.«

Gabriele erschrak.

»In der That, Sire«, antwortete sie, »Sie scheinen meine Lage nicht verstehen zu wollen. Ist es nöthig, daß ich einem so zartfühlenden Herzen, einem so scharfblickenden Geiste noch

deutlichere Erklärungen geben muß? Ich war ein tadelloses Mädchen und aus gutem Hause, und jetzt bin ich die Maitresse des Königs . . . eine Ehre, auf die ich stolz seyn sollte und die mich entehrt. Wenn Sie wüßten wie das Volk mich nennt!«

»Das Volk liebt Sie wegen Ihrer Anmuth und Güte.«

»Nein! das Volk haßt mich, weil ich einen Platz einnehme, an welchem man eine rechtmäßige Gattin sehen möchte, die Ihnen Dauphins und Prinzessinnen schenkt. Das Volk verheirathet sich, Sire, und achtet die Ehe.«

»Ach! wenn Sie mir das vorwerfen«, sagte Heinrich, »wenn meine süße Gabriele über Dinge, die wir längst verabredet haben, mit mir rechten will . . . «

»Gott behüte, Sire! Bin ich ehrgeizig? bin ich habsüchtig? habe ich mich jemals in Staatsangelegenheiten gemischt? halten Sie mich für so eitel oder so einfältig, daß ich meine Demuth vergessen könnte? Sire, beurtheilen Sie mich wohl, ich habe nur Ihre Meinung, um den Meinungen Anderer zu trotzen. Lassen Sie mir wenigstens Gerechtigkeit widerfahren und schreiben Sie die wenige Bitterkeit, die aus meinem Herzen kommt, nicht selbstsüchtiger Berechnung zu.«

»Ich weiß, ich weiß«, erwiderte Heinrich, der an die Uneigennützigkeit dieses seltenen Wesens glaubte; »aber eine Klage beweist, daß Sie leiden, und Sie leiden zu sehen ist eine Marter für mich.«

»Mehr brauche ich nicht zu hören«, erwiderte Gabriele lebhaft. »Dieses einzige Wort meines Königs genügt mir. Sobald Sie eingesehen haben, daß ich leide und sobald Sie mich beklagen, bin ich zufrieden und werde Alles aufbieten, um mich zu trösten und diesen Trübsinn zu bannen, der Ihnen so lästig ist.«

»Meine arme Gabrielein sagte der König theilnehmend, »Du leidest, ich weiß es, Du hast in diesem Augenblicke viele ungerechtes Behandlung zu ertragen, die ich besser bemerke, als ich Dir sagen kann. Die Schurken! Sie wissen dieses holde Wesen nicht zu schätzen, welches, statt sich zu rächen, weint und dann seine Thränen zu verbergen sucht . . . Aber nur Geduld! ich bin nicht

Herr in meinem Hause, Gabriele, Alles drängt und beherrscht mich; ich habe den Valois, Laramée, ich habe die intrigante Herzogin mit ihrem Châtel; ich habe es mit Mayenne zu thun; ich muß mich nach allen Seiten hin wehren, ich habe nicht Zeit an meine Herzensangelegenheiten zu denken . . . doch nur Geduld! es wird ein Tag kommen Marquise, wo ich den Gipfel erstiegen haben werde, und dann werde ich Anderen Gesetze vorschreiben und meiner Gabriele Achtung verschaffen!«

»Sire, Châtel erwiderte die Marquise, »Ihre Güte geht noch weiter als mein Schmerz. Verzeihen Sie mir. Ich war eine Thörin, ich war gar zu elend, . . . sollte ich so den Wermuth in den Becher werfen, aus welchem Euer Majestät die Vergessenheit aller Mühen und Sorgen trinkt . . . ? Nein, Sire, ich bin glücklich, sehr glücklich, ich habe es nur aus Laune, aus Eigensinn gesagt. Ich beklage mich über gar nichts . . . Verzeihen Sie mir . . . und überdies sehen Sie, da kommt die Sonne aus den Wolken und beleuchtet die schöne Natur . . . Sehen Sie, meine Augen glänzen, der freudige Strahl dringt bis in die Tiefe meines Herzens . . . «

»Oh! Du bist ein Engel, Gabriele!« sagte der König, indem er sie auf die Stirn küßte.

In diesem Augenblicke erschien am Ende der Allee der kleine La Varenne, der würdige Geheimbote, dessen Ruf schon zu bekannt am Hofe war. Dieser vortreffliche Mensch wandte bescheiden den Rücken und sah die Schlüsselblumen und Levkojen mit einer Aufmerksamkeit an, welche seinen idyllischen Geschmack bekundete.

Der König hatte ihn gesehen, aber er hatte sich wohl gehütet ihn zu beachten. Die Marquise bemerkte ihn und fing an zu lachen.

»Ah!« sagte sie, »der Liebesbote Seiner Majestät!«

»Wo?« erwiderte Heinrich, »wo denn?«

»Sehen Sie dort, Sire, er bückt sich und berührt die Veilchen sogar mit der Nase. Er möge sich nur in Acht nehmen, der arme Tropf! Wenn er sich so bückt, so können ihm die Liebesbriefe aus der Tasche fallen.«

»Immer spöttisch, Gabriele!«

»Aber ohne Bosheit, Sire, das schwört ich Ihnen. Aber rufen Sie ihn doch, er hat Ihnen vielleicht etwas zu sagen.«

»Etwas Ernsthaftes? das ist wohl möglich; ich hatte ihn beauftragt mir über den Prozeß Bericht abzustatten.«

»Sie gewinnen Ihre Prozesse immer, Sire«, sagte Gabriele lachend, indem sie den König zu dem kleinen Varenne hinzog.

Derselbe hatte, trotz seiner gebückten Stellung, diese Bewegung gesehen; er hielt es für angemessen ein Zusammentreffen mit Gabriele zu vermeiden und entfernte sich botanisierend, um ein nahes Hollandergebüsch zu erreichen.

»Oho!« sagte Gabriele, »ich glaube er fürchtet sich vor mir.«

»Der Einfaltspinsel!« murrte der König; »es scheint als ob er sich vor Dir versteckte. Heda! Fouquet!«

Fouquet war der wahre Name des Männchens, welches vormals als Haushofmeister der Katharina von Navarra das Marquisat la Varenne erhalten hatte. Wenn man ihn Fouquet nannte, so war es für den neuen Marquis ein Zeichen, daß ein Gewitter im Anzuge war. Er lauschte und eilte auf den König zu, indem er der Marquise, deren Heiterkeit immer zunahm, tausend Entschuldigungen sagte.

»Wie!« sagte Heinrich, »Du scheinst zu fliehen, wenn man Dich ruft. Soll das ein Scherz seyn?«

»Oh Sire, ich hatte weder Euer Majestät noch die Frau Marquise gesehen; ich war hinter diesem Gebüsch, sonst würde ich mir nicht erlaubt haben, den Duft der Blumen einzuathmen.«

»Ich werde mich noch todt lachen«, sagte Gabriele.

»Laß hören«, sagte der König, »was für Nachrichten bringst Du mir aus Paris? Wie geht es mit dem Prozeß?«

»Es ist noch nicht Alles zu Ende, Sire, die Richter berathen sich noch über die Strafe.«

»Was vermuthet man?«

»Eine Verurtheilung, Sire.«

»Und der Angeklagte«

»Dieser Laramée hält sich sehr gut bei den Gerichtsverhandlungen; er benimmt sich mit einem Anstand, als ob ein Maler da wäre, um ihn abzuconterfeien. Aber es nützt ihm nichts, der Kopf sitzt ihm nicht fest auf den Schultern. Ueberdies, Sire, wenn die Verhandlungen geschlossen seyn werden, hat der Herr Präsident mir versprochen, einen Expressen an Eure Majestät zu schicken, noch ehe das Urtheil gesprochen seyn wird. Dies muß bald der Fall seyn.«

»Sie sehen«, sagte der König zu Gabriele, »daß der Liebesbote dieses mal ein einfacher Gerichtsdienner des Parlaments ist.«

»Oh! durchsuchen Sie ihm nur die Taschen, antwortete die Marquise. »Soll ich Ihnen dabei helfen?«

La Varenne nahm eine zerknirschte Miene an, welche die heitere Laune der Marquise noch verdoppelte, aber er wäre sehr in Verlegenheit gewesen was er antworten sollte, als plötzlich am Saume des Waldes ein Schuß fiel, den das Echo des Waldes vielfach wiederholte. Zugleich hörte man in der Ferne das Gebell der Hunde.

»Oho!« sagte der König, »man jagt in meinem Gehäge und schießt Wild, wie es scheint. Wer geht denn in Saint-Germain auf die Jagd, wenn meine Hunde im Stalle sind und meine Büchse am Haken hängt?«

»Sire«, sagte La Varenne, »der Chevalier von Crillon schießt vor dem Diner einen Hasen.«

»Crillon! Nun desto besser«, sagte der König heiter; »wir werden mit einander speisen. Ist er allein?«

»Er hat den jungen, reichen, schönen Cavalier bei sich, den Euer Majestät das Jagdrecht bewilligt haben.«

»Wahrscheinlich Esperance?« sagte der König ohne Schalkhaftigkeit und folglich ohne Gabriele anzusehen, welche bei diesem Namen das Blut in ihren Wangen fühlte.

»Ja, Sire, Herr Esperance!«

»Nun, wir wollen uns zu Pferde setzen, um die Herren zu überraschen«, sagte der König. »Wollen Sie, Marquise? Das Wetter ist so schön und der Ritt wird uns Appetit machen.

»Seht gerne!« erwiderte Gabriele, deren Herz vor Freude pochte.

»Ich will nur geschwind Reiterstiefel und einen Jagdrock anziehen. Komm, La Varenne!«

»Ich bin schon angekleidet«, sagte Gabriele, »und werde mein Pferd hier erwarten.«

»Ich bitte nur um einige Minuten Geduld«, sagte der König. »Geschwind, La Varenne, geschwind! damit wir die Marquise nicht warten lassen.«

Gabriele, von einer süßen Hoffnung trunken, stützte sich auf das steinerne Geländer, und während sie in Gedanken vertieft war, eilte Heinrich auf das Schloß zu. La Varenne vermochte ihm kaum zu folgen. Kaum waren sie in den Gemächern, wo die Kammerdiener den König ankleideten, so sagte der Liebesbote, eine Pause benützend, leise: »Sire, die Frau Marquise hat mir mit ihrer Drohung, meine Taschen zu durchsuchen, große Angst gemacht.«

»Warum denn, La Varenne?«

»Weil sie etwas in meinen Taschen gefunden haben würde.«

Man reichte dem Könige eben die Stiefel.

»Was denn?« fragte Heinrich nach einer Pause.

»Ew. Majestät wissen wohl, wo ich in Ihrem Auftrage gewesen bin.«

»Allerdings, aber Du wirst doch die Complimente, die ich Dir aufgetragen habe, oder die Du mir zu überbringen hast, nicht in der Tasche tragen?«

»Nein, aber . . . «

Man schnallte dem König die Sporen an und hängte ihm den Mantel um.

»La Varenne wird mir meine Peitsche und meinen Hut geben. Laßt mich mit ihm allein«, sagte der König. »Weiter, La Varenne!«

»Aber man hat mir dieses Billet an Ew. Majestät gegeben.«

Er reichte dem König ein zierlich zusammengefaltetes Papier.

Heinrich öffnete es und las:

»Theurer Sire!

»Die Erinnerung an Sie beunruhigt meine Nächte und meine Tage. Wie kann man leben, wenn man so leidet? wie könnte man leben in diesen entzückenden Qualen? Heinrichs edles Herz wird mich verstehen, denn ich verstehe mich selbst nicht.

»Henriette.«

»Welche Unruhe!« sagte der König entzückt.

»Das ist tolle Leidenschaft«, setzte La Varenne leise hinzu.

»Wirklich?«

»Es ist wahrer Wahnsinn. Denken Sie sich, Sire, eine Bacchantin . . . O! eine reizende Bacchantin!«

Und die frechen Augen des kleinen Menschen thaten sich weit auf, um den Blick eines Tigers oder einer Katze nachzuahmen.

Der König, der bekanntlich sehr entzündbar war, zitterte am ganzen Körper; er dachte wahrscheinlich an den Nymphenfuß aus der Fähre von Pontoise.

»Ja, sagte er leise, »sie ist sehr schön!«

»Was befehlen Ew. Majestät . . . was soll ich antworten?«

»Ich will mir es überlegen.«

»Die Frau Marquise erwartet die Befehle Ew. Majestät«, sagte ein Stallmeister.

Der König fuhr auf. »Die liebe Marquise!« sagte er hastig. »Komm, wir wollen fort! Du kannst mich im Geheimen fragen, La Varenne, ich werde Dir antworten . . . Ha! das Billet . . . «

Er warf es ins Feuer, nachdem er es nochmal gelesen hatte, lief durch die Gallerie wie ein Jüngling und wiederholte: »Wir wollen die Damen nicht warten lassen.«

Einige Augenblicke nachher saß er zu Pferde, nachdem er der Marquise selbst den Steigbügel gehalten hatte. Er war überhaupt äußerst artig und zuvorkommend gegen sie, wahrscheinlich um für seine Treulosigkeit einen Ersatz zu bieten.

Der König und Gabriele hatten nur einen Stallmeister und einen Pagen mitgenommen. Heinrich kannte alle Wege des Waldes und

war ein geübter Jäger. Als er sich orientiert hatte, ritt er gerade auf die Jagd zu.

Rustaud und Cyrus, die braven Hunde, hatten einen Rehbock gestellt und von einigen andern Hunden gefolgt, jagten sie in dem königlichen Gehäge nach Herzenslust.

Heinrich ritt sehr rasch und Gabriele folgte in einiger Entfernung, der Stallmeister zu ihrer Rechten entfernte die Zweige mit einem Stocke. Heinrich, der schon wußte, welchen Weg das gehetzte Thier nehmen würde, begegnete bald dem Chevalier von Crillon, der zu Fuße mit der Büchse in der Hand wartete, und rief ihm von weitem zu:

»O! braver Crillon, halte den König nur nicht für einen Rehbock!«

»Harnibieu! Sire, das trifft sich ja schön«, sagte der Chevalier, indem er mit offenen Armen und freudestrahlenden Augen auf seinen Herrn zueilte.

Heinrich stieg sogleich ab. An dem Sattelknopf von Crillon's Pferd hingen zwei Fasanen und ein Hase.

»He, Gevatter! . . . so treibst Du es also auf meiner Wildbahn?« sagte der König.

»Ich nicht, Sire, ich habe noch keinen Schuß gethan, Esperance hat geschossen, und er ist fürwahr ein tüchtiger Schütze.«

»Er wird mir all' mein Wild todtschießen«, sagte der König lachend. »Wo ist er denn? ich muß ihm doch Glück wünschen.«

In einer Entfernung von fünfhundert Schritten fiel ein Schuß.

»Sire«, sagte Crillon, die Hände ausstreckend, »setzen Sie noch einen Rehbock auf die Liste.«

Die Hunde schwiegen.

Man sah bald darauf im Gebüsch einen Mann, der mit einer Hand die Zweige beseitigte und mit der andern das geschossene Wild nachschleppte. Es war Esperance, der durch den Anblick seines Königs überrascht und verlegen wurde.

Crillon lachte laut.

»Marquise«, sagte Heinrich zu Gabriele, die in diesem Augenblick auf dem freien Platz erschien, »sehen Sie, wie man mir ins Gehäge kommt.«

Esperance konnte bei dem Anblick seiner schönen Freundin einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken. Gabriele hatte ihm schon das versprochene Lächeln zugeschickt; sie war hoch erfreut, er war blaß. Die ganze Aufregung wurde auf die Wilddieberei bezogen.

»Ein schöner Rehbock«, sagte der König, indem er das Wild betastete, »und trotz der Jahreszeit sehr fett.«

»Ich habe ihn geschossen, um ihn Ew. Majestät zu übersenden, erwiederte Esperance.

»Gut!« sagte Heinrich erfreut; »Sie sollen aber auch Ihren Antheil daran essen, junger Mann. Komm, Crillon, ich habe mit Dir zu

reden.«

Er schlang seinen Arm um den Hals des braven Chevalier und entfernte sich einige Schritte, um mit ihm zu reden, so daß Esperance mit Gabriele allein blieb; denn der Stallmeister und der Page blieben in ehrerbietiger Entfernung. So konnten sie mit pochenden Herzen, aber mit Beobachtung des äußern Ceremoniels folgendes Gespräch führen.

»Guten Morgen, Freund.«

»Guten Morgen, Freundin.«

»Sie sind also hier?«

»Ich hoffte Sie hier zu finden.«

»Sie haben schon mein Lächeln empfangen?«

»Es ist mir ins Herz gedrungen.«

»Unsere zweite Bedingung war, daß ich Sie sprechen sollte, wenn ich könnte; ich kann es, was soll ich Ihnen sagen?«

»Jedes Wort von Ihnen ist eine Harmonie, die mich entzückt.«

»Weil jedes Wort von mir Ihnen dasselbe sagt, nicht wahr, Esperance?«

»Mehr oder minder, ja!«

»Nun, dann wollen wir uns deutlicher ausdrücken . . . ich liebe Sie!«

»Oh!« stammelte Esperance, indem er vor diesen Herausforderungen lächelnd die Augen schloß und die Hand auf das Herz drückte, als ob er von einer Kugel getroffen wäre. »Oh, haben Sie Mitleid! . . . «

Man hörte die Schritte des Königs und Crillon's. die wieder näher kamen.

»Kurz und gut«, sagte der König, »Du hast Dich einer zu großen Gefahr ausgesetzt; Du hättest den falschen Valois nicht in seinem Lager verhaften sollen. Thue das nicht wieder, ich verbiete es Dir!«

»Ja«, antwortete Crillon, »der arme Laramée hätte mir einen üblen Streich spielen können, wenn ich ihn mitten unter seinen Leuten hätte festnehmen müssen; aber ich wiederhole es, Sire, ich kannte seine schwache Seite und habe sie benützt. Er ist im Grunde kein

böser Mensch.«

»Seine schwache Seite?« fragte Gabriele, die sich in das Gespräch mischte, um Esperance Zeit zu lassen, sich zu fassen. »Sagen Sie uns doch, Herr von Crillon, worin seine schwache Seite besteht.«

»He! He! es würde den König sehr in Erstaunen setzen«, sagte der brave Chevalier boshaft lächelnd.

»Sagen Sie es nur«, wiederholte Heinrich.

»Herr Chevalier«, sagte Esperance, indem er einen Finger auf den Mund hielt, »erlauben Sie mir, daß ich Sie an Ihr Versprechen erinnere. Sie haben mir geschworen das Geheimniß zu bewahren.«

»Ja, Harnibieu! Ja, ich werde es bewahren.«

»Der Teufel hole diese Geheimnißkrämer«, sagte Heinrich IV. »Bah! Ich werde es schon erfahren und werde es Ihnen wieder sagen.«

Gabriele sah Esperance von der Seite an, als ob sie sagen wollte: »Wenn ich es wissen will . . . «

Plötzlich hörte man Hörnersignale im Walde.

»Dort kommt Jemand«, sagte der König. »Man sucht mich . . . «

»Man sollte antworten.«

Esperance antwortete mit demselben Hörnersignal.

Bald galoppierte der kleine La Varenne auf einem großen Pferde herbei, ein Courier begleitete ihn.

»An den König!« sagte La Varenne, indem er den Courier vorreiten ließ.

Heinrich erbrach das Siegel der Deutsche, die man ihm überreichte, und sagte kalt:

»Laramée ist zum Tode verurtheilt.«

Esperance neigte sich so ehrerbietig, als ob es sich um einen des Mitleids würdigen Freund gehandelt hätte.

»Nun, dann hänge man ihn!« sagte Crillon.

»Habe ich nicht die Ehre mit Herrn Esperance zu reden?« sagte La Varenne.

»Ja wohl«, erwiderte der junge Cavalier.

»Der Verurtheilte läßt Sie bitten, ihm in seinem Gefängniß einen kurzen Besuch abzustatten.«

Esperance sah den König an, der es gehört hatte.

»Er kennt Sie also?« fragte Heinrich mit einer ganz natürlichen Neugier.

»Ja! ja! er kennt ihn«, sagte der Chevalier laut lachend, »oder vielmehr, er hat ihn gekannt. Nicht wahr, Esperance?«

Esperance gab Crillon einen Wink.

»Gut. ich will nichts sagen!« setzte Crillon hinzu.

Esperance erwartete die Einwilligung des Königs.

»Gehen Sie, gehen Sie«, sagte Heinrich. »Ich erlaube Ihnen Alles was Sie wollen, ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht. Lassen Sie den Erlaubnißschein unterzeichnen, La Varenne.«

Crillon folgte dem Könige und der Marquise, Esperance stieg wieder zu Pferde und beurlaubte sich bei Sr. Majestät, er verneigte sich vor Gabriele, welche, um einen kleinen Husten zu beruhigen, zwei Finger auf den Mund hielt.

»Gütiger Gott!« flüsterte Esperance für sich, »segne die treue Freundin, die mir mehr gibt, als sie versprochen hat.«

Er begab sich mit dem unterzeichneten Erlaubnißschein wieder nach Paris. Er wußte nicht, aus welchem Grunde ihn Laramée in seiner so verzweifelten Lage zu sich beschied.«

2.

Misericordia.

Laramée hatte sich seit seiner Verhaftung unter die Hand Gottes gebeugt; er schien sein Ziel auf Erden erreicht zu haben. Alle, die ihn sahen, Gerichtspersonen, Hofleute, Volk, ließen seiner Ruhe und seiner edlen Haltung volle Gerechtigkeit widerfahren. Man machte ihm keinen andern Vorwurf, als die zur Schau getragene Majestät eines Standes der ihm nicht zukam. Er wäre erhaben gewesen, wenn das Blut der Valois wirklich in seinen Adern geflossen hätte. Aber vergebens trat er vor die Richter mit so viel Zuversicht, vergebens führte er die ihm von der Herzogin gelieferten bekannten Beweise an, vergebens hatte man dem Gerichte genug Nachweisungen gegeben, um den Betrug, den Katharina von Medici in der Wiege ihres Enkels gespielt hatte, außer Zweifel zu setzen; das ganze von einer unbekanntem Hand vorbereitete Gebäude stürzte unter der Wucht der Anklage zusammen. Es erschienen nun die authentischen, unwiderleglichen Beweise, welche ebenfalls von unbekannter Hand vorgelegt waren, und den ganzen Betrug und einen Theil der Triebfedern enthüllten. Mehrere von den Richtern unterhielten sich lange, wie man versicherte, mit einem Genovefanermönch, der unbekannt aber nicht stumm blieb und über diese geheimnißvolle Intrigue ein helles Licht verbreitete.

Angesichts dieser furchtbaren Anklage, welche sich gegen die Anstifter des Complots erhob, erschrak das Parlament, welches das Verbrechen bis zu seiner Quelle herauf verfolgte; und was für eine Quelle? Die berühmtesten Familien Frankreichs, eine Dame, deren Name sehr populär gewesen war, und in Paris fast unumschränkt geherrscht hatte! Der König wurde befragt. Er war ebenfalls ganz betroffen und erklärte, daß er unwiderleglich schlagende Beweise zu haben wünsche, wie zum Beispiel das Geheimniß Laramée's selbst.

Die Richter wünschten es ebenfalls. Laramée wurde in die

Folterkammer gebracht, man kannte damals keinen überzeugendem Beweis als die Aussage des Angeklagten selbst; man kümmerte sich nicht darum, wie man diese Aussage erlangt hatte. Aber Laramée empfand nichts, er versicherte wiederholt, er sey ein Valois und werde durch seinen Muth seine Abstammung beweisen.

Der König war sehr gekränkt durch diese vereitelte Hoffnung. Aus der stoischen Festigkeit des Dulders schien eine Bestätigung der Thatsache hervorzugehen, welche man in den Verhandlungen vergebens widerlegt hatte. Laramée blieb bei der Erklärung, er sey Carl von Valois; er brachte dadurch die Herzogin von Montpensier ganz aus dem Spiel und machte sich bis zu seinem Ende interessant.

Es bedarf kaum der Erwähnung, wie sehr die Herzogin frohlockte. Sie verbreitete im Publicum, es sey nicht ihre Schuld, daß ein Valois noch am Leben sey, wenn der junge Mann den Muth habe sich für den rechtmäßigen Erben Carls IX. Auszugeben. Sie läugnete auf das bestimmteste, daß sie ihm Vorschub geleistet, sie erklärte alle Beweise für ungültig.

Aber zur Rettung des Angeklagten that sie keinen Schritt. Feig und herzlos wie alle ehrgeizigen Menschen, wollte sie keinen Kampf bestehen, in welchem alle ihre Stützen nach und nach verschwunden waren.

Laramée zählte indessen auf sie, er mußte hoffen, daß er zum Lohne für sein Schweigen und seine Treue irgendeine Nachricht, irgendeine Hilfe, vielleicht sogar die Freiheit erhalten würde.

In den langen Tagen seiner Haft, während seines Verhörs, während der Folterung, lauschte er beständig auf jedes Geräusch und beobachtete jede Bewegung seines Kerkermeisters.

Der Unglückliche glaubte, sein Kerker werde sich plötzlich aufthun und der Schließer werde ihm eine Waffe und den Schlüssel übergeben; er wähnte, die Herzogin von Montpensier wache beständig über ihn«, sie wisse jeden seiner Gedanken, und die Verzögerung seiner Befreiung komme nur von der gar zu zarten Wahl der Mittel und Wege.

Indessen erschien nichts, die Zeit war verstrichen und die

Körperschmerzen und die noch quälenderen Seelenleiden mehrten sich mit jedem Augenblicke. Sobald Laramée Zweifel hegte, versuchte der Richter ihn zu erschüttern und ihm ein Geständniß gegen die Herzogin zu entreißen; aber der Gefangene war ehrlich, er war großmüthig und trotz der glänzendsten Versprechungen bewahrte er ein Geheimniß, das ihm zum Verderben gereichte.

Vielleicht hoffte er noch auf die Herzogin, wir wollen es nicht läugnen; aber es liegt schon sehr viel Seelenqual in dieser Ausdauer unter so furchtbaren Verhältnissen. Er hatte in seinem Gefängnisse schwere Kämpfe zu bestehen; diese Freiheit, die man ihm von Zeit zu Zeit in Aussicht stellte, war die Möglichkeit Henrietten wieder zu finden; und Henriette wieder zu finden, war ja das höchste Ziel seiner Wünsche. Nie fühlte sich Laramée unglücklicher, aber nie war er mehr mit sich selbst zufrieden. Sein heroisches Opfer gab ihm seine Selbstverachtung wieder. Henriette mußte es ohne Zweifel erfahren, sie mußte darin eine neue Ermuthigung finden, ihren Retter zu lieben; die Erinnerung an seine schönen Thaten und das Liebesbild seiner Geliebten erhielten den freudigen Muth in der Tiefe eines Herzens, welches die Marterknechte von La Tournelle zu vernichten suchten. Laramée fühlte ein der Trunkenheit ähnliches Entzücken in seiner Hartnäckigkeit, den Namen Valois beizubehalten, der ihn zum Gebieter und Herrn Henriettens machte.

Aber der Tag der Verurtheilung kam. Es ist eine feierliche Stunde, welche die kühnste Stirn zu beugen vermag. Eine Verurtheilung ohne mögliche Berufung; denn der Henker folgte dem Richter auf dem Fuße und er erhielt keine Nachricht von seinen Freunden, keine Hilfe, nicht einmal ein geheimnißvolles Zeichen.

Laramée fühlte, daß er verloren war; ein an ihn abgeschickter Priester suchte ihn davon zu überzeugen. Laramée hatte nicht einmal die Freude, in der Religion Trost für seinen Schmerz zu finden, denn diese Religion gebot ihm ja ein umfassendes Geständniß seiner Vergehen, und der Gefangene wollte nichts gestehen; er hätte zu den Füßen Gottes seiner elenden irdischen Leidenschaft entsagen müssen, und Laramée hielt an den Leidenschaften fester, als an dem Leben; der Stolz und die Liebe

war sein Fleisch und Blut. Er schwieg als der Priester ihm als Lohn für ein aufrichtiges Geständniß die Verzeihung anbot, und als er in der Rede des Geistlichen gleichwohl jene Worte bemerkt hatte: »Vergeßt die, welche Ihr geliebt habt, und versöhnt Euch mit euren Feinden«, da wollte der Unglückliche wenigstens einem dieser göttlichen Gesetze Genüge leisten. Er hörte auf den Ruf seines Gewissens und verlangte Esperance seinen Todfeind zu sprechen.

Indeß zählte er wenig auf die Anwesenheit eines Mannes, den er so hart beleidigt hatte; er begann sich selbst zu erkennen und empfing mit unaussprechlichem Dank den jungen Cavalier in seinem Kerker. Esperance war immer derselbe; er hatte keine Minute verloren, um der Einladung des besiegten Feindes Folge zu leisten.

Der Gouverneur des Châtelet, jener Greis, dessen Güte gegen Esperance wir kennen gelernt haben, erkannte seinen ehemaligen Gefangenen, und führte ihn lächelnd zu Laramée. Es war eine rührende Scene. Der Verurtheilte saß in einem jener abscheulichen Verließe, welche steinernen Särgen ähnlich waren. Hier war jeder Fluchtversuch unmöglich, Esperance schauderte, als er eintrat; er dachte, er wäre lieber gestorben, als eine einzige Nacht in dieser Höhle zuzubringen.

Laramée bewegte sich frei, die Ketten wären an einem solchen Orte überflüssig gewesen. Er ging dem großmüthigen Besucher entgegen. Man ließ ihm eine Lampe, der Kerkermeister entfernte sich. Eine peinliche Stille ging den ersten Erklärungen voraus. Der freie Mann, der Sieger sah seinen gedemüthigten Feind; er suchte seiner Haltung genug zarte Demuth zu geben, um das Unglück nicht zu beleidigen. Der Gefangene sah Esperance gerührt an. »Ich danke Ihnen«, stammelte er.

»Ich höre, erwiederte Esperance; »was haben Sie mir zu sagen?«

Laramée erhob seine abgemagerten Arme und hielt seine blassen Hände auf das Gesicht.

Er machte eine gewaltsame Anstrengung, um die letzten Zuckungen des Eigendünkels zu bewältigen.

»Ich wollte nicht aus dem Leben scheiden«, sagte er mit dumpfer Stimme, »ohne die Verzeihung eines von mir ungerecht behandelten

Mannes zu erlangen und . . . ich werde heute freier als je gestehen, daß mein Verbrechen keiner Verzeihung werth war; denn heute lerne ich die Großmuth eines Feindes kennen.«

Mehr vermochte er nicht zu sagen, überdies unterbrach ihn Esperance.

»Sie thun in diesem Augenblicke ein gutes Werk«, sagte er, »und sühnen dadurch viele andere minder gute Thaten. Ich hatte Ihnen schon längst verziehen. Ich wußte schon, daß die meisten Ihrer Verbrechen aus Verblendung entstanden.«

»Meine Verbrechen?« erwiderte Laramée etwas betroffen über dieses harte Wort.

»Ich muß Mord und Rebellion wohl mit diesem Namen benennen«, erwiderte Esperance sanft; »aber ich wiederhole Ihnen, für mich sind Sie nicht so schuldig, als Sie Andern scheinen. Ich sage Ihnen, daß ich den Dämon kenne, der Sie ins Verderben gestürzt hat.«

»O! klagen Sie Henrietten nicht an«, entgegnete Laramée mit fast drohender Stimme; »ich kann sie nicht mehr vertheidigen.«

»Und Sie«, entgegnete Esperance, »vergeuden Sie Ihre Kraft nicht mit einem Aufwand falscher Großmuth. Sie haben sich für diesen weiblichen Dämon in's Verderben gestürzt, und Sie sehen, welchen Lohn Sie dafür haben.«

»Sie wäre hierher gekommen«, unterbrach ihn Laramée, »wenn ich es verlangt hätte; aber durfte ich es? Konnte ich als Ehrenmann durch eine Schwäche die Geliebte compromittiren, die ich auf Kosten meines Lebens gerettet? — Sie schweigt, sie verbirgt sich, sie thut recht daran; sie gehört der Welt und ihrer Familie, sie kann nicht einmal den Widerschein meiner traurigen Berühmtheit annehmen! Klagen Sie sie nicht an, wenn ich sie losspreche.«

»Wie Sie wollen«, sagte Esperance.

»Und überdies«, setzte Laramée mit einem finstern Blick hinzu, »haben Sie weniger als jeder Andere das Recht dazu.«

Esperance erröthete über diese eifersüchtige Anspielung. Offenbar lebte die Erinnerung seines Verhältnisses zu Henriette

noch in dem Herzen des Gefangenen.

»Gott behüte«, sagte er, »daß ich Mademoiselle d'Entragues anklage; aber ich kann doch meine Augen dem Lichte nicht verschließen. Sie hat mich im Stich gelassen und Sie sehen, daß Sie ebenfalls keine Rettung von ihr zu erwarten haben. Dieses Alles ist kein Beweis von einem gefühlvollen Herzen; aber da Sie befriedigt sind, so werde ich kein Wort mehr hinzusetzen.«

»Was sollte sie denn thun?« erwiderte Laramée hastig.

»Was man unter furchtbaren Verhältnissen thut, in welche ihre Unbesonnenheit, ihre Coquetterie Sie oft gestürzt haben; man sühnt dann seine Vergehen durch eine großmüthige Aufopferung; aber sie hat kein Herz! Fragen Sie, ob sie Urbain Dujardin beweint hat? . . . Fragen Sie, ob sie so viel Thränen vergossen, als ich für sie Blut verloren habe. Und wenn Sie allein und verlassen in diesem Kerker schmachten, sollte sie so laut schluchzen, daß Sie es in diesen Mauern hören könnten.«

»Ich würde sie nicht hören können«, sagte Laramée; »aber ich bin überzeugt, daß sie Thränen vergießt.«

»Der Wahnsinn dieses Menschen erfüllt mich mit Mitleid und mit Achtung«, dachte Esperance.

»Ich bin hier dem Anschein nach von Jedermann verlassen«, fuhr Laramée fort; »glauben Sie, daß Niemand an mich denkt? Aber das Châtelet wird nicht so leicht mit Sturm genommen. Sie sind hierher gekommen, weil der Chevalier von Crillon für Sie ein gutes Wort beim König eingelegt hat. Jeder Andere würde nicht in meinen Kerker gelangen können. Ich habe Sie endlich wiedergesehen; Sie haben mir verziehen; werden Sie mir noch einen Dienst erweisen?«

»Reden Sie.«

»Oh! den größten Dienst unter allen. Sie werden mir dadurch die Schrecken des Todes versüßen, und meine letzten Augenblicke mit süßem Entzücken erfüllen. Weiß Henriette, daß ich sie gerettet habe durch meine Auslieferung? Weiß sie, daß ich rühmlich fallen konnte und mir die Schmach des Gefängnisses, die Schmerzen der Folter und des Schaffots erspart haben würde? weiß sie es?«

»Das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; denn nur drei Personen hätten es sagen können, und nicht einer von uns Dreien hat mit Mademoiselle d'Enragues gesprochen.«

»So hören Sie«, - erwiderte Laramée, indem er aufstand, um die Hand Esperance's zu fassen. »Sagen Sie ihr Alles, nicht wenn ich todt bin, sondern jetzt, nicht damit sie sich entschließt, zu meinen Gunsten einen Schritt zu thun, sondern damit sie mir ein Zeichen gebe, damit sie ganz leise ein Wort spreche, welches Sie mir

überbringen können. Was ich verlange, ist ja so wenig. Bitten Sie sie in meinem Namen und überbringen Sie mir ihre Worte, wenn ich diesen Kerker verlasse, um meinen Todesgang anzutreten. Es ist ein unangenehmer Auftrag, nicht wahr?« setzte er mit einem krampfhaften Händedruck hinzu; »aber Sie sind hochherzig, Sie kennen vielleicht auch mein Herz. Thun Sie es mir zu Liebe. Gott wird für Sie thun, was er für mich nicht gethan. Ich lese in Ihren Augen, daß Sie meine Bitte gewähren werden, aber . . . es ist noch nicht Alles, was ich von dem großmüthigen Esperance erwarte . . . «

»Reden Sie«, erwiderte Esperance.

»Sie müssen mir mehr als alles dies versprechen«, fuhr Laramée fort. »Ja, Sie müssen mit Henriette von meiner Aufopferung sprechen und Sie werden mir sagen, was sie Ihnen anvertraut hat. Aber dann . . . dann muß ich den Tod erleiden. Später bin ich nicht mehr da, um über meinen Schatz zu wachen, um ihn zu vertheidigen. Henriette wird Sie vielleicht noch lieben und sie wird ihre triumphierende Schönheit, den Glanz ihres Glückes, ihre kräftige lebensfrische Jugend mit dem elenden Verbrecher vergleichen. Oh! dieser Gedanke ist schrecklich für mich; ihr Herz, ihr Leben soll auf Erden Niemand mehr angehören. Glauben Sie mir, die Todten haben eine Seele, die noch leidet. Versprechen Sie mir, daß Sie mir Henrietten nicht nehmen wollen. Verlangen Sie von ihr in meinem Namen, daß sie der Welt entsage, daß sie sich in ein Kloster zurückziehe, und sie wird es thun. Nicht wahr, sie kann nichts Anderes? Wie könnte sie jetzt noch in der Gesellschaft oder am Hofe glänzen, mit der Erinnerung an einen Mann, der den Tod erlitten hat, um ihre Ehre und Ruhe zu sichern? Versprechen Sie mir, daß Henriette der Welt entsagen soll, daß sie nie mehr das Gesicht eines Mannes sehen wird. Es ist doch das Mindeste was ich als Lohn für meine Aufopferung erwarten kann.

Esperance war tief ergriffen durch den seltsamen Egoismus dieser unauslöschlichen Liebe. Welche schrecklichen Zerstörungen zerrissen dieses Herz, welche furchtbaren Stürme hatten diesen Geist zerrüttet!

Esperance näherte sich dem Gefangenen und faßte seine Hand.

Er fühlte sich von tiefem Mitleid ergriffen, er konnte eint Angesichte eines solchen Unglücklichen nicht mehr hassen, nicht mehr verachten.

»Hören Sie«, sagte er, »ich werde Alles für Sie thun; aber warum denken Sie nur an den Tod und nicht an Rettung?«

Laramée, der sich seiner Thränen schämte, richtete sich auf, als er diese Worte hörte.

»An Rettung?« sagte er; »was meinen Sie?«

»Ja; der König hegt keinen Zorn gegen Sie. Ich habe seine Stimme gehört, welche sagte: »Gehen Sie zu Laramée, ich gebe Ihnen unbedingte Vollmacht . . . « Wenn Sie mich noch hören wollen, so will ich Ihre Verzweiflung in freudige Ueberraschung verwandeln.«

Laramée hörte begierig zu.

»Thun Sie etwas für sich selbst«, fuhr Esperance fort; »helfen Sie dem König in seiner Gnade.«

»Was kann ich thun?«

»Warten Sie! Sie haben in der Verhandlung hartnäckig behauptet, daß Sie ein Valois sind; Sie sind es nicht.«

Laramée runzelte die Stirn.

»Sie sind es nicht, sage ich Ihnen. Ich weiß wohl, daß Sie einen Grund haben, bei Ihrer Behauptung zu bleiben; der Stolz treibt Sie dazu. Sie möchten in Henriettens Augen nicht als ein Betrüger dastehen. Ich begreife eine Leidenschaft wie die Ihrige sehr wohl.«

Laramée erröthete über den Scharfsinn seines großmüthigen Feindes.

»Nun denn«, fuhr Esperance fort, »wenn Ihnen so viel daran gelegen ist, so sagen Sie nicht, daß Sie sich für einen Lügner erklären, beharren Sie bei Ihrer Behauptung . . . «

»Ich glaube ein Valois zu seyn«, sagte Laramée stolz.

»Ich gebe es zu. Sagen Sie, daß Sie es sind; aber sagen Sie zugleich, wer es Ihnen eingeredet hat . . . «

Laramée fuhr auf.

»Eine Feigheit, ein Verrath!« sagte er.

»Werden Sie denn von der Herzogin nicht verrathen? Wo ist die

Hilfe, die sie Ihnen schickt?«

»Nur Geduld!«

»Unsinniger! Sie sind verrathen, sage ich Ihnen. Die Herzogin ist nur auf ihren elenden Vortheil bedacht. Denken Sie daher nur an sich selbst . . . Wollen Sie die Freiheit? Wollen Sie diesen Abend auf einem guten Pferde davonreiten und fünfzig Jahre lang noch leben?«

»Ich?«

»Ja! Ich biete Ihnen die Freiheit und sollte ich mein Leben opfern, um sie Ihnen wiederzugeben; denn Sie haben mich tief gerührt.«

»Sie sind ein großmüthiger Mann«, sagte Laramée bewegt.

»Schreiben Sie, daß Sie aus voller Ueberzeugung gehandelt, daß Sie sich für einen Valois gehalten haben und noch halten, weil man es Ihnen eingeredet hat; nennen Sie ganz offen den Anstifter dieses Complots, kurz zeigen Sie sich gegen den König von Frankreich so aufrichtig und bieder, wie man arglistig und feig gegen ihn verfahren ist. Ihr Gewissen muß meine Worte gut heißen, wenn Sie aufrichtig sind. Gegen diese Schrift gebe ich Ihnen die Freiheit, das schwöre ich Ihnen!«

»Geben Sie mir Henriette«, erwiderte Laramée, dessen Herz bei dem Gedanken an diese unvermuthete Versicherung freudig pochte.

»Diese Frage müssen Sie nicht an mich richten, sondern an Henriette selbst«, erwiderte Esperance; »wie kann ich wissen, was in ihrem Herzen vorgeht?«

»Sie hatten mir versprochen, sie sogleich aufzusuchen.«

»Das ist wahr, ich werde zu ihr gehen.«

»Nun, dann verlangen Sie von ihr, daß sie mich begleite und ich nehme Ihren Antrag an.«

»Und Sie wollen dem Könige schreiben, was ich Ihnen dictiren werde?«

»Sobald mir Henriette folgt, würde ich meine Seele verkaufen.«

Esperance reichte dem Gefangenen die Hand. Schwören Sie mir, was Sie so eben gesagt haben.«

»Ich schwöre es bei Henriette d'Entragues!« rief Laramée mit

funkelnden Augen.

»Aber wenn sie es ablehnt«, sagte Esperance.

Die Stirne des Gefangenen verfinsterte sich.

»Ja diesem Falle«, sagte er, »wäre mir der Tod erwünscht. Aber sie liebt mich, sie wird es annehmen. Oh! jetzt habe ich wieder Hoffnung, ich glaube vor Ungeduld vergehen zu müssen. Schonen Sie meine Zeit, beeilen Sie sich jede Minute ist eine lange Zeit der Qual für mich . . . Retten Sie mich, geben Sie mir Henriette wieder, und ich werde Sie auf den Knien verehren!«

Esperance drückte dem Unglücklichen die Hand.

»Sie haben mich nicht umsonst gerufen, verlassen Sie sich auf mich. Mein Name wird Ihnen Glück bringen.«

»In wieviel Zeit werden Sie wiederkommen?« stammelte Laramée.

»Beten Sie bis zu meiner Rückkehr.«

»Ich kann nicht, ich kann nicht . . . mein Geist ist zu verwirrt, oder vielmehr ich habe keine Gedanken mehr . . . oder vielmehr, ich habe nur Einen Gedanken. Antworten Sie mir, wann ich Sie wiedersehen werde!«

»Zählen Sie langsam bis Zehntausend«, erwiderte Esperance.

Er klopfte an die eiserne Thür, die ihm aufgethan wurde, und nahm von Laramée lächelnd Abschied.



3.

Die Insel Louviers.

Kaum hatte sich Esperante ans dem Châtelet entfernt, so waren seine Maßregeln genommen. Der Gedanke Laramée zu retten, hatte über alle anderen Rücksichten den Sieg davongetragen. Er beschloß Alles aufzubieten, selbst sein Vermögen zu opfern. Aber die Zeit drängte. Nachdem das Urtheil gesprochen, die Folter überstanden war, blieben dem Gefangenen nur noch wenige Stunden zu leben. Esperance dachte vor Allem auf die versprochene Unterredung mit Henrietten; wie sehr ihm auch dieser Schritt zuwider war, so sah er doch die Nothwendigkeit desselben ein. Er schrieb an die Toscanerin ein Billet in italienischer Sprache, welches etwa folgende Worte enthielt:

»Ich muß augenblicklich die Person sprechen, welche Sie mir am Ballabende unter dem Epheu der Gartenntauer des Hôtels Zamet gezeigt haben. Ich erwarte von Ihrer Freundschaft, daß Sie mir diese Person zuführen werden. Sie werden sie begleiten, damit sie keinen Hinterhalt fürchte, und Sie können ihr sagen, daß von dieser Unterredung ungemein viel abhängt. Sie kann den Ort der Zusammenkunft wählen. Sie werden auf diese Weise zwei Personen einen Dienst erweisen. Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür seyn.«

Er unterzeichnete »Esperanza« und zweifelte nicht an dem glücklichen Erfolg.

»Der weibliche Unhold wird also kommen«, dachte er; »es liegt wenig daran, ob ich sie überrede oder nicht; aber ich will den Gefangenen retten und werde ihn jedenfalls aus seiner Haft befreien. Was ist zu thun, um diesen Zweck zu erreichen? Ich muß den braven Crillon aufsuchen, der über den König Alles vermag, der allein im Stande ist, ihn zu jeder Stunde zu sprechen, und eine so schwer zu erlangende Gnade gleichsam mit Gewalt zu nehmen.«

Esperance bedachte, daß er zur Ausführung seines Planes einer starken und zuverlässigen Hilfe bedürfe. Er schrieb ein paar Worte an Pontis, um ihn auf den Abend zu sich zu bestellen.

Als alle diese Vorkehrungen getroffen waren, ging Esperance ins Arsenal, wo Crillon bei Sully soupiere sollte. Man erwartete auch den König und traf sehr glänzende Vorkehrungen.

Der Chevalier plauderte mit seinen Freunden, als er gerufen wurde. Er kam sogleich heraus und sah seinem jungen Freunde sogleich an, daß es sich um eine wichtige Angelegenheit handelte. Esperance führte Crillon in den Garten und ohne Vorbereitung, ohne Umschweife erzählte er seinen Besuch im Châtelet, das Mitleid, das er mit dem Gefangenen hatte, und schloß mit folgenden Worten:

»Ich dachte, daß wir Beide etwas für ihn thun könnten.«

»Mein Gott, was denn?« fragte Crillon.

»Seine Begnadigung erwirken.«

Crillon machte eine Bewegung, die seinem jungen Freunde fast den Muth raubte.

»Das fehlte noch!« rief Crillon; »wir sollten die schönste Gelegenheit verlieren, diesen Dämon, den der Teufel auf uns gehetzt hatte, wieder in die Hölle zu schicken.? Sie sind von Sinnen, daß Sie mir so etwas zumuthen!«

»Nein, Herr Chevalier, ich schwört Ihnen, daß ich Alles reiflich überlegt habe, und daß ich vor Schmerz und Scham den Verstand verlieren würde, wenn mein Plan vereitelt würde.«

Crillon runzelte die Stirn. »Sie haben eine Manier«, sagte er; »man pflegt sich selbst nicht zu kennen, ich will Ihnen den Spiegel vorhalten: Sie haben die Manie der Großmuth. Sie kommen mir vor wie der fromme Aeneas Virgil's. Er ist ein Held Ihrer Bekanntschaft, lieber Freund; so oft er einen Schwertstreich führte, weinte er, und er hat das Schwert nicht viel in der Scheide gelassen. Ich habe diesen Helden immer höchst lächerlich und duckmäuserisch gefunden. Der Brand von Troja und die Freude über den Verlust seiner Frau haben ihm vermuthlich das Gehirn verrückt. Aber Sie, Esperance, haben, so viel ich weiß, keinen solchen Beweggrund. Legen Sie Ihre leidige Großmuth ab.«

Esperance wurde um so ernsthafter, je spöttischer Crillon wurde.

»Herr von Crillon«, erwiderte er, »ich habe nie eine Bitte ausgesprochen, obgleich Sie mir oft die gütigsten Anerbietungen machten; jetzt bitte ich; werden Sie mir meine Bitte verweigern? Es handelt sich ja nicht um mich allein; Sie haben sich verpflichtet zu thun, was ich erbitte.«

»Ich hätte mich verpflichtet?«

»Denken Sie an Rheims, als Sie, von der Sanftmuth und Fassung des Unglücklichen gerührt zu ihm sagten: »Vielleicht werde ich mehr für Sie thun, wenn Sie vernünftig sind. Und er ist wirklich sehr vernünftig gewesen.«

»Es ist wahr, das habe ich gesagt«, erwiderte Crillon verlegen, »aber . . . «

»Sie haben es gesagt und müssen es thun«, sagte Esperance.

»Harnibieu, junger Mann, ich glaube, Du machst mir Vorschriften?«

»Nein, ich bringe Ihnen nur ein Versprechen in Erinnerung.«

»Pardieu! glauben Sie denn, ich hätte nicht daran gedacht, als ich diesen Morgen den König so gut aufgelegt sah? Auf unserer ganzen Rückreise haben wir von diesem elenden Werkzeug der Montpensier gesprochen, und ich habe behauptet, daß Laramée kein verhärteter Bösewicht, sondern ein ganz gutmüthiger Mensch sey; aber ich bin doch froh, wenn er aus der Welt geschafft wird. Wir lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren, wir absolvieren ihn; aber er hat einmal seine Stiefel für die große Reise geschmiert, jetzt möge er abfahren.«

»Ich habe ihm versprochen, daß er leben soll«, erwiderte Esperance, »und bitte Sie, vom Könige die Guttheißung dieses Wortes zu erwirken. Man sagt, der König werde hier speisen?«

»Ja, er speist hier, speist sogar in diesem Augenblicke ohne mich.«

»Gut, Herr von Crillon, ich will Sie nicht länger aufhalten und beschwöre Sie, mir meine Zudringlichkeit zu verzeihen. Sie wissen, daß ich ganz in der Nähe wohne, aber diese Begnadigung muß

diesen Abend ertheilt werden.«

Die Stimme des lieben Esperance ging dem tapfern Crillon zu Herzen.

»Warten Sie!« sagte er. »Nein, es wird noch nicht soupiert. Ich sehe die ganze Gesellschaft in der Bibliothek. Warten Sie einige Minuten, ich will den König aufsuchen, und Sie werden seine bejahende oder verneinende Antwort mitnehmen.«

Esperance trat mit pochendem Herzen auf die Seite.

»Nein«, sagte Crillon, »setzen Sie sich dort auf die Bank hinter die Hagebuchenhecke. Ich will den König hierher führen, und Sie werden ihn so gut hören, als ob Sie mit ihm selbst sprächen.«

Einige Augenblicke nachher kam der König in schwarzer Kleidung, mit entblößtem Haupte, mit ernstem aufmerksamen Gesicht mit Crillon die Außentreppe herab, und ging mit Letzterem durch die Allee, an der Hecke vorbei hinter welcher sich Esperance verborgen hielt.

Heinrich IV. hörte die warme Fürsprache des Chevalier ruhig an.

Crillon bot seine ganze Beredtsamkeit auf; er wollte gern Esperance befriedigen, aber zugleich bat er den König, das Wohl des Staates im Auge zu behalten.

»Mein braver Crillon«, erwiderte Heinrich, »der Staat kommt in dieser Sache gar nicht in Betracht. Laramée gibt sich für einen Valois aus. Wenn er fortfährt mir Verlegenheiten zu bereiten, warum sollte ich so dumm seyn, sein Leben zu schonen? Der einzige Beweis, der mir zu Gebote steht, um darzuthun, daß er kein Valois ist, besteht darin, daß ich ihn aufknüpfen lasse.«

»Das ist wahr«, sagte Crillon.

»Das ist wahr«, dachte Esperance, der dem königlichen Scharfsinn ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren ließ.

»Euer Majestät«, fuhr Crillon fort, »haben vollkommen Recht; man knüpfe ihn auf und die Sache ist abgethan.«

Esperance schauderte, als er diese Worte seines Bundesgenossen vernahm.

Der König war nachdenkend geworden und sein sinnendes Auge

suchte den Boden.

»Was liegt mir daran«, sagte er, »ob dieser Mensch lebt, wenn er mir beweist, daß er ein reuiges Werkzeug der Montpensier ist? Ueberdies habe ich gar nicht nöthig ihn zu begnadigen, das wäre ein schlechtes Beispiel. Wenn Dir so viel daran liegt, so mache er ein Loch in die Mauer und laufe davon; ich kann die Gefangenen nicht bewachen.«

Esperance frohlockte im Stillen.

»Ja wohl, Sire; aber Sie können die Flüchtlinge verfolgen und festnehmen lassen.«

»Der Teufel hole mich, wenn ich mich um ihn kümmerge. Ich bin nicht rachsüchtig und der Anblick eines Galgen macht mir Ueblichkeiten.«

»Aber der Gouverneur, der ihn entfliehen läßt?«

»Der gute alte Dujardin, mein vormaliger Glaubensgenosse! ein würdiger Mann den ich wie meinen Vater liebe . . . Nein, Crillon! den armen Dujardin werde ich nicht beunruhigen, vorausgesetzt, daß er mir statt des entflohenen Gefangenen eine bündige Erklärung desselben vorweist, worin ausgesprochen wird, daß Laramée und nicht Valois entflohen ist. Auf diese Weise gewinne ich dabei; ich erspare einen Strick, und die Herzogin wird die Gelbsucht bekommen, wenn ich ihr diese Erklärung zeige.«

»Sie wird es an Thränen nicht fehlen lassen«, sagte Crillon, indem er einen Seitenblick auf die Hecke warf.

»Ich wiederhole es«, setzte der König gelassen hinzu, »daß der Flucht Laramée's gar nichts im Wege steht. Mit einem Valois ist es freilich etwas ganz Anderes.«

»Ich verstehe«, sagte Crillon, indem er den König bis an die Thür zurückbegleitete, wo ihn schon mehre Hofcavaliere erwarteten.

Dort verließ er ihn und Esperance kam aus seinem Versteck hervor, um dem Chevalier die Hand zu drücken.

»Tausend Dank!« sagte er, »ich hatte die Nothwendigkeit dieser Erklärung vorausgesehen; ich werde sie dem Gefangenen entlocken. Aber jetzt handelt es sich um die Mittel der Ausführung.«

»Ich werde Dujardin diesen Abend besuchen«, sagte Crillon.

Und man wird Laramée in das kleine obere Zimmer bringen, wo ich gewesen bin.«

»Gut.«

»So daß er diese Nacht mittelst einer Strickleiter entkommen kann.«

»Richten Sie das ein wie Sie wollen.«

»Noch einmal tausend Dank!« sagte Esperance, dessen Herz vor Freude überwallte.

»Sie begehen eine Dummheit, lieber Freund«, sagte Crillon, »aber Sie reden eine unwiderstehliche Sprache. Es war die erste Gunst, die Sie von mir erbat, ich konnte sie Ihnen nicht verweigern.«

Er schloß Esperance in seine Arme.

Nie hatte das Gesicht seines jungen Freundes einen schönern, freudigern Ausdruck gehabt. Das Bewußtseyn einer guten That spiegelte sich in seinen Zügen ab.

Esperance hatte noch den mißlichsten Theil seines Planes auszuführen. Er seufzte, aber war fest entschlossen bis zu Ende auszuharren.

Leonora hatte schon geantwortet. Signor Speranza fand in seiner Wohnung Concino, der in einem Armsessel schlummerte und zu ihm sagte: »Diesen Abend um halb neun Uhr auf der Insel Louviers.«

Es war ein Viertel auf Neun. Die Hälfte der Frist war schon verflossen.

Esperance begab sich nicht ohne ein peinliches Gefühl Schlag halb neun Uhr an den angezeigten Ort. Er sah, daß ein Kahn über den schmalen Flußarm dem Arsenal gegenüber fuhr, und daß unter den Ulmen eine in einen Mantel gehüllte weibliche Gestalt erschien. Er sah die schwarzen Augen Henriettens funkeln.

Am Ufer war Leonora geblieben. Die Italienerin war weniger aufgereggt als ihre Begleiterin; sie lächelte sogar und gab dem jungen Cavalier einen freundlichen Winke.

Die Insel Louviers war damals ein Privateigenthum, ein Garten, und oft hatte sie den Namen Entragues geführt, denn sie wurde von

dieser Familie angekauft.

Esperance ging Henrietten entgegen, deren steife gezwungene Haltung ihm nichts Gutes ahnen ließ. Sie hatte einen für sich bequemen und für Esperance beruhigenden Ort gewählt; denn er konnte nöthigenfalls leicht entfliehen, falls sich eine Gefahr für ihn zeigte.

»Sie haben mich gerufen«, sagte sie mit kaltem trockenem Ton. »Hier bin ich!«

Er verneigte sich.

»Sie können leicht denken, Mademoiselle, daß ich Sie nur aus sehr wichtigen Ursachen belästigt habe.«

»Allerdings. Leonora hat schon von meinem persönlichen Interesse gesprochen und ich konnte nicht begreifen, wie mein Interesse für Sie von Wichtigkeit seyn kann; ich weiß es noch nicht.«

»Nicht für mich, Mademoiselle«, erwiderte Esperance, der entschlossen war, die Zeit nicht mit unnützen Reden zu verlieren, »sondern für Laramée.«

Henriette erblaßte und zitterte. Esperance sah sie forschend an und war betroffen über den unheimlichen Ausdruck dieses Gesichtes, welches für einen oberflächlichen Beobachter so schön war.

»Ich werde Ihnen«, sagte er, »die Fragen ersparen. Hören Sie, um was es sich handelt. Laramée sitzt im Gefängniß, er ist zum Tode verurtheilt und soll in der Frühe hingerichtet werden; es ist Ihnen bekannt.«

Henriette sagte mit kaum hörbarer Stimme: »Es ist allgemein bekannt.«

»Aber was noch nicht bekannt ist, Mademoiselle, das ist die Art und Weise, wie der Unglückliche mitten in seinem Lager ohne Widerstand gefangen genommen worden ist.«

»Gegen den braven Crillon und seine Begleiter, gegen solche Feinde«, sagte Henriette mit kalter Ironie, »wäre jeder Kampf unsinnig gewesen.«

»Er hat sich nicht aus Klugheit ergeben, Mademoiselle, er hat sich

durch einen edlern Beweggrund leiten lassen. Wir sind dadurch gerührt worden, Sie selbst werden dadurch gerührt seyn.«

»Erklären Sie sich deutlicher«, sagte Henriette, die nur mit Mühe ihre Fassung behielt.

»Laramée«, setzte er mit einem forschenden Blick hinzu, »hat nur der Furcht Sie zu compromittiren nachgegeben.«

»Mich zu compromittiren? . . . Was bedeutet das?«

»Warte, Schlange, ich werde Dich hindern, zu zischen«, dachte Esperance.

»Mademoiselle, er hat Ihnen einen langen Brief voll Liebe und Dank geschrieben: er dankte Ihnen für den Muth, den Sie ihm eingeflößt, er bot Ihnen die Hälfte seiner Krone an, er nannte Sie seine Königin und unterzeichnete: König Carl!«

Henriette wurde bei diesen Worten unruhiger und verlegener.

»Dieser Brief«, fuhr Esperance fort, »sollte geradenweges nach Paris an Sie abgeschickt werden, aber wir hielten den Courier an, nahmen ihm den Brief ab und lasen den Inhalt.«

Henriette wurde leichenblaß und suchte instinctmäßig seine Stütze. Esperance hatte eine Anwandlung von Mitleid; aber der Abscheu, den er gegen diesen weiblichen Unhold hegte, trug den Sieg davon und er eilte ihr nicht zu Hilfe, als sie sich an einen Baumstamm lehnte.

»Sie begreifen, Mademoiselle«, fuhr er fort, »welche Wirkung dieser Brief auf Se. Majestät gemacht haben würde; Sie sehen, welche Gefahr man zuweilen läuft, ohne es zu wissen.«

Esperance betrachtete Henriette; sie wankte, der Schweiß rann ihr in dicken Tropfen von der Stirn.

»Laramée hatte Mitleid mit Ihnen«, sagte er, »er bat seine Feinde, ihm den Brief zurückzugeben, und versprach, sich ohne Schwertstreich auszuliefern. Er stürzte sich ins Verderben, um Sie zu retten!«

»Und was hat man geantwortet?« stammelte Henriette.

»Man hat den Antrag angenommen, so daß der Brief . . . jetzt verbrannt ist; Sie haben nichts mehr zu fürchten.

Ein Blitz schoß aus den Augen Henriettens.

»Ja, ja«, sagte Esperance, »aber der Unglückliche sitzt im Kerker, und bald schlägt seine letzte Stunde. Wissen Sie, daß die Hinrichtung morgen Früh um acht Uhr stattfinden soll?«

»Was kann ich dazu thun? Gibt es ein Mittel, diesem Unglücke vorzubeugen?«

»Laramée hat es gefunden, Mademoiselle, er schickt mich zu Ihnen, um Sie davon in Kenntniß zu setzen.«

Henriette ahnte, daß ein neuer erschütternder Schlag bevorstand. Sie hatte in dem ernsten festen Blick des jungen Cavaliers gelesen, daß der wichtigste Theil seiner Sendung noch nicht vollzogen war.

»Ich höre, was Sie zu sagen haben«, erwiderte sie, »und werde Alles aufbieten, um meinem Retter das Leben zu retten.«

»Das läßt sich hören, Mademoiselle; Sie erleichtern mir dadurch meine Arbeit.«

»Was verlangt Laramée?«

»Er liebt Sie leidenschaftlich . . . «

»Sie sind doch nicht zu mir gekommen, um mir das zu sagen?«

»Unterbrechen Sie mich nicht, Mademoiselle«, erwiderte Esperance. »Er liebt Sie«, sagte ich, und wünscht, daß Sie sich förmlich mit ihm verloben.«

Henriette sah Esperance mit nicht erheucheltem Erstaunen an.

»Welche Verpflichtung«, sagte sie, »kann ich gegen einen Unglücklichen übernehmen, dessen Augenblicke gezählt sind? Ohne mich zu leben, darauf kommt es jetzt nicht an, er muß ja sterben.«

»Angenommen aber, er lebe«, entgegnete Esperance gelassen.

Sie fuhr auf. »Wer sollte ihn denn retten?« rief sie mit einem Schrecken, der sie in Esperance's Augen entsetzlich machte.

»Ich, Mademoiselle.«

»Sie scherzen.«

»Ich versichere Ihnen, daß Laramée gerettet werden wird.«

»Aber der König?«

»Der König willigt ein. Sie sehen wohl, daß seiner Rettung nichts

im Wege steht, nichts in der Welt! Merken Sie wohl!«

Henriette würde ihren Gefühlen freien Lauf gelassen haben, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß sie den jungen Mann dadurch verhinderte würde, seine vertrauliche Mittheilung fortzusetzen. Aber es war zu spät, sie hatte sich schon verrathen, Esperance hatte sie verstanden; er wußte die Wahrheit aus ihren Blicken zu lesen.

»Ich weiß wohl«, sagte er entrüstet, »daß Sie ihn lieber sterben sehen würden; aber ich will es nicht, er soll leben und ich überbringe Ihnen seinen Wunsch: er verlangt, daß Sie ihn in seine Verbannung begleitete sollen.«

Jetzt konnte sich Henriette nicht mehr halten.

»Das ist Wahnsinn«, rief sie, »und dieser angebliche Retter sollte mich nur retten, um mich desto sicherer zu verderben?«

»Ich kümmere mich nicht um seine Absicht, ich vollziehe seinen Willen, der überdies auch der meinige geworden ist.«

»Wie sagen Sie?« fragte der weibliche Unhold auffahrend.

»Es ist mein Wille«, antwortete Esperance, »es sind genug Verbrechen begangen worden, es ist genug Blut vergossen worden; Laramée, dem der König verzeiht, entweicht diese Nacht aus dem Châtelet . . . Sie werden ihn begleiten, er nennt diese Verbindung eine Belohnung seines Opfers . . . ich weiß wohl, daß es für ihn und für Sie die schrecklichste Strafe seyn wird, aber es muß seyn; wenn Gott sich einmal entschlossen hat zu rächen, so weiß er auch die geeignetsten Mittel zu wühlen. Sie werden also mit ihm abreisen, sonst entlarve ich Sie und trete als Ankläger auf; ich rufe Crillon und Pontis zu Zeugen, ich zeige Ihre Verbrechen dem königlichen Gerichtshofe an, und wir werden sehen, ob Sie dann nicht bereuen werden, daß Sie nicht in's Exil gegangen sind.«

»Ich bin verloren«, dachte Henriette, »zumal wenn ich meine Gedanken ausspreche.«

Sie verbarg ihr Gesicht in die Hand als ob sie laut schluchzte; sie schluchzte wirklich, sie hatte Ursache dazu.

»Herr Esperance«, sagte sie, »ich weiß wohl, was ich dem Unglücklichen schuldig bin, ich weiß wohl, daß ich für die Welt

verloren bin, aber glauben Sie nicht, daß ich das Recht habe, über eine Schmach zu weinen, welche solch großes Aufsehen machen und über meine Familie kommen wird? Ich bin strafbar gewesen, aber muß ich denn so hart gestraft werden?«

»Ich sehe kein anderes Mittel«, erwiderte Esperance, »Ihre Verbrechen zu sühnen; so viel vergossenes Blut wird in Einem Tage nicht abgewaschen. Sie werden leiden, aber es muß seyn.«

»Wohlan denn!« sagte sie, »ich will gehorchen, wie schwer auch diese Prüfung sey.«

»Von diesem Augenblicke an«, erwiderte Esperance, »werde ich Ihnen verzeihen, werde ich Sie achten.«

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an.

»Und nach Ihrer Verheirathung mit Laramée«, setzte er hinzu, »werden Sie von mir an einem beliebigen Orte jenen Brief erhalten, den Sie so hartnäckig von mir verlangten und den ich dann nicht mehr zu behalten berechtigt bin.«

Henriettens Augen belebten sich wieder.

»Gut, es sey!« sagte sie zähneknirschend. »Was soll ich jetzt thun? Wie soll die Flucht stattfinden?«

»Kennen Sie das Châtelet?« sagte er.

»Ja.«

»Oberhalb des Thores, ganz unter dem Dache ist ein kleines Zimmer, in welches der Gefangene diese Nacht gebracht werden soll, von dort wird er entfliehen. Ich werde unten mit Pferden warten, oder vielmehr wir werden warten, denn Sie werden mich begleiten.«

Henriette fuhr auf, als ob sie sich von neuem widersetzen wollte.

»Dieses Zimmer«, setzte Esperance hinzu, »wird für Sie noch eine Erinnerung haben. Zum Glücke hat Laramée keine Ahnung davon, sonst würde er dieses verhängnißvolle Zimmer nicht betreten.«

»Was meinen Sie?«

»Dort wohnte in seiner Jugend, in seiner sorglosen, glücklichen Jugend der Sohn des Gouverneurs, Dujardin, ein schöner, stattlicher Hugenott, der jetzt todt ist. Erinnern Sie sich dieses Namens?«

Henriette schrie laut auf.

»Urban Dujardin«, stammelte sie, »wer der Sohn des Gouverneurs?«

»Ach ja!« erwiderte Esperance, ohne den entsetzlichen Ausdruck des Frohlockens in Henriettens bleichem Gesichts zu beachten. »Ja, er war sein Sohn und ich habe die Thränen des Greises gesehen, als er während meiner kurzen Haft in dem Armsessel saß, wo vormals sein unglücklicher Sohn schlief, und wo wahrscheinlich der Mörder desselben diese Nacht ruhen wird.«

»Genug! Genug!« sagte Henriette mit fieberischer Hast.»Auf morgen also! Zeigen Sie uns die Stunde an und zählen Sie auf mich.«

»Um so besser«, dachte Esperance, »da sie nicht anders kann. — Adieu«, sagte er, »ich gehe wieder zu Laramée.«

Sie zeigte ihm mit der Hand den Kahn, in welchem sie gekommen war und er entfernte sich, nachdem er die Hand Leonorens verstohlen gedrückt hatte.

4.

Des Vaters Rache.

Esperance begab sich nach Hause, um für Waffen, Pferde und Geld zu sorgen. Er ertheilte rasch seine Befehle, wickelte ein langes, seidenes Seil um den Leib und nahm sogleich den Arm seines Freundes Pontis, der über alle diese Vorkehrungen sehr erstaunt war. Pontis, durch das Billet in Kenntniß gesetzt, erwartete seit einigen Augenblicken seinen Freund. Beide gingen eilends auf das Châtelet zu.

Unterwegs erzählte Esperance dem Gardisten die wichtigsten Ereignisse des Tages. Als er von Henriette und seinem Rettungsplane sprach, hob Pontis erzürnt die Arme.

»Bist Du von Sinnen?« sagte er; »was, Du willst diesen Gaudieb vom Galgen retten? diesen Unhold, der uns Beide beinahe aus dem Leben expediert hätte, der . . .«,

»Alles dieses ist bekannt, Pontis«, unterbrach ihn Esperance, »nur keine Einwendungen.«

»Und Du hast mit der Entragues Unterhandlungen angeknüpft, Du hast mit dieser Creatur wieder gesprochen?«

»Zum Glück ist Alles abgeschlossen.«

Pontis lachte höhnisch.

»Höre, Esperance«, sagte er, »wer glaubt, daß man mit einem solchen Dämon etwas abschließen kann? sie hat Dich gefoppt, sie wird Dir entschlüpfen.«

»Beweise mir das; finde nur eine einzige Thür, durch welche Henriette entschlüpfen könnte.«

»Aber in aller Welt«, sagte Pontis, »wie kann man sich, wenn man glücklich ist, in die Angelegenheiten dieser Gaunerbande mengen!«

»Wenn ich auch, wie Du, aus kleinlicher Selbstsucht urtheilte, so würde ich Dich doch widerlegen können. Ich handle in meinem

eigenen Interesse, wenn ich mich in die Angelegenheiten Henriettens und Laramée's mische; ich kenne nichts Schlaues als den Plan einer Abreise, die mich dieses Menschen und seiner Mitschuldigen für immer entledigt. Ja, Pontis, Du kannst nicht denken, wie nothwendig es für mich ist, daß sich Henriette aus Frankreich entferne und nie wieder zurückkehre; aber Gott weiß, daß mich mein Interesse nicht zu diesem Entschlusse geführt hat.«

Pontis war betroffen, aber er erwiderte murrend, daß Henriette noch nicht abgereist, daß sie unerschöpflich an Hilfsmitteln sey und wohl ein Mittel zu finden wissen werde, um in Paris zu bleiben.

»Du hast vergessen«, antwortete Esperance ernst, »daß wir einen Talisman besitzen, der Henriette in Schach halten wird; so lange das kleine, goldene Etui an deinem oder meinem Halse hängt, wird das Fräulein d'Entragues uns wie eine Sklavin gehorchen.«

»Ja, wenn das so ist, so gebe ich Dir Recht«, sagte Pontis, »und Du erinnerst mich daran, daß dein Monat verflossen ist, es kommt jetzt an mich die Reihe, diese Medaille zu nehmen; denn wir wollen ja diesen gefährlichen Talisman abwechselnd tragen.«

»Und wenn auch an Dich nicht die Reihe gekommen wäre, Pontis, so würde ich Dir die Medaille schon heute zurückgeben, denn ich werde diesen Abend mit Henriette zusammentreffen, und es wäre unbesonnen, die Medaille auf meiner Brust zu behalten; ein Unglück ist so leicht geschehen, man kann mit dem Pferde stürzen, und Du weißt wie geschickt sie Leichen zu berauben weiß.«

Pontis hängt das Medaillon, welches das Billet Henriettens enthielt auf die Brust.

»Bei mir«, sagte er, »ist dieses Kleinod geborgen, sey unbesorgt.«

»Vollziehe gewissenhaft meine Befehle«, erwiderte Esperance; »vergiß keine Andeutung, die ich Dir gegeben. Laramée muß vor Tagesanbruch entkommen; halte Dich bereit, wenn ich deiner Hilfe bedarf; binnen einer Stunde bin ich bei Dir.«

Esperance verließ seinen Freund und begab sich ins Châtelet. Er ließ zuerst sich zum Gouverneur führen, mit welchem er sich einige Augenblicke unterhielt, um sich zu überzeugen, daß nach Crillon's Versprechen Alles verabredet sey, dann begab er sich wieder in den Kerker Laramée's, der in seiner Ungeduld die Minuten zählte.

Das Klirren der Riegel war eine köstliche Musik für ihn; er eilte auf die Thür zu und schloß seinen edelmüthigen Befreier in seine Arme.

»Nun, was hat sie gesagt?« fragte Laramée.

»Sie willgt ein.«

Laramée faltete freudetrunken die Hände. »Nicht wahr, sie liebt mich?«

»Ja, von ganzem Herzen«, sagte Esperance.

»Sie thut wirklich viel für mich! sie verläßt Alles, ihre Eltern, ihr Vermögen, ihre Zukunft, um eines unglücklichen Gefangenen willen!«

»Es ist sehr schön von ihm«, erwiderte Esperance gelassen; »aber Sie werden später Zeit haben, Ihre Bewunderung und Ihren Dank an den Tag zu legen; jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren. Ich komme soeben von dem Gouverneur. Herr von Crillon hat mit ihm gesprochen. Der König kann Sie nicht begnadigen, aber er ist geneigt über Ihre Flucht die Augen zu schließen; Sie haben nichts zu thun, als das Gewissen des Königs durch die bewußte Erklärung zu beruhigen.«

»Ich habe schon daran gedacht«, sagte Laramée; »soll ich schreiben?«

»Warten Sie . . . Man wird Sie in ein anderes Zimmer bringen. Vor diesem Zimmer ist eine mit Eisenstangen umgebene Terrasse. Hier ist eine Felle, mit welcher Sie zwei Stangen durchfeilen werden. Sie sind schlank und können durchschlüpfen. Hier ist ein seidenes Seil; es ist hundert Fuß lang, also zehn Fuß mehr als das Gebäude hoch

ist. Sie knüpfen das Seil fest und gleiten hinab. Der Vorsicht wegen wunden Sie Ihren Filzhut um die Hand.«

Laramée nahm mit unbeschreiblicher Freude die Gegenstände, welche ihm Esperance überreichte.

»Und Henriette!« sagte er, »wir soll ich sie wiederfinden? Hat sie es wirklich versprochen?«

»Ich bin auf diese Einwendung gefaßt gewesen«, erwiderte Esperance; »Sie werden von ihr am Petit-Pont erwartet. Sie haben ein gutes Auge, nicht wahr?«

»Oh, ich würde Henriette in der Nacht auf eine halbe Meile Entfernung erkennen!«

»Sie lassen sich also erst hinab, wenn Sie Henriette bemerken. Sie wird überdies Pferde bei sich haben und ist daher um so leichter zu erkennen. Um keinen Verdacht zu erregen, werden wir am Ufer des Flusses halten.«

»Sie werden also auch dabei seyn?«

»Ich verlasse mich nur auf mich selbst, um Sie zu retten; ich habe mein Wort gegeben.«

»Man sagt, daß zuweilen die Engel des Himmels menschliche Gestalt annehmen, um Unglückliche zu beschützen«, sagte Laramée mit unaussprechlichem Dank; »jetzt glaube ich fast daran.«

»Es bleibt also bei der Abrede«, unterbrach ihn Esperance; »wenn die Frühglocke im Kloster von Notre-Dame läutet, dann lassen Sie sich hinab. Die Schildwache wird Sie nicht sehen.«

»Und bis dahin werde ich die Eisenstangen durchfeilt und das Seil befestigt haben. Wann soll ich die Erklärung schreiben?«

»Sie werden in dem obern Zimmer Schreibmateriale finden und der Gouverneur wird sich überzeugen, ob die Schrift in den gehörigen Ausdrücken abgefaßt ist.«

»Der Gouverneur wird kommen«, sagte Esperance und dachte unwillkürlich schauernd daran, daß diese beiden Männer sich nie wieder hätten begegnen sollen.

»Der Gouverneur ist ein guter alter Herr, der wohlwollend gegen seine Gefangenen und Herrn von Crillon sehr treu ergeben ist. Ich

glaube Sie kennen ihn.«

»Nein, ich habe ihn nie gesehen. Ich war so verwirrt, als ich ins Gefängniß gebracht wurde; ich glaube mich nur zu erinnern, daß mir der Schließer sagte, der Gouverneur sey ein Hugenott.«

»Was liegt daran, ob er Hugenott oder Katholik ist, wenn er Sie nur entkommen läßt«, erwiderte Esperance.

»Ich erwähne dieses nur aus einem Grunde«, sagte Laramée; »ein Hugenott könnte den Valois, dessen Vater der Urheber der Bartholomäusnacht war, mit ungünstigen Augen ansehen.«

»Sie erklären ja, daß Sie kein Valois sind«, erwiderte Esperance unmuthig. »Doch lassen wir das, Sie haben mit dem Gouverneur kein Wort zu sprechen und er wird Ihnen den Mund nicht öffnen; er wird die Erklärung nehmen und fortgehen.«

»Ich hätte Ihnen ja die Erklärung sogleich geben und auf der Stelle entfliehen können.«

Esperance fand diese Worte auffallend; war es eine traurige Ahnung, welche den Gefangenen vor der festgesetzten Stunde forttrieb?

»Ich habe es gut machen wollen«, erwiderte er, »ich wollte Ihnen alle mögliche Sicherheit bieten. Sie wollten sich von der Anwesenheit Henriettens überzeugen; Sie wollten, Ihre Erklärung nur gegen die Zusicherung der Freiheit geben; Ihr Wunsch ist erfüllt. Jetzt brauchen wir Zeit um Sie in das obere Zimmer zu bringen, und Sie brauchen Zeit, um die Eisenstangen zu durchfeilen und die Erklärung zu schreiben; dann sind wir bereit. Fräulein d'Entragues wird inzwischen ihre Vorbereitungen treffen. Verlieren Sie übrigens keine Zeit, denn um drei Uhr müssen Sie unten seyn.«

»Es ist wahr, ich werde die Zeit benützen«, erwiderte Laramée; »verzeihen Sie mir, daß ich Sie so belästige.«

»Um acht Uhr werden Sie geborgen seyn«, sagte Esperance; »aber um zeitlich anzukommen, muß ich Sie jetzt verlassen. Vergessen Sie unsere Abrede nicht.«

»Oh, alle Ihre Worte sind tief in mein Herz gegraben«, sagte der Gefangene, indem er niederkniete und die Hand seines Retters

faßte und seine glühenden Lippen darauf drückte.

Esperance entfernte sich tief bewegt; er dankte im Stillen dem Himmel, daß sein Plan glückte.

Kaum war er fort, so richtete sich Laramée auf und suchte sich zu fassen, um alle seine Vorkehrungen zu treffen.

Es geschah übrigens Alles so wie verabredet war. Zwei Schließer holten den Gefangenen ab, führten ihn in das obere Zimmer und verließen ihn, nachdem sie ihm Licht gelassen.

Laramée durchfeilte die Eisenstangen, knüpfte das Seil fest und legte den Filzhut zurecht, der seine Hände beim Hinablassen schützen sollte; dann setzte er sich an den Tisch und schrieb die Erklärung.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke fühlte Laramée eine unbeschreibliche Freude; die glückliche Liebe verwandelte ihn in einen Helden.

Kaum hatte er die Schrift beendet, so hörte er schwere Tritte auf der Treppe, die Thür that sich auf, ein alter Mann erschien auf der Schwelle.

Laramée erkannte den Gouverneur an der Beschreibung, die ihm Esperance von demselben gemacht hatte. Er stand auf und grüßte ihn ehrerbietig, aber er war entschlossen nicht zuzusprechen, wenn er nicht angedet würde; er wandte sich daher zum Fenster und betrachtete frohlockend die ersten blassen Morgenstrahlen die sich über dem Wasser zeigten. Die Frühglocke ertönte in dem Quartier von Saint-Martin, die Glocke von Notre-Dame konnte nicht lange mehr auf sich warten lassen.

Zugleich blickte er noch dem Petit-Pont hin. Am Ufer des Flusses sah er einige nicht erkennbare Gegenstände sich regen. Jetzt hielt er sich nicht mehr, er wendete sich um und wollte den Gouverneur bitten sich eilends zu entfernen und die Thür zu schließen; aber zu seinem größten Erstaunen sah er den Greis mit einem Papier in der Hand, und dieses Papier war nicht die Erklärung, er hatte sie nicht einmal angesehen.

Das Gesicht des alten Gouverneurs hatte keineswegs den sanften Ausdruck, den Esperance so sehr gerühmt hatte. Die blassen tiefen

Züge, das flammende Auge, das seltsame Zucken der Lippen verrieth im Gegentheil einen geheimen Groll, fast eine-Drohung.

»Herr Gouverneur«, sagte Laramée unruhig, »hier ist die bewußte Erklärung; ich glaube sie ist hinreichend; ich kann mich entfernen?«

»Darauf kommt es nicht an«, antwortete der Gouverneur ernst; »haben Sie Ihr Gewissen befragt?«

»Ich habe mich vor Gott angeklagt.«

»Ja, des Verbrechens der Rebellion, der Majestätsbeleidigung . . . und der König hat Ihnen wahrscheinlich verziehen; denn er hat mich ja ersuchen lassen, Ihrer Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber sind diese die einzigen Verbrechen, die Sie sich vorzuwerfen haben?«

Die Glocke ertönte in der Notre-Dame. Laramée fuhr auf und eilte ans Fenster, aber der Greis hielt ihn zurück.

»Antworten Sie mir zuerst«, sagte er.

»Was soll ich Ihnen antworten?« stammelte Laramée.

»Sagen Sie mir ganz einfach, ob Sie wirklich Laramée heißen.«

»Allerdings, ich habe ja diese Schrift unterzeichnet.«

»Sagen Sie mir, ob Sie der Mann sind, der nach der Schlacht von Aumale in einem Hohlweg hinter einer Hecke einen Reiter ermordet hat?«

Laramée wurde leichenblaß und wich vor dem Auge des Greises zurück.

»Antworten Sie doch!« sagte dieser mit Heftigkeit.

»Wenn ich ein Verbrechen begangen habe«, stammelte Laramée, »so habe ich Gott und dem König darüber Rede zu stehen . . . also im letzten Augenblicke stellen meine Feinde mir noch diese Falle! Mit welchem Rechte stellen Sie mich zur Rede?«

»Weil ich der Baron Dujardin bin und weil Sie meinen Sohn ermordet haben!«

Laramée schrie laut auf, er war starr vor Schrecken und sank fast bewußtlos in einen Armsessel.

»Es war also doch wahr«, sagte der Greis. »Dieser ist der Mörder meines Urbain! An dieser Stelle habe ich meinen Sohn so oft in den

Armen gehalten . . . Mein Herr«, setzte er hinzu, »der König hat Sie begnadigt; aber ich verzeihe Ihnen nicht. Sie haben meinen Sohn gemordet, Sie müssen sterben! Ich erlaube Ihnen wie ein Rebell zu endigen, ich könnte Sie verurtheilen lassen wie einen Meuchler.«

Der Gouverneur schlug mit der Faust an die Thür und in dem Augenblick erschienen mehre Häscher.

»Aus Mitleid mit dem Verurtheilten«, sagte der Greis zu ihnen, »hatte ich ihm ein besseres Zimmer angewiesen; aber seht, er hat seine Eisenstangen durchfeilt und ein Seil zur Flucht vorbereitet. Bewacht ihn gut, Kinder; bewacht ihn bis acht Uhr, damit er der strafenden Gerechtigkeit nicht entwische.«

Die Häscher stellten sich zwischen den Gefangenen und das Fenster; der Gouverneur setzte sich vor die Thüre und fuhr fort: »Wenn Jemand mich ruft, so gebt keine Antwort; ich werde vor der Ankunft des Henkers nicht von der Stelle gehen.«

Der Gefangene schauderte, er richtete sich auf, als ob die Todesdrohung ihm neuen Muth gemacht hätte, und erwiderte:

»Der Elende, der mich angegeben hat, will mich nach meinem Tode noch entehren. Ich bleibe Valois . . . jetzt wird diese Erklärung überflüssig seyn.«

Der Gouverneur reichte ihm ohne ein Wort zu reden das Papier. Laramée verbrannte die Schrift und rückte den Sessel näher, um sich zu setzen; aber es schauderte ihm vor diesem Stuhl. Er stieß den Sessel zurück und blieb stehen mitten unter den Häschern, die alle seine Bewegungen beobachteten.

Inzwischen begann der Tag zu grauen. Esperance wartete seinem Versprechen gemäß an der bezeichneten Stelle. Henriette hatte gehorcht, sie war den für Laramée bereit gehaltenen Pferden in einer Sänfte gefolgt und wurde von Pontis, der zu Pferde war, sorgfältig bewacht.

Auf das verabredete Zeichen näherte sich Esperance dem Châtelet; denn er glaubte den Gefangenen herabsteigen zu sehen. Aber die Zeit verstrich und er wußte nicht warum der Gefangene nicht erschien. Esperance wartete noch immer. Als der Tag anbrach, erklärte Henriette, daß sie jetzt nicht mehr einwilligen werde hier

länger zu warten, Esperance habe sie getäuscht, am hellen Tage könne man nicht entfliehen.

Diese Gründe leuchteten den beiden jungen Männern ein, sie konnten die Treulose nicht verhindern, sich wieder nach Hause zu begeben; sie konnte ihnen nur lästig seyn, denn Laramée war ja nicht erschienen.

Esperance hatte mehrmals versucht in das Châtelet zu kommen, man hatte ihm aber den Eintritt entschieden verweigert. Er vermuthete fast, daß der König seinen Entschluß geändert habe; er dachte, Laramée habe die Erklärung nicht schreiben wollen; kurz, er erschöpfte sich in Vermuthungen, aber unbegreiflich blieb ihm, daß sich Laramée wenigstens nicht am Fenster zeigte.

Pontis, den Esperance an den Chevalier von Crillon abgeschickt hatte, brachte die Nachricht, daß der König keine neuen Anordnungen getroffen habe. Crillon erbot sich selbst in das Châtelet zu gehen, um jeden Zweifel zu heben.

Unterdessen füllte sich der Grèveplatz mit Zuschauern, der Galgen wurde aufgerichtet und um halb sieben Uhr erschien der Nachrichter mit der Schaar von Häschern im Châtelet.

Um diese Zeit hatte der Chevalier von Crillon eben den dringenden Bitten seines jungen Freundes nachgegeben. Er erschien in dem Gefängniß in Begleitung von Esperance und Pontis. Der Verurtheilte war schon in den untern Kerker gebracht worden.

An der Thüre stand der unversöhnliche Greis, der fest entschlossen war, auf seine Rache nicht zu verzichten. Crillon trat auf ihn zu, um ihn um Erklärung dieses seltsamen Mißverständnisses zu ersuchen. Der Gouverneur zeigte ihm einen Brief von seltsamer unbekannter Handschrift, in welchem es hieß:

»Baron Dujardin, der Gefangene, den Sie diese Nacht entfliehen lassen wollen, ist der Mörder Ihres Sohnes Urbain.«

»Ist das wahr?« sagte Crillon aufgebracht, indem er zugleich den Gouverneur und Esperance ansah.

»Er bat es gestanden«, sagte der Greis.

»Nun, dann kümmere ich mich nicht mehr um den Unhold«, sagte

der Chevalier.

»Nie würde ich eine solche Schändlichkeit geglaubt haben«, stammelte Esperance, der den wahren Urheber der Anzeige errieth.

»Nie hat die himmlische Gerechtigkeit gerechter gestraft«, sagte Pontis.

»Um Gotteswillen! lassen Sie uns noch einen Versuch machen! Wir wollen zum König«, bat Esperance.

»Wenn der König auch diesen Elenden retten wollte, »so würde ich selbst die Justiz üben«, entgegnete der Gouverneur.

»Es bleibt uns nichts übrig«, erwiderte Crillon. »Kommen Sie, Esperance, wir haben hier nichts mehr zu thun.«

»Sie vielleicht nicht«, sagte Esperance, dem die Thränen in die Augen kamen; »aber ich kann nicht so fortgehen, ohne dem Unglücklichen zu sagen, was ich leide.«

Crillon zuckte die Achseln und ging.

Schon setzte sich der Zug in Bewegung. Laramée ging trotzig, mit fester Haltung zwischen zwei Reihen Soldaten. Als er vor den Gouverneur kam, schloß er die Augen und sagte leise:

»Verzeihung!«

»In einer halben Stunde werde ich verzeihen«, sagte der Greis ebenfalls leise.

Plötzlich erblickte Laramée seinen Retter Esperance, der die Menge zertheilte, um zu ihm zu gelangen. Anstatt ihm zu danken, rief er ihm zu:

»Ha! der Verräther! der elende Ankläger! Kommst Du noch um mich in meiner letzten Stunde zu verhöhnen und um Dich zu überzeugen, daß ich wirklich sterbe? um mir Henriette zu rauben? Ich wußte wohl«, setzte er mit furchtbarem Zorne hinzu, »daß Du sie noch liebst und daß Du sie mir nicht abtreten würdest! Ich wußte wohl, daß Du sie nicht mit mir fortlassen würdest!«

Esperance war ganz bestürzt, er wollte ihn unterbrechen.

»Elender! Nichtswürdiger!« fuhr Laramée fort; »aber die Rache wird nicht ausbleiben; sie liebt mich und wird meinen Tod rächen!«

Er machte eine Bewegung als ob er die Faust gegen Esperance

aufheben wollte.

»Was!« rief Pontis, indem er die Hände seines Freundes faßte, »Du läßt Dich so verhöhnen! Antworte doch dem Gaudieb, der Dich beschuldigt; sage ihm doch die Wahrheit über den weiblichen Unhold!«

»Still!« sagte Esperance, »dieser Unglückliche hat nur noch wenige Augenblicke zu leben, er würde in Verzweiflung sterben, wenn ich deinen Rath befolgen wollte . . . Still! er bewahre seinen Glauben, sein letztes Glück; er möge sich für geliebt und mich für den Verräther halten . . . wenn er nur in Frieden aus diesem Leben scheidet.«

Die« Menge folgte dem Verurtheilten, ohne ihn zu verhöhnen und zu beschimpfen.

Laramée schritt mit Muth auf den Richtplatz zu. Er sah sich von Zeit zu Zeit um; er mochte Freunde erwarten, die ihn befreien oder seiner Braut ein letztes Lächeln zuschicken wollen; aber es erschien nichts!

Die verhängnißvolle Stunde hatte geschlagen, der junge Mann überlieferte sich dem Henker . . . sein letztes Wort war: »Henriette.«

5.

Blut für Blut.

Am Todestage des unglücklichen Laramée, als er von den meisten Hofleuten im Louvre bedauert wurde — denn man war überzeugt, daß der Henker nur ein Werkzeug der Intriguen der Herzogin von Montpensier bestraft hatte — versammelte sich der ganze Adel im Schlosse, um dem König Glück zu wünschen und seine Ergebung und Ehrerbietung zu bezeigen.

Zwei Kutschen hielten vor dem Thore des Königshauses, aus einer stiegen die Grafen d'Entragues, d'Auvergne mit Marie Touchet und Henriette, welche beide brillanter und majestätischer waren als je; die Letztere hatte ja seit acht Uhr Morgens von ihrem gefährlichsten Mitschuldigen, der ihre Person und Zukunft so sehr bedroht hatte, nichts mehr zu fürchten;

Aus dem andern Wagen stieg die Herzogin von Montpensier, deren Gefolge zahlreich und prachtvoll war. Die Herzogin war minder ruhig, denn Laramée hatte vor seinem Ende zu viele Geheimnisse laut werden lassen. Die beiden Gruppen trafen sich auf der Treppe. Henriette und ihr Vater blieben einen Augenblick stehen und traten auf die Seite, um die gefürchtete Lothringerin vorübergehen zu lassen.

Die Herzogin sah Henriette forschend an, und als ob sie in ihr ein würdiges Werkzeug für ihre Zwecke geahnt hätte, lächelte sie ihr mit freundlichem Kopfnicken zu.

Aus der Aufregung, welche in den Sälen und Galerien entstand, aus der finstern Miene Sully's und der Blässe welche das Gesicht des Königs bedeckte, ahnte Jedermann, daß der bevorstehende Auftritt interessant werden würde. Katharina von Lothringen ging indessen langsam die Treppe hinauf und entlockte allen denen, welche so unbesonnen waren sie anzusehen, unwillkürlich eine

Verbeugung. So kaut sie in die Gallerie. Der König sprach leise mit seinem Minister und mit dem Garderapitän. Dann begann Heinrich IV. zu spielen und schien ganz gelassen zu seyn.

Die Herzogin ging bis zum Spieltisch, und das Gemurmel, welches bei ihrem Eintritt entstand, benachrichtigte den König, daß es Zeit sey sich umzusehen. Ueberdies war die Herzogin im Begriffe ihn anzureden.

»Sire«, sagte sie, »ich halte es für meine Schuldigkeit zu kommen trotz meiner Schwäche, um Euer Majesiät Glück zu wünschen . . . «

Der König unterbrach sie sogleich, er sah kalt und ernst aus, was bei ihm auf einen heftigen Zorn deutete; denn sein Gesicht war gewöhnlich anmuthig und freundlich.«

«Cousine«, sagte er, »auf Ihren Besuch war ich diesen Abend nicht gefaßt.«

Die Lothringerin wechselte die Farbe, sie hatte gehofft, daß Heinrichs Langmuth sich auch dieses mal mit einer Höflichkeitsformel begnügen werde.

»Warum«, erwiderte sie bewegt, »haben Euer Majestät mich diesen Abend nicht erwartet?«

»Weil diesen Abend hier nicht der Platz für eine gutgesinnte Prinzessin wie Sie ist, denn im Louvre wohnt ja ein König, der Ihren Verwandten an den Galgen geschickt hat.«

»Sire«, was bedeuten diese Worte Eurer Majestät?«

»Diese Worte sind die Ihrigen, Herzogin« und nicht die meinigen. Sie haben Laramée immer als einen Valois betrachtet; Sie haben ihm Titel, Geld und Credit gegeben. Er kannte sich selbst nicht der Unglückliche, Sie haben ihn mit seiner Abkunft bekannt gemacht . . . «

»Sire, das sind Anschuldigungen . . . «

»Die ich Ihnen durch meinen Präsidenten und Gerichtschreiber in einem guten Zimmer der Bastille machen lassen sollte meinen Sie? . . . aber Sie sind eine Dame und ich führe nur gegen Männer Krieg; ich erspare den Damen so viel ich kann alle Unannehmlichkeiten, ich werde Sie daher der künftigen Besuche im

Louvre überheben. Ihre Domänen sind sehr groß, wohnen Sie dort Cousine. Sie gehören zu den gefährlichen Nachbarn, die man gern entfernt.«

Heinrich IV. stand auf, verneigte sich vor der Herzogin und gab ihr dadurch zu erkennen, daß sie entlassen sey. Dann setzte er sich wieder und nahm die Karten.

Die Lothringerin wankte, ihr Gesicht verzerrte sich, sie bot mit ihren zerstörten Blicken einen entsetzlichen Anblick dar. Sie entfernte sich halb bewußtlos; aber aus der Treppe schwanden ihre Kräfte völlig, ihre Leute hoben sie auf und trugen sie in den Wagen. Kaum war sie verschwunden, so athmeten alle Anwesenden tief auf; es schien fast, als ob der König und Frankreich keinen Feind mehr hätten und die Zukunft durch nichts verdunkelt würde.

Heinrich IV. stand vom Spieltisch auf und ging durch die Gruppen der Hofleute, unter denen der Graf d'Auvergne durch seine geräuschvolle Heiterkeit die Aufmerksamkeit Sr. Majestät auf sich zu lenken suchte.

Der König bemerkte den würdigen Cavalier und lächelte ihn an. Er bemerkte auch Henriette. Sie war so schön und ihr Busen wogte so stürmisch. als sie den ritterlichen König ansah. daß Heinrich IV. selbst ganz befangen wurde.

Er machte der Madame Touchet seine Complimente, der Graf d'Entragues erhielt auch ein freundliches Lächeln.

Am Ende des Saales war die reizende Gabriele von zahlreichen Bewunderern umgeben. Die Marquise von Monceaux sah und hörte nichts; trotz ihrer scheinbaren Unbefangenheit hatte sie sich doch so gesetzt, daß sie jede neu erscheinende Person sehen konnte; aber der von ihr Erwartete erschien nicht. Er war bedenklicher als Henriette d'Entragues; er hatte es nicht für angemessen gehalten, im Louvre zu erscheinen, um über den Tod eines Feindes zu triumphieren.

Als der König eine Weile mit der Familie d'Entragues coquettirt und sich durch einen flüchtigen Seitenblick überzeugt hatte, daß die Marquise ihn nicht beobachtete, begab er sich wieder zu Gabriele.

»Wir müssen wissen«, sagte Heinrich leise zu Sully, »was aus der

Herzogin geworden ist; denn sie sah beim Fortgehen aus wie eine wüthende Löwin. Wir müssen auf unserer Hut seyn, denn sie könnte vielleicht noch beißen.«

Eine halbe Stunde nachher erschien der Gardecapitän und meldete dem König, daß die Lothringerin ohnmächtig zu Hause angekommen sey, und bewußtlos auf ihrem Bette liege.

»Es ist wahr«, sagte Heinrich IV., »ich bin schonungslos gewesen. Wenn man mir nur nicht vorwirft, ich hätte sie umbringen wollen.«

»Soll die Herzogin Paris verlassen?« fragte der Gardecapitän, »wenn sie auch in bewußtlosem Zustande bleibt?«

»Lieber Freund«, erwiderte der König lächelnd »es wäre besser, wenn sie immer ohne Bewußtsein gewesen wäre; dann würde ich sie heute nicht wieder gesehen haben.«

»Ich werde sie in Ruhe lassen«, flüsterte er der Marquise und dem Minister zu, »wenn sie sich verpflichtet, sich ruhig zu verhalten und keine Pläne mehr zu schmieden.«

»Wie kann man mit diesem weiblichen Unhold auch nur so viel Complimente machen!« murrte Sully; »sie möge nur ihren Geist aufgeben, dann ist Ruhe im Lande.«

»Oh, davon sind wir noch weit entfernt«, sagte Heinrich mit einem Seufzer; »außer der Herzogin haben wir noch unsern Feind Mayenne, und der wird noch lange keine Ruhe halten. Die Ligue ist wie ein hundertköpfiges Ungeheuer; je mehr Köpfe man ausreißt, desto mehr wachsen nach.«

Gabriele lächelte schalkhaft, als sie den Namen Mayenne hörte, und antwortete, indem sie ihre weiße Hand auf den Arm des Königs legte:

»Keine Hand ist so klein, daß sie nicht einen großen Dorn ausreißen könnte. Holofernes ist von der Judith bezwungen worden.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Heinrich.

»Nichts!« erwiderte die Marquise; »ich meine nur, daß der Herzog von Mayenne einen zu großen Schmeerbauch hat, um immer böse Gedanken zu hegen. Seine Schwester ist mager und

deshalb macht sie Ihnen so viel zu thun.«

»Man sollte fast glauben, unsere liebe Marquise habe den dicken Mayenne in einen Sack gethan, den sie zugeschnürt hat. Wie sie frohlockt.«

Der König wurde durch die Ankunft des Grafen d'Auvergne unterbrochen. Der junge Cavalier brachte Kunde von der Herzogin.

»Sire«, sagte er, »die Aerzte haben erklärt, daß die Kranke in Lebensgefahr sey, daß sie ohne Nachtheil nicht abreisen könne, obschon die Herzogin befohlen hat, alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.«

Heinrich schien diese Worte nicht zu hören.

»Der König ist kein Arzt«, sagte Sully und kehrte dem jungen Cavalier den Rücken zu.

Die Herzogin war wirklich lebensgefährlich erkrankt. Kaum hatte sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, so fühlte sie ihren ganzen Körper gelähmt. In ihrer Einsamkeit verlebte sie unaussprechlich bange Stunden, ohne ein Mittel zu finden, der Hand des Königs zu entweichen, welche ihr zum ersten Male mit Vernichtung drohte. Alle ihre Hilfsquellen waren abgeschnitten; die Vergangenheit zeigte ihr nur Niederlagen und die Zukunft bot ihr nichts als den Tod. Nach und nach waren alle ihre Werkzeuge vernichtet worden. Chicot hatte zum Könige gesagt, sie habe nur noch drei Mittel gehabt, deren letztes an dem Galgen Laramée's gescheitert sey.

Die Herzogin zählte noch aus ihren Bruder Mayenne, der noch immer gegen Heinrich IV. Gerüstet war. Sie hatte einen Gesandten an ihn geschickt und ihm eine Vereinigung seiner Truppen mit denen des Prätendenten vorgeschlagen. Diese letztern Truppen waren durch Crillon's Entschlossenheit zerstreut worden; aber die Herzogin hoffte noch, daß Mayenne die Ueberreste dieser Schaar sammeln und mit den seinigen vereinigen würde.

Indessen hatte der Herzog die Mittheilungen seiner Schwester unbeantwortet gelassen und diese wußte nicht, was sie davon denken sollte. War der Courier aufgefangen worden oder hatte sich der Herzog von Mayenne aus Vorsicht jeder Mittheilung enthalten?

In ihrer Ungeduld schickte die Herzogin ihren letzten treuen Agenten mit dem Befehle ab, um jeden Preis eine Antwort zurückzubringen.

»Beeilt Euch«r sagte sie, »um meinem Bruder anzuzeigen, daß ich dem Tode nahe bin und keine Zeit zu verlieren habe.«

Der Courier kam bald zurück, er fand seine Gebieterin dem Tode noch näher als zuvor. Sie lag in ihrem dunklen Alkoven und schien absichtlich von der Welt scheiden zu wollen, wie ein verwundeter Panther, der sich in seine Höhle flüchtet und dort lange Nächte bleibt, ohne sich zu zeigen.

Am Hofe sprach man nur noch von ihr, um zu fragen, ob sie noch nicht todt sey. Die Erwartung einer Antwort von Mayenne regte ihre gesunkenen Lebenskräfte etwas auf, denn sie erwartete eine günstige Antwort.

Als der Bote wieder erschien, richtete sich die Herzogin im Bett auf und erbrach mit gespannter Erwartung den ersehnten Brief. Aber sie täuschte sich sehr, denn ihr Bruder schrieb Folgendes:

Liebe Schwester!

Jeder ist in dieser Welt auf sich selbst bedacht. Du bist, dein Leben lang diesem Grundsatz treu geblieben; Du sagst, es gehe mit Dir zu Ende, ich habe ebenfalls keine Kraft mehr; Du bist sehr krank und ich betrachte mich schon als einen Todten. Bei allen diesen letzten Vorfällen hast Du ohne Zweifel an dein Interesse gedacht; ich fange jetzt an auf mein eigenes Interesse bedacht zu seyn und Sorge für ein gutes Ruheplätzchen in diesem Leben, bis ich zur ewigen Ruhe eingehe. Lebe in Frieden, Schwester, ich werde es auch so machen.«

Unter diesem so trostlosen Briefe stand die schwerfällige Unterschrift des schwerfälligen Namens, welcher so die angeblich Sterbende an ihre Christenpflicht erinnerte.

Dieser Schlag war zu hart für die Herzogin. Sie fiel in einen bewußtlosen Zustand wie bei ihrem Besuch im Louvre und dieses Mal wurde ihr innerstes Leben dadurch erschüttert. Außerdem zeigte sich das sonderbare und fürchterliche Phänomen, welches im Jahre 1574 das Schloß Vincennes in Schrecken gesetzt hatte, als ob der

höchste Richter für dieselben Verbrechen dieselbe Strafe anwenden wollte.

In der Nacht, welche dieser Krisis folgte, war die Herzogin trotz des heftigen Fiebers eingeschlafen. Sie erwachte in heftigem Schweiß und rief ihre Kammerfrauen. Diese eilten mit Lichtern herbei und bebten vor Schrecken zurück, als sie von der Stirn ihrer Gebieterin blutigen Schweiß rinnen sahen. Es war ein völliger Blutstrom, der in das Bett floß und unaufhörlich aus den Poren hervordrang. Die herbeigerufenen Aerzte erklärten, die Herzogin sey von demselben räthselhaften furchtbaren Uebel befallen, welches zweiundzwanzig Jahre zuvor Carl IX. ins Grab gebracht hatte. Es war keine Hoffnung, keine Hilfe mehr, und die Herzogin sprach nun ferner kein Wort; man sah, wie sie in einem Spiegel die Blutstropfen, welche, obgleich abgewischt, auf ihren Wangen und an ihren Armen immer wieder zum Vorschein kamen, mit Entsetzen betrachtete. Bei jeder Bewegung, bei jeder Aufwallung des Zornes wurde der Schweiß stärker und das Gesicht der so hart bestrafte Sünderin war völlig roth.

Die Aerzte entfernten sich bestürzt, selbst die Diener fürchteten eine Berührung mit der Sünderin. Man schickte nach Priestern, welche beim Anblicke dieses blutigen Leichnams die Besinnung verloren und davoneilten.

Es war Nacht, die letzte Schmerzensnacht. Die Herzogin röchelte auf ihrem blutbesudelten Bett; sie rief um Hilfe und Niemand kam. Plötzlich bemerkte sie einen Mönch von hoher Gestalt, der langsam durch das Nebenzimmer kam und vor welchem sich die Diener verneigten. Dieser Mönch kam bis an das Bett der Sterbenden und betrachtete schweigend das entsetzliche Schauspiel dieses Todeskampfes.

Die Herzogin dankte ihm mit einem leisen Kopfnicken, denn ihre Hände mochte sie nicht bewegen, weil sie fürchtete wieder das Blut zu fühlen.

»Ich will Absolution für meine Vergehen«, sagte sie, »Um Absolution zu erhalten, erwiederte der Mönch, »müssen Sie beichten.«

»Laßt zuerst alle diese Leute fortgehen«, sagte sie, »sie könnten uns hören.«

Der Mönch antwortete nicht und machte keine Bewegung.

Die Herzogin setzte leise hinzu: »Ich habe aus Geiz, aus Ehrfuchrt, aus Stolz gesündigt.«

»Weiter!« sagte der Mönch.

Sie sah ihn erstaunt an.

»Wenn ich mir noch andere Sünden vorzuwerfen habe . . . verlanget nichts mehr in einem solchen Augenblick, denn mein Körper leidet, mein Gedächtniß wird schwach, meine Stimme erlischt. Ich glaube, daß die Vergehen durch Strafe gesühnt werden.«

»Erwähnen Sie nichts von Ihren Verbrechen?« fragte der Mönch.

»Verbrechen?« fragte sie bestürzt.

»Ja, Verbrechen!« fuhr der Beichtvater mit lauter Stimme fort; »die Kraft fehlt Ihnen, glaubet ich; aber ich werde Ihnen helfen. Sie haben Eitelkeit und Hochmuth bekannt; aber die Wollust, dieses abscheuliche Verbrechen, welches Ihre Jugend und sogar Ihr reiferes Alter vergiftet hat . . . jene Todsünde, welche Sie wie eine Standarte zur Schau getragen haben, um Legionen von Meuchlern um sich zu versammeln.«

»Mönch!« rief die Herzogin, indem sie sich aus eine Hand stützte.

»Beichten Sie!« sagte der Mönch mit eifriger Stimme, »beichten Sie, wenn Sie Absolution erhalten wollen.«

Die Herzogin war wie vom Donner gerührt; statt zu antworten, suchte sie unter der Capuze die Züge des Mannes, der sich eine solche Sprache erlaubte.

»Gehen wir zum Todschatz über«, fuhr der rücksichtslose Beichtvater fort. »Heinrich III. ermordet; Heinrich IV. zweimal verwundet; Salcède auf dem Schaffot gerädert; Laramée ist am Galgen gestorben . . . und die vielen tausend Soldaten, die aus den Schlachtfeldern gefallen sind, und alle die Opfer, die in dunklen Kerkern verschmachteten und die mit ihren Müttern verhungerten Kinder, und die Familien von Gespenstern, welche während der

Belagerung von Paris ihren Hunger an Leichen stillten, während Ihr in eurem Palaste auf die widerrechtliche Anmaßung des französischen Thrones sannet! Beichtet, Herzogin, beichtet, wenn Ihr nicht vor Gottes Thron mit dem furchtbaren Gefolge von Opfern, die Euch verwünschen, erscheinen wollt.«

Die Herzogin sah mit ihren verstörten Blicken alle Umstehenden begierig auf ihre Worte lauschen.

»Wer seyd Ihr denn?« stammelte sie.

Der Mönch schlug langsam seine Capuze zurück und zeigte sich der Sterbenden, die ihn erkannte und mit einem lauten Schrei ausrief:

»Bruder Robert! O ich begreife, wer mich besiegt hat, Erbarmen!«

»Ihr gesteht also eure Verbrechen?«

»Erbarmen!«

»Sagt nur ja, so oft ich Euch anklage, das genügt Gott und den Menschen. Also die Wollust und eure abscheulichen Berechnungen?«

»Ja!« sagte die Herzogin kaum hörbar.

»Die Hungernden in Paris, die gefallenen Soldaten, Salcède und Laramée, die Ihr auf das Schaffot getrieben habt?«

»Ja!« stammelte die Herzogin nach einer Pause.

»Heinrich IV.«, der auf euer Anstiften ermordet werden sollte . . . Ihr zögert? Nehmt Euch in Acht, eine einzige Lüge würde das Verdienst von zwanzig Geständnissen aufwiegen.« — Gesteht!«

»Ja!« sagte die Herzogin so leise, daß der Mönch sie kaum hören konnte.

»Und Heinrich III.«, euer König, euer alter Freund, von eurem Geliebten Jacques Clement ermordet?«

»Nein, nein!« rief sie die Hände ringend, von denen das Blut in dicken Tropfen rann.

»Ihr läugnet?«

»Ja, ich läugne!«

»Ihr wollt im Angesichte Gottes läugnen, vor welchem Ihr in einigen Augenblicken erscheinen werdet und dessen Zorn Ihr schon

vernehmt?«

»Erbarmen! . . . ich gestehe«, stammelte die Herzogin.

»Nun dann«, erwiderte der Mönch mit feierlichem Tone, »dann absolviere ich Euch im Namen Gottes auf dieser Erde, und bitte ihn, daß er Euch im Himmel verzeihen möge. Sterbet sanft in Frieden!«

Er streckte die Arme gegen das Bett aus. Aus den Augen der Sterbenden drang noch ein unheimlicher Schimmer, vielleicht die Glut des Zornes, vielleicht auch schon das Vorgefühl der ewigen Strafe.

Nach und nach erlosch dieser Schimmer, der Kopf neigte sich, die Arme wurden starr, als ob sie noch drohen wollte; aber der Hauch Gottes vernichtete diesen elenden Leichnam.

Die Herzogin von Montpensier stieß einen dumpfen Schrei aus und verschied.

»Jetzt«, sagte der Mönch für sich«, hat Heinrich IV. keinen andern Feind als sich selbst mehr zu fürchten. Meine Aufgabe ist vollendet; jetzt ist es an mir, auch an Gott zu denken!«

Er bedeckte sein Haupt und entfernte sich durch die Dienerschaft.

6.

Ajubani.

Die Zeit war vorgerückt. Die acht Tage, welche sich Leonora gesetzt hatte, um das Geheimniß Esperance's zu erforschen, waren verstrichen, dann noch eine andere Woche und die Italienerin forschte noch immer nach dem ersehnten Beweise. Esperance, der Henriettens Pläne kannte und Leonorens Neugier ahnte, war auf seiner Hut gewesen. Ueberdies dachte er, mit der ganzen Schlaueit und Gewandtheit der besten Spione können die beiden Mädchen nichts entdecken.«

Wenn er zum Könige ging, entweder allein oder in Crillons Begleitung; so war dies ganz natürlich, Andere gingen ja ebenfalls. Wenn er allein oder in Gesellschaft des Königs jagte, so konnte dies gewiß nicht für ein Anzeichen gelten, und wenn sich Gabriele auch zur Jagd begab oder einem Damhirsch oder einem Fuchs zu-Pferde folgte, so war sie immer von Damen begleitet, und Niemand konnte sich schmeicheln, jemals einen Händedruck oder einen Kuß oder ein verdächtiges Wort erhascht zu haben.« Esperance lebte also glücklich und zufrieden. Ueberdies gaben seine Feinde keine Lebenszeichen von sich. Einige Male hatte er freilich hinter sich in weiter Entfernung, wenn er einen Spazierritt machte, Concino auf einem galoppierenden Pferde gesehen; aber der faule Italiener schien auf Strapazen, die nichts eintragen und viel kosteten, verzichtet zu haben; denn Esperance war sehr gut beritten und ein vortrefflicher Reiter, er fand sein Vergnügen daran, die Kundschafter über Graben und Hecken zu führen.

Um jedoch keine Vorsicht außer Acht zu lassen, hatte er in der Vorstadt ein kleines Haus gekauft und gab sich das Ansehen, als ob er sich heimlich dahin begeben. Natürlich verbreitete sich die Nachricht in den entlegenen Stadttheilen, daß die Einsamkeit jener öden Gassen oft durch Maulthiere, Helmbüsche, graue

Damenmäntel und zarte Füße unterbrochen wurde. Das Gerücht war verbreitet und mehr verlangte er nicht.

Gabriele wußte, was sie von diesen zur Schau getragenen Liebesabenteuern zu halten hatte, und Alles ging nach Wunsch, denn die Kundschafter mußten auf jeden Fall dadurch irregeleitet werden.

Wir wollen nicht behaupten, Esperance sey vollkommen glücklich gewesen. Die Liebenden verpflichten sich immer uneigennützig zu seyn und das wahre Wesen der Liebe ist Ehrgeiz und Habsucht. Man verlangt nichts, aber man wünscht Alles, und wenn man nicht so viel Selbstverläugnung besitzt wie ein Aristides und Eurius, so gibt sich der Wunsch durch eine Schwäche kund, welche mit der übernommenen Verpflichtung in Widerspruch steht.

Esperance erhielt von Gabriele jeden Morgen ein Erinnerungszeichen. Die sinnreiche Freundin brachte in ihre Sendungen einen höchst angenehmen Wechsel. Dem Hirschkalb mit dem Halsbande waren bald afrikanische Blumen gefolgt, welche der berühmte Reisende Jean Maquet gebracht hatte. Die Sammlung war sehr reichhaltig und hatte mehre Wochen in Anspruch genommen. Dann schickte sie ihm einen Spitzenkragen, einen Hund von seltener Race, ein Kleinod, dessen einziger Werth in der Arbeit, oder indem Alter bestand, eine seltene Waffe, eine Zeichnung, ein Manuskript, ein Buch u.s.w. Eines Tages blaue chinesische Fische, ein anderes Mal Karpfen von Fontainebleau.

Und jeden Morgen erwartete Esperance eine Sendung mit neuem Herzklopfen und fragte sich, welche Idee Gabriele heute wohl haben werde. War die Idee komisch, so lachte er, gab sich eine rührende Zuneigung zu erkennen, so seufzte er.

Die Boten waren Kaufleute, Diener, Hausierer, Kammerfrauen, welche die Gegenstände brachten, ohne Esperance zu sehen. Alle waren Leute, die nichts wußten und daher auch nichts hätten antworten können, wenn man sie gefragt hätte.

Aber konnte einem jungen feurigen Liebhaber wie Esperance diese Entschädigung genügen? Wünschte sich Aristides nichts Anderes? Würde Eurius, wenn er das Hirschkalb, die Fische, die

Medaillen annahm, nicht denken, daß Gabriele ihre Zuneigung noch auf andere Weise zu erkennen geben könnte? Vielleicht erwarteten seine Feinde nur diesen Fall.

Es war an einem Sommerabend, als Pontis, der getreue Gefährte, seinem ungeduldigen Orestes in den Garten folgte und beide verlegen zu seyn schienen, wie es der Fall zu seyn pflegt, wenn man einander Manches zu sagen hat, was man lieber verschweigen möchte.

Nachdem die beiden Freunde einige Male im Garten auf- und abgegangen waren, wars sich Esperance aus den weichen Rasen, legte die Hand unter den Kopf und blickte den blauen Himmel an. Pontis machte es wie er; beide gaben sich dem süßen Genusse des Nichtsthuns hin. Die Stille wurde nur durch das Zwitschern der in ihre Nester heimkehrenden Vögel unterbrochen.

»Esperance«, sagte endlich Pontis, »entweder bin ich Dir zur Last oder Du verbirgst mir etwas.«

»Was denn?« fragte Esperance, ohne sich um eine Frage, die sein Freund schon hundertmal gethan hatte, viel zu kümmern.

»Du langweilst Dich.«

»Ich? ich habe das Leben noch nie so süß gefunden.«

»Dann bist Du wahrscheinlich ermüdet.«

»Ich bin so frisch und munter wie die Vögel die dort in den Bäumen zwitschern.«

»Esperance, Du gehst zu oft in die Einsiedelei in die Vorstadt, Du machst zu viel von Dir reden, und eines Tages wirst Du es mit einer ganzen Legion von Vätern, Ehemännern und Liebhabern zu thun haben, die Dir ihre Rechnung überreichen werden.«

»Pontis, Du übertreibst!«

»Ich rede wie alle Leute; ich war gestern im Innern des Schlosses auf der Wache, man erzählte deine Abenteuer.«

»Besteht denn der König nicht auch Abenteuer?«

»Er hat das Recht dazu, denn Niemand hat höhere Rechte als er.«

»Ich glaube Du moralisierst?«

»Ich bringe Dir die Moral des Herrn von Crillon, und er findet, daß Du Dich zu schlecht versteckst und daß Du unversehens entdeckt werden wirst. Du verbirgst deine Fährte nicht genug.«

»Nennt man Jemand?« fragte Esperance neugierig, »so sage mir nur ein Wort, gib mir nur einen Wink.«

Pontis zuckte die Achseln.

»Ich würde Dir fünfzig Namen sagen, wenn ich alles wiederholte was über deine Abenteuer gesprochen wird.«

Esperance sagte: »Die Jugend muß austoben«, wo bei er seufzte; denn in der That bedauerte er wirklich seine Jugend ein wenig.

»Ich habe einen Plan gemacht.«

»Wie? einen Plan?«

»Jawohl, ja lieber Freund, und ich dachte es sey meine Pflicht Sorge zu tragen, daß Du nicht in Ungunst fallest.«

»Das ist sehr vernünftig gedacht!«

»Die Ungnade würde erfolgen, wenn Du zu viel Besuche in der Vorstadt machst. Du scheinst sehr erschöpft und blaß, Du bist unruhig. Gesteh es nur. Das Uebel muß mit der Wurzel ausgerottet werden. Ich habe beschlossen mich in deinem kleinen Hause zu installieren. Auf diese Weise kann ich Dich ganz gemächlich überwachen, und jede Gefahr wird mich unter den Waffen finden.«

»Was ist das?« rief Esperance, indem er sich aufrichtete, um Pontis ins Gesicht zu sehen, »was? Ist das dein Ernst?«

»Ich bin so ernsthaft wie die Maske der Tragödie.«

»Du willst Dich in meinem kleinen Hause installiren?«

»Jawohl, Crillon meint es auch.«

»Lieber Freund, ich liebe Herrn von Crillon von ganzem Herzen«, sagte Esperance mit scheinbarem Verdruß; »ich bin Dir vom Herzen gut, aber ich bitte Euch beide, Euch nicht in meine Angelegenheiten zu mengen.«

»Wenn man Freunde hat, gehört man sich selbst nicht an.«

»Scherz bei Seite, Pontis!«

»Ich treibe keinen Scherz. Morgen verlasse ich die prächtige Wohnung, die Du mir hier eingeräumt hast, ich gehe ungern, denn bei Dir zu leben, ist ja mein größtes Glück; doch es muß seyn und ich beuge mich immer unter meiner Pflicht. Ein Soldat ist an Disciplin gewöhnt, morgen gehe ich in die Vorstadt.«

Esperance stand ganz auf, faßte Pontis beim Arm und hob ihn auf.

»Jetzt laß diese Dummheiten. Du warst hier und bleibst hier! Herrn von Crillon werde ich schon mit allem Respect und aller Freundschaft, die ich ihm schuldig bin, auf andere Gedanken bringen. Gib also dein Vorhaben nur auf, Du wirst das Haus in der Vorstadt mit keinem Fuß betreten.«

Pontis, der gewohnt war nach seinem Willen zu handeln, sah Esperance erstaunt an.

»Wie sagte er, »Du lehnt es ab?«

»Ich verbiete Dir daran zu denken.«

Pontis machte ein so trauriges Gesicht, daß Esperance den ihm so nöthigen Ernst beinahe wieder verloren hätte.

»Ich muß Dir sagen«, setzte Pontis hinzu, indem er den Arm seines Freundes nahm, »mein Plan ist nicht nur eine Pflicht, deren ich mich zu deinem Besten entledigen wollte, sondern ich handle zugleich auch in meinem Interesse.«

»Wie so?«

»Ich will Dich retten, aber ich suche auch meinen Lohn dafür.«

»Erkläre Dich deutlicher«, sagte Esperance lächelnd.

»Ich glaube, ich bin verliebt«, sagte Pontis mit einem zugleich verstörten und frohlockenden Gesicht.

»O armer Pontis! in wen?«

»Es ist eine ganze Geschichte, ich werde sie Dir einmal Abends erzählen.«

»Wir werden ja nie eine schönere Gelegenheit haben; wir sind allein unter den Bäumen im Angesicht des blauen Himmels, die Luft ist würzig, die Vögel hören auf zu zwitschern.«

»Lieber Freund, es ist eine Indierin.«

»Wie? höre ich recht?« erwiderte Esperance erstaunt.

»Eine Indierin«, wiederholte Pontis; »es kommt mir selbst wie ein Traum vor.«

»Gibt es denn in Paris Indierinnen?«

»O! lieber Freund, diese versteckt sich; sie ist von den Ufern des Ganges zu uns hergeflüchtet.«

»Warum denn?«

»Ich weiß es nicht genau; aber ich vermuthe, daß sie keine Lust hatte, sich auf dem Grabe ihres Mannes verbrennen zu lassen.«

»Sie ist also Witwe?«

»Es scheint so.«

»Wer war ihr Mann?«

»Da fragst Du mich zu viel, ich weiß es nicht.«

»Entschuldige mich, ich wollte Dich nicht beleidigen. Sie ist also auf der Flucht und verbirgt sich?«

»Du meinst vielleicht, es sey eine Abenteurerin? Ich sehe schon wo Du hinauswillst.«

»Gott behüte!«

»Du solltest nur ihre Federn, ihre Perlen, und ihr indisches Costüm sehen.«

»Ich kann es mir schon vorstellen; aber ist sie schön?«

»Sie ist ein bisschen gelb . . . aber das ist nicht ihre Schuld. Sie ist ein bisschen klein, aber ich bin auch nicht groß . . . Sie hat schwarze Augen, o, welche Augen! . . . und Hündchen hat sie . . . Woran denkst Du?«

»Ich frage mich, wie Du es angefangen hast, in Paris eine Indierin aufzufinden!«

»Du wirst Dich wundern, wenn ich es Dir erzähle; solch' ein Glück hat auch kein Anderer.«

»Und Du bist verliebt?«

»Zum Rasend werden, um so mehr da die Indierin nicht frei ist, und da es mir an Gelegenheit fehlt sie zu sehen.«

»Aber Du hast sie doch gesehen?«

»Ja, aber ganz zufällig.«

»Du hast ihr deine Liebe gestanden?«

»Ja, sogleich.«

»Wie hat sie Dir geantwortet?«

»Da steckt der Knoten! Als Indierin spricht sie natürlich kein Französisch . . . «

»Und Du verstehst das Indische nicht. Aber welche Sprache spricht Ihr denn, um Euch verständlich zu machen?«

»Man macht es so gut man kann; man nimmt seine Zuflucht zu Geberden, Mienen, Zeichen; es ist wirklich recht hübsch.«

»Ja, es muß recht hübsch sehn, aber es ist doch eine unvollständige Sprache. Die Pantomime ist nicht ausreichend, um Familienangelegenheiten zu erklären und politische Streitfragen zu erörtern. Wie heißt sie denn?«

»O, sie hat einen wunderhübschen Namen: Ajubani.«

»Der Name ist recht hübsch.«

»Ich wollte also dein Haus in der Vorstadt bewohnen. Ich kann zu der schönen Ajubani nicht gelan, denn sie wird von ihren Frauen und von irgend einem mongolischen Krieger bewacht, der eifersüchtig ist wie ein Jaguar. Er würde sie umbringen, wenn er mich bei ihr sähe.«

»Arme Ajubani! Aber würde er sie nicht umbringen, wenn er sie bei Dir sieht? Erkläre mir doch das.«

»Du fragst mich um unglaubliche Sachen«, erwiderte Pontis. »Ich sage Dir ja, wir können uns so ziemlich verständigen; wie soll ich mich auf solche Subtilitäten mit ihr einlassen? Ich liebe sie, das ist Alles, und ich glaube, daß sie mich auch liebt. Willst Du mir behilflich seyn?«

»Lieber Freund, Du verkennst meine Absicht«, sagte Esperance lächelnd, »ich will Dir mit Vergnügen dienen, aber ich möchte nur wissen wie? Die Pflicht eines Freundes ist über den Freund zu wachen. Du hast es mir so eben erklärt, und ich bin überzeugt. Wenn nun aber der mongolische Prinz Dich zur Rede stellt, was wirst Du thun?«

»In deinem Hause werde ich mich zu vertheidigen und Ajubani zu schützen wissen.«

»So nimm mein Haus.«

»Das läßt sich hören!«

»Und Du mußt mir die Indierin zeigen, ich habe nie eine gesehen.«

»Sie legt ihren Schleier fast nie ab.«

»Aber bei Dir wird sie ihn doch zuweilen abgelegt haben; Du würdest ja sonst ihre schwarzen Augen nicht gesehen haben?«

»Ich kenne Ihren Charakter; wenn sie wüßte, daß ich sie Jemanden zeige, so wäre sie im Stande, sich mir nicht mehr zu zeigen. Doch warte! Ich werde sie schon kirre machen. Später werden wir Dich schon vorstellen.«

»Wie Du willst«, sagte Esperance; »aber entschuldige mich, ich habe eine lächerliche Idee.«

»Laß hören.«

»Wenn Ihr Beide nur mit Pantomimen reden könnt, wie hat denn Ajubani die folgenden verwickelten Verhältnisse erklären können? »Ich bin Witwe; man wollte mich lebendig verbrennen; ich will von Niemand gesehen werden, und wenn Du mich zeigst, so verlasse ich Dich auf immer. Uebrigens will ich, wenn Du willst, in ein anderes Haus gehen, unter der Bedingung, daß der mongolische Prinz, der wüthend eifersüchtig ist, nichts davon erfährt.« — Ich gestehe Dir,

Pontis, daß diese Erklärungen, ohne zu reden, sehr schwer zu geben sind. Zumal das Wort — »mongolisch« wüßte ich wirklich nicht durch eine Geberde auszudrücken.«

Pontis zuckte die Achseln.

»Das Indische ist nicht so schwer wie man glaubt«, erwiderte er, »ich verstehe schon Manches davon. Ich muß sagen, daß Ajubani, wenn sich eine Verlegenheit darbietet; immer ein Wort findet, welches ihre Gedanken ausdrückt. Sie ist ungemein klug und weiß die Worte nach Bedürfniß zu finden.«

»Das ist wirklich ein Wunder«, sagte Esperance.

»Ueberdies«, setzte Pontis hinzu, »kommt es darauf nicht an, unsere Schwierigkeiten betreffen nur mich und wenn ich sie aus dem Wege räume . . . «

»Es ist wahr, lieber Freund . . . Nimm also mein Haus in der Vorstadt!«

»Und Du mußt mir versprechen, mich durch keine Unbesonnenheit in Verlegenheit zu setzen. Du bist sehr unbesonnen, Esperance!«

Der junge Cavalier lächelte.

»Es ist ein Fehler«, sagte er, »aber ich werde ihn ablegen.«

»Du wirst also keinen Schritt thun, um Ajubani zu sehen, bevor sie mir nicht die Erlaubniß dazu gegeben hat?«

»Ich verspreche es Dir. Siehst Du sie morgen?«

»Ich weiß nicht, es ist noch nicht gewiß.«

»Sey unbesorgt! Morgen bin ich nicht in Paris.«

»Du gehst wohl auf die Jagd?«

»Ja Wohl.«

»Wohin denn?«

»Ich weiß noch nicht, in Saint-Germain, Fontaine-bleau oder im Walde von Sénart.«

»Und Du brichst wohl in aller Früh auf?«

»Ja, sehr früh.«

»Du wirst mir also die Hausschlüssel geben?«

»Ja, sogleich.«

»Willst Du erlauben, daß ich schon diesen Abend meine Vorbereitungen treffe?«

»Wie Du willst.«

Esperance pfiff; seine Hunde erschienen, vor Freude springend, und hinter ihnen ein Diener, dem eigentlich das Signal galt.

»Gib Herrn von Pontis die Schlüssel des kleinen Hauses«, sagte er. »Geh', Pontis, folge diesem Burschen, und viel Glück.«

»Du bist der König der Freunde«, rief Pontis erfreut; »etwas unvorsichtig wohl, aber ich verzeihe Dir.«

»Danke schön.«

»Werde ich Dich diesen Abend wiedersehen?«

»Ich werde schon im Bett liegen, wenn Du nach Hause kommst.«

»Also kann ich in der Vorstadt schlafen?«

»Nach Belieben. Von jetzt an betrachte das Haus als das deinige.«

Pontis eilte vergnügt davon. Sobald sich Esperance allein befand, sann er einige Augenblicke über die Mittheilung seines Freundes nach; dann begab er sich in sein Schlafzimmer. Um zwei Uhr Früh stand er auf. Alles schlief im Hause; er ließ eines seiner besten Pferde satteln, wählte einen guten Hirschfänger, nahm seine Jagdbüchse und einiges Geld und entfernte sich leise.

7.

Wo der Donner grollt.

Einige Stunden nachdem Esperance fortgeritten war, gingen Henriette und Leonora in Zamet's Garten auf und ab. Henriette besuchte die Wahrsagerin, welche durch langen Umgang ihre Freundin geworden war, zweimal die Woche; sie wählte die frühe Morgenstunde, weil es in der schönen Jahreszeit war, und weil in den Frühstunden die Leute noch schliefen. Ueberdies war es so im Familienrathe beschlossen; seitdem es sich um die Krone handelte, erlaubte man dem unschuldigen jungen Mädchen sich Morgens zu entfernen.

Aber diese Besuche hatten für Henriette einen doppelten Zweck. Der König schrieb ihr nämlich wöchentlich, und La Varenne brachte die Briefe um acht Uhr Morgens zu Zamet.

Henriette und Leonora sprachen fast immer nur von Gabrielen, von den Fortschritten der Zärtlichkeit des Königs und von Esperance. Leonora, durch die Ereignisse gedrängt, hatte der ganzen Intrigue einen raschen Impuls gegeben. In diesem Kreise von erbitterten Feinden der Favoritin sagte man den Augenblick voraus, wo die Marquise gestürzt werden würde. Der Scharfsinn Henriettens kam der Schlaueit Leonorens zu Hilfe und Beide hatten bald ausgekundschaftet, was der arme Esperance so sorgfältig zu verbergen suchte. Sie dachten an den ersten bezeichnenden Schritt Gabrielens, an ihren Besuch im Châtelet, um Esperance zu befreien, und Henriette dachte, daß eine junge Dame in der hohen und schwierigen Stellung der Marquise nicht in den Kerker geht, um einen Gefangenen zu befreien, wenn sie diesem nicht eine besondere Theilnahme widmet. Und sie hatte Recht!

Von jenem Augenblicke an hatte Henriette die Marquise sorgfältig beobachtet und in ihrem Lächeln, in dem Ton ihrer Stimme diese

Theilnahme gelesen.

Esperance wurde auf seinen Jagden, bei seinen Besuchen genau bewacht. Leonora kam Henrietten dabei zu Hilfe. Die Italienerin brachte in das gemeinsame Arsenal alle Waffen, welche ihre schlaue Beobachtung ihr gegen die beiden, dem Untergang geweihten Liebenden an die Hand gab.

Esperance glaubte ein geschicktes Spiel zu spielen, wenn er die Aufmerksamkeit auf sein kleines Haus in der Vorstadt lenkte; aber eines Tages oder vielmehr eines Abends vereitelte die Kühnheit Leonorens seinen geschickten Plan durch ein einziges Manöver. Die Italienerin hatte aus den Berichten ihrer Agenten, so wie aus eigenen Beobachtungen die Ueberzeugung gewonnen, daß die weiblichen Gestalten, welche sich in das kleine Haus begaben, einander sehr ähnlich waren, trotz ihrer sorgfältigen Verhüllung der Verschiedenheit ihrer Costüme und der Ungleichheit der Stunden. Sie stellte Concino, der den Betrunkenen spielen mußte, an die Ecke der Vorstadtgasse. Der Italiener riß den Mantel auf, in den sich immer die geheimnißvolle Dame gehüllt hatte; die Dame entfernte sich mit einem Schrei und rief ihren Lakeien zu Hilfe, aber Concino hatte schon die Flucht genommen, nachdem er Gratienne, die treue Dienerin Gabrielens, erkannt hatte.

Welch' eine Entdeckung! Es war nicht zu bezweifeln, daß Esperance seine Liebe einer höhergestellten Schönen gewidmet hatte. Wie hätte der schönste, reichste, beliebteste Hofcavalier sich zu einer gewöhnlichen Dienerin herablassen können? Unmöglich! Gratienne hatte also den Auftrag, entweder Briefe zu überbringen, oder die Stunde zu einem Stelldichein zu bestimmen.

Diese Vermuthung, wie wahrscheinlich sie auch war, wurde indessen von Leonora in Zweifel gezogen; sie wußte von Esperance selbst, daß er den Vorsatz hatte, einer Venetianerin, die er liebte, treu zu bleiben. Aber Esperance, konnte die Unwahrheit gesagt haben; er war nicht unvorsichtig genug, um sich von einem so leicht zu überraschenden Kammermädchen Briefe überbringen zulassen. Nein! Gratienne ging nicht als Liebesbotin in das Vorstadthaus. Sie kam zu Esperance, um glauben zu machen, er unterhalte

Liebesintrigen. Gabriele, die nicht frei von Eifersucht war hatte ihm kein anderes Blendwerk gestattet, als Gratienne. Esperance hatte, um seine Geliebte zu beruhigen, nicht mehr verlangt und das gegenseitige Zartgefühl der beiden Liebenden wurde der stärkste Beweis, den ihre Feinde gegen sie vorbringen konnten.

Sobald Leonora den Schlüssel zu diesem Plane gefunden hatte, wurde ihre Aufgabe leichter. Vergebens würden weniger schlaue Leute behauptet haben, Gratienne sey hübsch genug, um einem jungen Cavalier eine Weile zu gefallen. Vergebens würde man eingewendet haben, Heinrich IV. sey ein großer Freund von hübschen Müllerinnen, Blumenmädchen und Schönen jedes Standes gewesen. Leonora kannte Esperance und konnte sich über seinen Geschmack nicht täuschen. Esperance liebte Prinzessinnen und Herzoginnen; vielleicht würde er sich wohl mit einer Marquise begnügt haben, aber Gratienne war als seine Geliebte nicht denkbar.

Es handelte sich also nur darum, die entscheidende Stunde zu finden, wo die Liebenden in die Falle gehen würden; eine Stunde, welche kein Liebender vermeidet und um die er beständig kreiset wie ein Schmetterling um die Flamme, an welcher er sich zuletzt die Flügel verbrennt.

Alle Umstände drängten zu einer Entscheidung. Die Anhänger einer politischen Vermählung des Königs sahen mit tiefem Verdruß seine Liebe zu der schönen Gabriele immer inniger werden. An der Spitze dieser Verbündeten stand; Sully, der indeß von jeder erbärmlichen Intrigue weit entfernt blieb. Der Minister wiederholte unaufhörlich, die Marquise sey für Heinrich IV. die gefährlichste aller Lockungen. »Der König«, sagte der weise Hugenott, »wird sich nie anders als durch das Herz fesseln lassen; er hat zu viel Geist, zu viel gesunden Menschenverstand, zu viel vernünftigen Egoismus, um nicht die mehr oder minder geschickt verborgenen Berechnungen einer Maitresse zu ahnen; aber gegen wahre und uneigennützig Zuneigung, gegen einen aufrichtigen Schmerz ist er machtlos, er wird durch den Zauber gefesselt. Er liebt die häusliche Ruhe, die keusche Gemüthlichkeit einer guten Hausfrau. Gabriele, die nichts will, nichts verlangt, die alles verweigert, die stets lacht und nie

zankt, dieses vollkommene Wesen wird den König ewig hindern, sich zu vermählen . . . selbst wenn sie«, setzte er zornig hinzu, »selbst wenn sie ihn, ohne es zu wollen, dahin bringt, sie zur Königin von Frankreich zu machen.«

Der Bote des Königs, der stets so pünktlich war wie ein Sonnenstrahl, kam in dem Augenblicke an, wo Leonora ihrer Begleiterin erzählte, daß Esperance mitten in der Nacht fortgeritten sey. Dieser Umstand, der nur als ein Ergebnis der täglichen Wachsamkeit erzählt wurde, dieser einfache Polizeirapport hatte Henriette nicht erschüttert, denn sie war ja gewohnt fast täglich zu hören, daß Esperance auf die Jagd geritten sey oder ein eben angekauftes Pferd versuchte. Die Ankunft La Varenne's bot also ein unmittelbares Interesse; der Liebesbote strahlte vor Freude, er duftete von Ambra und Rosenessenz.

Henriette nahm den Brief, um ihn sogleich zu lesen. Bei den ersten Worten stieß sie einen leisen Schrei aus. Leonora eilte zu ihr. Die beiden Verschworenen gingen in eine schattige Allee, welche sie eine Weile den Blicken La Varenne's entzog.

»Weißt Du was der König mir anträgt, Leonora?«

»Ich ahne es wohl«, sagte die boshafte Florentinerin.

»Eure Erfrischung in Saint-Germain diesen Abend.«

»Oh! Oh! was würde der Graf d'Entragues dazu sagen? — Erfrischung . . . Abend . . . Saint-Germain . . . das sind drei Worte, welche der Tugend eines jungen Mädchens sehr gefährlich werden können.«

Ein sonderbares Lächeln Henriettens bewies, daß ihre Tugend über so erbärmliche Gefahren erhaben war.

»Ich weiß wohl«, setzte die Italienerin hinzu, »daß Sie nicht so ungeschickt seyn werden, vor dem Sturz Ihrer Nebenbuhlerin etwas zu bewilligen; aber es ist immer Gefahr vorhanden. Und überdies, wenn die Marquise Sie mit dem Könige überraschte!«

»Die Marquise ist diesen Morgen nach Monceaux gereist.«

»Ist sie allein abgereist?« fragte die Italienerin.

»Allerdings, der König will ihre Abwesenheit benützen, um meinen

Besuch in Saint-Germain zu empfangen.«

»Allein abgereist?« wiederholte Leonora nachsinnend.

»Ich sehe darin nur einen Vortheil«, fuhr Henriette fort; »ich kann diese Abwesenheit benutzen, um eine Stunde mit dem Könige zu plaudern und ihm manche nützliche Mittheilung zu machen.«

»Es ist wahr«, sagte Leonora immer nachsinnend.

»Worüber denkst Du nach?«

»Ueber die Abreise nach Monceaux.«

»Glaubst Du, es sey eine List Gabrielens, um den König zu überraschen? Die Marquise ist einer solchen kleinlichen Handlung nicht fähig; so etwas schickt sich nur für uns, liebe Leonora. Die Marquise ist eine große Seele, wie Esperance sagen würde, der selbst »ein ungeheurer Geist ist. Die großen Geister spionieren und überraschen nicht. O, pfui!«

»Die Marquise hat sich auch nicht nach Monceaux begeben, um Sie zu überraschen.«

»Ich glaube, Du träumest. Deine Augen blicken ja ganz starr!«

»Meine Augen suchen Speranza zu folgen, der diesen Morgen auch fortgeritten ist.«

Henriette erwiderte höhnisch: »Die beiden Liebenden sollten sich begegnen? Nein! das wäre ihrer Vollkommenheit zuwider; sie werden uns den Triumph nicht gönnen. Speranza, wie Du ihn nennst, wird die Fährte irgend eines Wildes verfolgen und sich die Hände und das Gesicht an den Dornen des Waldes zerkratzen, und endlich wird er in einem Paroxysmus von Zärtlichkeit einen Hirsch niederschießen. Das wird Speranza thun, das Ideal der Liebenden; das thut er zu dieser Stunde. Dann wird er sich von Staub und Schweiß bedeckt mit Crillon und Pontis an den Tisch setzen und weidlich zechen. Das ist seine Liebe.«

Leonora lächelte. Henriette freute sich ihren Haß mit bitteren Worten ausgesprochen zu haben, aber sie setzte ernsthafter hinzu:

»Ein unvollkommenes Frauenzimmer wie ich kann daher immerhin eine Stunde zu Saint-Germain mit dem Könige verplaudern. Er wünscht mich zu sehen und ich muß ihn in die Schule nehmen, ich

muß ihn vollkommen erziehen. Mein Vater wird mich nicht verlassen, sey nur unbesorgt, er fürchtet meine Schwäche noch mehr als Du. O! meine Schwäche«, sagte sie, während ihre Augen blitzten, »es gab eine Zeit, wo mein Herz schwach war . . . damals marterte sich Jedes nach seiner Weise, jetzt kommt die Reihe an mich . . . ich habe genug Verachtung, genug Hohn, genug Leiden ertragen; die Schwäche überlasse ich Andern, und mir selbst bleibt die Kraft und der Triumph!«

»Sie sprechen wie es einer Königin geziemt«, sagte Leonora ruhig mit jener Fassung, welche die Schmeichelei bis in das Innerste des Herzens dringen läßt. »Was wollen Sie aber La Varenne antworten?«

»Daß ich mich zur bestimmten Stunde nach Saint-Germain begeben werde.«

»Zu welcher Stunde?«

»Um vier Uhr Nachmittags. Ich habe nur Zeit Toilette zu machen. Man sagt, die Marquise allein besitze Geschmack in Frankreich; wir werden sehen, ob der König diesen Abend das noch sagen wird. Wir wollen La Varenne geschwind die Antwort geben. Aber mich dünkt, ich sehe Jemand bei ihm.«

»Es ist Concino.«

»Gestiefelt und gespornt, mit Staub bedeckt. Ist dein Concino auch ein Jagdfreund?«

»Er hat Speranza verfolgt und stattet mir jetzt Bericht ab.«

»Sehr wohl. Ehe ich abreise, will ich wissen, was er gemeldet.«

Concino hatte La Varenne mit einem warmen Händedruck begrüßt und ging nun zu den Damen. Er traf sie vorne in der Allee.

»Nun, was gibt es?« fragte Leonora.

»Er hat den Weg nach Maux genommen, er jagt ohne Zweifel zu Livry.« sagte Henriette.

»Ich glaube der Weg nach Monceaux führt über Maux«, sagte Leonora.

»Das ist wahr«, antwortete Henriette mit einem kleinen Schrecken.

»Zu Vaujour, vier Stunden von hier, hat er angehalten«, fuhr

Concino fort, »und er hat gewartet.«

Die beiden weiblichen Dämonen sahen einander an.

»Um sieben Uhr ist ein Wagen von Paris angekommen, der Wagen der Marquise.

Henriette fuhr auf.

»Dieser«, setzte der Italiener hinzu, »war nur von zwei Jägern begleitet. Signor Speranza ritt an den Wagen und sprach zehn Minuten mit der Marquise, dann ließ er den Wagen wegfahren und kehrte um.«

»Nach Paris?« fragten Beide zugleich.

»Nein, er ritt rechts querfeldein.«

»Und bist Du ihm nicht gefolgt?« fragte Leonora.

»Auf dem freien Felde würde er mich gesehen haben, und überdies war ich müde, und es ist unmöglich ihm zu folgen, wenn er seinen Rappen reitet . . . ich will mich schlafen legen.«

Nach diesen Worten entfernte sich Concino und ging in das Haus, ohne sich zurückhalten zu lassen.

Henriette und Leonora blieben einen Augenblick ganz bestürzt.

»Sie haben sich in Monceaux ein Stelldichein gegeben«, sagte endlich Leonora.

»Das ist wahrscheinlich.«

»Es ist gewiß, und um nicht zusammen gesehen zu werden, trennen sie sich. Der Eine nimmt den längsten Weg, während die Andere den kürzesten Weg nimmt. Sie werden sich diesen Abend im Schatten des Parkes wiederfinden.«

»Während Sie ebenfalls mit dem Könige im Schatten des Parkes sind. Man nennt das bei uns zu Lande Quadrille.«

»Und wir sollten eine solche Gelegenheit unbenützt lassen?« sagte Henriette auffahrend. »Wir sollten den König nicht benachrichtigen?«

»Sie gehen ja mit ihm nach Saint-Germain, er kann doch nicht an zwei Orten zugleich seyn!«

»Unsere Agenten, die man nach Monceaux schicken wird, werden ihre Berichte erstatten.

Leonora lächelte höhnisch.

»Ein Spionenbericht? Kann dies einem Könige genügen gegen eine vergötterte und der Vergötterung würdige Dame wie die Marquise?«

Henriette war außer sich.

»Es ist wahr«, sagte sie, »wir müssen die Dame überraschen lassen von dem, der sie vergöttert.«

»Aber Ihr Stelldichein?« entgegnete die Italienerin, deren Augen von erheucheltem Mitleid glänzten.

»Ich werde noch Zeit dazu haben, wenn die Marquise aus dem Louvre getrieben seyn wird.«

»Gut! antworten Sie doch La Varenne der wartet.«

»Antworte Du ihm selbst, ich möchte . . . «

»Nein«, — sagte Leonora, »der König hat ja nicht an mich geschrieben; es wäre eine nicht zu entschuldigende Unschicklichkeit.«

»Nun« dann will ich ihm antworten. Aber Du kannst doch den König von dem Stelldichein seiner schönen Freundin in Kenntniß setzen lassen?«

»Wie soll ich das anfangen?« fragte die Italienerin, als ob ihr die Ideen fehlten.

»Durch einen Brief . . . «

»Ein anonymer Brief, das ist ein sehr alltägliches Mittel.«

»Du willst aber doch nicht, daß ich selbst die Angeberin mache . . . doch die Zeit vergeht und wir thun nichts.«

»Ist das meine Schuld? Geben Sie mir nur eine Idee, ich kann mich nicht besinnen.«

»Fassen Sie sich. Man kann allerdings nicht schreiben; aber man kann reden oder den König reden machen, das wird das Sicherste seyn.«

»Aber wer wird es thun?«

»Mein Gott! La Varenne.«

»Dieser Hasenfuß, der immer fürchtet, sich zu compromittiren?«

»Es kommt daraus an was er zu sagen hat; Sie haben durchaus keine Hilfe nöthig. Sagen Sie zu La Varenne etwa . . . doch nein, Sie würden sich dadurch entdecken.«

»Sinne nur nach, Du bist ja so geistreich.«

»Es ist schwer . . . doch ich will sehen . . . Lehnen Sie das Stelldichein ab, weil Sie den Fall der Marquise fürchten.«

»Ja.«

»Setzen Sie hinzu, daß Sie aus sicherer Quelle wissen, daß die Marquise diesen Abend einem ihrer treuen Freunde ein Rendezvous gegeben hat, um diesen Abend nach Saint-Germain zurückzukehren.«

Aber der König wird dann in Saint-Germain bleiben.«

»Das wird den der Schilderung abhängen, die Sie von dem Freunde Gabrielens machen werden. Wenn diese Schilderung dem Könige einige Eifersucht einflößen könnte . . . «

»Ich verstehe, Du bist ein wahrer Dämon an Schlauheit.«

Henriette ging nun auf den kleinen Mann zu.

»La Varenne«, sagte sie, »ich sehe mich gezwungen den Antrag des Königs abzulehnen; die Klugheit hindert mich sogar ihm zu schreiben. Man beobachtet uns. Die Marquise ist diesen Morgen nach Monceaux gereist, und nicht allein wieder König geglaubt hat, sondern in Gesellschaft einer Person, mit welcher sie wahrscheinlich den Plan schmiedet, uns diesen Abend in Saint-Germain zu überraschen.«

La Varenne war ganz bestürzt.

»Setzen Sie hinzu«, fuhr Henriette fort, »daß diese Person die Thätigkeit, die Gewandtheit, die Kraft selbst ist . . . es ist der gefährlichste Beobachter, es ist Esperance.

»Esperance, der junge Cavalier der so oft aus die Jagd reitet?«

»Ja, er jagt in den Waldungen Sr. Majestät. Gehen Sie also geschwind zum Könige.«

»Die Marquise mit Esperance abgereist?« sagte La Varenne erstaunt; »der König wird die Ohren spitzen.«

»Jetzt«, sagte Henriette zu Leonora, als La Varenne sich entfernt hatte, »Jetzt gehe ich nach Hause und verhalte mich ganz ruhig. Was ist zu thun?«

»Wir müssen warten«, sagte die Italienerin.

»Du hältst also den König für so eifersüchtig, daß er nach Monceaux eilen werde, um Gabriele zu überraschen?«

»Ja, ich glaube es; wenn er auch nicht aus Eifersucht, nach Monceaux eilen wird, so wird er sich dahin begeben, um der Marquise jeden Argwohn zu benehmen. Er wird sie durch seine Gegenwart beruhigen wollen. Mit einem Wort, er wird gehen und wir wollen ja nichts Anderes.«

»Eine elende Rolle für eine Person wie ich bin!« rief Henriette ungeduldig; »wie ein Erdwurm zu kriechen.«

»Aus dem Wurm wird ein Schmetterling . . . doch wir müssen uns trennen; bleiben Sie nicht zu lange hier. Adieu!« sagte die Italienerin, indem sie Henriette auf das Haus zuführte.

Henriette gehorchte und begab sich eilends nach Hause.

Zamet, der das Ende dieser Unterhandlung erwartet hatte, kam aus seiner Wohnung und suchte Leonora auf.

»Nun, wie stehen die Sachen?« sagte er. »Aus Concino's Bericht zu schließen, werden wir heute schon ein Resultat zu erwarten haben.«

»Ich hoffe es«, erwiderte die Italienerin.

»Ein stürmischer Auftritt wird genügen. Wenn der König nur bei Zeiten ankommt, und einer seiner Freunde diesem Esperance eine Kugel durch den Kopf jagt, so wird die Marquise für immer gestürzt seyn.«

»Nur nicht so hastig«, sagte Leonora; »ich überlasse Ihnen die Marquise, aber Speranza hat mich vertheidigt, er hat mein Leben gerettet und ich will kein Haar auf seinem Kopfe preisgeben.«

»Du bist also auch sentimental? Du verschonst deinen Feind, weil er ein schöner Mann ist?«

»Was kann Euch daran liegen, wenn ich nur meinen Zweck erreiche, und ich werde ihn schneller durch Schlaueit als durch Gewaltthat erreichen. Ich habe schon durch Pontis jeden Schritt Speranza's erfahren. Laß nur die Florentinerin Leonora und die Indierin Ajubani machen. Wir rücken dem Ziele rasch näher; nur verlange ich, daß Speranza ungefährdet bleibe.«

»Gut, Du wirst diese Rechnung mit Concino an eurem Hochzeitstage ausgleichen.«

»An jenem Tage«, sagte die Italienerin mit einem unverschämten Lächeln, »wird mir Concino alle Rückstände quittieren.«

8.

Die drei goldenen Bären.

Gabriele, die sich über zu wenig Freiheit beklagte, empfand seit ihrer Standeserhöhung alles Elend der Sklaverei. Nicht als ob der König ein argwöhnischer Tyrann gewesen wäre, aber er brachte bei der Geliebten gerne seine Stunden zu, er mied die Etikette, die allzu regelmäßige Zeiteintheilung, er liebte das Familienleben, und Gabriele sah ihn immer in dem Augenblicke kommen, wo sie ihn am wenigsten erwartete.

Aber darin bestand die Qual nicht. Gabriele war diesem heitern zärtlichen Charakter sehr zugethan; sie liebte seinen übersprudelnden Witz, die Ergüsse seines edlen Herzens. Die Gesellschaft des Königs konnte sie daher nicht ermüden. Aber wenn der König fort war, kamen die Höflinge, die Damen, die Masse der Besucher und endlich die Lieferanten, die Bittsteller und die jederzeit neugierige Dienerschaft.

Und da Gabriele das Bedürfniß fühlte, zuweilen über ihre Zeit zu verfügen, da sie selbst ihre ganz unschuldigen Schritte zu verbergen hatte, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, so traf es sich oft, daß sie entmuthigt und erschöpft sich nach den Fesseln sehnte, die sie in Bougival getragen, und nach den väterlichen Ermahnungen und nach dem Abenteuer in der Mühle.

Jeder Verdruß veränderte sich für dieses sanfte zartfühlende Gemüth sehr schnell in Kummer. Heinrich konnte nichts dazu thun. Wenn er diese Verstimmung seiner Geliebten gekannt hätte, würde er gewiß alles aufgeboten haben, um sie zu erheitern, denn die Unabhängigkeit ging ihm ja über Alles. Er versuchte alle Mittel, Gabrielen zu zerstreuen, theils aus Zärtlichkeit und theils auch aus Egoismus; denn er konnte sich selbst freier bewegen, wenn er ihr mehr Freiheit ließ, und wir wissen, daß er selbst zuweilen viel

Freiheit brauchte.

Deshalb hatte Heinrich IV. den unerwarteten Wunsch der Marquise, sich auf einige Tage nach Monceaux zu begeben, mit Vergnügen aufgenommen.

»Sie haben viel Arbeit, Sire, und ich werde Sie nur selten sehen«, sagte Gabriele, »wir werden nachgerade der Umgebung von Paris überdrüssig. Ich möchte auch den kleinen Cäsar in eine mildere Luft bringen, und Monceaux, mitten in der lachenden Ebene, wird meinen Augen einige Ruhe gönnen. Ich möchte wohl nach Monceaux gehen.«

»Geh, mein Engel«, erwiderte der König, der seine Gründe hatte um allein zu seyn; »ich habe wirklich eine Armee zu organisieren, um mit Mayenne fertig zu werden, dessen neue Drohungen mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Der Anblick der vielen bettelhaften Soldaten, die ich täglich mustern muß, wie ein Werboffizier, würde Dir höchst unangenehm seyn. Geh nach Monceaux und komme bald mit unserm Cäsar zurück.«

Gabriele traf wie immer ihre Vorkehrungen, ohne Aufsehen zu machen. Sie schickte ihre Kammerfrauen und ihren Sohn auf Maulthieren voraus mit dem Befehl, auf dem halben Wege zu warten. Um ihren Sohn zu bewachen, bat sie den König um eine Escorte; sie selbst aber ließ sich — nur von zwei Vorreitern begleiten, welche Befehl hatten, sich so weit als möglich von dem Wagen entfernt zu halten.

Man bemerkte, daß die Marquise am Tage vor ihrer Abreise eine sehr lange Unterredung mit dem Prior der Genovefaner hatte; man sah sie darauf im Garten zu Bezons mit dem Bruder Robert auf- und abgehen. Die scharfblickenden Augen, an denen es in den Umgebungen der Großen nie fehlt, beobachteten, daß das Gespräch des Genovefaners und Gabrielens sehr ernst und lebhaft war, daß die Marquise außerordentlich aufmerksam zuhörte, daß der Mönch ihr seinen Rath sehr eindringlich wiederholte, und daß die Haltung Gabrielens die Unterwürfigkeit einer gelehrigen Schülerin andeutete.

Die einzigen Worte, welche die Lauscher erhaschen konnten,

waren:

»Noch einmal meinen Dank, lieber Freund, für die Beiden und für mich.«

»Es versteht sich, daß diese Worte Anlaß zu vielen Bemerkungen gaben. Wer konnten diese zwei Personen seyn, welche dem Bruder Robert so viel Dank schuldig waren? Wir werden es vielleicht erfahren, wenn wir der Marquise nach Monceaux folgen. Sie machte sich auf den Weg; sie hatte schon Abends zuvor vom König und von ihren Umgebungen Abschied genommen; sie wollte wie ein Soldat mit Tagesanbruch abreisen. Kaum war daher die Sonne aufgegangen, als die Kammerfrauen mit dem kleinen Cäsar die Reise antraten. Eine halbe Stunde nachher rollte die schwere Kutsche Gabrielens durch das noch schlummernde Paris; die Thore waren noch nicht offen. Gabriele konnte jetzt mit Muße die große, in ihrer Unregelmäßigkeit höchst malerische Stadt betrachten. Die umherirrenden Hunde flüchteten sich schaarenweise vor der Peitsche der Vorreiter, die aufgescheuchten Katzen kletterten wie Eichhörnchen an den Häusern hinauf und blickten von den Pfeilern der Balcone mit ihren großen, grünen Augen gleichsam spottend auf den Zug herab. Hier und da sah man einige Bürgerpatrouillen, die schwerfällig und schlaftrunken durch die Straßen wanderten und sich mit Freude in ihre Wohnungen zurückbegaben.

Bald kam Gabriele an das Thor, an welchem viele mit Lebensmitteln beladene Wagen hielten. Sie fuhr mitten durch die Menge der Krautgärtner, welche die schöne Dame verwundernd betrachteten und einander zu flüsterten: »die schöne Gabriele!«

Bald kam der Wagen auf das freie Feld. Gabriele athmete nun freier und fühlte eine wahrhaft kindische Freude. Zum ersten Male seit so langer Zeit war sie allein auf einer Landreise, sie konnte nach Belieben aussteigen und gehen und laufen. Ihre Vorreiter, junge Leute von zwanzig Jahren, benützten die Erlaubniß und ritten in das Gebüsche um Haselnüsse zu pflücken. Der Kutscher achtete auf die Pferde und Gabriele sah sich überall um, als ob sie Jemand erwartet oder Kundschafter gefürchtet hätte.

Sie erwartete wirklich Esperance, dem sie Tags zuvor durch

Gratienne ein so lange erbetenes Stelldichein bewilligt hatte. Esperance zeigte sich übrigens erst zu Vaujourns mitten im Walde. Er war in Jägerkleidung, er trug in der Rechten seine Büchse und hielt mit der Linken den Zügel seines feurigen Rappen. Die Vorreiter waren im Walde verschwunden und kamen nur von Zeit zu Zeit zum Vorschein, indem sie einander scherzend verfolgten, Esperance konnte sich daher dem Wagen nähern, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Nur der Kutscher sah ihn, aber man weiß wie hoch und weit die damaligen Kutschen waren. Die bauchigen Seiten dieser Arche verhinderten die Stimmen aus dem Innern bis zu den Ohren des Kutschers zu bringen. Esperance benützte als geschickter Taktiker diese eigenthümliche Form des Wagens; er hielt sich etwas rückwärts und neigte sich bis in das Innere, so daß er von dem übrigens gar nicht neugierigen Kutscher weder gehört noch gesehen werden konnte.

Andere Augen aber sahen aus weiter Ferne, wie wir aus dem Berichte Concino's bereits erfahren haben. Der vorsichtige und träge Italiener würde das Recht in der Nähe zu lauschen sehr theuer bezahlt haben.

»Wissen Sie wohl, theuerste Gabriele, daß Sie sehr unbesonnen sind?«

»Wissen Sie wohl, mein geliebter Esperance, daß Sie diesen Morgen sehr zaghaft sind?«

»Sie haben gewiß sehr wichtige Beweggründe gehabt, zu dieser Stunde auszufahren und mich am hellen Tage unter den Augen der Spione herzubestellen?«

»Die Spione werden uns vielleicht sehen, aber sie werden uns nicht hören. Schauen Sie einmal, ob Sie meine Vorreiter sehen?«

Esperance zog den Kopf aus dem Wagen zurück und schaute in den Wald.

»Ich sehe einen drüben«, sagte er, »der den andern mit abgebrochenen Nußzweigen verfolgt. Sie haben einen Vorsprung von wenigstens zehn Minuten. Dann hindert uns ja nichts, uns die Hände zu drücken. Drücken Sie sie wohl diese Hand, denn alle ihre Fibern laufen in meinem Herzen zusammen, und dieses Herz

schlägt freudig, wenn ich Sie sehe, wenn ich Sie berühre.«

Esperance nahm Gabrielens Hand und küßte sie.

»Man ist jetzt ruhiger«, sagte Gabriele, deren Wangen die Farbe der weißen Rosen angenommen hatten. »Genug, Esperance, genug! wir müssen vernünftiger seyn; ich muß reden und Sie müssen zuhören.«

»Sie gehen nach Monceaux?« erwiderte er, indem er langsam die Hände Gabrielens auf ihren Schooß legte.

»Ja, diesen Abend treffe ich in Monceaux ein, und Sie werden dort hinkommen . . . Siehe da, diese so einfachen, natürlichen Worte setzen meinen Freund in Feuer und Flammen; er scheint zu vergessen, daß unter uns von keinen stürmischen Gefühlen die Rede seyn kann.«

»Das ist wahr«, erwiderte Esperance niedergeschlagen, »unter uns bedeutet das Wort »Nacht« nichts als Finsterniß und das Wort »Zusammentreffen« bedeutet nur von Geschäften reden und lächeln. Ich hatte es einen Augenblick vergessen; verzeihen Sie mir, Ihre Augen sind so beredt, daß man immer in Versuchung kommt, ihnen zu antworten.«

Gabriele schlug die Augen nieder, sie suchte ihre Befangenheit zu verbergen.

»Ja«, stammelte sie, »ich habe Unrecht, daß ich Sie so ansehe; aber wie kann ich meine Augen verhindern jede Regung meines Herzens auszudrücken? Ich will es indessen versuchen . . . wenn Sie es verlangen.«

»Gabriele« Alles was Sie thun und sagen, ist gut, und ich danke Ihnen dafür. Aber es ist unrecht mehr zu wünschen, da ich mich schon so glücklich fühlen sollte . . . doch dort kommen die Vorreiter, die mich bemerkt zu haben scheinen.«

»Dann wollen wir uns kurz fassen«, sagte Gabriele lebhaft. »Ich habe Sie kommen lassen, Esperance, um Sie um einen Dienst zu bitten, den Sie allein mir erweisen können.«

»Befehlen Sie.«

»Ich gehe nach Monceaux, wo ich Jemanden erwarte.«

»Den König?«

»Nein! ich erwarte Jemand, dessen Anwesenheit bei mir zu gefährlichen Vermuthungen Anlaß geben könnte.«

Esperance sah sie an.

»Sie werden mich verstehen, wenn Sie die Person sehen, die ich nenne. Kennen Sie La Ferté?«

»Ich bin durchgereist. Die Morne fließt zur Linken, ein Wald ist zur Rechten.«

»Einen Büchschuß jenseits der Stadt ist ein Gasthaus, zu den »drei goldenen Bären« genannt. Sie treten ein; in dem kleinere Garten hinten im Hofe werden Sie einen Mann in Bauertracht bemerken. Der Mann ist groß und sehr beleibt. Sie sagen ihm nur Ihren Namen Esperance und er wird Ihnen folgen.«

»Alles dies ist sehr leicht.«

»Minder leicht wird es vielleicht seyn, ihn nach Monceaux zu führen, ohne daß ihn Jemand sieht. Am Ende des Parks ist ein Hohlweg, der sehr wenig betreten wird. An der tiefsten Stelle dieses Weges werden Sie diesen Abend eine Bresche in der Gartenmauer finden. Treten Sie mit ihrem Begleiter ein; Gratienne wird Sie führen.«

»Ich behaupte, daß alles dies, wie geheimnißvoll es mir auch vorkommt, keineswegs schwer auszuführen ist«, sagte Esperance.

»Ich vergaß noch etwas, lieber Freund; ich vergaß, weil es meinem Herzen weh thut. Es könnte der Fall seyn, daß unterwegs Kundschafter oder bewaffnete Leute den Versuch machen würden, sich des Mannes zu bemächtigen. In diesem Falle, Theuerster, müssen Sie ihn mit Gefahr Ihres eigenen Lebens retten; Sie sind ja jung, muthig, gewandt; Sie werden daher nicht leiden, daß ihm die geringste Gewalt, die mindeste Beleidigung widerfahre.«

»Gut«, sagte Esperance. »Dort kommen die Vorreiter; sie werden neugierig und können uns bald hören.«

»Ich bin fertig . . . Erweisen Sie mir diesen Dienst, der außerordentlich groß ist, und erhalten Sie sich für mich; ich werde Ihnen dankbar dafür seyn.«

»Bezahlen Sie mich im Voraus mit einem zärtlichen Blick . . . Ich danke . . . Zu welcher Stunde soll ich an der Maueröffnung seyn.«

»So bald die Nacht anbricht.«

Die Vorreiter waren wieder auf ihrem Posten und betrachteten den Reiter erstaunt.

Esperance verneigte sich ehrerbietig, und nachdem er — sich mit dem raschen Blick des Jägers orientiert hatte, wendete er sein Pferd rechts und sprengte über die Ebene.

Er sah sich oft um, ob sich irgend ein Kundschafter hinter ihm zeige; aber er sah nur einen Reiter am äußersten Horizont, der bald nach Paris ritt, anstatt ihm zu folgen.

Es ist ein weiter Weg von Vaujours nach La Ferté.

Esperance wechselte in Précý sein Pferd, nahm ein zweites im Posthause zu Billemaxeuil und kam in drei Stunden sehr ermüdet in die Nähe der kleinen Stadt, wohin ihn Gabriele schickte.

Dort ruhte er sich aus und berechnete, daß von La Ferté nach Monceaux höchstens zwei Stunden sind und daß ihm mehr als die nöthige Zeit übrig blieb, um sich seiner Aufgabe zu entledigen.

Als er sich erholt und erfrischt hatte, sann er über den erhaltenen Auftrag nach. Wer war dieser Mann, an dessen Leben und Freiheit so viel gelegen war? Gabriele hatte keine Familiengeheimnisse, die ihm nicht bekannt waren; nie hatte man sie der Theilnahme an politischen Intriguen beschuldigt; sie gehörte nicht zu den unruhigen Geistern, welche die Minister ernennen und stürzen und sich mit einem Dornstrauch bewaffnen, um einen Fetzen von dem Königsmantel an sich zu reißen. Wer konnte dieser Mann seyn? und was war als Resultat seines Besuches in Monceaux zu erwarten?

Esperance war übrigens kein Grübler; er dachte, daß Gabriele wohl wissen werde, was sie that, und ihre schönen klaren Augen genügten ihm, um ihn auf den gefährlichsten Wegen zu beruhigen. Er ritt also heitern Muthes auf die Stadt zu.

Bald bemerkte er rechts vom Wege die goldenen Bären des Schildes, welches vom Winde hin- und hergetrieben wurde. Er hielt sein Pferd an, warf den Stallknechten, die zu jener Zeit immer

bereitstanden, den Zügel zu, ging durch den Hof, als ob er in diesem Wirthshause genau bekannt gewesen wäre, und trat in den bezeichneten Garten.

Es war ein kleiner Raum, wo unter Rüben und Kraut einige Rosenbüsche und Nelkenstöcke blühten; an langen Stangen schlängelten sich rothblüthige Bohnenranken und Weinreben hinan; die halbverfallene Mauer war mit Geißblatt bedeckt.

Bald wurde seine Aufmerksamkeit durch ein leises Geräusch aus einen Winkel dieses kleinen Krautgartens gelenkt. Unter einer Art Laube von Hopfen und wilden Weinreben — neben einem Fasse, welches nach Art einer Cisterne in den Boden gegraben war und den Laubfröschen zum Aufenthalt diente, bemerkte Esperance einen sehr beleibten Mann, der einen breitgeränderten Hut trug, unter welchem sein Gesicht verborgen war. Dieser sonderbare Bewunderer der Naturschönheiten würde leblos geschienen haben, man hätte ihn für eine Vogelscheuche halten können, wenn er nicht mit einer kleinen Gerte im Wasser gerührt hätte, um die Laubfrösche zu verscheuchen.«

Esperance betrachtete diesen sonderbaren Mann, dessen Persönlichkeit mit der von Gabriele gegebenen Beschreibung genau übereinstimmte, und glaubte das Losungswort, welches diesem mißtrauischen Mann Vertrauen einflößen sollte, unbedingt aussprechen zu können.«

»Esperance!« sagte er halblaut, indem er einige Kirschen von einem Baum pflückte.

Sogleich richtete sich der dicke Mann auf und zeigte ein ruhiges forschendes Gesicht, bei dessen Anblick Esperance unwillkürlich dachte: »Ich verstehe.«

Die Beobachtung, welche der Unbekannte fortgesetzt hatte, fiel offenbar zum Vortheile des jungen Cavaliers aus; denn der dicke Froschjäger lächelte schlaue, indem er von der Rasenbank aufstand.

»Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Herr«, sagte er.

»Ich stehe zu Diensten«, antwortete Esperance.

Der dicke Mann ging mit seinem Begleiter aus der kleinen Gartenthür, zeigte ihm zwei frische Pferde, welche warteten« und

ersuchte ihn höflich, ihm in den Sattel zu helfen. Esperance hob die Fleischmasse mit einer Muskelkraft auf, welche dem Unbekannten ein neues Lächeln der Befriedigung entlockte.

»Ich sehe«, sagte er, »daß man mir einen guten Begleiter gewählt hat.«

»Ich fühle mich sehr geehrt, Ihnen einen Dienst zu erweisen«, erwiderte Esperance ehrerbietig.

»Fort also!« setzte der dicke Mann hinzu.

Esperance ritt voraus, ohne zu antworten; mit der linken Hand hielt er seine Kugelbüchse, die Rechte war bereit, den Degen zu ergreifen.

Bei Anbruch der Nacht kamen die beiden Reiter an die Maueröffnung des Parkes von Monceaux, und Gratienne, die im Innern wartete, führte sie zu einer reizenden Grotte, welche in dem schattigsten Theile des Waldes lag.

»Hierher, gnädigster Herrin sagte sie zu dem Einen, und zum Andern: »Sie gehen an diese Thüre, und halten Sie gut Wache!«



9.

Gabrielens Grotte.

Mitten im Parke von Monceaux, in einer mit Kastanienbäumen, Platanen und Eichen bepflanzten Thalschlucht war eine Grotte, deren Felsen Katharina von Medici mit großen Kosten von Fontainebleau hatte bringen lassen. Das Wasser eines benachbarten Baches war in diese Grotte geleitet, und ergoß sich in ein tiefes und großes Becken. Dort pflegte sich Gabriele in den heißen Sommertagen zu erfrischen und auszuruhen. Mehr als einmal badete sie sich in dem Wasserbecken, wie Diana, von Nymphen bewacht, und um nach dem Bade sowohl das Zusammentreffen mit neugierigen Gästen, als auch die große Hitze zu vermeiden, begab sie sich durch einen unterirdischen Gang ungesehen in das Schloß zurück. Dieser Gang war mit einer Thür geschlossen, zu welcher der König allein den Schlüssel hatte. Diese jetzt verfallene Grotte heißt noch heut zu Tage Gabrielens Grotte.

Kein Aufenthalt war geeigneter zur Erholung nach dem geräuschvollen Hofleben. Die Grotte bestand aus einem großen, hohen, ovalen Raum, zu welchem die eben genannte geheime Thüre führte; an der Seite des Parkes war eine Art Vorhalle in Form eines S, und die gewundene Form derselben hinderte jeden Zudringlichen in das Innere zu schauen; selbst die Worte, welche in der Grotte gesprochen wurden, waren draußen nicht verständlich.

Durch diese geschickte Einrichtung konnte Diana in ihrem Bade nie von einem Actäon überrascht und nicht einmal von der am Eingange der Vorhalle stehenden Schildwache beobachtet werden.

Hier befand sich Esperance, als er von Gratienne zwischen Felsen, hinter welchen der Unbekannte verschwunden war, als Schildwache aufgestellt wurde.

Die Grotte war mit parfümierten Wachskerzen erleuchtet. Kein

Lüftchen bewegte die Flammen. Im Hintergrunde standen einige Sessel und ein Tisch. In dem frischen Wasser des Bassins schwammen einige Flaschen mit Wein, und in einem großen Korbe waren schöne duftende Früchte aufgethürmt.

Gratienne hatte sich entfernt, um ihre Gebieterin mit dem geheimnißvollen Unbekannten allein zu lassen. Gabriele ging ihm entgegen und faßte seine Hand, um ihn zu einem Stuhl zu führen.

»Ich heiße Sie willkommen, Herr Herzog!« sagte sie. »Verzeihen Sie mir, daß ich Sie an einem so mythologischen Orte empfangen; aber ich habe gehört, daß die großen Heerführer die offenen Stellungen lieben, wo sie sich frei bewegen können; es ist mir ja nie in den Sinn gekommen, den Herzog von Mayenne einzusperren, um ihn in meiner Gewalt zu haben.«

Mayenne, denn er war es, beantwortete dieses Compliment mit der ihm eigenen Höflichkeit, welche überdies durch das unwiderstehliche Lächeln Gabrielens geboten wurde.

»Sie sehen, Madame«, sagte er, »daß ich kein Bedenken trage, mich in Ihre Gewalt zu begeben. Unter diesen Felsen wird der größte Kriegsheld eben so gut gefangen werden, wie ein Vogel im Käfig, zumal wenn die Thür durch einen Genossen bewacht wird, wie der, den Sie mir geschickt haben. Er ist ein Herkules mit einem Adoniskopf.«

Gabriele erröthete; sie bot ihrem Gaste einen Stuhl und setzte sich ebenfalls.

»Herr Herzog«, sagte sie, »Sie sind hier mehr in Sicherheit, als mitten in Ihrer Armee. Der König ist in Paris und ich habe in Monceaux nicht einen einzigen Bewaffneten. Mein Wort bürgt Ihnen für Ihre Sicherheit. Auch auf Ihren Führer können Sie sich vollkommen verlassen. Wenn es in Frankreich einen braven und biederern Edelmann gäbe, so würde ich ihn gewählt haben, um Sie auf dem Wege hierher zu begleiten und zu beschützen. Vor Allem muß ich Ihnen für Ihr Vertrauen danken.«

»Sie haben mir das Beispiel dazu gegeben, Madame; Sie besuchten mich vor vierzehn Tagen in La Ferté, wo ich mich versteckt hielt. Sie vertrauten sich meinem Schutze an. Sie

begannen auf diese Weise die Unterhandlungen, und es ist meine Pflicht, Ihnen entgegenzukommen.«

»O! ich möchte mit meinem Blute zwei Fürsten versöhnen, welche das Glück Frankreichs in Händen haben.«

»Das hängt nicht von mir allein ab, Madame«, sagte Mayenne; »der König haßt mich!«

»Sie irren sich«, sagte Gabriele lebhaft, »der König fürchtet Sie nur.«

Diese Schmeichelei erheiterte die Stirne des Herzogs.

»Wenn das wahr wäre«, sagte er, »so wäre der Friede bald geschlossen. Aber Ihr Zartgefühl hindert mich nicht, die Feindseligkeit zu bemerken, mit welcher man gegen mich zu Felde zieht.«

»Herr Herzog«, erwiderte Gabriele, »wenn ich, ohne Sie zu betrüben, einen Namen aus Ihrer Familie nennen könnte . . . einen Namen, der noch in Trauer gehüllt ist.«

»Meine Schwester!« . . . sagte Mayenne.

»Ja, die Herzogin von Montpensier ist die einzige Person Ihres Hauses, welche die Feindschaft des Königs verdient hat.«

Mayenne schwieg.

»Jedermann weiß«, setzte die reizende Diplomatin hinzu, »wie gut der König ist und wie leicht er Beleidigungen verzeiht.«

»Aber er rüstet doch, und anstatt den Krieg nach und nach einzustellen, trifft er alle Vorkehrungen, um meine letzten Hilfsquellen zu vernichten.«

»Sie sind kein Gegner, den man schonen könnte.«

»Wenn Sie wüßten, Madame, wie sehr ich dieses Streites überdrüssig bin«, sagte der Herzog, indem er sich trotz der Abendkühle den Schweiß von der Stirne wischte, »wenn Sie wüßten, wie sehr ich, zumal seit dem Tode meiner Schwester, das Eitle aller dieser Ansprüche fühle! König wollte ich nie werden; ich bin als Herzog und Prinz geboren und möchte in meinem Stande sterben.«

Gabriele schwieg. Sie bot dem Herzoge eine Flasche Wein, Backwerk und Obst.

»Mein Erscheinen hat Ihnen bewiesen«, sagte er, das Glas annehmend, »daß ich zu einem Vergleiche geneigt bin, aber ich will nicht als ein besiegtter Rebell dastehen; ich habe noch eine Armee und wenn in mir ein einziger Tropfen jener Galle übrig wäre, welche meine unglückliche Schwester erfüllte, so würde ich bessere Bedingungen zu erzwingen suchen. Ich wünsche Ihnen, Madame, daß Sie nie begreifen mögen, wie viel es kostet, den Namen eines großen Heerführers zu gewinnen. Der König hat das Glück gehabt, sich berühmt zu machen, indem er das gute Recht vertheidigte. Ich bin ein Aufrührer. Ich habe den Spaniern schön gethan, die mich hassen und die ich verwünsche. So oft als man sich schlägt, möchten mich meine Verbündeten todt sehen und ich möchte sie alle fallen sehen. Alle meine Freunde fallen oder verlassen mich; ich werde bald allein stehen. Das Alter kommt. Ich bin dick und schwerfällig und um hierher zu reiten, mußte ich mir von Ihrem Führer in den Sattel helfen lassen. Wann werde ich einen guten Vergleich schließen, der mir die Ruhe und die allgemeine Achtung und meine Freunde wieder gibt? Ach! alles dieses muß ich durch den Krieg zu erobern suchen, und ich werde erst dann wirklich ruhig und gerettet seyn, wenn mich eine Kugel auf dem Schlachtfelde zu Boden gestreckt hat.«

Mayenne wischte sich immerfort den Schweiß aus dem Gesichte und Gabriele war erstaunt ihn so traurig und niedergeschlagen zu finden.

»Ich wünschte, daß der König Sie hörte«, erwiderte sie, »der Friede wäre dann bald geschlossen; ein unglücklicher Feind ist fast immer ein Freund für ihn.«

Mayenne stand auf, seine Augen flammten.

»Wenn das der Fall wäre«, sagte er, »wenn der König meine Worte hörte, ich glaube, ich würde es nicht überleben. Aber der König hört mich nicht! Nicht wahr? Ich glaube, Madame«, setzte der Herzog hinzu, indem er sich unruhig umsah, »Sie würden mir diese Falle nicht gelegt haben, um mich dem Spotte meines Feindes auszusetzen.«

Er ging auf den Ausgang der Grotte zu.

»Sie beleidigen mich«, sagte Gabriele, seine Hände fassend, »Sie sind ja hier auf mein Wort erschienen und ich bin nicht treulos. Beruhigen Sie sich; ich allein habe Ihre Worte gehört, ich allein weiß um Ihre Geheimnisse und Sie können mir die Friedensbedingungen mittheilen, die ich dem Könige in Ihrem Namen überbringen will.«

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so hörte sie hastige Fußtritte ein Schloß knarrte, die geheime Thür that sich auf und der König erschien mit einer Fackel in der Hand.

»Mit wem sind Sie hier, Gabriele?« sagte Heinrich IV. aufgebracht.

»O, Verrath!« stammelte der Herzog, der zurücktrat, um den Degen zu ziehen.

»Mayenne!« sagte der König, über den Anblick des Lothringers so bestürzt, daß seine Hände die Fackel fallen ließen.

»Beschuldigen Sie mich nicht«, sagte Gabriele die Hände gegen den Herzog ausstreckend, »ich bin unschuldig, wenn hier ein Verrath stattfindet, so kommt er vom Könige.«

»Ich verstehe, Madame«, antwortete Mayenne mit höhnischem Lächeln; »die Scene ist vortrefflich gespielt; Sie erwarteten den König nichts der König kommt unvermuthet; er findet Sie zufällig mit dem Herzoge von Mayenne, und da Se. Majestät auch zufällig, eine starke Escorte bei sich haben, so bemächtigt man sich des Rebellen und der Krieg ist beendet.«

»O, Sire«, sagte Gabriele in Thränen »diese Beleidigung werde ich nie vergessen! Sie haben Recht, Herzog, der Schein ist gegen mich; Sie haben das Recht, mich feig und treulos zu nennen; Sie haben das Recht, mich so hart zu behandeln!«

Mayenne betrachtete schweigend die sonderbare Scene, die sich seinen Blicken darbot. Auf einer Seite stand die weinende Gabriele, die mit dem Ausdrücke des aufrichtigsten Schmerzes die Hände rang, auf der andern Heinrich IV. blaß, bestürzt, in bewegter Stellung, mehr einem Besiegten als einem Sieger ähnlich. Auf seinem Gesichte las man die Beschämung und Reue über eine Schwäche, die ihn in seinen eigenen Augen herabwürdigte.

»Sagen Sie doch wenigstens, Sire«, fuhr Gabriele fort, »daß ich von dem Hinterhalte, dessen Opfer der Herzog wurde, nichts gewußt

habe; geben Sie mir die Ehre wieder, Sire! Ich wollte Ihnen ja den Frieden und die Freundschaft dieses Ehrenmannes wieder geben.«

Der König erkannte nun die ganze Größe seines Fehlers; er hatte durch diese Ueberraschung das von Gabriele so mühsam aufgerichtete Gebäude umgeworfen. Welche Schmach und welches Unglück!

»Das werde ich thun«, sagte der König tief bewegt. »Ich allein bin schuldig . . . Auf eine Warnung, die man mir gab, die Marquise habe zu Monceaux ein Stelldichein, mit einem Buhlen, machte ich mich sogleich auf den Weg und kam vor wenigen Minuten an. Ich finde oder glaube verlegene Gesichter zu finden. Niemand will mir sagen, wo sich Madame versteckt. Niemand befindet sich in den Gemächern. Ich klopfe an und rufe; Niemand ist zu sehen. So kam mir der Gedanke, die Marquise habe sich Vielleicht in diese Grotte begeben. Ich besitze den Schlüssel zur geheimen Thür; ich eilte herbei und hörte zwei Stimmen, öffnete rasch die Thür . . . «

Mayenne blieb in seiner ruhigen, höhnischen Haltung, ein gezwungenes Lächeln verzerrte seine Lippen. Er hatte den Degen wieder in die Scheide gesteckt.

»Sie dürfen nicht zweifeln, Herzog«, sagte Heinrich IV. sanft; »sehen Sie meine Verlegenheit, meinen Schmerz, und seyen Sie versichert, daß ich nicht lügen kann . . . Vor Allem habe ich mich bei der Marquise zu entschuldigen wegen dieses thörichten, unwürdigen Verdachts . . . Sie haben wohl Ursache, Ihre und meine Aufrichtigkeit zu bezweifeln, und ich sehe nur ein Mittel, Ihnen die Unrichtigkeit Ihrer Beschuldigung zu beweisen. Die Scene hat unter uns ohne Zeugen stattgefunden; Sie sind aus freiem Antriebe gekommen; es steht Ihnen frei, sich wieder zu entfernen, und ich biete Ihnen nicht nur meine Pferde, sondern auch meine Escorte mit meinem königlichen Worte an. Ich bitte Sie um Entschuldigung, Vetter, denn ich habe Unrecht und möchte mit meinem Königreich die Meinung zurückkaufen, die ich Ihnen von mir und von meiner Geliebten gelassen habe.«

Bei diesen Worten, welche Heinrich IV. mit seiner vollen Seelengröße sprach, trocknete Gabriele ihre Thränen, und der

Herzog sah dieses schöne offene Gesicht und diese klaren Augen erstaunt an.

»Was so eben geschehen ist, spricht uns frei; wir haben nichts gesagt«, erwiderte Gabriele, sich zu Mayenne wendend. »Nehmen Sie Ihre Worte zurück, Herzog; außer mir soll Niemand erfahren was Sie gesprochen haben.«

Diese Offenheit machte auf Mayenne einen tiefen Eindruck, er schlug die Augen nieder und drehte seinen Hut in den Händen, wie ein wirklicher Bauer, der durch die Güte seines Herrn und Gebieters in Verlegenheit gesetzt ist. Dieser stolze Geist kämpfte eine Weile zwischen Hochmuth und Dankbarkeit.

Heinrich IV. hielt dieses Zögern für Mißtrauen. Er überwand den Kummer, den er empfand, und sagte lebhaft:

»Möglich, daß Sie einen Hinterhalt außerhalb des Schlosses fürchten, Vetter! Ich werde Sie also persönlich begleiten, so weit Sie es für nöthig halten. Meine Person wird für die Ihrige bürgen, und wenn die Geißel Ihnen genügt, so geben Sie mir einen Wink, ich stehe zu Diensten.«

»In der That«, erwiderte Mayenne, durch den Edelmuth des Königs gerührt, »Sie machen zu viel Complimente mit mir; ich bin Ihr Unterthan, Sire, und fühle wohl, daß ich Ihnen dienen muß. Ueberdies war ich schon durch die Güte und die beredten Worte der Frau Marquise mehr als halb gewonnen. Sie haben das Werk vollendet, Sire! ich muß Ew. Majestät um Verzeihung bitten; sehen Sie mich zu Ihren Füßen; ich weiß nicht ob ich wieder aufstehen kann.«

Bei diesen Worten kniete er vor Heinrich IV. Nieder.

»Ventre-saint-gris! ich werde Sie wieder aufheben.« rief Heinrich, dessen Augen sich mit Thränen füllten.

Er hob den Herzog wirklich auf und umarmte ihn so zärtlich daß das härteste Gemüth durch diesen Austritt gerührt worden wäre.

»Vetter«, sagte der König, »dies ist eine große Freude für mich. Der Bürgerkrieg hat nun ein Ende und ich habe einen guten Freund mehr.«

»Wie sehr haben wir Ursache, Gott zu danken«, sagte Gabriele, indem sie freudetrunken die Hände faltete.

»Glauben Sie denn, man dürfe Sie selbst vergessen?« sagte Heinrich IV., indem er Gabriele an sein Herz drückte. »Hier, lieber Vetter, ist der Engel des Mitleids und der Versöhnung! Hier ist mein Schutzengel, das vollkommenste Weib in ganz Frankreich!«

»Ich will nicht widersprechen«, sagte Mayenne mit Wärme.

»Und man verleumdete Sie!« setzte der König hinzu, »und ich komme hierher, um Sie zu überraschen und zu beschimpfen!«

»Ich danke dem Himmel dafür«, sagte Gabriele.

»Ich habe sehr gelitten, mein theures Leben; aber jetzt ist Alles gut. Nach dieser schmerzlichen Prüfung sind wir zu glücklich . . . «

»Ich bitte um eine Belohnung für meine Angeber«, sagte Gabriele lächelnd; »denn sie sind die Ursache des Erfolges, den ich allein nie erlangt haben würde. Was suchen Sie denn um sich, Sire?«

»Ich suche, ob der Herzog allein gekommen ist . . . «

»Ja, Sire; ich habe Vertrauen zu den Engeln, die mir begegnen«, sagte Mayenne.

»Noch mehr«, sagte Gabriele; »der Herzog hatte eine Wache aus meiner Hand angenommen.«

Gabriele führte den König zur Grotte hinaus und zeigte ihm Esperance, der draußen zwischen den Felsen mit gezogenem Degen stand.

»Dies ist also der Galan, mit dem man mich einschüchtern wollte«, sagte der König, indem er seinen Nebenbuhler erkannte. »Dieser sollte Ihnen die frischen Pferde besorgen, damit Sie mich in Paris überraschen könnten, und diesen zogen Sie mir dort Ach! La Varenne, jetzt muß ich erröthen!«

Er sah nicht wie Gabriele über diese unbesonnenen Worte erröthete. Auch Esperance wendete sich ab, um seine Verstimmung über die Anwesenheit des Königs und über dieses plötzliche Erwachen nach so schönen Träumen zu verbergen.

Als indessen Gabriele zu ihm trat und seine Hand ergriff, um ihm zu danken, faßte er wieder Muth und machte seinem gepreßten Herzen durch einen harmlosen Seufzer Luft.

»Ich habe Sie nur noch zu fragen, Vetter«, sagte Heinrich IV. zu Mayenne, »was Sie diesen Abend sich vorgenommen haben? Ist es Ihnen gefällig, mit uns als Freund zu soupiieren, im Angesichte der Verräther und Schurken, die unsere Versöhnung sehr ungern sehen werden, oder wollen Sie sich lieber nach Hause begeben und sich besinnen?«

»Mich besinnen?« erwiderte der Herzog. »Nein, Sire, ich habe mich lange genug besonnen. Ich habe genug schlaflose Nächte gehabt. Sie werden hier gewiß gute Betten und guten Wein haben?«

»Darauf verlassen Sie sich«, sagte Gabriele.

»Dann bitte ich um Beides für diese Nacht, und morgen . . . «

»Und morgen werden wir von unsern Angelegenheiten reden, meinen Sie«, setzte der König hinzu. »Pardieu! es wird bald geschehen seyn. Ich bewillige Ihnen im Voraus Alles, was Sie von mir verlangen werden . . . «

»Alles?« fragte der Lothringer lächelnd.

»Und noch etwas darüber«, sagte Heinrich IV., »vorausgesetzt, daß es nicht die Marquise ist; denn in diesem Falle würden Sie besser thun, mein Leben zu verlangen.«

»Ich werde mich wohl hüten, Sire, und ich erkläre mich auch im Voraus zufrieden, wenn mich Madame mit ihrer Freundschaft beehren will.«

»Ich bin zu dankbar, um Ihnen nicht vom Herzen gut zu seyn«, sagte Gabriele.

»In der That«, dachte Esperance, der in einiger Entfernung folgte, »diese Leute reißen sich um meine Gabriele, so daß mir am Ende nichts von ihr übrig bleibt.«

Man ging auf das Schloß zu, wo die plötzliche Ankunft des Königs allgemeine Bestürzung und Verwirrung verursacht hatte. Es wurden bereits mancherlei Bemerkungen gemacht; man glaubte, Gabriele sey überrascht und in Ungnade gefallen. Man nannte schon das Gefängniß, das man ihr zugedacht hatte. Die Partei d'Entragues triumphierte und gebärdete sich mit großem Uebermuth. Mehr als ein vorsichtiger Diener der Marquise packte schon seine Habseligkeiten ein.

Heinrich IV. war schnell von Paris abgereist, aber seine Offiziere kamen bald nach, und ihre Ankunft vermehrte die Unordnung, wie das Oel, welches auf eine Glut gegossen wird.

Als diese unruhige, neugierige Menge, an deren Spitze der Graf d'Auvergne stand, den König bemerkte, der mit einem Arm auf Gabriele, mit dem andern auf einen noch unbekanntem Mann gestützt, durch den Park kam, während Esperance und Gratiene in einiger Entfernung folgten, wußte sich Niemand diese Ruhe und die Anwesenheit dieses Dritten zu erklären.

Aber Heinrich IV. sagte schalkhaft lächelnd: »Meine Herren, bestellen Sie geschwind ein gutes Souper für mich und meinen

Vetter Mayenne, der heute auf meine Gesundheit trinken will.«

Der Name Mayenne ertönte in dieser Versammlung wie ein Donnerschlag, und als alle Anwesenden bei dem Kerzenlicht den Herzog am Arme des Königs erkannten, gab sich die Bestürzung durch ein Gemurmel kund, welches in Gabrielens Ohren sehr lieblich klang. Der Graf d'Auvergne war außer sich.

»Ja, meine Herren«, sagte der König, indem er den großen Saal des Schlosses betrat, »mein Vetter Mayenne erklärte mir so eben, daß ich keinen bessern Freund habe als ihn, und ich erkläre hier, daß er künftig keinen bessern Freund haben wird als mich.«

»Gott sey gedankt!« sagte Sully, der sich mit freudestrahlenden Augen näherte.

»Und zumal der Marquise habe ich zu danken«, erwiderte der König, auf Gabriele deutend; »denn sie hat durch ihren Geist, durch ihre Herzensgüte und ihre Freundschaft für mich dieses Wunder bewirkt. Ich verdanke ihr den Frieden und das Glück meines Reiches . . . Man serviere das Souper der Frau Herzogin!«

»Herzogin?« fragten einige der Anwesenden, über diesen neuen Titel erstaunte denn Monceaux war nur ein Marquisat.

»Ja«, wiederholte der König, »die Frau Herzogin von Beaufort, Marquise von Monceaux und Liancourt. Diese Namen wird Madame von heute an führen.«

»O Sire!« sagte Gabriele, »wie weit wird Ihre Güte gehen!«

»Noch weiter!« antwortete der König leise. »Aber ich sehe, der Tisch ist gedeckt. Geben Sie mir den Arm, Vetter. Ach! Gabriele, es war ein glücklicher Gedanke, mich mit Mayenne auszusöhnen!«

»Der Gedanke kommt nicht ganz von mir«, erwiderte Gabriele bescheiden.

»Wer hat Ihnen denn diesen Gedanken eingegeben?«

»Die Seele jedes guten Werkes, Bruder Robert.«

»Bruder Robert!« rief der König. »Er! . . . er hat Sie überreden mich mit dem Herzoge auszusöhnen! . . . O! das wäre sublim!«

»Wer ist denn dieser Bruder Robert?« fragte Mayenne erstaunt über die Aufregung des Königs.

»Ich werde Ihnen das erzählen, wenn wir allein sind, Vetter. Die Geschichte ist der Mühe werth, und Sie werden sich mehr als jeder Andere davon überzeugen. O! Bruder Robert! . . . und ich sollte ihm diesen Dienst nicht bezahlen? Ventre-saint-gris! wir wollen daran denken . . . Zu Tische, Vetter! zu Tische! Herzogin, laden Sie unsern Freund Esperance ein, und wir wollen tüchtig trinken, denn es ist warm.«

Gabriele trat auf ihren Freund zu und sagte leise:

»Ich begreife, Sie finden, daß ich meinen Lohn empfangen habe, während Sie wie gewöhnlich leer ausgehen. Nein, das wäre nicht gerecht! Kommen Sie Samstag nach Bougival in mein Haus; wir werden mit Gratienne einen angenehmen Abend verleben.«

»Mit Gratienne? Sie setzen also Mißtrauen in mich?«

»Nein, ich setzte Mißtrauen in mich selbst . . . Also Samstag! Diesen Abend wollen wir auf die Gesundheit des Königs und auf die Beschämung unserer Feinde trinken!«

»Topp!« sagte Esperance.

10.

Familienrath.

Die Rückkehr des Grafen d'Auvergne in seine Familie und die Nachrichten welche er brachte, versetzte die interessante Gesellschaft in große Bestürzung.

»Das ist also das Resultat eurer Intriguen«, sagte er. »Die Marquise ist Herzogin geworden, und hat den Herzog von Mayenne, den Helden des Tages, von jetzt an zum Freunde! Um den schönen Esperance reißt man sich, der König hat ihn umarmt, und würde ihm alle Schlüssel seines Hauses anvertrauen. Man muß gestehen, daß Ihr kluge Prinzessinnen seyd.«

Bei diesen Worten machte Marie Touchet eine Grimasse, wie eine Bürgersfrau. Henriette kaute an ihren schönen Nägeln, der Graf d'Entragues raupte sich die wenigen Haare aus, die ihm nach so vielen Täuschungen übrig geblieben waren.

»Es ist also Alles verloren!« sagte er mit Verzweiflung.

»So ziemlich Alles.«

»Man wird sich zu trösten wissen«, sagte Henriette, vor Wuth zitternd. »Indeß werde ich nicht so schnell den Muth verlieren, obgleich ich kein Mann bin.«

»Das ist leicht gesagt, Mademoiselle«, erwiederte der Graf d'Auvergne, der sie nur im heitern Gespräche dutzte und Schwesterchen nannte. »Sie haben die Kränkungen nicht ertragen. Ich hätte Sie gestern sehen mögen, als mir die ganze Versammlung ins Gesicht lachte und der König mich über die Achseln ansah.«

»Wir bitten reuevoll um Verzeihung«, sagte der Vater.

»Wir theilen deine Schmerzen, mein Sohn«, versetzte die Mutter hinzu.

»Wir wollen das Ende erwarten«, sagte Henriette, für welche dieses Ungewitter nur ein Sommerregen war; sie hatte schon andere

Ungewitter erlebt.

»O! Sie werden nicht lange warten«, sagte der junge Graf unverschämt.

»Es ist aber immer nach die Prophezeiung der Wahrsagerin . . . «, setzte Marie Touchet kleinlaut hinzu.

»Eine Krone, nicht wahr?« sagte d’Auvergne höhnisch lächelnd, »Ja zählen Sie nur darauf, Sie sind auf dem rechten Weg.«

»Wenn dieser Weg nicht gut ist«, sagte Henriette keifend, »so werden wir einen andern wählen.«

Die drei Rathgeber konnten ihrem Muthe die gerechte Anerkennung nicht versagen.

»Ich bin dieser beständigen Schlappen überdrüssig«, fuhr d’Auvergne fort; »ich habe so viel Schläge bekommen, daß mein Rücken ganz wund ist. Ich wundere mich, daß Sie es ausgehalten haben, es ist wirklich Heldenmuth.«

Nach dieser offenen Erklärung herrschte tiefes Schweigen in der Versammlung.

Plötzlich hörte man Hufschläge im Hofe des Hôtels und La Varenne wurde gemeldet.

Nie war der Liebesbote am hellen Tage in das Hôtel d’Entragues gekommen, es mußte eine ungewöhnliche Veranlassung seyn. Die Familie war daher sehr erschrocken, zumal als sie die finstere Miene des kleinen Mannes sah.

Alle eilten ihm entgegen. Drei Stühle wurden ihm zugleich angeboten. Er sank auf den größten nieder, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß.

»Ihr Diener, meine Damen . . . Ihr Ergebenster, meine Herren! Die Anwesenheit des Herrn Grafen d’Auvergne für mich ist ein Beweis, daß Sie Alles wissen.«

»Ach«, seufzte der Vater, während Marie Touchet die Augen zum Himmel aufschlug.«

»Wir sind mit genauer Noth davongekommen«, sagte La Varenne.

»Wir sind also doch davongekommen?« sagte Henriette, indem sie den kleinen Mann mit wahrer Männerkraft schüttelte.

»Es ist ein Wunder!«

»O! erzählen Sie«, sagten vier neugierige Stimmen.

La Varenne nahm eine imposante Miene an.

»Sie wissen, daß der König unvermuthet in Monceaux erschien, daß er dem Herzoge von Mayenne ein Fest gegeben, daß die Marquise den Herzogstitel erhielt und . . . «

»Ja, ja, nur weiter.«

»Ich erwartete den Augenblick der Erklärungen, der König warf mir beim Souper finstere Blicke zu . . . Ich bin ganz krank davon geworden, meine Damen, und habe mich noch nicht erholt.«

Marie Touchet suchte Elixiere in ihrer Schatulle und reichte dem Liebesboten ein ganzes Sortiment davon.

»Können Sie weiter erzählen?« fragte Henriette.

»Ja, Mademoiselle. Diesen Morgen kam der verhängnißvolle Augenblick. Ich trieb mich in dem großen Vorsaale umher, der König gab mir einen Wink und führte mich in — den Garten. Das sind also die Berichte, die man mir macht, sagte Se. Majestät erzürnt, das sind also die Intriguen der Marquise? — oder vielmehr der Herzogin, wie man jetzt sagen muß . . . Ach, meine Damen, ich habe Dinge gehört, die für das Ohr eines Edelmannes sehr schmerzhaft sind.«

Die Familie Entragues konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken.

»Was haben Sie geantwortet, La Varenne?« fragte der Vater.

»Was ich konnte.«

»Sie haben mich doch nicht angeklagt?« sagte Henriette. »Ich war so klug, es nicht zu thun. — Sire! antwortete ich, es ist nicht meine Schuld. — Dann ist es die Schuld derer, von denen Sie die Nachricht haben, erwiederte der König.«

»Sehen Sie wohl, daß man uns anklagte!« erwiederte Marie Touchet.

»Sire, die Gewährsmänner glaubten was sie sagten. — Was glaubten sie? fragte Se. Majestät zornig. — Sire, sie wußten die Abreise des Herrn Esperance mit der Marquise . . . mit der Herzogin wollte ich sagen; und da die Herzogin mit diesem jungen

Cavalier . . . — Sie sind ein Esel, sagte der König. — Ich ein Esel! Kurz und gut, Sire, antwortete ich, das Fräulein d'Enragues hatte wohl das Recht zu fürchten, daß die Marquise . . . die Herzogin wollte ich sagen, Ew. Majestät überraschen würden, weil etwas Aehnliches schon bei Zamet vorgefallen ist.«

»Gut, gut, bravo!« riefen die Enragues, »das war eine gute Antwort.«

»Diese Antwort habe ich erfunden«, sagte La Varenne, sich in die Brust werfend, »ich habe diese geniale Idee gehabt.«

»Und was sagte der König?«

»Der König, über diese Erinnerung beschämt, schlug die Augen nieder. — Es ist wahr, setzte er hinzu, die Sache war zu fürchten und man konnte nicht ahnen, daß die Herzogin im Sinn hatte, mich mit Mayenne auszusöhnen. — Die Uebereilung Ew. Majestät hat alles Unheil angerichtet, glaubte ich hinzusetzen zu müssen. — Alles Gute, Du Gimpel! erwiderte der König lächelnd und gab mir einen derben Schlag auf die Schulter. Denken Sie sich, meine Freude! wenn der König mich einen Gimpel nennt und mir einen Puff versetzt, so ist es ein Zeichen seiner guten Laune. Ich benützte diese Situation sogleich. — Ew. Majestät, erwiderte ich, sehen nicht, daß die arme Demoiselle d'Enragues die unglücklichste Person in dieser ganzen Angelegenheit ist. — Ich werde Sie zu trösten suchen, antwortete der König.«

Vater und Mutter frohlockten, aber Henriette lächelte höhnisch.

»Trösten?« sagte sie halblaut, »sonst nichts?«

»So, daß wir also nicht den Kürzern ziehen«, sagte der Vater.

»Gott sey Dank«, sagte La Varenne, indem er sich mit seinem Hute fächelte. »Aber wer verdient den Dank?«

»Wir werden Ihnen sehr dankbar seyn«, sagte Marie Touchet.

»Das ist ein Glück«, setzte der Gras d'Auvergne hinzu.

»Henriette sagte es wohl, es liegt in dieser ganzen Sache eine Vorherbestimmung . . . «

Henriette war nicht so zufrieden, wie ihre Eltern; ihr Stolz wurde durch diesen vermeinten Sieg keineswegs befriedigt.

»Wie?« sagte sie zu La Varenne, »weiter will der König nichts für mich thun?«

»Was ich noch hinzuzusetzen habe«, erwiderte der Liebesbote, ist nur für Mademoiselle.«

Bei diesen Worten faßte er ihre Hand und führte sie an ein Fenster, während die Eltern ihre Feigheit mit dem Respect entschuldigten, den sie einem Boten des Königs schuldig waren.

Aber der Vater d'Enragues hörte nicht auf, Henriettens Gesicht zu beobachten. Marie Touchet selbst betrachtete in dem Gesichte ihrer Tochter die Wirkung jedes Wortes.

Henriette erröthete und ihre Augen leuchteten. Das triumphierende Lächeln, welches ihr Gesicht erheiterte, würde einem Maler den wahren Ausdruck eines weiblichen Dämons gegeben haben.

La Varenne entfernte sich, nachdem er einen Beweis der Dankbarkeit von Marie Touchet erhalten hatte. Es war eine Dose aus Goldperlen, ein solides Geschenk, das einen gewissen Werth hatte, wie es sich für Speculanten geziemt.

Henriette schien sehr entzückt zu seyn, Vater und Bruder erfaßten ihre Hände und sahen sie fragend an.

»Was will der König von uns?«

»Eine Kleinigkeit.«

»Nenne diese Kleinigkeit, Schwesterchen.«

»Ein ganz einfaches Stelldichein, um Erklärungen zu geben.«

»O, o«, sagte Enragues, sich in die Brust werfend. »Es schien, daß Se. Majestät uns nicht entbehren kann. Und was hast Du geantwortet?«

»Vielerlei!«

»Du wirst doch gesagt haben«, daß ein Mädchen deines Standes kein Stelldichein annimmt?«

»Allerdings . . . «

»Ohne Garantie für ihre Ehre«, setzte Marie Touchet hinzu, welche sich auf diese Weise an dem Gespräche betheiligte.

»Ja, Madame.«

»Und was sagte La Varenne?« fragte der Graf d'Auvergne.
»Billigte er diese Bedingungen?«

»Er mag sie billigen oder nicht«, sagte d'Entragues, »wir haben zu entscheiden.«

D'Auvergne, über diesen entschiedenen Ton seines sonst — so nachgiebigen Vaters überrascht, erwiderte: »Die Meinung des Königs ist in dieser Angelegenheit nicht zu übersehen. Ich kenne ihn und halte ihn nicht für geneigt, sich im Voraus Bedingungen dictiren zu lassen.«

»Der König ist zu leichtfertig, mein Sohn. Man kann sich auf sein Wort nicht verlassen. Der König Carl, dein erlauchter Vater, war nicht so.«

»Mich dünkt, eine gute, sichere Leibrente . . . dreißig- bis vierzigtausend Thaler zum Beispiel, werden dem Worte des Königs gehörigen Nachdruck geben.«

»Mir sind fünfzigtausend zugesichert worden, zu einer Zeit, wo das Geld seltener war als heute.« sagte Marie Touchet.

»Was liegt am Gelde?« sagte Henriette höhnisch; »es ist ja nur ein Mittel, das gegebene Wort rückgängig zu machen.«

»Kein Geld!« rief Marie Touchet.

»Aber Mordieu!« sagte d'Auvergne, »was willst Du denn? Soll Dich der König etwa heirathen, bevor Du mit ihm gesprochen hast?«

»Warum nicht?« sagte Henriette, »es ist ja auf jeden Fall unser Ziel.«

»Nun, dann löse zuerst die Ehe mit der Königin Margarethe auf. Der König ist in aller Form verhehelicht, Theuerste!«

»Die Ehe wird aufgelöst werden.«

»Dazu brauchen wir aber Zeit! Und wirst Du dem Könige Geduld einflößen?«

»In diesen Worten liegt etwas Wahres«, sagte d'Entragues; »ich behaupte also, daß eine Leibrente von achtzigtausend Thalern . . . «

»Wir wollen hunderttausend setzen, es muß nur etwas zum Abschluß kommen«, setzte der junge Graf hinzu.

Henriette erwiderte zornig: »Das ist ja eine Versteigerung!«

»Du bist ein einfältiges Ding«, erwiderte der Vater, »willst Du lieber ganz leer ausgehen, wie Doyelle, Tignonville, Fleurette, Corisande d'Andouins, Antoinette de Pons und so viele Andere?«

»Eine Krone ist mir lieber.«

»Ei, Mordieu!« sagte d'Auvergne, »wenn Du einmal ein Steckenpferd brauchst, so kaufe Dir einen goldenen Reif und setze ihn aus die Stirn, wenn Du vor dem Spiegel Toilette machst! Du gleichst jenen kleinen Mädchen, welche Ohrringe tragen und sich die Ohren nicht durchstechen lassen wollen. Zögere nicht zu lange, die Laune des Königs wird sich sonst anderswohin wenden.«

»Die Laune?« sagte Henriette beleidigt.

»Der Graf hat vollkommen Recht«, erwiderte der Vater, »hunderttausend Thaler zwingen einen Mann zum Nachdenken und sind mehr werth, als alle Marquise und Herzogthümer.«

»Ich habe eine Idee, welche Alles ausgleichen wird«, sagte Marie Touchet mit der Majestät eines Orakels. »Wir werden den König zwingen, zu erkennen zu geben, ob er Mademoiselle aus Laune oder aus Liebe sucht. Der König wird sich für die Zukunft verpflichten, ohne die Gegenwart zu gefährden; der König wird die Ehre dieses Hauses garantieren, ohne etwas von den Rechten seiner Liebe zu verlieren.«

»Der Tausend! Das ist ja ein wahres Universalmittel!« sagte der Graf d'Auvergne. »Ich bin begierig, dieses Mittel kennen zu lernen.«

»Es ist ein Eheversprechen des Königs an Mademoiselle Henriette de Balsac d'Entragues!«

»Ich nehme es an«, sagte Henriette.

»Auf diese Weise«, setzte Marie Touchet frohlockend hinzu, »steht es dem Könige frei, sich nach dem Tode der Königin Margarethe nicht wieder zu verweilen, aber dann sind auch für Henriette keine Nebenbuhlerinnen zu fürchten.«

»In der That«, sagte d'Entragues, »ein solches Versprechen würde wirksam seyn.«

»Wenn der König unterzeichnet«, sagte d'Auvergne; »aber wird er unterzeichnen? Das erinnert an einen Mann, der trockenen Fußes durch den Fluß geritten seyn würde, wenn sein Pferd alles Wasser ausgesoffen hätte.«

»Aber wenn der König nicht unterzeichnet, so kann man auf seine

Liebe nicht bauen und ich werde zurücktreten«, sagte Henriette.

»Damit thust Du wohl, meine Tochter, die Ehre über Alles!«

»Aber die Leibrente von hunderttausend Thalern kann doch ausgezahlt werden«, setzte der Vater hinzu.

»Allerdings«, sagte d'Auvergne.

Marie Touchet fuhr fort: » Auf diese Weise werden wir für immer aus unserer Verlegenheit gerissen. Ein entschiedenes »Ja« oder »Nein« und das Geschäft wird abgeschlossen oder abgebrochen.«

»Sie halten dem König den Zügel sehr kurz, meine Damen!«

»Wer hindert uns jetzt daran?« entgegnete Marie Touchet, die sich mit Stolz an die überstandene Gefahr, an den Tod Laramée's erinnerte. »Es steht uns jetzt kein Hinderniß mehr im Wege. Je mehr man vom Könige verlangt, eine desto höhere Meinung wird er von unserem Schatze haben, in dessen Besitz er zu kommen wünscht.«

»Ein wahrer Schatz«, sagte d'Auvergne mit einem für seine Schwester sehr beleidigenden Lächeln.

»Ein unbezahlbarer Schatz!« setzte der Vater hinzu, indem er die jungfräuliche Stirn, welche durch manche Schamröthe schon heimgesucht war, mit Salbung küßte.

Ein Diener meldete, daß die Signora Galligai die Damen in ihrem Cabinet erwarte.

»Die Wahrsagerin?« sagte d'Auvergne; »dann mache ich mich aus dem Staube.«

»Nein! Bleibe«, sagte Vater d'Entragues, »um mit mir den Schenkungsact und das Eheversprechen aufzusetzen.«

»Ich möchte den Entwurf sehen«, setzte Marie Touchet hinzu, indem sie sich zu ihrem Sohne und zu ihrem Gemale setzte.

»Ich will mich geschwind zu Leonora begeben«, dachte Henriette zitternd. »Ihr heutiger Besuch beunruhigt mich.«

Sie ging in das Cabinet, wo Leonora wartete. Die Italienerin war nachdenkend und vergaß Henrietten wie gewöhnlich die Hand zu küssen.

»Was gibt es schon wieder?« fragte die Letztere.

»Eine sehr bedenkliche Sache«, erwiderte die Italienerin, »Herr

von Pontis hat sich gestern Abends geschlagen.«

»Was liegt uns daran? Aber woher kennst Du diesen Mann?«

»Ich kenne ihn, ich habe in unserem gemeinschaftlichen Interesse seine Bekanntschaft gesucht. Aber soll ich Ihnen gestehen, wie dieser Kampf . . . «

»Du erschreckst mich mit diesen Umschweifen. Habe ich denn etwas damit zu thun?«

»Urtheilen Sie selbst. Pontis war in dem Wirthshause, wo die dienstthuenden Gardisten speisen. Man sprach von den Liebschaften des Königs und von der Marquise von Monceaux, die jetzt Herzogin von Beaufort heißt. Mehre Personen nannten Sie als Nachfolgerin der Herzogin. Es ist ein Recht, das Ihrer Schönheit gebührt.«

»Leonora, mich schaudert jedesmal, wenn Du mir eine Schmeichelei sagst! Weiter! Weiter!«

»Meine Herren«, sagte Pontis, der einen kleinen Rausch hatte, »diese Person, welche Sie nennen, wird den König nie berücken.« Man fragte, warum?«

»Ja, warum?« stammelte Henriette, die immer unruhiger ward.

»*Weil ich es nicht will!*« erwiderte Pontis.

Die beiden Mädchen sahen einander an und Leonora fuhr in ihrer Erzählung fort:

»Was«, sagte einer der Gardisten zu Pontis, »Mademoiselle d'Entragues sollte bei ihrer Schönheit und Tadellosigkeit der Liebe des Königs nicht würdig seyn?«

»Tadellos!« sagte Pontis höhnisch lächelnd. »Wenn der König eine Tugend sucht, so kann ich ihm viel Neues erzählen.«

»Der Elende!« stammelte Henriette. »Was hat man ihm geantwortet?«

»Die Degen wurden gezogen und es wäre zum Kampf gekommen, wenn nicht Herr von Crillon zeitig genug erschienen wäre.«

»Und er hat doch den Unverschämten bestraft, nicht wahr?«

»Er sagte zu den Gardisten: »Der Eine von Euch ist so dumm wie der Andere, ich schicke Euch Alle in den Arrest.«

»Das ist eine Beleidigung!« sagte Henriette leichenblaß.

»Und sie ist gefährlicher, als Sie glauben«, erwiderte Leonora, »denn das Gerücht kann bis zum Könige kommen. Es ist Zeit, daß Sie Klage führen, um diesem Unfug ein Ziel zu setzen.«

Aber sie schwieg, als sie den heftigen Eindruck bemerkte, den ihre Erzählung auf Henriette gemacht hatte.

»Im Grunde, was liegt an der Beschuldigung dieses Pontis?« setzte sie hinzu; »er kann ja nichts beweisen . . . oder kann er etwas beweisen?«

»Vielleicht«, sagte Henriette kaum vernehmbar.

»Aber wie?« fragte Leonora.

»Es ist ein Brief von mir vorhanden.«

»Mein Gott! an wen?«

»An den Freund dieses Pontis.«

»An Speranza?« fragte die Italienerin.

»Ja.«

»Und Sie haben es mir nicht gesagt? Diesen Brief müssen wir haben.«

»O! ich habe schon Alles versucht. Thränen, Bitten, Drohungen, aber vergebens, er wollte mir diesen Brief nicht zurückgeben. Er hält mich im Schach; ich denke Tag und Nacht daran; aber wo hält er ihn verborgen? Wie oft habe ich schon daran gedacht, ich wollte sein Haus anzünden, ich wollte ihn erdolchen lassen, den elenden Esperance; aber ist der Brief wirklich in seinem Hause? trägt er ihn bei sich? würde ich dann nicht eine vergebliche Gewaltthat begangen haben? Was ist zu thun? . . . O, es ist schrecklich, ich verliere noch den Verstand darüber!«

»Und was sagt Ihre Mutter?« fragte Leonora.

»Glaubst Du denn, ich hätte ihr diesen Mißgriff gestanden? Ich habe ihr schon genug gestanden. Habe ich in ihrer Gegenwart noch nicht genug Schmach geduldet? Du bist die einzige, Leonora, die um mein Geheimniß weiß, aber rathe mir, Du weißt ja Alles aufzufinden. Suche in deinen Karten, wo dieser Brief ist; nimm ihn und rette mich!«

»Der Brief ist also sehr compromittierend?«

»Wenn er dem König in die Hände fällt, so bin ich verloren.«

»Wirklich?« sagte die Italienerin mit sonderbarem Ausdruck.

»Nun, beruhigen Sie sich, Signora, ich rette Sie.«

»Du wirst den Brief finden?«

»Ja; aber gehen Sie jetzt zu Ihrer Mutter. Kein Wort! . . . Lassen Sie mich nur machen. Sie werden bald Nachricht von mir erhalten.«

Henriette umarmte die Italienerin mit einer an Wahnwitz grenzenden Zärtlichkeit.

»Was mir die Karten nicht sagen werden«, dachte Leonora lächelnd, »werde ich durch Ajubani erfahren.«

»Ich bin zu weit gegangen«, dachte Henriette; »Leonora hat mich jetzt in ihrer Gewalt; aber ich werde sie beobachten.«

Sie begab sich wieder zu ihrer Mutter. Die Italienerin entfernte sich über die Seitentreppe.



11.

Die Genugthuung.

Der Herzog von Mayenne hatte zu Monceaux eine minder ruhige Nacht, als wenn sein Gewissen ganz rein gewesen wäre. Er hätte unter dem Dache einer wohlmeinenden Wirthin, wie Gabriele, immer gut schlafen können; aber der Lothringer war in der Geschichte wohl bewandert und erinnerte sich an manche Sieger, welche die tollen Streiche der Besiegten im Gefängniß abgebüßt hatten.

Er sehnte sich nach dem Anbruche des Tages und nach neuen Freundschaftsversicherungen Heinrichs IV., dessen Großmuth ihm fast wie ein Traum vorkam. Die Nacht konnte ja den Sieger auf andere Gedanken gebracht haben.

Er fand den König so gelassen, so freundlich wie nach der Grottenscene. Eine zahlreiche Schaar von Hofleuten war bei der Unterredung der neuen Freunde zugegen. Heinrich nahm den Arm des lothringischen Prinzen und ging rasch mit ihm durch den Park.

»Lieber Vetter«, sagte der König, »wir haben noch von Geschäften zu reden.«

»Ew. Majestät sagten mir, die Geschäfte würden bald abgethan seyn«, erwiderte Mayenne.

»Wir können uns so kurz fassen, wie Sie wollen, Vetter, es hängt von Ihnen ab; die Unterredung wird kurz seyn, wenn Sie wenig verlangen; sie wird lange dauern, wenn Sie viel fordern.«

Der Herzog sah den König forschend an, um sich zu überzeugen, daß es ihm Ernst mit diesen Worten sey, und stellte seine Bedingungen mit so viel Höflichkeit und Entschiedenheit, als er konnte.

Er verlangte, der Sitte gemäß, daß ihm für die Dauer von sechs Jahren einige Städte als Unterpfand eingeräumt würden.

»Wie viele wünschen Sie?« fragte Heinrich.

»Drei. Ist das zu viel, Sire?«

»Gut, Sie sollen drei Städte haben. Welche wünschen Sie?«

»Châlons wäre mir lieb, wenn Ew. Majestät nichts dagegen haben; dann die Stadt Sevre in Burgund und endlich Soissons.«

»Sie haben einen guten Geschmack, Vetter; nehmen Sie. Ist das Alles?«

»Sire, es sind viele meiner Freunde an diesem unglücklichen Kriege betheilt gewesen.«

»Und Sie wünschen, daß man ihnen die Vergangenheit nicht zur Last lege?«

»Ja, Sire, denn es würde mir weh thun, die braven Leute in der mißlichen Lage zu lassen, der mich die Güte Ew. Majestät entrissen hat.«

»Zugestanden, Vetter. Ist das Alles?«

»Ich schäme mich, so viel zu verlangen; aber dieser Krieg war zum Besten der katholischen Religion unternommen worden und ich möchte mir nicht nachsagen lassen, daß der vormalige Führer der Ligue in einem Friedensvertrage mit Ew. Majestät nichts . . . «

»Zu Gunsten der Liguisten festgesetzt habe; Sie haben vollkommen Recht. Lassen Sie hören, wodurch Sie den Herren etwas Angenehmes erweisen können. Merken Sie wohl, Vetter, ich rede nur von Ihnen, denn ich bin keineswegs geneigt, den Liguisten einen Gefallen zu thun.«

»O! Sire, ich wünsche nur einen ganz kleinen, unbedeutenden Artikel gegen die Hugenotten . . . «

»Ich gehöre dem reformierten Glaubensbekenntniß nicht mehr an, Vetter, und folglich habe ich das Recht, Ihren Wunsch zu erfüllen, vorausgesetzt, daß Sie keine neue Bartholomäusnacht verlangen.«

Beide lachten.

»Hören Sie«, setzte der König hinzu, »Sie haben Ihre drei Städte, machen Sie damit, was Sie wollen.«

»Ich wünsche«, sagte Mayenne, »daß alle Beamten der drei Städte dem katholischen Glaubensbekenntniß angehören.«

»Für die Dauer von sechs Jahren, Vetter.«

»Ja, Sire.«

»Nun, ich willige ein, wenn Sie den Calvinisten sonst kein Unrecht thun.«

»Man soll nicht sagen«, setzte Mayenne schraubend hinzu, denn der König ging sehr rasch, »die Böswilligen sollen nicht sagen, daß ich selbstsüchtig gehandelt.«

»Nein, Vetter,« erwiderte Heinrich IV., indem er den dicken, von Schweiß triefenden Mann schalkhaft ansah und noch schneller ging. »Die Katholiken werden mit Ihnen zufrieden seyn. Sind dies alle Ihre Bedingungen?«

»Wäre es mir erlaubt«, sagte Mayenne, »auch von mir selbst zu reden, nachdem ich für die Ruhe und Achtung Anderer gesorgt habe?«

»Reden Sie, Herzog, reden Sie von sich.«

»Sire, es ist ein mißlicher Punkt. Mein Vermögen ist durch diesen Krieg zerrüttet worden . . . «

»Das glaube ich wohl«, sagte Heinrich. »Aber die Städte, welche Sie besetzt hielten, *meine* Städte haben doch auch etwas dazu beigetragen.«

»O! Sire, sehr wenig; ich hingegen habe Alles geopfert und viele der Meinigen ebenfalls.«

»Armer Vetter!«

»Ew. Majestät sind mir sehr theuer zu stehen gekommen«, sagte der Lothringer mit einem Seufzer, der ihm sowohl durch den Schmerz, als durch die Ermüdung erpreßt wurde.

Der König ging immer rasch fort, wie ein echter Jäger aus dem Lande Bearn.

»Wie viel haben Sie denn beiläufig ausgegeben?« fragte Heinrich, der sich auf eine mit den Seufzern Mayenne's im Verhältniß stehende Summe gefaßt machte.

Er stand einen Augenblick still, um diese Summe zu hören. Der Herzog war außer Athem, er vermochte noch nicht zu antworten.

»Wenn ich ihm Zeit zum Nachdenken lasse«, dachte Heinrich, »so verdoppelt er die Summe.

Und er ging weiter, ehe der Herzog wieder zu Athem, gekommen

war.

»Sire, Ew. Majestät würden erschrecken, wenn ich sagte, wieviel ich verloren habe. Ich selbst würde es nie wagen, eine vollständige Entschädigung anzusprechen. Die Kosten für Waffen, Munition und Truppensold betragen allein mehr als eine Million.«

»O, rief sagte der König, die Stirn runzelnd.

»An sonstigen Verlusten ebenfalls eine Million.«

»Vetter . . . «

»Endlich an Kriegssteuern, welche Ihre siegenden Truppen auf meinen Domainen eintrieben, an Confiscationen und Einquartierungen ebenfalls zum allerwenigsten eine Million.«

»Wenn Sie so viel verloren haben, Vetter«, erwiderte Heinrich IV., »so sind Sie reicher als ich; denn ich würde Bankrott machen, wenn ich eine solche Summe bezahlen müßte.«

Der Lothringer sah, daß er zu weit gegangen war.

»Sire«, sagte er, »Gott bewahre mich, daß ich von Ew. Majestät den Ersatz für meine Fehler verlange. Der Besiegte muß zahlen, nicht der Sieger.«

»Es ist hier weder ein Besiegter noch ein Sieger«, erwiderte Heinrich IV. Mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit. »Wir sind Freunde.«

Dann setzte er seinen dicken Vetter wieder in Trab.

»Nun denn, Sire«, sagte der Herzog, »der so roth war, wie eine Klatschrose und seine trockene Zunge kaum zu regen vermochte, »wenn wir Freunde sind, so haben Sie die Güte, einen Augenblick stehen zu bleiben, denn ich ersticke, wenn Sie sich meiner nicht erbarmen!«

»Armer Vetter!« sagte Heinrich IV. lachend, »dies ist die einzige Rache, die ich an Ihnen nehmen will. Sehen Sie, da ist eine Rasenbank und bedenken Sie, daß wir wieder in der Nähe des Schlosses sind, und daß im Keller der Herzogin ein hübscher Vorrath von Arboisswein ist, den Sie so gern trinken. Beruhigen Sie sich, Vetter. Sagen Sie, wie viel brauchen Sie, um wieder flott zu werden?«

»Mit dreihunderttausend Thalern, Sire, kann ich die Hauptzahlungen machen; aber wenn ich dreihundertundfünfzig . . . «

»Gut, Vetter, wir wollen noch fünfzigtausend Thaler zulegen.«

»Das ist Alles, Sire«, sagte der Herzog erfreut.

»Schlagen Sie ein, Mayenne; wir sind einig.«

Der Herzog wischte sich den Angstschweiß vom Gesicht, als ob er dem Tode entronnen wäre.

Heinrich IV. ließ seinen Kellermeister kommen, um seinem dicken Vetter Erfrischungen zu bieten. Zugleich näherten sich die Hofleute und mit ihnen die Herzogin von Beaufort.

Mayenne stand auf, um die schöne Wirthin zu begrüßen. Gabriele strahlte von Liebreiz und Freude.

»Sie sehen, liebe Herzogin«, sagte der König, »daß ich meinen Vetter jedesmal geschlagen haben würde, wenn unsere Schlachten, wie in den olympischen Spielen, durch Wettlauf hätten entschieden werden können.«

»Und ich wäre ein Kind des Todes gewesen, Madame«, setzte der Herzog hinzu; »denn ohne die Güte des Königs wäre ich nicht mehr unter den Lebenden.«

»Es scheint mir, liebe Herzogin«, sagte Heinrich IV. »daß Sie auch ein Wettrennen halten möchten. Sie sind ja im Reitkleide.«

»Sire, ich hatte das Gelübde einer neuntägigen Andacht gethan, wenn der Herzog Frieden mit Ihnen schließen würde, und ich rüste mich jetzt zur Erfüllung meines Gelübdes.«

»Aber Sie gehen doch nicht nach San Jago de Compostella?« sagte der König.

»Nach Bezons, Sire, und ich will die Nähe benutzen, um das Haus meines Vaters in Bougival zu besuchen.«

»Bezons! es ist wahr, ich hatte nicht daran gedacht«, sagte Heinrich IV. nachsinnend.

»Bezons? ist denn dort ein so berühmtes Kloster?« fragte der Herzog.

»Ja, Vetter, es ist ein Genovefanerkloster«, erwiderte Heinrich; »dort ist der Mönch zu Hause, den Ihnen die Herzogin gestern

nannte.«

»Mein Friedensrath . . . der erste Urheber unserer jetzigen Ruhe.«

»Bruder Robert-, wenn ich nicht irre.«

»Ja wohl, Vetter«, sagte Heinrich. »Rüsten Sie sich, Herzogin; es wäre möglich, daß wir zusammen reiten.«

Gabriele war erstaunt und wollte fragen; aber der König gab ihr einen Wink, den sie verstand, und sie entfernte sich, um ihn mit Mayenne allein zu lassen.

»Vetter«, sagte der König nach einer kurzen Pause, »wir glaubten unsere Geschäfte abgethan zu haben; aber wir sind noch nicht fertig, denn ich habe noch etwas zu sagen . . . fürchten Sie nichts, es ist keine Bedingung, sondern nur eine Bitte, deren Erfüllung einem Ehrenmanne, wie Sie sind, nicht schwer fallen wird.«

»Ich bin ganz Ohr, Sire. Wen betrifft es?«

»Den Bruder Robert.«

»Ich kenne ihn nicht, Sire.«

»Es ist wahr; aber ich glaube, daß er Sie kennt. Uebrigens muß ich weiter zurückgehen, um Ihnen meine Bitte deutlich zu machen. Sie hören mich an, nicht wahr, lieber Vetter?«

»Was werde ich hören?« dachte Mayenne, der sich über den plötzlichen Ernst des Königs wunderte.

Heinrich IV. schien in Gedanken vertieft und zugleich etwas verlegen zu seyn. Mayenne erwartete mit ängstlicher Spannung die ersten Worte.

»Sie versprechen mir, Vetter, meine Bitte zu erfüllen?« sagte der König.

»Ja, Sire, wenn es von mir abhängt.«

»Es ist eben so leicht, als dieses Unkraut auszureißen. Ja, Sie werden diese unangenehme Erinnerung aus einem Herzen reißen . . . doch ich fange an.«

Mayenne war auf der Folter.

»Vetter, ich hatte vormals einen guten Freund, einen braven Cavalier bei mir, der auch meinem Bruder Heinrich III. gedient hatte. Er war ein ehrenwerther Edelmann aus der Gascogne . . . «

»Wie hieß er?« fragte der Herzog.

»Ja diesem Augenblicke fällt mir sein Name nicht ein«, erwiderte der König etwas verlegen; »er wird mir und vielleicht auch Ihnen später wohl einfallen. Der brave Gascogner war nicht glücklich; er hatte schon im Beginn seiner Laufbahn ein schreckliches Unglück gehabt . . . Urtheilen Sie selbst, Vetter. Der arme Cavalier hatte irgend wo in Paris, mich dünkt in der Rue des Noyers, eine junge, schöne Braut. Eines Abends, als er sie besuchte, ließ ein gewisser Prinz, der eifersüchtig auf ihn war, das Haus umzingeln, den jungen Cavalier ergreifen und so unbarmherzig prügeln, daß der Unglückliche mit Gefahr seines Lebens aus dem Fenster sprang . . . Eine solche Beschimpfung kann ein braver Mann nie vergessen, und der Prinz, der . . . «

»Sire«, unterbrach ihn Mayenne, dessen lebhaftere Röthe plötzlich

einer schrecklichen Blässe wich, »der Prinz hat schlecht gehandelt, und er hat Gott mehr als einmal um Verzeihung gebeten; er bereut die That um so tiefer, da ihm der Beleidigte nie verziehen hat und ein elendes Ende genommen haben soll.«

»Sie wissen, Vetter, wen ich meine; ich sehe es an Ihrer Gemüthsbewegung.«

»Ja, Sire, ich kenne den Gascogner und den Prinzen. Armer Chicot, kannst Du deinem Beleidiger Mayenne nicht verzeihen?«

»Ganz recht, Chicot hieß er«, sagte der König. »Kommen Sie etwas auf die Seite, Vetter, man könnte uns sonst hören. Kommen Sie, damit ich meine Erzählung beende. Aber aus Ihrem Schmerz, aus Ihrer Reue ersehe ich, daß wir leicht einig werden.«

Heinrich IV. und Mayenne verschwanden im Gebüsch, und als sie nach einer Viertelstunde zurückkamen, sah der Herzog sehr angegriffen aus. Der König war sehr vergnügt, und die stets lauschenden Hofleute hörten nur die letzten Worte des Herzogs:

»Ew. Majestät werden zufrieden seyn.«

Heinrich IV. drückte ihm zutraulich die Hand.

»Meine Herren«, sagte er laut, »wir gehen nach Bezons, um der Frau Herzogin zu folgen. Sie hat ein Gelübde gethan und wir wollen ihr zur Erfüllung desselben behilflich seyn. Mein Vetter Mayenne ist mit von der Partie; der Ausflug wird daher sehr genußreich seyn, denn das Wetter ist schön und die Gesellschaft der Herzogin sehr angenehm.«

Der ganze Hof verließ Monceaux und kam ziemlich spät nach Saint-Denis, wo er übernachtete. Am andern Morgen nach dem Frühstück setzte sich der glänzende Zug wieder in Bewegung. Unterwegs kamen noch viele Cavaliere und Damen hinzu.

Der König hatte Gabrielen verboten, die Genovefaner von dem bevorstehenden Besuch in Kenntniß setzen zu lassen. Der Zug machte Halt vor dem Kloster, als zur Vesper geläutet wurde.

Die Mönche waren sehr erstaunt. Schon war der König mit den Hofleuten in der Capelle, und Gabriele sah sich nach Bruder Robert um, den ein Diener im Garten suchte; zwei andere hatten Dom

Modesto auf seinem Sessel bis auf den ersten Platz des Chores geschoben.

Bruder Robert kam, ohne etwas Anderes zu wissen, als daß der König im Kloster einen Besuch machte, und ging auf Gabriele zu, die an ihrem grünen seidenen Kleide mit den kostbaren Spitzen zu erkennen war. Plötzlich stand er still, als ob er auf den Steinplatten festgebannt wäre.

Sein scharfer Blick mußte irgend ein auffallendes Hinderniß bemerkt haben, denn sein Gesicht wurde schrecklich blaß. Seine Augen waren auf den Herzog von Mayenne gerichtet und er schien sie nicht abwenden zu können. Der Herzog, ebenfalls sehr erstaunt, versuchte vergebens, diesen zugleich ruhigen und furchtbaren Blick zu ertragen; er wandte sich ab und schien die Bauart der Capelle mit Interesse zu betrachten.

Der Genovefaner verhüllte sein Gesicht. — Inzwischen hatte sich Gabriele auf die Knie geworfen und betete inbrünstig; der König betete ebenfalls mit gesenktem Haupte. Der ganze Hof verrichtete im Stillen seine Andacht und man hörte nur die Stimmen der beiden abwechselnd singenden Mönche. Der Gottesdienst war bald zu Ende und die Mönche schickten sich an die Capelle zu verlassen.

Aber der König stand an der Thür, der Herzog von Mayenne an seiner Seite. Dieser war sehr befangen und suchte verstohlen den Blick Bruder Roberts, der noch immer neben einem Pfeiler kniete, obgleich alle Anwesenden schon ausgestanden waren. — Jedermann ahnte eine ergreifende Scene.

»Ich habe andächtig gebetet«, sagte der König laut, »um Gott für die Gnade zu danken, die er diesem Lande erwiesen. Ich habe für meine Freunde, für meine Unterthanen gebetet. Und Sie, Herzog?«

»Ich, Sire«, erwiederte Mayenne, »ich habe für meine zahlreichen Feinde gebetet, mit denen ich mich aussöhnen möchte. — Ja, meine Herren«, setzte er hinzu, »an diesem Tage, wo mir der größte König der Erde verziehen hat, wo mich sein Schutz unverwundbar macht, möchte ich mein Gewissen reinigen durch die Verzeihung Aller, die ich beleidigt habe.«

Die Hofleute sahen einander erstaunt an. Der König schwieg, er

schlug die Augen nieder, um Gabrielens erstaunten Blicken nicht zu begegnen. Dom Modesto schaute nach Bruder Robert hinüber.

Der kniende Genovefaner hatte diese Worte wahrscheinlich nicht gehört, denn er ließ sich in seinem stillen Gebete nicht stören.

»Meine Herren«, fuhr Mayenne fort, indem er einen Schritt auf die Seite trat, »viele von Ihnen werden verstehen, daß ich von den bösen Handlungen meines Lebens rede. Dazu gehört meine Auflehnung gegen meinen Fürsten; aber diese That, wie sehr ich sie auch bereue, halte ich doch nicht für die schlimmste meines Lebens. Der König war stark und vertheidigte sich, bis er siegte; ich war damals ein Rebell, aber ich beging keine Feigheit. Mehr als einmal hingegen war ich der Stärkere gegen geringere Feinde, die ich mit meiner Gewalt vernichtete. Diese will ich um Verzeihung bitten.«

Tiefe Stille herrschte in dem Kreise der Umstehenden. Der Mönch richtete sich langsam auf. Die Augen des dicken Priors leuchteten, als ob er den Sinn dieser Worte vollkommen verstanden hätte.

»Unter den Unglücklichen, die ich unterdrückte«, fuhr Mayenne fort, »ist Einer, den ich hier am Fuße des Altars im Angesicht Gottes, in Gegenwart des Königs wiederfinden möchte. Er war ein ehrenwerther, braver Cavalier, der meine ganze Achtung verdiente. Ich habe ihn arg beschimpft. Er war indeß besser als ich. Man sagt, er sey todt und habe mich vor seinem Ende verflucht.«

Der Mönch stand auf und lehnte sich an den Pfeiler. Sein Kopf war noch mit der Capuze bedeckt.

»Ja, er ist todt«, fuhr der Herzog fort, indem er sich dem Mönch allmählig näherte; »aber wenn Gott ihn aufwecken wollte, denn Gott ist nichts unmöglich, so würde ich mich demüthig beugen vor jenem Edelmanne, wie ich mich jetzt vor diesem ehrwürdigen Bruder beuge. Ich würde ihm eine ungerechte, schmachvolle Beleidigung abbitten, ich würde ihm, wie diesem Bruder, den Stock reichen, den ich in der Hand habe, und zu ihm sagen: Ich habe Euch beleidigt., Chicot, nehmt Rache an mir, ich biete Euch Genugthuung.«

Bei diesen Worten streckte Mayenne seine zitternde Hand aus und reichte dem Bruder Robert seinen Stock. Der Mönch enthüllte plötzlich sein Gesicht, als er den Namen Chicot hörte; seine klaren

Augen waren mit freundlichem, fast entzücktem Ausdruck auf den Herzog gerichtet; alle Umstehenden waren tief bewegt durch diese Worte, denen die hohe Stellung des Sprechers einen so feierlichen Ernst verlieh.

Mayenne senkte den Blick. Bruder Robert sah ihn eine Weile mit unaussprechlichem Wohlwollen an. Dann lehnte sich der Genovefaner an den Pfeiler zurück und drückte die Hände auf die Augen, aus denen zwei Thränen fielen.

Dom Modesto hob die Hände gen Himmel und versank wieder in seinen Stumpfsinn.

Nach seiner Erklärung, deren Sinn den Anwesenden nicht klar war, zog sich Mayenne langsam zurück. Der Hof wartete auf das Fortgehen des Königs, um sich ebenfalls zu entfernen; aber Heinrich IV. entließ sein Volk durch einen Wink und blieb in der Capelle. Alle Anwesenden folgten dem Herzog und Gabrielen.

Der König war nun allein mit Bruder Robert, der wie eine versteinerte Bildsäule an dem steinernen Pfeiler stand. Heinrich IV. faßte seine Hand und sagte gerührt:

»Nun, habe ich meinen Freund wiedergefunden? Willst Du für mich immer noch Bruder Robert heißen?«

Der Mönch sank ihm schluchzend zu Füßen und stammelte:

»Ich heiße Chicot und danke meinem König. Er hat mir alle seine Schulden bezahlt, denn es ist ja Alles verziehen.«

Heinrich IV. hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme und verließ rasch die Capelle, um kein Aufsehen zu machen. Chicot eilte nun zu Dom Modesto, um seine Freude auszusprechen.

»Jetzt«, sagte er, »sey auch glücklich, sey frei! . . . Rede!«

»O! ich danke Dir!« antwortete der Prior und keuchte wie einer von den Seehunden des Proteus nach einer Jahrhunderte langen Flut.



Neunter Band.

1.

Gefahren der Eifersucht.

Mitten in der allgemeinen Freude, als alle französischen Herzen nach so vielen Jahren zum ersten Male die Freuden der Eintracht und des Friedens genossen, als die Krieger gegen die in Frankreich erlöschende spanische Partei die letzten Streiche führten und Sully an der Spitze der Staatsökonomien alle Quellen des Credits und Reichthums wieder öffnete, war ein Mann unglücklich geblieben in dem glücklichen Lande.

Es war Esperance, dem das aufblühende Glück nur Kummer und Sorgen gebracht hatte. Gabriele schien durch ihre Standeserhöhung weiter von ihm entfernt zu werden; die Gefahren mehrten sich; der Haß, der Neid gegen die Favoritin wurde immer erbitterter. Es war ohnedies schon schwer genug, sich Gabrielen zu nähern und diese neue Standeserhöhung machte ihr Haus noch weniger zugänglich.

Und welchen Nutzen hatte er aus seiner mühevollen, zarten Liebe gezogen? Man gibt sein Herz hin, man opfert sein Leben, man hat nur einen Gedanken, man verläßt seine lebenslustigen Freunde und verzichtet auf tolle Liebesabenteuer. Man gibt Alles auf, Ruhe, Vermögen, Ruhm; man ist jeden Augenblick bereit, dem kaum bemerkbaren Wink, der unsichtbaren Laune der Geliebten zu gehorchen — und was entsteht daraus? Die sanften, stillen Herzensfreuden verlieren am Ende ihren Reiz. Die Jugend macht ihre Rechte geltend, sie tritt ungestüm hervor mit ihren Forderungen; sie schmückt ihre Ideale mit minder ätherischen Reizen, und die zurückgedrängte Leidenschaft wird zu Gift, das an dem Herzen nagt.

In dieser trostlosen Gemüthsstimmung befand sich Esperance oft, wenn er das Leben und Treiben der Jugend um sich hörte. Er dachte viel zu edel und liebte viel zu zärtlich, als daß er seiner holden Gabriele die Schuld gegeben hätte; aber er klagte das Schicksal an, welches nie duldet, daß der Mensch vollkommen glücklich sey.

Diese trübe Stimmung bemächtigte sich seiner zumal auf seinen Ausflügen durch Feld und Wald, wenn der Abend anbrach und ringsum tiefe Stille herrschte, wenn das Zwitschern der in ihre Nester zurückkehrenden Vögel allmählig aufhörte, wenn das Wild sich in dem dunkeln Hochwalde zusammenschaarte und die ganze Natur Ruhe und Liebe athmete.

Esperance kaut dann niedergeschlagen und unmuthig nach Hause. Welchen Reiz konnte die reichste Tafel für ihn haben, wenn er allein war? wie konnte er sich behaglich fühlen in dem prächtigen Hause, das kein befreundetes, gleichgesinntes Wesen mit ihm theilte? Er ritt immer allein aus; wie süß wäre es gewesen, in Gesellschaft durch die schattigen Alleen, auf dem grünen Rasen zu galoppieren, den Wein von schönen Lippen credenzen zu lassen und auf dem weichen Teppich die leisen Schritte der Geliebten zu hören?

Esperance war nicht glücklich. Er hatte nicht einmal den ganz gewöhnlichen Trost, einem Freunde sein Leid zu klagen oder sich von ihm beklagen zu lassen. Gabriele war von zu vielen Gefahren umgeben, als daß er hätte wagen können, ein Geheimniß, von welchem ihre Ehre und ihr Leben abhing, irgend Jemanden anzuvertrauen. Er ward belauscht, beobachtet, nirgends fand er eine Stütze; er konnte weder Pontis, der seinen eigenen Weg ging, noch den vielleicht scharfsichtigern, aber auch strengern Crillon zum Vertrauten machen. Er war als Zамет's Nachbar ein Gegenstand unaufhörlicher Beobachtung für Leonora, die mit der Familie d'Entragues gemeinsame Sache machte; kurz er konnte sich nicht mehr frei bewegen und fühlte den Augenblick nahe, wo seine und Gabrielens Feinde, nachdem sie im Geheimen die nöthigen Waffen geschmiedet, von der zuwartenden Stellung zum Angriff übergehen würden, ohne daß er einem einzigen ihrer Streiche ausweichen

konnte.

Es war eine schwere Prüfung für diesen ruhigen aber kühnen-Charakter, für dieses unbeugsame, starke Naturell, das Gott geschaffen hatte, um gerade und unbekümmert auf das Ziel loszugehen. Doch was war zu thun? Allein würde Esperance Alles um sich zertrümmert haben, und die Intriguen und arglistigen Anschläge Henriettens wären für seinen Arm ein Spinnengewebe gewesen; aber man hielt ihn durch Gabriele gefesselt, er wußte es und war in Verzweiflung darüber, ohne es hindern zu können.

»Es gab«, dachte er oft, »in Frankreich nur *ein* weibliches Wesen, dessen Liebe mich in solchem Grade hätte lähmen können, und diese Zauberin habe ich gewählt. Aber ich liebe sie mit Muth und werde sie schützen, so lange ich kann . . . Doch wie kann ich mich meines Muthes rühmen? Wenn ich Muth hätte, wäre ich schon abgereist, ohne ihr etwas zu sagen, und sie wäre frei von allen Gefahren und Sorgen, die ihr meine Liebe bereitet.«

Dann dachte er, daß Gabriele ohne ihn vielleicht schon verloren wäre, daß Henriette d'Entragues, von den Neidern unterstützt, die Favoritin gestürzt haben würde. Er suchte sich einzureden, daß er durchaus in Gabrielens Nähe seyn müsse, daß Henriettes, die giftige Schlange, die Mörderin Urbain's und Laramée's, die sanfte Gabriele längst ins Herz gebissen haben würde, wenn er sie nicht durch das Billet im Schach hielte, wenn sie nicht fürchtete, der König könne durch ihn gewisse Dinge erfahren, die ihren ehrgeizigen Plänen keineswegs förderlich gewesen wären.

»Ja«, sagte er mit Energie, »ich werde Dich bis zum Tode bekämpfen, schändliche Heuchlerin, arglistige Sirene; ja, ich werde das lieblichste, wackerer Weib gegen Dich in Schutz nehmen. Wehe Dir, wenn Du den Kopf aufrichstest! wehe Dir, wenn ich deine gespaltene Zunge zischen höre, denn nach und nach ist das Mitleid in meiner Seele erloschen und ich werde Dich zertreten!«

Seine angeborne Unerschrockenheit, verbunden mit großer Herzensgüte und freudiger Zuversicht, ließ jedoch nicht Raum in seinem Herzen für lange Betrübniß und müßigen Gram. Der Starke kennt keine Furcht, die Herzensgüte kennt keinen Haß, die freudige

Zuversicht schließt den Argwohn aus. So oft Esperance niedergeschlagen war, mußte er wieder heiter werden, wenn er Gabrielens Namen nannte und an ihr Lächeln dachte; das Bewußtseyn, daß er ihr nützlich war, daß er geliebt wurde, mußte ihn wieder glücklich machen.

Nach seinem Besuch in Bezons hatte sich der König wieder nach Paris begeben, um den Vertrag von Mayenne zu unterzeichnen und Gabrielen in dem väterlichen Hause etwas Ruhe und Freiheit zu lassen. Die Herzogin hatte das Stelldichein auf den Samstagabend festgesetzt. — Dieser Abend kam endlich.

Esperance traf seine Vorkehrungen zur Abreise; er hoffte von dieser Zusammenkunft weit mehr, als von den andern. Er fühlte mehr Ehrgeiz als sonst. Seine Rechte waren größer geworden seit dem zu Monceau erwiesenen Dienste, und Gabriele hatte ihn bedauert; sie glaubte daher, daß ihm Unrecht geschehen. Dies ist ein Vortheil, den jeder Liebende benützt; eine Schöne, die für bewiesene Uneigennützigkeit ihren Dank abstattet, hat gewiß eine eigennützige Forderung zu erwarten.

Esperance war entschlossen seine Abreise nach Bougival nicht geheim zu halten; es würde ihm bei der sorgfältigen Überwachung, deren Gegenstand er war, doch nichts genützt haben. Er ließ Pontis rufen, um etwas zu erfahren. Seit dem Auftritt im Wirthshause war Pontis nicht zum Vorschein gekommen, weil er Vorwürfe fürchtete. Er war nicht eigentlich indiscret, nicht völlig betrunken gewesen, aber er hätte von Henriette d'Entragues gar nichts sagen und gar nichts trinken sollen, wie er versprochen hatte. War diese doppelte Übertretung wirklich so arg, daß die beiden Freunde einander entfremdet werden konnten? Esperance glaubte es nicht und überdies hatte ihm Crillon die ganze Sache erzählt, ohne Pontis allzuviel Schuld zu geben; so sehr verabscheute er die Familie d'Entragues. Der gute Cavalier hatte seinem Freunde Esperance zugeflüstert:

»Ich würde an seiner Stelle drei Tage über dieses«unerschöpfliche Thema geschwätzt haben . . . Harnibieu! kein Degen ist scharf genug, um einem Cavalier, der reden will, das Wort abzuschneiden!

Aber Ihr seyd jetzt arme Schlucker. Ein alter Knasterbart erscheint und befiehlt Euch zu schweigen, und Ihr schweiget, man befiehlt Euch, die Degen in die Scheide zu stecken und Ihr gehorchet. Ihr armen Tröpfe!«

Esperance lachte über diesen seltsamen Herzenserguß gegen die zu bescheidene folgsame Jugend, und beurtheilte Pontis minder streng, als er sonst gethan haben würde.

Der Cadet erschien mit prahlerischer Haltung, aber mit zagendem Herzen, denn er erwartete eine Strafpredigt.

»Ei, der Tausend!« sagte Esperance, »wir schön bist Du!«

Pontis war wirklich aufgeputzt wie eine Marktbude. Er war geschniegelt und gewichst und pomadisiert, wie ein Galan mit hunderttausend Thalern Renten. Er warf einen nachlässigem aber selbstgefälligen Blick auf seinen Anzug.

»Du gibst mir Geld«, erwiderte er, »und ich gebe es aus.«

»Verthue es nur, Pontis; sey nur in zwei Dingen geizig.«

»Ich weiß was Du meinst«, murrte der Gardist; »geizig mit Wein und mit Worten.«

»Wie leicht Du rathen kannst!«

»Ei, ich bin ja kein zarter, empfindsamer Geck . . . ich will lieber beißen, als mich beißen lassen. Ich sehe auf deinen Lippen den Vorwurf wegen meiner Heftigkeit im Wirthshause; aber ich erkläre Dir, daß ich jedes Mal, wenn von der Wölfin, von der Hyäne, von der Entra . . . «

»Schweig! kein Wort mehr«, unterbrach ihn Esperance, indem er drohend auf ihn zutrat.

»Ich spreche nicht von den Leuten. »Wie geht's mit deiner Liebschaften?«

»O, sehr gut. Warum sollte es nicht gut damit gehen?«

»Du bist sehr von Dir eingenommen.«

»Ich bin nicht von mir eingenommen, aber ich weiß die Weiber zu behandeln. Sie gehen mit einem durch, wenn man nicht auf seiner Hut ist . . . gerade wie die Pferde.«

»Da kommst Du wieder in das Thierreich«, sagte Esperance

lachend; »es ist deine schwache Seite. Die Indierin wird also nicht mit Dir durchgehen?«

»Gott behüte!«

»Eine Indierin muß aber doch ziemlich unbändig seyn. Die deinige ist vielleicht gut gezähmt?«

»Man darf ihr nicht zu viel trauen«, sagte Pontis.

»Aber Du hast sie gezähmt und bist glücklich?«

»Ich bin erst bei dem Studium ihres Charakters.«

»Sie ist also spröde?«

»Sie ist die Tugend selbst.«

»Dann begreife ich nicht, warum Du einer Indierin den Hof machst. Sie spricht nicht, versteht nicht, ist nicht weiß und obendrein noch spröde . . . was für ein Vergnügen findest Du denn an dieser Intrigue?«

»O! sehr viel Vergnügen. Eine Schöne, mit der man sich streitet, wird nie langweilig.«

»Ihr streitet Euch?«

»Ja, wir prügeln uns sogar.«

Esperance brach in ein lautes Gelächter aus.

»Du bist mein Freund«, sagte er; »erzähle mir das.«

»Erstens ist sie eifersüchtig.«

»Die gelben Frauenzimmer sind immer eifersüchtig. Du Flattergeist gibst ihr also Anlaß zur Eifersucht?«

»Sie bricht die Gelegenheit vom Zaune.«

»Ist sie denn in ihrer Eifersucht indisch oder französisch?«

»Sie ist eifersüchtig wie die wüthendste Pariserin. Soll ich Dir ein Beispiel erzählen?«

»Erzähle nur, lieber Freund.«

»Heute, vor einer Stunde . . . doch sieh zuerst mein Wamms an.«

»Es ist grüner Atlas zu acht Livres die Elle.«

»Zu zehn Livres. Sieh nur, wie er zerdrückt ist.«

»Das ist wahr.«

»Und zähle nur die Nägelmahle.«

»Ich finde sie ziemlich zahlreich.«

»Fructus belli, lieber Freund. Es sind meine Wunden.«

»Wie! So vertheidigt sich deine Indierrin?«

»Nein, ich vertheidige mich.«

»Ich verstehe Dich nicht, Pontis; erkläre Dich deutlicher.«

»Ich wollte sie küssen, sie sträubte sich. Auf einmal läßt sie ihre Hände ruhen. — »Was hast Du da unter deinem Wamms?« fragte sie in ihrer Geberdensprache. Du weißt was ich auf der Brust trage. Sie reißt mein Wamms auf und entdeckt das goldene Etui.«

Esperance wurde ernsthaft.

»Was ist das?« fragten die funkelnden Augen der boshafte Ajubani, während ich lachend mein Wamms zuknöpfte.«

»So! Du lachtest?« sagte Esperance.

»Du hättest nur sehen sollen, wie zornig sie war! Sie gab mir zu verstehen, es sey das Bild einer Geliebten; ich lachte; sie meinte, es sey ein Liebeszeichen; ich lachte noch mehr. Endlich stürzte sie wie eine Tigerin auf mich los, um mir das Medaillon zu entreißen. Es kaut zu einem förmlichen Kampf. Von Zeit zu Zeit wurde ein kurzer Waffenstillstand geschlossen und parlamentirt.«

»Und auf welcher Seite blieb der Sieg?« fragte Esperance mit finsterer Stirne.

»Ist es Dir Ernst mit dieser Frage?« sagte Pontis.

»Allerdings.«

»Dann will ich Dir ernsthaft antworten. Meine theures Ajubani, sagte ich zu ihr, wenn Du dieses Medaillon berührst, so schlage ich Dich auf die Finger, und wenn Du nicht nachlassen willst, so bleiben wir keine Freunde.«

»Und sie verstand es?«

»Ja wohl. Sie fing an zu schmollen und machte Miene fortzugehen. Aber hier will ich Dir beweisen, wie gut es ist, wenn man entschlossen in der Liebe ist. Ajubani sah, daß mein Entschluß unwiderruflich war und gab nach. Wir schieden als die besten Freunde von der Welt. Ich betheuerte, es sey eine Reliquie vom heiligen Laurentius.«

»Pontis«, sagte Esperance, den diese burleske Erzählung nicht erheitert hatte, »gib mir das Medaillon zurück.«

»Wie sagst Du?«

»Gib mir das Billet zurück. Ich finde es in deinen Händen nicht mehr sicher.«

»Bist Du von Sinnen?«

»Ich bin klug und vorsichtig; gib mir's zurück.«

»Du scheinst mir nicht zu trauen, Esperance.«

»Nein, das Billet ist bei Dir nicht mehr sicher. Wer in einem Liebesverhältniß steht, gehört sich selbst nicht mehr an. Heute hast Du der Neugier Ajubani's widerstanden, morgen wirst Du nachgeben.«

»Du beleidigst mich.«

»Nein, ich warne Dich.«

»Esperance, dies ist nicht vernünftig. Wie soll die Indierin wissen, daß in dem Medaillon ein so wichtiges Billet verborgen ist? Sie kann vielleicht nicht einmal indisch lesen.«

»Ich glaube nicht an deine Indierin, ich glaube nicht an Ajubani, ich glaube an nichts. Gib mir das Medaillon.

Er sagte das mit einer Entschiedenheit, welche Pontis mit Schauer erfüllte.

»Überdies«, setzte Esperance hinzu, »ist nicht blos deine Ajubani zu fürchten. Du bist ein Freund vom Schmausen und Nachtschwärmen.«

»Du meinst, ich würde mich betrinken?«

»Ja wohl.«

»Diese Beleidigung ist zu stark!« eiferte Pontis, dessen Augen Feuer sprühten. »Bin ich denn jetzt berauscht?«

»Vielleicht von Zorn.«

»Ja wohl, von Zorn, denn deine Ungerechtigkeit empört mich. Gut, ich will deinen Wunsch erfüllen, da Du deinem Freunde, der Dich nie verrathen hat, der Dir sein Leben geopfert haben würde, dein Vertrauen entziehen willst.«

Er knöpfte sein Wamms auf und suchte mit zitternder Hand das

unter dem Hemd versteckte Medaillon.

»Aber in Zukunft«, sagte er, indem er die seidene Schnur zu zerreißen suchte, »in Zukunft sind wir geschiedene Leute! . . . Ich werde Dir den Schlüssel zu deinem kleinen Hause zurückgeben.«

Esperance war gerührt, denn er sah Thränen in den Augen seines Freundes.

»Ich kann ihm nicht erklären«, dachte er, »daß Gabriele durch dieses Billet noch mehr geschützt wird als ich selbst. Er wird mich für einen Hasenfuß, für einen Egoisten halten, er wird mich nicht verstehen. Soll ich wegen einer vielleicht eingebildeten Gefahr mit einem alten Freunde brechen?«

»Genug«, sagte er zu Pontis, »genug, wir wollen nicht mehr davon reden; ich habe Unrecht, Du bist ein guter, braver Freund. Knöpfe dein Wamms wieder zu, beruhige deine Nerven und zürne mir nicht mehr.«

Pontis war unschlüssig; der heftigen Aufregung folgte tiefe Abspannung und Verstimmung.

Esperance knüpfte ihm gelassen das Wamms zu, drückte ihm die Hände, lächelte ihn freundlich an und sah nach der Uhr, welche schon die Stunde der Abreise geschlagen hatte.

»Viel Glück und Vergnügen!« sagte er zu Pontis. Dann stieg er zu Pferde und verschwand:

Er sagte indeß zu sich selbst: »Heute hat mir die Zeit gefehlt, aber morgen werde ich erfahren, welche Bewandtniß es mit der Indierin hat und warum sie eifersüchtig auf Pontis ist. Heute mag der boshafte Dämon noch sein Spiel treiben, da ich's nicht hindern kann, aber morgen soll die Nachsicht ein Ende haben. Morgen nehme ich Pontis ohne weiteres das goldene Medaillon ab, um es Herrn von Crillon anzuvertrauen.«

Pontis dachte: »Esperance wird launenhaft. Der große Reichthum hat immer einen großen Einfluß auf den Charakter. Wer in allen Dingen Glück hat, wird bald unerträglich. Wie kann man gegen Ajubani Mißtrauen hegen! Man sieht wohl, daß die intriganten Hofdamen ihn argwöhnisch gemacht haben. Ich kann jetzt keine weiße Haut mehr leiden. Pfui! . . . Doch es ist bald Zeit, daß ich der

Indierin mein Bouquet bringe. Ich will wenigstens pünktlich seyn, da sie sich meinem Willen so gut unterwirft, das liebe gelbe Täubchen!«

Er begab sich in die Vorstadt.

Esperance und Pontis waren fort, als Leonora, die ebenfalls fortgehen wollte, durch die Ankunft Henriettens zurückgehalten wurde.

Henriette d'Entragues, die von dem zögernden Kammermädchen gar keine Notiz nahm, erschien ganz unerwartet in dem Zimmer der Italienerin, die im leisen Gespräch mit zwei unbekanntem Frauenzimmern war. Leonora schien den letzteren interessante Weisungen zu geben.

Das unerwartete Erscheinen Henriettens unterbrach das Gespräch, und Leonora, die sanft ihre Geistesgegenwart nicht so leicht verlor, schien ganz verlegen.

Henriette, welche die Italienerin seit einigen Tagen scharf beobachtete, schöpfte Verdacht. Sie sagte zu ihr: »Lassen Sie sich nicht stören. Ich habe vergessen, meinen Leuten zu befehlen, daß sie meinen Wagen besser verbergen. Nur ein paar Worte an meinen Lakeien, und ich komme wieder.«

Sie entfernte sich, rief ihren Lakeien, einen in alle Familiengeheimnisse eingeweihten Diener, und sagte zu ihm: »Zwei Damen werden bald aus diesem Hause kommen; Ihr müßt ihnen folgen, um mir zu sagen, wer sie sind und wo sie wohnen.«

Dann ging sie ganz ruhig und unbefangen wieder zu der Italienerin, welche ihrerseits die beiden Unbekannten entließ, ohne Argwohn oder Unruhe merken zu lassen. Henriette glaubte zu verstehen, daß sie ein Stelldichein mit ihnen verabredete, aber sie konnte die Stunde nicht erlauschen.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Leonora; »als Wahrsagerin bekomme ich sehr viele Besuche. Diese beiden Damen befragten mich . . . und Ihr Erscheinen im Augenblicke der Erklärungen . . . «

»War Ihnen vielleicht lästig?«

»Mir nicht, aber Ihnen, denn Sie wollen hier nicht gern gesehen werden. Ich glaube, es wird Ihnen angenehm seyn, daß ich die

Sitzung abgekürzt habe.«

»Ich danke«, erwiderte Henriette, deren Neugier, wie geschickt sie auch verborgen wurde, dem Scharfblick Leonora's nicht entging.

»Es hat sich gewiß etwas Neues zugetragen«, setzte sie hinzu, »denn Sie kommen zu einer ganz ungewohnten Stunde.«

»Ja.« Du weißt, daß die Herzogin von Beaufort in ihrem Hause zu Bougival ist?«

»Ich weiß es.«

»Weißt Du auch, daß *der Andere* fortgeritten ist?«

Henriette meinte damit Esperance, den sie nicht nennen mochte.

»Ich weiß es auch«, erwiderte Leonora kalt; »ich sah ihn fortreiten.«

Henriette, über diese Ruhe erstaunt, setzte hinzu: »Ich hoffe doch, daß Du erfahren wirst, was diese doppelte Abwesenheit zu bedeuten hat? Es wundert mich, daß Du hier bist.«

»Ich werde es erfahren, ohne mich selbst zu bemühen, o sagte die Italienerin mit demselben zuversichtlichen Tone. »Ich mußte Concino gestern nach Bougival schicken. Die Herzogin ist erst seit vorgestern dort; er wird sie nicht aus den Augen gelassen haben. Ich gestehe, setzte Leonora boshafte Blicke hinzu, »daß ich Sie sehr lau und gleichgültig finde. Sie sollten jetzt in der Nähe von Bougival seyn.«

Ich?« sagte Henriette erstaunt.

»Allerdings. Was könnte ich thun, wenn ich auch das Stelldichein der Herzogin und Speranza's entdeckte? Wozu könnte die Aussage einer armen Fremden nützen? Sie hingegen sollten diesen Abend dort seyn, Signora. Sie wollen ja den König überzeugen, daß Sie allein seiner würdig sind; Sie können angesehener, glaubwürdigere Zeugen an Ort und Stelle bringen.«

Henriette biß sich in die Lippen.

»Wir schieben einander die Arbeit zu«, sagte sie; »wenn ich nicht irre, so wolltest Du mich dahin schicken, wohin Du diesen Abend gehen solltest.«

Diese letzten Worte betonte sie. Leonora merkte, daß man Argwohn gegen sie hegte, aber ihr Gesicht zeigte keines

Unzufriedenheit.

»Ich finde die Arbeit nicht nothwendig«, antwortete sie; »diesen Abend könnte ich sie auch nicht unternehmen.«

»So! Du bist diesen Abend beschäftigt«, fragte Henriette.

»Ja, Signora, in Ihren Angelegenheiten.«

»Wirklich?« sagte Henriette in einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie der Italienerin nicht glaubte.

»Ja, ich habe diesen Abend in Betreff des bewußten Briefes eine sehr wichtige Beschwörung zu unternehmen.«

Henriette stutzte.

»Ich werde bald erfahren, wo er sich befindet«, setzte Leonora hinzu.

»Durch eine Beschwörung?«

»Kann ich nicht dabei seyn, liebe Leonora?« fragte Henriette mit heuchlerischer Freundlichkeit.

»O nein, Ihre Gegenwart würde den Zauber brechen. Die überirdischen Mächte redete nie in Gegenwart der dabei beteiligten Personen. In Ihrer Gegenwart würde ich nichts erfahren. Deshalb würden Sie vielleicht wohl thun, sich nach Bougival zu begeben, den durch die Sinne wahrnehmbaren Theil unserer Angelegenheit zu beobachten, während ich mit den Geistern verkehre.«

Henriette bekämpfte ihren Hochmuth und sagte freundlich, indem sie die Hand der Italienerin faßte:

»Ich will Dir gehorchen, gute Leonora. Ich will diesen Abend nach Bougival gehen. Du sagst, Concino sey dort?«

»Ja, der faule Mensch hat sich murrend auf den Weg gemacht, aber er ist dort, und er bat gute Augen, wenn er nicht schläft.«

»Ich will auch hingehen. Es wird wenig nützen, denn vielleicht werde ich gar nichts erlauschen. Du weißt ja, daß man nie überrascht wird, wenn man auf der Hut ist . . . Aber es ist eine angenehme Promenade, und ich will Dich diesen Abend ganz ungestört lassen.«

Leonora ließ sich durch diese Schmeichelworte täuschen, sie glaubte ihre Mitschuldige überlistet zu haben.

»Morgen«, sagte die Italienerin, um Henriette in ihrem Vertrauen zu bestärken, »morgen werde ich Ihnen das Resultat der geheimnißvollen Operation mittheilen. Von morgen an soll Ihnen nicht mehr bange seyn um das Billet, welches Ihnen so viele schlaflose Nächte gemacht hat!«

Sie küßte ihrer Mitverschwornen die Hand. Henriette umarmte sie nach den Vorschriften der Dankbarkeit und nahm Abschied.

Sie eilte in ihren Wagen und gab Befehl, in die Rue Saint-Antoine zu fahren, denn sie wußte wohl, daß Leonora hinter einem Vorhang lauschte.

Der Lakei erwartete sie und trat an den Kutschenschlag.

»Nun, wie steht's?« fragte Henriette.

»Die beiden Damen gingen zu dem Hofapotheker Macquet, dem berühmten Reisenden, und holten Straußfedern, Glascorallen, Pfeile von Wilden und orientalische Stoffe.«

»Was bedeutet das?« fragte sie erstaunt, wie mit sich selbst redend.

»Das kann ich wirklich nicht sagen«, erwiderte der Lakei; »die beiden Damen lachten über die curiosen Sachen.«

»Hast Du nicht gehört was sie sprachen?«

»Nein; ich hörte nur, daß die Eine im Vorbeigehen sagte, sie müßten sich frühzeitig ankleiden, um zur rechten Zeit in dem kleinen Hause zu seyn.«

»Das sagten sie?« rief Henriette mit freudestrahlenden Augen.

»Ja, Mademoiselle.«

»Gut! Gut! . . . in dem kleinen Hause! . . . Dort wird Leonora die Geister beschwören. Ich kenne Jemand, auf den sie, nicht zählt und der mit von der Partie seyn wird!«

2.

Die Scheune an der Chaussée.

Wenn man den vollsten Ausdruck der menschlichen Schönheit sucht, so findet man ihn sicherlich in den Gesichtszügen und in der Haltung eines jungen Mannes, der in den Kampf oder an einen Ort geht, wo er die Geliebte finden wird.

Er ist muthig; er liebt ja. Sein Lächeln ist zugleich stolz und sanft. Er hat keinen Gedanken, der nicht von dem edlen Herzen gut geheißen würde, er macht keine Bewegung die nicht aus der gemeinsamen Thätigkeit aller Seelenkräfte hervoringe. Er bedarf der klugen Vorsicht, man sieht es an seinem spähendem sinnenden Blicke; er bedarf der Kraft, sein Schritt ist fest und seine Geberde geschmeidig; er ist glücklich; seine Stirn strahlt von Freude und stolzem Selbstgefühl, und wer in der Abenddämmerung den raschen Reiter bemerkte, würde leicht errathen, daß Mann und Roß durch einen über die gemeine Wirklichkeit erhabenen Gedanken fortgetragen werden.

Es ist ja so süß, an das zu empfangende und zu gewährende Glück zu denken; das Vertrauen des Liebenden allein wäre genügend, dieses Glück in einem feenhaften Lichte erscheinen zu lassen. Esperance hat den Stoff und die Farben gewählt, die Gabrielens Beifall haben, er kennt die Parfums, welche sie allen andern vorzieht. Sie wird diese Stickerei, diese Spitzen betrachten, sie wird diesen Handschuh berühren, sie wird ihre Hand auf seine Schulter legen. Wer weiß, ob ihr Herz nicht eine Weile an der Schärpe ruhen wird, unter welcher ein Herz pocht. Denn er träumt ja so süß, während ihn sein Rappe mit Windesschnelle fortträgt.

Nach und nach verschwindet das Abendroth vorn westlichen Horizont; das Firmament leuchtet noch, aber auf der Erde wird es immer dunkler, die ringsum herrschende Stille ist die Verkünderin der

Freiheit von allen Fesseln der Convenienz; es ist ein Tag, wie man ihn nicht in jedem Jahre des Lebens findet. Die Luft ist lau, das Wasser des Baches plätschert kaum hörbar, und das Schilfrohr beugt sich von selbst, um keinen Widerstand zu leisten. Es ist keine Energie, kein Kampf in der Natur. Augen, die sich begegnen, würden nicht die Kraft haben, sich zu fliehen; Arme, die sich umschlingen, würden sich nicht mehr loslassen; Lippen, die das erste Wort der Liebe gelispelt, würden nicht schweigen, ohne in einem ewigen Kusse zu sterben.

Von solchem Feuer fühlte Esperance sein Herz durchglüht, als er, ohne es zu merken, nach Bougival kam. Er ließ sein Pferd in einem Gebüsch, dreihundert Schritte von dem Hause. Er ging auf der dunkelsten Seite der Landstraße fort, und seine Augen suchten das Fenster, welches Gabriele offen lassen wollte, um ihn kommen zu sehen und einzulassen, ohne die Hunde zu wecken oder die wenigen Diener des Hauses d'Estrées aufmerksam zu machen.

Als sie Esperance nach Monceau beschieden, hatte sie beabsichtigt, in der Mühle mit ihm zusammenzutreffen. Dort wären sie frei und allein gewesen; aber die Erinnerungen, welche sich an diesen Ort knüpften, würden ihr Zartgefühl verletzt haben. In die Mühle pflegte Heinrich IV. vormals zu kommen, wenn er seine schüchterne Eroberung erwarten wollte; die Bretter des Kahns hatten unter seinen Füßen geknarrt und die Herzogin von Beaufort wollte kein Echo wecken, welches einst die harmlose Gabriele gehört hatte.

Minder sicher vielleicht war der Aufenthalt im Hause. Indeß, was war zu fürchten? Die Herzogin befand sich in dem unscheinbaren Hause ohne Gefolge, mitten unter treuergebenen Dienern. In der Ueberzeugung, daß der König sie in ihrer Einsamkeit nicht stören werde, wanderte sie nur ein paar Stunden in den schattigen Alleen, wo sie einst als Kind gespielt hatte. Sie konnte jedes draußen entstehende Geräusch sogleich hören. Esperance hatte kaum nöthig sich zu verbergen. Er konnte sich frühzeitig entfernen. Wer ihn etwa eintreten sah, konnte kaum Verdacht schöpfen, denn Esperance hätte sich ja vom Walde her in eine Seitenthür schleichen können.

Ueberdies war Gabriele an jenem Tage vielleicht über jede kleinliche Besorgniß erhaben.

Gratienne wartete also am Fenster, um die Hausthür zu öffnen. Esperance bemerkte nicht die mindeste Spur eines Kundschafters. Ein mit Heu beladener Wagen hielt vor der Thür, um am andern Morgen in der Scheune abgeladen zu werden. Diese lange Scheune stand, wie sich die Leser vielleicht erinnern, an der Landstraße, und stieß an einen Flügel des Schlosses, so daß sie mit diesem und einigen Nebengebäuden den großen viereckigen Hof umschloß.

Gratienne führte Esperance hinter den Heuwagen, der die Thür maskierte. Dann ging sie mit ihm durch die Scheune in die Zimmer des anstoßenden Flügels, wo er Gabriele fand.

i Sie schien nachdenkend und minder zuvorkommend, als er erwartete. Sie saß in einem Lehnstuhl am offenen Fenster. Er hatte gehofft, sie werde aufspringen und ihm mit offenen Armen entgegeneilen. Sie war blaß und streckte langsam ihre zitternde Hand aus, die er ergriff, um sie zu küssen; sie war eiskalt.

Gratienne betrachtete einen Augenblick die schweigende Gruppe, dann entfernte sie sich und schloß die Thür.

Esperance kniete neben dem Armsessel nieder, seine Stirn berührte Gabrielens Brust, er fühlte, wie ihr Herz mit der Unregelmäßigkeit des Schreckens oder Schmerzes schlug.

»Gabriele«, sagte er, »dies ist keine Liebesregung. Ihre Augen sind feucht, ich sehe Thränenspuren auf Ihren Wangen.«

»Es ist wahr«, erwiderte sie, »ich habe geweint.«

»Sie haben gelitten . . . vielleicht um meinetwillen!«

»Ja, Esperance, um Ihretwillen.«

Er faßte ihre beiden Hände, um sie an seine Lippen zu drücken, aber Gabriele entzog sie ihm, um ihr Gesicht zu bedecken. Sie brach in Thränen aus.

»Mein Gott! was fehlt Ihnen?« fragte er bestürzt. »Ich eilte froh und heiter hierher; ich jubelte im Stillen über das versprochene Glück!«

»Armer Esperance!« stammelte Gabriele.

Er stand auf, betrachtete sie aufmerksamer und setzte sich an ihre Seite, um besser zu sehen und zu hören.

»Wenn Sie mich allein beklagen«, sagte er, »so bin ich immer noch übergücklich. Erklären Sie mir nur die Ursache Ihres Mitleids.«

»Fürwahr«, erwiderte sie, indem sie ihn zärtlich ansah, »so viel Güte verdiene ich nicht; ich bin schwach genug, um Sie mit meinen Thränen zu betrüben, obgleich ich vielleicht Ursache hätte, mich zu freuen und Sie um Ihre Glückwünsche zu bitten.«

»Ich verstehe Sie nicht, meine Gabriele.«

»Vor Allem will ich diese Thränen trocknen. Verzeihen Sie meiner Schwäche. Ja, ich will Muth fassen und Ihnen die Nachricht, die ich Ihnen mitzutheilen habe, mit Ruhe und Heiterkeit erzählen.«

»Eine Nachricht?«

»Die Ihnen gewiß große Freude machen wird und die mir selbst nur angenehm seyn kann. Ja, ich war von Sinnen, ich war kleinmüthig . . . Ja, mein treuer, geliebter Freund, ich habe Dir eine gute Nachricht zu bringen! . . . So hätte ich anfangen sollen . . . Bald, mein Esperance, werde ich frei und ganz dein seyn.«

»Frei! . . . ganz mein!« rief er freudestrahlend. »Ist es wahr, Gabriele? ist es möglich?«

»Ja«, sagte sie, durch ihre Thränen lächelnd.

»Wie unbesonnen war ich«, sagte er, wie mit sich selbst redend; »sie weinte, als ich kam und ihre Thränen fließen noch . . . und ich lasse mich durch Worte berücken, die ihr unbesiegbarer Schmerz Lügen straft! Wie wirst Du frei werden, Gabriele? Ich sehe es nicht ein . . . wohlverstanden: frei und glücklich!«

Sie schwieg eine Weile, gleichsam um ihre Gedanken zu sammeln und die Wolken von ihrer Stirn zu verscheuchen. Der Kampf dieses zarten Wesens gegen einen unbekanntem Schmerz war ihr höchst peinlich und er setzte hinzu:

»Du weißt, Gabriele, daß deine Unschlüssigkeit mir das Herz zerreißt! . . . Rede, ich bitte, ich beschwöre Dich. Es gibt kein Unglück, das mir meine Phantasie nicht zeigt statt der angeblichen guten Nachricht, die Du mir mit Seufzern und Thränen verkündest.«

Das Zimmer, in welchem sich die beiden Liebenden befanden, war nur durch eine kleine Lampe beleuchtet, deren matte Flamme der Abendwind bewegte. Vor dem offenen Fenster flatterten die Fledermäuse, die sich nicht hinein wagten, von Zeit zu Zeit aber gegen die Glasscheiben flogen und dann ihren Flug an der langen Scheune hin fortsetzten.

»Vor Allem, lieber Esperance«, sagte endlich Gabriele, »mußt Du mich mit mehr Ruhe anhören, denn Du wirst Dich bald überzeugen, daß wir Beide gerade jetzt unserer vollen Geistesgegenwart bedürfen. Die ersehnte Freiheit wird einige Anstrengungen, einige Opfer kosten. Um ruhig zu urtheilen, habe Geduld und höre mich an.«

Er antwortete nicht, aber sein Gesicht verrieth, wie schwer und peinlich es ihm war, schweigend zuzuhören.

»Gestern Abend kam der König«, fuhr Gabriele fort. »Ich erwartete ihn nicht. Er war zu Pferde und ohne Begleitung. Anfangs war ich verlegen, denn ich dachte, er könne die Absicht meines Verweilens ahnen. Wir sind ja von Feinden und Kundschaftern umgeben, die nur auf eine Gelegenheit warten, uns ins Verderben zu stürzen. Aber der König war so zutraulich, so heiter, so vertrauensvoll, daß ich mich bald beruhigte. Meine Ruhe war jedoch von kurzer Dauer. Dieses Wohlwollen verbarg nur ganz andere Gefahren, die ich keineswegs geahnt hatte. Der König nahm mich bei der Hand und führte mich an den Fluß, wo wir den Kahn des Müllers fanden. Wir Beide stiegen ein; ich war ganz erstaunt über den geheimnißvollen Ernst Sr. Majestät. Wir fuhren an dem ausgespannten Seil zur Mühle hinüber. Die Mühle war leer. Der Müller schlief im Grase am Ufer der Insel. Wir waren ganz allein, als ob Alles vorbereitet gewesen wäre.«

Hier hielt Gabriele inne und faßte die Hand ihres Freundes, den diese Erzählung beunruhigte und verstimmte.

»Der«König«, fuhr sie fort, »benahm sich dabei mit einem gewissen feierlichen Ernst, der mich immer mehr in Erstaunen setzte. Ich ging mit ihm bis an die Mühle. Er führte mich zu einem Schämel, er selbst setzte sich auf den Querbalken am vorderen Ende des Nachens. Wer hätte in dieser Einsamkeit den König von

Frankreich und die Herzogin von Beaufort erkannt? — »Hier an dieser Stelle«, sagte er, »haben wir uns vor langer Zeit Liebe geschworen. Seitdem hat sich mein Geschick geändert, aber mein Herz ist dasselbe geblieben. Ich habe Dir zuweilen Kummer gemacht; Du hast mir nur Freude und Trost bereitet. Noch unlängst verdankte ich deiner Klugheit und Vermittlung einen meiner schönsten Triumphe, denn er hat ja meinen Völkern keinen Tropfen Blut gekostet. Dieses Verdienst muß belohnt werden; der Augenblick ist gekommen, Dir meinen Dank zu bethätigen. Von jetzt an, Gabriele, soll Dich Niemand mehr beleidigen. Ich bin der Erste in diesem Reiche, Du sollst die Zweite seyn; denn nach langem Zögern, das Du mir verzeihen muß, habe ich es beschlossen, und ich wollte es Dir an der selben Stelle erklären, wo Du mir, als ich arm war, mit so großer Uneigennützigkeit schwurst, mein zu seyn. Du sollst meine Gemalin werden!«

Gabriele hielt inne, als sie die Blässe sah, welche sich wie ein Todenschleier über das Gesicht ihres Geliebten verbreitete. Seine Lippen bebten, seine Hände zogen sich krampfhaft zusammen.

»O, der Schmerz macht Dich sprachlos«, sagte Gabriele zärtlich.

»Nein, nein, ich bewundere«, erwiderte er. »Aber wenn das die Freiheit ist, welche Du mir eben verkündetest . . . «

»Lieber Esperance«, unterbrach ihn Gabriele, »Du kannst leicht denken, daß ich eine Ehre, die ich nicht verdiene, abgelehnt habe.«

»Und warum verdienst Du sie nicht?« fragte Esperance.

»Weil ich nur noch Freundschaft für den König hege; weil selbst seine Wohlthaten mein erkaltetes Herz nicht erwärmen konnten; kurz, weil ich Dir meine ganze Liebe gewidmet habe . . . «

Esperance blieb ernst und nachdenkend, obgleich unaussprechliche Freude mit tiefem Schmerz in seinem Herzen kämpfte. Er suchte sich selbst noch zu täuschen. Er zweifelte noch an dem furchtbaren Ungewitter, das seine ganze Zukunft zu vernichten drohte.

»Wollte Dich der König nicht auf die Probe stellen?« fragte er. »Wollte er deinen gerechten Stolz nicht in Versuchung führen?«

»Nein. Er zeigte mir Briefe, die er nach Rom schickt, um den

heiligen Vater zur Auflösung seiner Ehe mit der Königin Margarethe zu bewegen. Die Antwort wird, wie der Gesandte — versichert, den Wünschen Sr. Majestät entsprechen.«

»Dies war allerdings das einzige Hinderniß, Gabriele; da dieses beseitigt ist, steht ja deinem Glück nichts mehr im Wege«

Er sagte dies ohne Bitterkeit, ohne Zorn, ohne einen Muth, den er nicht mehr hatte, zur Schau zu tragen.

»Nichts?« sagte sie erstaunt.

»Nein, nichts.«

»Auch ich nicht, mein Esperance?«

»Warum solltest Du dem Willen des Königs entgegen handeln? Ist das wahrscheinlich? Er ist ja der Herr.«

»Ich habe noch einen andern Herrn.«

»Wen denn?«

»Dich. Würdest Du deine Zustimmung geben? Ich bezweifle es.«

»Deine Güte ist groß, dein Zartgefühl unendlich«, erwiderte Esperance mit leise bebender Stimme. »Ich bin nur ein flüchtiger Schatten in deinem Leben und Du fragst mich um Rath; ich schätze es mir zur Ehre, dein Sklave zu seyn, und Du nennst mich deinen Herrn! Gabriele, ich danke Dir, ich konnte von deiner unerschöpflichen Herzensgüte nichts Anderes erwarten. Ich habe Dich immer schon innig geliebt aber welchen Namen soll ich dem Gefühl geben, das Du mir jetzt einflößt?«

Gabriele gab diesen Worten eine falsche Deutung. Sie glaubte, er danke ihr, daß sie sich ihm erhalten.

»Du kannst Dir vorstellen«, sagte sie, »in welche Verlegenheit mich der Antrag des Königs setzte. Zum Glück hatte ich die Geistesgegenwart, um Bedenkzeit zu bitten. Ich sagte, dieses Glück, dessen ich nicht würdig, habe mich geblendet, kurz, ich erkläre, daß ich noch nicht im Stande sey, zu antworten, als ob mein Entschluß nicht schon gefaßt wäre., Aber heute haben wir die Schwierigkeit zu überwinden . . . doch fasse Muth, Esperance! Sey wieder heiter und froh. Ich würde lieber sterben, als Dir den kleinsten Kummer machen.«

»Gute Gabriele!«

»Wie kalt Du das sagst! Warum gibst Du deine Freude in so frostiger Weise zu erkennen? fürchtest Du etwa, es werde mich reuen, meiner Liebe so viel Glanz und Ehre zu opfern? Wenn Du das glaubst, Esperance, so verkennst Du mich und thust meinem Herzen sehr weh, denn es war ihm Bedürfnis sich mitzutheilen; es erwartete pochend den Augenblick, wo es Dir den ersten Beweis der Liebe geben könnte.«

Esperance stand auf und faßte Gabrielens Hand.

»Ich glaube«, sagte er, »wir haben uns nicht verstanden.«

»Wie . . . ?«

»Du wünschst zwei Dinge. Gabriele: erstens den wärmsten Ausdruck meines Dankes . . . Ich habe Dir so lebhaft, so innig gedankt, wie ich konnte. Du möchtest mich auch freudig und frohlockend sehen. Aber warum? Nicht wahr, wegen des Opfers, das Du mir bringst? Doch dieses Opfer kann ich nicht annehmen.«

»Du nimmst es nicht an? Du willst, daß ich mich mit dem Könige vermähe?«

»Ja.«

»Bedenke, Esperance, daß wir dann auf ewig getrennt sind.«

»Ich weiß es wohl.«

»Die Maitresse des Königs konnte ihre Blicke wohl auf einen Mann richten, der ihrer Liebe würdig. In dem stolzen Bewußtseyn, unschuldig und rein zu bleiben, konnte sie dieser Liebe ihr Herz widmen; alle ihre Gedanken sollten nur auf ihn gerichtet sehn aber die Gemalin des Königs, aber die Königin . . . O, die Königin darf selbst in dem verborgensten Winkel ihres Herzens keine Liebe mehr hegen.«

»Das ist wahr«, sagte er mit bebender Stimme.

»Und Du verlangst«, setzte sie hinzu, »daß ich Dich nicht mehr liebe? Du könntest meiner Liebe entsagen?« setzte sie mit herzerreißendem Tone hinzu, der ihn tief erschütterte.

Er erwiderte mit edler Entschlossenheit: »Ich warf meinen Blick auf das holde Wesen, das der König liebte und das nicht frei werden

konnte; ich konnte seit so vielen Tagen von dieser Liebe, von dieser glühenden Leidenschaft leben . . . Aber meine Wünsche, meine Hoffnungen bis zu der Königin zu erheben . . . nein, Gabriele, das ist unmöglich!«

»Eben deshalb«, sagte sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, »eben deshalb will ich nicht Königin von Frankreich werden, und deshalb habe ich Dir angekündigt, daß ich frei bin!«

Sie schmiegte sich zärtlich im ihn und er fühlte ihre Lippen auf seiner Wange. Er faßte die weichen, zarten Hände, die sich auf seiner Schulter kreuzten, drückte sie mit seinen behenden Fingern und erwiderte mit heftigem, entschlossenem Tone:

»Du mußt Königin werden! Deine Ehre hängt davon ab! Dein Sohn verlangt es! Er wird einst ein Mann seyn, und kann von Dir Rechenschaft fordern über den Verlust, den Du ihm durch falsche Großmuth bereitet. Denn Du hast einen Sohn, Gabriele, suche ihn nicht zu vergessen. Der König vergöttert ihn. Willst Du ihm sein Kind nehmen? Willst Du dem Kinde einen so erlauchten Vater rauben? O! Du weißt nicht, was die Kinder-, die in der Wiege die Ehre nicht finden, zu leiden haben. Ich weiß es . . . Vergebens wirft mir meine Mutter reiche Schätze aus ihrem Grabe zu. Ein Lächeln von ihr wäre mir lieber. Ihr Kuß hat mich nicht gesegnet, darum wird mir nie etwas in dieser Welt gelingen. Welche Marter muß es für Dich seyn, deinen Sohn traurig zu sehen! Sein Schmerz wird Dir deine Schmach vorwerfen, das öffentliche Aergerniß dieses Bruches mit dem Könige, als es Dir vergönnt war, ihm einen Vater zu erhalten und eine Krone zu erobern . . . Und ich sollte diese Ungerechtigkeit dulden! ich sollte Dich in den Staub ziehen, während Dich Gott für den ersten Thron der Welt bestimmt hat! Ich würde mich nicht minder gedemüthigt fühlen.« Der Mann, den Du mit deiner Liebe beglückt hast, wäre nur ein feiger Egoist, ein empfindsamer Geck, und wenn ich in der Einsamkeit, wo ich diese Königin verborgen hielte, an den Ruhm dächte, den ich ihr geraubt, so würde ich aus Scham sterben, wie ein Räuber in seiner Höhle auf den gestohlenen Edelsteinen einer Königskrone verhungert. O! wie groß muß meine Liebe seyn, Gabriele, daß ich mir das Herz ausreiß, indem ich so

zu Dir spreche. Sey Königin! und fahre fort, mich zu achten wie deinen erlauchten Gatten! Bedenke, daß ich Dich zu dem Throne geführt, den er Dir angeboten; daß ich Dir deinen Sohn erhalten! Und jedes Mal so oft Du ihn ansehen wirst, jedes Mal daß sein Vater ihn lieblosen wird, mußt Du Dich berechtigt fühlen, mich zu bedauern und zu lieben!«

Sie antwortete nicht, sie ließ die Arme sinken, die Kraft verließ das reizende Köpfchen, das sich neigte wie eine geknickte Blume.

»Ja, mein Sohn gehört dem Könige«, sagte sie nach einer langen Pause. »Aber sollen wir uns denn so verlassen, Esperance? Ich liebe Dich, wie nie ein Weib geliebt hat.«

»Wie glücklich bin ich!« sagte er mit bebender Stimme.

»Esperance«, fuhr Gabriele fort, indem sie ihn mit Thränen ansah und bittend ihre Hände faltete, »wäre ich muthiger und minder selbstsüchtig gewesen, hätte ich mich Dir ergeben und ein ewiges Band zwischen uns geknüpft, so würdest Du mir heute nicht sagen: Wir wollen uns trennen! sey Königin! . . . Aber ich habe mit dieser Leidenschaft gespielt! ich habe Fesseln geflochten, die nur Dich verwundet, nur Dich zurückgehalten haben . . . Und ich entschlüpfte, ich habe alles Glück gehabt und werde frei! Das ist unmöglich, Esperance; Du würdest mich anklagen, Du würdest mir fluchen. Du würdest mich nicht mehr lieben. O! ich bitte Dich, achte mich weniger, wenn es seyn muß, erweise mir weniger Ehre. . aber entzieh mir deine Liebe nicht!«

»Gabriele, so lange mein Herz schlägt, so lange meine Augen das Licht sehen, so lange mein Geist einen Gedanken faßt, werde ich Dich lieben. Es ist die Bedingung meines Lebens, wie mein Blut, wie mein Athem. Fasse Muth! . . . Wir wollen uns trennen!«

»Nie! Nie! . . . «

»Unsere Liebe, meine Gabriele, ist kein Freudenrausch, kein Wonnetaumel. Das Glück ist eine zu alltägliche Sache. Gott hat uns edlere, höhere Freuden vorbehalten. Ich schwöre Dir, daß mir nichts in der Welt, daß mir keine Qual die Erklärung entlocken könnte, deine Liebe sey für mich nicht das höchste Glück. Lebe wohl, Gabriele! ich liebe Dich unendlich. Lebe wohl! Du hast mir die

schönsten Tage meines Lebens gegeben . . . «

»Esperance! lieber will ich sterben.«

»Nein, nein! Wir wollen diese süße Erinnerung bewahren, aber wir wollen die Ehre des Königs, wir wollen deine und deines Sohnes Ehre retten. Wir wollen auch meine Ehre retten! Ach! Gabriele«, sagte er mit unendlichem Schmerz, »warum hast Du mir den Antrag des Königs mitgetheilt? Ich wäre jetzt noch dein, ich wäre frei; aber jetzt siehst Du wohl, daß unsere Trennung unvermeidlich ist: Du hast mir ja das Recht genommen, Dich zu nehmen, ohne uns Beide zu entehren.«

Als sie eben antworten wollte, wurde die tiefe Stille plötzlich durch ein seltsames Geräusch, durch ein unheimliches Knistern unterbrochen.

Beide lauschten. Gabriele eilte ans Fenster, ferne klagende Stimmen klangen aus der Ebene herüber. Plötzlich röthete sich der Himmel zur Linken, eine lange Feuer- und Rauchsäule erhob sich über dem Scheunendach und eine erstickende Hitze verbreitete sich bis in das Innere der Zimmer.

Gabriele nahm Esperance bei der Hand, führte ihn auf den Balcon und zeigte ihm den gerötheten Himmel.

»Das Feuer ist dort, wie es scheint«, sagte er und deutete auf das Scheunendach, dessen dunkle Umrisse gegen den purpurrothen Hintergrund grell abstachen.

»Feuer! Feuer!« rief Gratienne, welche erschrocken ins Zimmer stürzte.

»Wo ist denn das Feuer?«

Der Heuwagen ist in Brand gerathen, man weiß nicht wie. Die Flammen sind bereits in die Scheune gedrungen.«

»Fliehen Sie, Esperance!« sagte Gabriele.

»Der Hof ist schon mit Menschen angefüllt«, erwiderte er. »Man wird hierher kommen . . . man klopft schon an die Haustür.«

»Ich habe die Haustür verschlossen«, entgegnete Gratienne. »Fliehen Sie! Fliehen Sie, Herr Esperance! Ich werde Madame in Sicherheit bringen . . . Das Feuer wird bald um sich greifen!«

»Aber es gibt nur einen Ausweg für uns; nicht wahr, Gratiene, wir müssen über den Hof gehen?«

Allerdings . . . Aber eilen Sie, Niemand wird Sie bemerken.«

»Aber es sind so viele unbekannte Gesichter da . . . Man wird mich und dann die Frau Herzogin aus dem Hause kommen sehen; meine Anwesenheit wird Verdacht erregen.«

»Und wenn man Sie auch sieht«, sagte Gabriele entschlossen.
»Sie müssen ja dieses Haus verlassen.«

»Man hat uns eine Falle gestellt«, sagte Esperance.

»Darauf kommt es jetzt nicht an; Sie müssen fliehen . . . Hören Sie! man ruft mich; meine Leute suchen mich . . . sie klopfen an die untere Thür.«

»Und die Wand kracht schon hinter uns!« rief Gratiene bebend.
»Diese Wand stößt an den Scheunenboden . . . das Feuer wird bald ins Haus dringen . . . «

Gabriele schloß Esperance in ihre Arme.

»Fort! Fort!« sagte sie.

»Sehen Sie!« sagte Esperance und deutete auf die grellbeleuchteten mit schreienden, gesticulirenden Menschen angefüllten Hof.

»Was ist da?«

»Dort hinter dem Kastanienbaume, am Brunnen . . . Warten Sie ein neues Aufflackern der Flamme ab.«

»Ich sehe einen Mann in einem Mantel, einen Mann, der sich zu verbergen und zugleich zu lauschen scheint.«

»Es ist Concino! ein Spion! Er wußte, daß ich hier bin, er will mich fortgehen sehen.«

Gabriele schauderte.

»Haben Sie gesehen, wie er seine funkelnden Augen auf die Thür richtet?«

»Herr Esperance!« rief Gratiene mit Entsetzen, »die Wand stürzt ein . . . Sehen Sie!«

Es entstand wirklich eine weite Oeffnung in der Wand, hinter welcher die mit Feuer und Rauch angefüllte Scheune sichtbar

wurde. Hinter dem brennenden Gebäude schimmerte der Fluß, ähnlich einem Strom von geschmolzenem Blei.

Gabriele und Gratienne zogen Esperance nach der Thür hin. Es war Zeit; die Dienerschaft kam schon die Treppe herauf, um die Herzogin und Gratienne zu suchen.

Aber Esperance schob sie Beide hinaus, drückte einen Kuß auf den Mund Gabrielens, die sich umsah, um ihn mit sich fortzuziehen; er verschloß schnell die Thür, trotz dem Angstgeschrei der beiden Frauen, die von mehren kräftigen Armen die Treppe hinunter geführt wurden. Er betrachtete auf der einen Seite den ihn erwartenden Spion, auf der andern die brennende Scheune, und die Freiheit, die ihm zwanzig Schritte jenseits des Feuers winkte.

»Ja, erwartet mich nur, Ihr feigen Schurken!« sagte er entschlossen. »Ihr hieltet es nicht für nöthig, den Fluß zu bewachen! Dort habt Ihr mich nicht erwartet! Aber Ihr sollt mich weder todt noch lebend finden; denn komme ich mit dem Leben davon, so entwische ich Euch, und sterbe ich, so wird die lodernde Flamme keine Spur von meiner Leiche übrig lassen.«

Er blickte zum Himmel auf, um Gott seine Seele zu empfehlen, hüllte sich in seinen Mantel, zog den Degen, als ob er die Feuersbrunst bekämpfen wollte, und stürzte sich durch die Maueröffnung mitten in die brennende Scheune.

3.

Die Bajadere.

Pontis ging, einen großen Blumenstrauß in der Hand tragend, in dem kleinen Hofe des Vorstadthauses auf und ab. Das Haus war zu geheimnißvollen Zusammenkünften ganz geeignet, denn es stand in einer öden menschenleeren Straße, und die winkelige, unregelmäßige Bauart machte es zu einem wahren Labyrinth, in welchem ein zärtliches Paar wohl ein Stündchen ungehindert kosen konnte.

Die Nacht war angebrochen und die Indierin kam nicht. Pontis war an dieses unregelmäßige Erscheinen schon gewöhnt und fuhr in seinem, bei Esperance angefangenen Selbstgespräche fort. Er konnte sich über das beleidigende Mißtrauen und die üble Laune seines Freundes immer noch nicht beruhigen.

»Er hat sogar die Nachsicht verloren, die seinen Charakter so liebenswürdig machte!« sagte der Gardist unmuthig, indem er zum hundertsten Male über den kleinen Hof ging. »Er sagte sonst nie etwas Uebles von dem weiblichen Geschlecht, er gebot mir Schweigen, wenn ich über die Entragues meinen gerechten Unwillen äußerte, und jetzt verleumdet er die ehrenwerthesten Personen. Er hegt Argwohn gegen Ajubani! . . . «

Pontis zuckte die Achseln und schüttete einige Tropfen Wasser auf den Strauß, den seine nervigen Finger fast zerdrückten.

»Was kann der naiven Indierin an dem räthselhaften Billet der arglistigen Henriette liegen? Ajubani weiß vielleicht nicht einmal, daß es eine Henriette gibt. Sie hat sich freilich eifersüchtig gezeigt, aber sie hat das Recht dazu. Sie hat ein goldnes Medaillon auf meiner Brust gesehen; das ist genug. Die Indierinnen lieben Alles was glänzt. Ich bin kein Indier, aber ich würde es ebenso machen, wenn Ajubani ein goldnes Kleinod auf der Brust trüge . . . «

Pontis schloß diese Worte mit einem zärtlichen Seufzer.

»Aber sie kommt nicht, und es ist schon sehr dunkel. Esperance wird mir doch kein Unglück gebracht haben?«

Pontis ging unruhig in das kleine Haus und aus dem Hause wieder in den Hof; zwanzigmal öffnet er leise die Thür, um auf die Straße zu schauen, wenn er ein Geräusch hört.

Endlich hört er ferne Fußtritte auf dem holperigen Straßenpflaster. Eine Sänfte erscheint in der engen Gasse; sie hält an, er kann nicht mehr zweifeln, es ist Ajubani.

Pontis riß hastig die Thür auf, aber er versteckte sich, wie gewöhnlich, um von den Trägern nicht gesehen zu werden. Ajubani erschien in einen weiten Mantel gehüllt. Er kam nun aus seinem Versteck hervor, hob die zarte Gestalt mit starken Armen auf und trug sie über den Hof in eine Stube, in welcher die Wachskerzen bei festgeschlossenen Fensterläden schon lange brannten.

Ajubani läßt sich mit dem Anstande einer Königin auf den weichen Teppich niedersetzen, sie nimmt den Strauß in Empfang und bewundert ihn; sie lächelt; sie athmet den Duft der Blumen ein, sie ist zufrieden. Pontis nimmt mit untergeschlagenen Beinen ihr gegenüber Platz und drückt seine Gefühle durch possenhafte und melancholische Grimassen, durch Seufzer und Töne aus, welche in Ermangelung der Worte die Grundlage des Gespräches bilden.

Pontis ist wie ein Prinz geputzt; wir haben seine Toilette bereits gesehen. Er hofft Effekt zu machen; er nimmt die vortheilhaftesten Stellungen an und brüstet sich wie ein Pfau. Ajubani sieht ihn mit feinem Lächeln an; die Pantomime muß Beiden verständlich und sogar interessant seyn, denn sie begnügen sich einige Minuten damit.

Aber am Ende verliert Alles seinen Reiz, selbst die unterhaltendste Mimik. Der Mensch wird ja so leicht seiner schönsten Freuden überdrüssig. Als Pontis der Indierin nichts mehr zu bieten hat, was sie bewundern könnte, fällt es ihm ein, selbst den Bewunderer zu spielen. Und wir müssen gestehen, daß Ajubani sich mit ungemeiner Grazie bewundern ließ.

Ajubani ist wirklich schön. Ihre Augen sind schwarz, ins Bräunliche

spielend, wie die Adern des Ebenholzes, und feurig. Klein, zierlich und zugleich üppig von Gestalt, wie die leidenschaftlichen Frauen, kennt sie ihre Vortheile, welche; sie mit aner kennenswerther Bescheidenheit geltend macht.

Sobald Pontis seine Wünsche ausdrücken wollte, erröthete die junge Indierin gar anmuthig, schob sanft die Hand zurück, welche die ihrige suchte, und legte einen Finger auf den Mund. Pontis ließ ab.

Ajubani begann nun eine lange ausdrucksvolle Pantomime. Sie gab zu verstehen, daß ihr Tyrann sie mit noch schwerern Fesseln beladen habe. Dieser Tyrann war der Mongole; sie nannte ihn schlechtweg den »Mongolen« aber mit einer so sanften weichen Stimme, mit einem so verführerischen Kehllaut, daß Pontis ganz elektrisiert wurde. So konnte nur eine Indierin das Wort »Mongole« aussprechen.

Pontis gab zu verstehen, wie sehr er diesen Tyrannen hasse; er sprang auf, zog seinen Degen und erbot sich, den Mongolen über die Klinge springen zu lassen. Dies wurde sehr gut verstanden. Ajubani war erschrocken. Aber sein Muth hatte einen herrlichen Effekt gemacht. Er erntete sogleich die Früchte: er küßte Ajubani's Hand, ohne die Ohrfeige zu bekommen, welche gemeiniglich die Folge einer solchen Vermessenheit war.

Ajubani legte wieder den Finger auf den Mund. Pontis lauschte . . . mit den Augen. Die ausdrucksvolle Mimik der Indierin sagte Folgendes:

»Ich darf nicht mehr allein ausgehen, der Tyrann verlangt, daß ich mich begleiten lasse . . . «

»Bah! nicht möglich!«- erwiderte Pontis.

»Von zwei Personen, von zwei Frauen«, setzte die Mimik der Indierin hinzu.

»Aber Du bist doch allein gekommen«, antwortete Pontis in seiner Geberdensprache. »Allein, Welch ein Glück!«

Um in der Geberdensprache zu sagen: Welch ein Glück! faltet man beide Hände, drückt die zehn Finger recht fest an einander und sendet schwärmerische Blicke zum Himmel empor.

»Nein«, sagte Ajubani traurig.

»Nicht allein?«

»Nein, meine beiden Begleiterinnen sind draußen in der Sänfte.«

»Nun, dann lassen wir sie da«, gesticulirte Pontis.

»Unmöglich!«

Pontis hätte sich wundern sollen, daß die beiden Hüterinnen so ruhig draußen blieben, statt hereinzukommen und zu beobachten. Der Schmerz der Indierin forderte den Widerschein eines raschen Schmerzes. Er gab sich alle Mühe, ihr anmuthiges Schmollen nachzuahmen und es gelang thut ziemlich gut.

»Wir müssen sie holen«, fuhr Ajubani fort.

»O, warum?«

»Es muß seyn . . . der Mongole will es so!«

Der »Mongole« wurde aus der reizenden Kehle herausgurgelt.

Pontis ließ traurig den Kopf hängen; aber die geniale Ajubani hatte eine Idee. Sie stand auf und reckte ihre zarten geschmeidigen Glieder. Sie sah entzückend aus. Sie lehnte ihr schalkhaftes Köpfchen zurück, streckte ihr zartes Füßchen aus und nahm die Haltung einer Bajadere an, die im Begriff ist zu tanzen.

Zugleich deutete sie auf die Thür und zeigte die Zahl Zwei an.

»Du willst sagen, errieth Pontis, »daß Du die beiden Hüterinnen kommen lassen und tanzen willst.«

»Sie auch«, erwiderte Ajubani, indem sie die Stellung zweier einander gegenübertanzenden Bajadern nachahmte.

»Gut, gut!« meinte Pontis; »sie will ihre Hüterinnen tanzen lassen.«

Ajubani, welche an der Wand eine Cymbel und eine türkische Trommel hängen sah, nahm sie frohlockend herunter.

»Es soll Musik gemacht werden«, dachte Pontis.

Ajubani eilte in den Hof, klatschte in die Hände, und sogleich erschienen zwei weibliche Gestalten, wie egyptische Mumien eingehüllt, an der Thür, die ihnen Pontis auf einen Wink der Indierin öffnete.

Vergebens suchte er die Gesichter der beiden Hüterinnen zu

sehen; ihre Stirnen waren mit Straußfedern umwunden, von denen ein gestreifter Stoff herabhing, wie eine Maske, und nur durch zwei Löcher sah man die Augen funkeln.

Eine Menge von Glasperlen, Muscheln und Korallen klapperten bei jeder Bewegung der sonderbaren Gestalten. Ihre Füße waren mit Sandalen von Baumrinde bekleidet, ihre Beine verschwanden unter den Falten eines schweren Stoffes, der aus Seegras gewebt zu seyn schien. Dazu trug jede einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen.

Die beiden Gestalten blieben an der Thür stehen. Sie waren groß und stark, sie würden sich in der Leibgarde ganz stattlich ausgenommen haben. Der Mongole hatte recht gut gewählt.

»Mit den süßen Liebeständeleien wird's jetzt aus seyn«, dachte Pontis. »Doch sie sind vielleicht nicht so schlimm, wie sie aussehen; ich habe gehört, daß die wilden Weiber für Musik und Tanz sehr empfänglich sind. Es kommt hier nicht auf Kraft, sondern auf Gewandtheit an; und Gott sey Dank! daran fehlt mir's nicht.«

Ajubani, welche ihre Begleiterinnen eine Weile betrachtete, schien zufrieden; sie reichte der einen die Cymbel, der andern die Trommel. Dann fing sie an zu tanzen, nachdem sie Pontis gezwungen hatte, ihren Platz einzunehmen.

»Wenn man jemals etwas Böses von den Indierinnen spricht«, dachte Pontis, »so werde ich behaupten, daß sie die holdestem reizendsten Wesen von der Welt sind. Hat man jemals gehört, daß eine Französin mit einer Escorte zu einem Stelldichein kommt und die Zeit mit Tanzen vertreibt? Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dies nicht die holdeste Unschuld ist.«

Er sah Ajubani tanzen, schlug mit Händen und Füßen den Tact und ließ sich nach und nach durch ihre anmuthigen und üppigen Bewegungen anlocken. Sie war so gewandt, so leichtfüßig, so hinreißend schön, daß Pontis die Vorsicht des »Mongolen«, der verführerischen Bajadere zwei Hüterinnen zu geben, ganz gerechtfertigt fand.

Endlich hielt Ajubani an. Der Gardist streckte sehnsüchtig die Arme nach ihr aus, sie stieß ihn aber zurück und setzte sich fast athemlos und lächelnd auf die Kissen.

Pontis sank, ohne die Duenen des Mongolen zu beachten, vor der Indierin auf die Knie, aber sie hielt wieder einen Finger auf den Mund, um seine Aufmerksamkeit auf das beginnende Gespräch zu lenken.

»Ist es hübsch?« fragte sie durch Zeichen; »habe ich gut getanzt?«

»Herrlich, bezaubernd!«

»Willst Du auch tanzen?«

»Ich danke«, antwortete Pontis.

»Versuch's nur.«

»Nein, ich würde schlecht tanzen.«

Ajubani war so gütig, sich zufrieden zu geben, aber sie legte ihr Händchen auf ihre tiefathmende Brust.

»Du liebst mich?« fragte Pontis durch Zeichen.

»Nein«, sagte sie, »das meine ich nicht.«

Sie legte die Hand auf den Magen.

»Ist Dir nicht wohl? Hast Du Dich zu sehr erhitzt?«

»Nein, das meine ich auch nicht.«

Sie steckte drei Finger in den Mund, was unter allen civilisirten und wilden Völkern bedeutet: Ich will essen.

»Sie hat Hunger«, sagte Pontis. »Das liebe Kind! sie hat so viel getanzt!«

Er eilte an einen Schrank, in welchem eine Flaschenbatterie aufgefplant war. Pontis hatte immer einige Lebensmittel bei der Hand: er fand Backwerk und Obst; er konnte daher wohl ein frugales Mahl improvisieren.

Die Indierin schenkte sich zu trinken ein und nippte wie ein Vogel. Sie verlangte Wasser und während Pontis dieses in seinem Speiseschranke sehr seltene Getränk suchte, zog Ajubani schnell ein kleines Fläschchen aus der Tasche und schüttete einige Tropfen aus demselben in das Glas.

Pontis brachte die Wasserflaschen und wollte einschenken, aber Ajubani reichte ihm das Glas, welches er auf ihre Gesundheit leeren sollte. Er gehorchte lächelnd, sie reichte ihm noch ein Glas, welches

er ablehnte, denn er dachte, trotz seines Liebestaumels an das Versprechen, das er seinem Freunde gegeben.

Ajubani schüttete viel Wasser in ihren Wein und trank. Sie wurde munterer, nahm Pontis bei den Händen und versuchte mit ihm zu tanzen.

Er hielt Ajubani in seinen Armen, bedeckte sie trotz ihres Sträubens mit Küssen und wetteiferte mit ihr an Schnelligkeit und Leichtigkeit. So vergingen rasch einige Minuten. Pontis vergaß in seinem Freudentaumel die ganze Welt; allem Anscheine nach mußte dieser Taumel mit einem süßen Liebesrausche enden.

Er vergaß, wie gesagt, die ganze Welt; folglich dachte er nicht mehr an die beiden Hüterinnen, die er fortzuschicken oder einzusperrn dachte. Ajubani tanzte wie eine Bacchantin; sie hielt Pontis, der sie umfaßt hielt, mit ihren nervigen Fingern fest und zog ihn mit außerordentlicher Schnelligkeit im Kreise umher.

Unterdessen beobachtete ihr feuriges Auge jede Gesichtsbewegung ihres Tänzers. Anfangs glühte seine Stirn von Begeisterung; dann flammten seine Augen eine kleine Weile, endlich lächelte er, seine Lippen thaten sich auf, um verworrene Worte zu murmeln, die Glut verschwand von seinen Wangen und seine Gesichtszüge nahmen einen begeisterten fast verklärten Ausdruck an. Ajubani hielt ihn nun noch fester, sie hob ihn auf, um der Bewegung seiner schwerfällig werdenden Füße zu Hilfe zu kommen, und als sie bemerkte, wie er erblaßte, wie seine Arme schlaff wurden, wie er plötzlich stehen blieb, als ob er vom Schwindel befallen wäre, sah sie ihn einen Augenblick forschend an und hielt ihn, während er zusammensank. Er sank mit einem langen, matten Seufzer auf die Kissen.

Ajubani winkte den beiden Vermummten, die mit ihrer Musik inne hielten und sich eilends entfernten.

Sogleich stürzte sich die Indierin wie ein Geier auf den regungslosen Körper. Sie riß ihm das Wamms auf, suchte mit der Gier einer hungrigen Hyäne auf seiner Brust und fand das goldene Etui, dessen seidene Schnur sie mit den Zähnen durchbiß.

Sie war nun im Besitze des ersehnten Schatzes und

Geheimnisses, welches so viel Unheil verursacht hatte und vielleicht noch hervorrufen sollte. Frohlockend und von Neugier getrieben, trat sie an ein Licht, um das kleine Etui besser zu sehen und zu öffnen. Aber das Etui war mittelst einer verborgenen Feder geschlossen. Vergebens mühten sich ihre Finger und Nägel an den glatten Goldplättchen ab, es ging nicht auf. Ajubani suchte es mit den Zähnen zu öffnen, aber auch dies gelang ihr nicht.

Ein leises Stöhnen erregte ihre Aufmerksamkeit. Pontis träumte vielleicht; er wand sich wie eine Schlange auf dem Teppich, reckte die Arme aus und schlug mit seiner kräftigen Faust auf den Boden.

»Er ist stark wie ein Stier«, sagte Ajubani; »er ist im Stande zu erwachen und wenn er erwacht, so bin ich verloren. Keine Unbesonnenheit! Zu Hause kann ich das verwünschte Etui leicht mit einem Meißel brechen. Jetzt«, setzte sie mit triumphierendem Lächeln hinzu, kann Henriette ihre Feindin Gabriele stürzen und Leonora hat Henriette in ihrer Gewalt. Jetzt fort!«

Während ihre Augen beständig auf Pontis, der sich beruhigt hatte, gerichtet waren, hob sie langsam die Hand, um das Medaillon in den Busen zu stecken.

Plötzlich faßten zwei Hände die ihrige und entrissen ihr den Schatz; sie schrie laut auf und sah sich um. Henriette stand höhnisch lachend vor ihr.

»Schönen Dank«, sagte Henriette d'Entragues mit beißendem Spott; »schönen Dank, gute Leonora, deine Beschwörung ist vollkommen gelungen.«

Bei diesen Worten brach Henriette in ein dämonisches Hohngelächter aus, und die falsche Indierin sank vernichtet aus einem Stuhl. Der arme Pontis lag noch immer besinnungslos zu ihren Füßen.

Wie lange sie brauchte, um sich zu erholen, wußte sie nicht. Sie glaubte immer noch das höllische Gelächter zu hören und die Hände zu fühlen, die ihr das Billet geraubt hatten. Aber Leonora besaß zu viel Zähigkeit und Charakterstärke, als daß sie durch den Schrecken hätte bezwungen werden können; sie stand auf und begann auf Rache zu sinnen.

Was war aus den vermummten Weibern geworden, welche sie ohne Zweifel verrathen hatten? Wo sollte sie Henriette einholen? Wie sollte sie diese schmachvolle Niederlage, die ihren Stolz so empfindlich verletzte, wieder gut machen?

Vor allem mußte sie aus dem Hause zu entkommen suchen. Sie ging entschlossen auf die Thür zu.

In demselben Augenblicke hörte sie Fußstritte im Hofe.

Es waren keine weiblichen Fußstritte; ihre Begleiterinnen würden sie nach dem Vorgefallenen auch gewiß nicht erwartet haben. Nein, es waren rasche, hastige Männerstritte. Leonora hörte deutlich das Klappern einer Degenscheide.

Hatte man ihr vielleicht eine Falle gestellt? Wollte ihr Henriette, mit dem Raube des Billets noch nicht zufrieden, auch noch das Leben nehmen? War der Bewaffnete, den sie kommen hörte, vielleicht ein gedungener Meuchler, der das Geheimniß der Familie Entragues in ewige Vergessenheit begraben sollte? Leonora blies zitternd die Lichter aus und trat hinter die Thür.

Der Mann stürzte ins Zimmer. Sie sah durch die offene Thür die Umrisse der im Finstern tappenden Gestalt.

»Pontis!« rief er; Pontis! Antworte doch! . . . Wo bist Du?«

»Er hier!« dachte Leonora mit Entsetzen. »Ich bin verloren!«

4.

Der sanfte Esperance.

Esperance hatte einen so starken Anlauf genommen, daß er in zwei Sprüngen die Dachluke erreichte. Es war Zeit, die Flammen hatten seinen Mantel und seine Füße benagt, eine unerträgliche Hitze raubte ihm den Athem. Die Secunde, welche er brauchte, um den Raum von der Maueröffnung bis zur Dachluke zu durchheilen hätte nicht ohne die größte Lebensgefahr verdoppelt werden dürfen; aber an der Luke war die Luft minder heiß, er sprang hinaus auf die halbverbrannten Heubündel und stürzte sich in den Fluß.

Das Wasser war von den Flammen beleuchtet, aber die Stelle, wo Esperance hineinsprang, war von Bäumen beschattet, und überdies waren die Leute von Bougival nicht über die im Feuer glühende Chaussée, sondern von der Dorfseite herbeigeeilt. Der Müller, welcher die sprühenden Funken fürchtete, hatte das Tau abgehalten und die Fähre dem Strom überlassen. Esperance kam daher ungesehen aus der brennenden Scheune.

Er war ein trefflicher Schwimmer, er tauchte unter und schwamm in schräger Richtung nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Er tauchte nur zweimal auf, um Athem zu schöpfen, und er erreichte schnell die Insel. Dort verbarg er sich eine Weile im Schilfrohr, um sich zu erholen und zu lauschen. Die Insel war ganz leer, nur einige Kühe starrten erschrocken das brennende Gebäude an.

»Wozu nützt es«, sagte Esperance, indem er vorsichtig aus seinem Versteck hervorkam und ans Land stieg, »wozu nützt es, daß ich dem Himmel für meine Rettung danke? das Leben hat ja keinen Werth mehr für mich. Doch Gott ist gütig, daß Gabriele um meinetwillen nicht zu leiden hat. Die Anschläge unserer Feinde sind auch dieses Mal vereitelt. Henriette, Leonora, ihr tückischen Dämonen, ich fürchte Euch nicht!«

Er sah sich nach der brennenden Scheune um. Das alte Gebäude widerstand der furchtbaren Glut; es war einer Veste ähnlich, die den feindlichen Sturm abwehrt. Das Heu verbrannte, das Dach stürzte ein, aber die Mauern blieben stehen. Während das Feuer nach und nach abnahmt, betrachtete er aufmerksam die noch beleuchtete Wiese. Er sah aus dem grünen Rasen eine weiße Gestalt, von mehren Personen umgeben. Es mußte Gabriele seyn, die Unglückliche, die ihren Freund verloren glauben mußte. Sie schien leblos zu seyn. Esperance erkannte Gratiene, welche an der Seite ihrer Gebieterin kniete.

Esperance stand eine Weile still; aber als er sah, daß sich die Herzogin aufrichtete und auf den Arm ihrer treuen Dienerin stützte, als er die Gewißheit hatte, daß sie gerettet war, hielt ihn nichts mehr zurück. Er lief am Ufer der Insel zwischen Weidenbäumen und Hecken fort, bis er sich dem Gebüsch gegenüber befand, in welchem er sein Pferd zurückgelassen hatte. Dort schwamm er langsam und ohne das Ufer aus den Augen zu verlieren hinüber, um jede unwillkommene Begegnung zu vermeiden. Zum Glück war die Landstraße ganz menschenleer. Esperance eilte in das Gebüsch, drückte das Wasser aus seinen Kleidern, schwang sich auf sein vor Freude wieherndes Pferd und trabte davon. Eine Stunde nachher erreichte er die Thore von Paris.

Unterwegs entwarf sein thätiger Geist sogleich einen Plan. Er hatte nur einige leicht zu verdeckende Brandwunden, deren Schmerz nur ihn anging, und mit Hilfe eines Kleiderwechsels hoffte er jede Spur des Brandes zu vertilgen; aber er wollte sich in seinem verdächtigen Anzuge nicht zu Hause und vor seinen Leuten zeigen. Er dachte an sein kleines Vorstadthaus.

»Dort«, sagte er, »habe ich Kleider und Wäsche, dort kann ich vollständig Toilette machen. Pontis werde ich schwerlich finden, denn es ist Nacht und seine Indierin muß fort seyn. Es ist freilich alles möglich, sogar die Nachsicht des Mongolen. Ich darf nichts merken lassen, falls ich Pontis und Ajubani finde. Aber gar zu discret will ich auch nicht seyn; ich will sehen, bis zu welchem Grade die unwahrscheinliche Ajubani wahr seyn kann.«

Mit diesem Vorsatz ritt Esperance gerade in die Vorstadt. Er kam in die Gasse, wo sein Häuschen stand, als eben die beiden falschen Indierinnen entflohen, als sich Henriette d'Enragues, die mit einer derselben einverstanden war, ins Haus schlich. Ajubani's Sänfte hielt zehn Schritte von der Thür. Henriettens Wagen wartete an der Straßenecke.

»Was bedeutet das?« dachte Esperance, dessen scharfes Auge trotz der Dunkelheit Alles bemerkte. »Ob Pontis diesen Abend einen Schmaus gibt?«

Er stieg ab und ging langsam, sein Pferd am Zügel führend auf das Haus zu.

Die Hausthür war angelehnt. Esperance brauchte sie nur aufzustoßen, um seinen Rappen in den Hof zu führen. Während er einen Ring suchte, um das Pferd anzubinden, hörte er das Rauschen eines seidenen Kleides. Er sah sich um; eine weibliche Gestalt eilte so rasch über den Hof, daß ihre Füße kaum den Boden berührten. Sie war in einen Mantel gehüllt und lief zu dem Wagen. Esperance bemerkte einige Männer, welche die Dame in den Wagen hoben und den fortrollenden Wagen escortirten.

»Was ist das?« dachte er. »Ob es die Indierin ist, die sich flüchtet? Und wen erwartet die Sänfte?«

Während er sich in Vermuthungen erschöpfte, ging er weiter. Aus Vorsicht schloß er die Hofthür, und als er ins Haus ging, schlug sein Degen an das Treppengeländer.

»Pontis!« rief er; »Pontis, wo bist Du?«

Ueberall tiefe Stille, überall dichte Finsterniß. Während er umhertappte, roch er die eben ausgelöschten Kerzen und den ausgeschütteten Wein. Er trat in das Zimmer. Aber kaum war er zwei Schritte vorwärts gegangen, so stieß sein Fuß an einen Gegenstand, vermuthlich an ein Hausgeräth . . . Nein, es ist ein menschlicher Körper.

Er bückt sich und betastet den Gegenstand . . . er greift Männerkleider . . . das seidene Wamms, auf welches Pontis so stolz war. Ein tiefer, schwerer Athemzug gibt ihm seinen Freund zu erkennen. Gott sey Dank! Der tolle Mensch ist nicht todt; er schläft

nur. Der Weingeruch gibt genügenden Aufschluß . . . Pontis ist wieder betrunken.

Esperance hebt ihn auf, um ihn auf einen Stuhl zu setzen. Aber ein anderes Geräusch erregt seine Aufmerksamkeit, eine Thür knarrt . . .

Esperance lauscht . . . hastige Athemzüge verrathen ihm die Anwesenheit einer versteckten Person. Die Thür geht auf, ein Kleid rauscht und ein leichter lustiger Gegenstand eilt hinaus.

Es war Leonora, die den Augenblick benutzte, um ungesehen zu entweichen.

»O! o!« dachte Esperance, »es sind zu viele Vögel in diesem Käfig. Ich lasse sie nicht ausstiegen, ohne die Farbe ihrer Federn gesehen zu haben.«

Er läßt Pontis los, streckt die Hand aus und in zwei Sprüngen erhascht er einen Weiberrock.

»Speranza! Gnade! Gnade!« rief die Italienerin, auf die Knie fallend.

»Leonora! ein Verrath! ich dachte es wohl«, antwortete Esperance, der sie ins Zimmer schleudert und die Thür schließt. »Was machst Du hier? Warum liegt Pontis hier auf dem Boden?«

Da sie nicht antwortet, so reißt er hastig den Fensterladen auf. Das matte Sternenlicht dringt ins Zimmer. Esperance sieht das offene Wamms, aus welchem das Hemd hervorschimmert. Er durchsucht den noch immer bewußtlosen Gardisten und wendet sich mit drohend erhobener Faust zu Leonora.

»Elende! Du hast das Medaillon gestohlen! Gib es zurück, oder deine letzte Stunde hat geschlagen!«

»Speranza«, stammelte die Italienerin in Verzweiflung, »ich habe es nicht mehr!«

»Du lügst!«

»Eine Andere hat mir's entrissen.«

»Du lügst!«

»Henriette hat es genommen!«

Esperance war außer sich; er dachte an die eilige Flucht der

verschleierte Gestalt. Von diesen beiden weiblichen Teufeln war Alles zu fürchten.

»Ja«, fuhr Leonora fort, »ich gestehe, daß ich das Billet haben wollte. Aber die Verrätherin lauerte, sie stürzte auf mich los und entriß mir es. Lauf, Speranza, lauf! Nimm ihr das Medaillon ab, Du kannst sie noch einholen.«

»Leonora, ich werde Dich zu finden wissen. Wehe Dir wenn Du gelogen hast!«

»Ich schwöre bei dem Heil meiner Seele, daß ich die Wahrheit gesagt habe.«

Esperance stößt die Italienerin, die seine Knie umfaßt, mit Entrüstung von sich, wirft seinen Mantel zurück und stürzt wie ein Wüthender zum Hause hinaus.

Leonora folgte ihm, vor Schrecken und Freude zitternd. Sie sah sich um; Esperance war schon weit. Sie stieg in die Sänfte und verschwand.

Inzwischen hatte sich Henriette d'Entragues so schnell entfernt, daß es kaum möglich war sie einzuholen. Zu beiden Seiten der Kutsche liefen die Bewaffneten, welche sie zu ihrem Schutze mitgenommen hatte. Es waren fünf Soldaten des Grafen d'Auvergne, durchtriebene Schurken, die sich für ein gutes Stück Geld zu Allem brauchen ließen und für das Banditengewerbe eben so viel Vorliebe als Talent hatten.

Marie Touchet, die von Allem unterrichtet war, hatte ihrer Tochter bei ihrem Unternehmen so viel Vorschub geleistet als sie konnte, ohne sich selbst zu compromittiren, und sie erwartete nun mit Ungeduld das Resultat.

Es war noch das letzte kühne Wagstück zu bestehen. Sobald das Billet wieder in Henriettens Händen war, hatte die noble Sippschaft nichts mehr von Esperance zu fürchten.

Henriette betastete im Wagen frohlockend das goldene Etui, an welchem sich die Geschicklichkeit der Italienerin vergebens versucht hatte. Wie Leonora, wollte sie die geheime Feder aufspringen lassen, aber sie zerriß sich umsonst die Nägel und mußte ihren Versuch aufgeben. Das Schaukeln des Wagens war ihr hinderlich.

Ueberdies war es Nacht, und alle ihre Bemühungen blieben fruchtlos.

Zwanzig Mal würde sie das Medaillon in einen Brunnen, in eine Gasse geworfen haben, wenn sie sich nicht hätte überzeugen wollen, daß das Billet, das wirkliche Billet darin war. Arglistige, verrätherische Menschen sind immer argwöhnisch, denn sie wissen aus Erfahrung, daß in allen Dingen Platz ist für Arglist oder Verrath.

Henriette beschloß daher zu warten, bis sie zu Hause seyn würde. Sie trieb den Kutscher zur Eile an; aber Paris hatte damals sehr enge, winkelige Straßen und schlechtes Pflaster; Paris war ein erklärter Feind der Kutschen. So oft als man sich in Trab setzen wollte, kam man in Lebensgefahr. Man mußte daher im Schritt fahren. Die Kutsche kam indeß ohne Hinderniß und ohne Unfall an. Die Thür des Hôtels war offen; Henriette eilte mit der Leichtigkeit eines Vogels die Treppe hinan.

Schon war sie im eifrigen Gespräch mit Marie Touchet, und beide suchten eine Schere oder ein spitzes Messer, um das Medaillon aufzubrechen, als unten ein starker Lärm entstand; man hörte laute, heftige Stimmen, dann rasche Fußtritte, welche wie Hammerschläge auf der Treppe dröhnten. Marie Touchet eilte an die Thür, um nach der Ursache dieses Getümmels zu fragen, und Henriette hatte eben nur Zeit, das noch unversehrte Medaillon in den Busen zu stecken.

Ein blasser, verstört aussehender Mann stürzte ins Zimmer. Zwei Diener eilten ihm nach und riefen: »Halt! Halt!« denn aus ihren Grimassen war leicht zu ersehen, daß sie selbst nicht im Stande gewesen waren, ihn aufzuhalten.

»Esperance!« stammelte Henriette und flüchtete sich hinter einen Sessel.

»Zu Hilfe!« rief Marie Touchet unwillkürlich, weil sie die Gefahr ahnte, in welcher sich ihre Tochter befand.

Esperance stellte sich zwischen Henriette und die zu den Nebenzimmern führende Thür und sagte mit furchtbarem Ernst:

»Sie haben mich nicht erwartet. Sehen Sie mich nur an; ich bin's wirklich, ich lebe; und wenn Sie wollen, daß diese Leute hören was ich Ihnen zu sagen habe, so geben Sie einen Wink, und ich werde

es ihnen in die Ohren schreien!«

»Hinaus!« sagte Marie Touchet zu den Dienern, die eben so erstaunt als erzürnt zurückwichen. »Ich finde Sie sehr keck«, setzte sie hinzu, »daß Sie sich zu dieser Stunde in mein Haus eindrängen . . . «

»Lassen Sie das Gerede, Madame«, sagte Esperance. »Ich werde fragen, wenn Sie erlauben, Mademoiselle, wo ist das goldene Medaillon, das Sie in meinem Hause gestohlen haben?«

Henriette drückte unbesonnener Weise die Hand auf die Brust, deren zerknitterte Spitzen überdies das Geheimniß verriethen. Dann sah sie sich nach einem Ausweg um und wich noch mehr zurück.

»Geben Sie es heraus«, fuhr Esperance fort, »und gehen Sie nicht von der Stelle, oder ich schwöre Ihnen bei Gott, daß dieser Degen Ihr Herz durchbohren wird!«

»Hilfe! Hilfe!« rief Henriette, außer sich vor Aerger und Entsetzen, als sie die zornglühenden Augen des Mannes — sah, dessen Muth und Entschlossenheit sie kannte. Sie wußte, daß sie Alles von ihm zu fürchten hatte, zumal in dieser bis zum Wahnsinn gesteigerten Wuth.

Marie Touchet klopfte an die Wand. Plötzlich erschien der Graf d'Entragues bestürzt, fast entkleidet, mit einer Streitaxt in der Hand.

»Wer ist dieser Mensch?« rief er, sobald er Esperance erblickte.

Aber der feuersprühende Blick, die drohende Haltung dieses »Menschen« brachten ihn bald auf andere Gedanken; er begann sich zu fürchten und klopfte ebenfalls an die Wand.

Die von Marie Touchet fortgeschickten Diener kamen wieder.

»Zu Hilfe!« wiederholte Henriette in furchtbarer Angst.

D'Entragues hob die Axt und trat vor.

»Er komme mir nicht nahe«, sagte Esperance, »oder ich haue ihn nieder!«

Der Graf blieb unbeweglich.

»Um Gotteswillen, beruhigen Sie sich!« flehte die Mutter. »Haben Sie Mitleid mit uns! machen Sie kein Aufsehen!«

»Geben Sie das goldene Medaillon heraus, und ich gehe.«

»Man kommt herauf! . . . ich höre Fußtritte im Vorsaal!«

»Es sind unsere Soldaten! Er kommt nicht lebend von der Stelle!« rief Henriette frohlockend.

Es erschienen wirklich einige Bewaffnete im Nebenzimmer. Marie Touchet suchte sie noch abzuwehren. Aber kaum sah Esperance durch die offene Thür die Waffen blinken, so fuhr er auf wie ein Löwe; er sah nicht mehr aus wie ein mit gewöhnlichen Waffen ausgerüstetes sterbliches Wesen; ein Künstler, der den Kriegsgott darstellen wollte, hätte kein herrlicheres Modell finden können. Mit feuersprühenden Augen stürzte er zuerst auf d'Enragues los, dessen Waffe er durch's Fenster warf; dann wandte er sich wieder zu Henriette und sagte mit furchtbarem Grimm:

»Wie! Du willst das Billet nicht herausgeben? Dann will ich's mit Gewalt nehmen!«

Er stürzte auf seine Feindin los und warf sie zu Boden; er zerriß das Spizentuch, das ihre Brust bedeckte, und nahm das Medaillon, trotz des krampfhaften Sträubens der Elenden, die bestürzt, vernichtet, mit Schmach bedeckt vor ihren Eltern und den Soldaten am Boden lag.

Aber Marie Touchet, deren Bestürzung endlich der Rachgier wich, rief mit heiserer Stimme, als wahre Freundin Carls IX. den unschlüssigen Soldaten zu:

»Zu Hilfe! Nieder mit ihm! Hauer ihn nieder!«

»Das Losungswort der Familie!« sagte Esperance, »doch ich bin schon daran gewöhnt, und wir werden sehen!«

Er zog den Degen und ließ die blanke Klinge schwirren.

Die beiden vordersten Soldaten wurden getroffen; ihr Geschrei jagte den andern Schrecken ein. Esperance benutzte ihre Unschlüssigkeit, stürzte auf die Gruppe los und trieb sie so leicht auseinander, als ob es Schatten gewesen wären. Eine Klinge traf ihn, er zerbrach sie mit einer kräftigen Parade, und warf seinen Gegner mit dem Degengefäß zu Boden. Die letzten verrammelten sich hinter der Thür. Die Dienerschaft ward mit einigen flachen Hieben zerstreut und Esperance eilte in drei Sprüngen die Treppe hinab.

Er hörte wohl noch Geschrei und Drohungen hinter sich; er merkte wohl, daß man sich anschickte ihn zu verfolgen; aber was kümmert den siegreichen Löwen die harmlose Klage des überwundenen Hirten? Aus der Straße machten einige Nachtwächter von mehreren Vorübergehenden unterstützt, einen Versuch, ihm den Weg zu versperren, aber die blitzende Klinge zerstreute sie, und nach einigen Umwegen, welche Esperance in dem Labyrinth der benachbarten Straßen machte, befand er sich allein und unbelästigt. Nun konnte er sich in der frischen Abendluft erholen und gemächlich seinen Weg fortsetzen.

5.

Trennung.

Als Esperance am andern Morgen, von Anstrengung und Kummer erschöpft, in seiner einsamen Wohnung ausruhte, erschien der Intendant und fragte trotz des strengen Verbotes, Jemand vorzulassen, ob Herr von Pontis erscheinen dürfe.

»Nun ja«, sagte er nach einigem Besinnen, »führt ihn herein.«

Der Intendant eilte hinaus, um diesen Befehl zu vollziehen.

Esperance stand auf und ging in dem geräumigen Zimmer auf und ab. Er murmelte das famöse griechische Alphabet, welches ein bekannter römischer Kaiser siebenmal herzusagen pflegte, um eine heftige Aufwallung des Zornes zu beschwichtigen.

Pontis trat ein. Esperance war inzwischen ruhiger geworden. Er sah seinen Freund an und bemerkte zu seinem Erstaunen statt der erwarteten Verlegenheit ein sehr heiteres, unbefangenes Wesen. Das griechische Alphabet wurde so schnell vergessen, daß ein neues Beruhigungsmittel nöthig gewesen wäre.

»Lieber Freund«, sagte Pontis ohne die mindeste Verlegenheit, »ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, die Dich im ersten Augenblicke unangenehm überraschen wird, denn ich kenne deine Empfindlichkeit in diesem Punkte; aber wenn Du die Sache ruhig überlegst, wirst Du nur lachen.

»Laß deine Mittheilung hören«, antwortete Esperance.

Pontis war etwas verlegen. »Was fehlt Dir denn?« fragte er.

»Mir? Nichts. Ich erwarte deine Mittheilung.«

Pontis fand, daß er sich die Sache leichter gedacht hatte, als sie wirklich war. Er wußte nicht wie er anfangen sollte.

»Du scheinst sehr unschlüssig zu seyn?« sagte Esperance mit einem Tone, der gar nicht ermuthigend war.

»Höre. Vor Allem muß ich mich entschuldigen.«

»Weißhalb??«

»Du hattest Recht, lieber Freund.«

»Wann?«

»Gestern.«

»In wiefern?«

»In Betreff der Eifersucht. Ach! ja, Du hast Recht, die Eifersucht ist sehr gefährlich. Ich gestehe es zu meiner Beschämung.«

Esperance blieb ganz gelassen.

»Ich warte noch immer«, sagte er; »denn Du bist doch gewiß nicht gekommen, um mir zu sagen, daß ich gestern vernünftig war.«

»Es ist gekommen, wie Du sagtest«, erwiderte Pontis verlegen.

»Was meinst Du, Pontis? Sprich doch wie ein Mann und nicht wie ein Kind, das einen Verweis fürchtet.«

Pontis warf sich in die Brust. Der Ton hatte ihn fast eben so tief verletzt wie die Worte.

»Lieber Esperance«, sagte er, »ich hatte gestern ein Stelldichein mit der Indianerin Ajubani. Sie brachte zwei Hüterinnen mit, die ihr der Mongole aufgenöthigt hat; aber sie war so klug, die beiden Duennen mit musikalischen Instrumenten zu beschäftigen. Wir haben den Abend in einem Wonnetaumel verlebt.«

»Ja wohl, *Taumel* ist das rechte Wort«, sagte Esperance.

Pontis sah ihn mit immer größerer Verlegenheit an und setzte hinzu: »Denke Dir, mit einer Bajadere zu tanzen!«

»Aber alles dies beweist mir nicht«, entgegnete Esperance, »daß ich gestern Recht hatte.«

»Das ist wahr, wenn ich Dir sonst nichts zu sagen hätte . . . Aber mitten in meinem Wonnetaumel schlief ich ein . . . «

»So«,n erwiderte Esperance gleichgültig.

»Und während meines Schlummers«, fuhr Pontis mit gezwungenem Lachen fort, »ist die Bajadere neugierig geworden, das Medaillon zu sehen.«

»Das Medaillon?«

»Ja, unser Medaillon . . . Du weißt ja . . . «

»Ja wohl . . . Sie hat es gesehen?«

»Die Spitzbübin hat es mitgenommen, um mich zu foppen. Sie hat sich einen Spaß gemacht. O, fürchte nichts, sie wird nicht weit damit gehen, wir werden uns schon orientieren und es ihr wieder abjagen. Ich werde sie für ihre Neugierde verdienstermaßen züchtigen, denn eine so falsche Schlange verdient keine Schonung.«

Esperance hatte während dieses Gesprächs einen Rosenstengel genommen und brach alle Dornen einen nach dem andern ab, ohne daß seine schönen weißen Finger im mindesten zitterten. Pontis, der die letzten Worte in im einschmeichelndsten Tone, dessen er fähig war, gesprochen hatte, erwartete mit ängstlicher Spannung das Resultat.

»Das Medaillon ist also gestohlen?« sagte Esperance mit derselben kalten Ruhe.

»Gestohlen! Gott behüte . . . es ist mir nur entwendet worden.«

»Ich lege die Worte nicht auf die Goldwage; ich meine nur, daß Du es nicht mehr hast.«

»Nein. Aber . . . ich kann's wieder haben, wenn ich will, denn . . . «

»Nicht wahr, Du wirst Ajubani wieder sehen?«

»Das versteht sich!«

»Wo denn?«

»An dem Orte, wo ich sie immer sehe.«

»Aber wenn sie zufällig nicht Ajubani hieße?«

»Die Indierin?«

»Wenn sie so wenig wie wir Beide eine Indierin wäre?«

»Wie kannst Dir so etwas einbilden!«

»Wenn sie — ich setze nur den Fall — wenn sie ein Werkzeug unserer Feinde wäre?«

»Wie wäre das möglich!« sagte Pontis, der verzagt zu werden begann.

»Wenn sie eine plumpe Falle gestellt hätte, um die Eitelkeit, den Uebermuth und die Stockdummheit darin zu fangen?«

»Esperance! . . . «

»Wenn sie mit Hilfe der Sinnlichkeit und Trunksucht ihres Sieges gewiß gewesen wäre?«

»Was bedeuten diese Worte?«

»Daß Du ein bethörter armer Tropf bist, daß deine Ajubani keine Indianerin ist, daß Du, trotz meiner Warnungen und Bitten, in die Falle gegangen bist, daß Du Versprechungen, Schwüre und Ehre vergessen hast, daß mein kostbares Gut, das ich dem Freunde anvertraut, in den Händen des unsinnigen, eitlen Gecken, des Trunkenboldes war!«

»O Gott! was höre ich! . . . «

»Daß Du im Rausche ausgeplündert worden bist! denn Du bist ein unverbesserlicher Trunkenhold und deine wenigen guten Eigenschaften können gegen dieses Laster gar nicht in Betracht kommen.«

»Esperance«, sagte Pontis erblassend, »Du beleidigst mich zu oft . . . «

»Schweig!« herrschte ihm Esperance mit einer Donnerstimme zu. »Deine Ajubani heißt Leonora Galigai; sie ist die Freundin, die Vertraute der arglistigen Henriette d'Enragues; man hat sie mit Glas und Flasche an Dich abgeschickt.«

»Ich schwört Dir . . . «

»Schwöre nicht, vergrößere deine Schmach nicht durch Gotteslästerung! Schwöre nicht, sage ich Dir, ich müßte den Trunkenbold sonst auch noch einen Lügner nennen! Ich habe deine Ajubani gesehen, ich habe sie sammt ihrem Fitterkram und ihren Glaskorallen festgehalten. Auch Dich fand ich, wie Du bewußtlos am Boden lagest.«

»Ich hatte nicht getrunken!«

»Du lügst! Die Gläser waren noch halb voll, während Du unter dem Tische lagest . . . und in diesem schmachvollen Rausch hat Dich die falsche Indierin ausgeplündert, und das Medaillon, das ich Dir anvertraut hatte, ging aus Leonora's Händen in den Besitz Henriettens über!«

»Henriette hat das Medaillon!« stammelte Pontis, der wie vom

Donner getroffen war. »O weh!«

Der Unglückliche war vernichtet. Aber plötzlich raffte er sich auf und eilte der Thür zu.

»Ich werde mein Leben daran setzen«, sagte er, »um es ihr wieder zu entreißen.«

»Beruhige Dich, es ist schon geschehen«, erwiderte Esperance mit kaltem Lächeln. »Gott hat diesen schändlichen Verrath nicht zugelassen; er hat verhütet, daß ein feiger, wortbrüchiger Mensch alle theuern, kostbaren Güter, die sich an den Besitz dieses Billets knüpften, auf immer vernichte. Ich kam noch zeitig genug dazu, und habe mein Gut mit dem Degen zurückgefordert. Ich hätte das Leben dabei verlieren können; nur durch ein Wunder bin ich davongekommen. Es fehlte sehr wenig, und Du hättest diesen Morgen, nachdem Du deinen Rausch ausgeschlafen, meinen Tod und den Triumph meiner Feinde erfahren. Gott sey gelobt! wenn ich auch keine Freunde habe, so habe ich doch einen Schutzengel!«

»Esperance!« sagte Pontis zitternd, »ich schwöre Dir bei Allem was heilig ist, daß ich nicht betrunken war.«

»Lagest Du nicht auf der Erde?«

»Ich hatte keinen Rausch, ich hatte nicht getrunken.«

»Du wirst es vergessen haben.«

»Nicht ein einziges Glas! . . . Ich schwöre es bei meiner Ehre . . . «

»Wozu kann das nützen?« erwiderte Esperance mit kalter Würde. »Du brauchst Dich bei mir nicht zu entschuldigen. Um Dir diese Mühe zu ersparen, habe ich Dir das Gelingen meines Unternehmens erzählt. Ich habe den Folgen deines Verraths vorgebeugt. Ja, *Verrath* ist das richtige Wort; denn als solcher gibt er sich durch die Folgen zu erkennen, obschon Du nicht die Absicht hattest, zum Verräther an mir zu werden. Leugne daher nicht, suche Dich nicht zu rechtfertigen. Es würde Dir nichts nützen.«

»Aber man ist doch kein Verräther, wenn man überlistet wird . . . «

»Nenne es wie Du willst, es steht Dir frei.«

»Nie«, sagte Pontis außer sich, »nie werde ich dulden, daß man mir einen Verrath an der Freundschaft vorwerfe!«

»Wer spricht denn von Freundschaft, Herr von Pontis?«
erwiederte Esperance mit schonungsloser Härte. »Sie werden doch dieses Wort nicht auf uns beziehen? Es ist für uns nicht mehr verständlich, es ist von jetzt an unmöglich. Ich habe Sie schon gewarnt und Ihnen verziehen. Der Rückfall trennt uns auf immer. Gott hat mich gerettet; es wäre vermessen, wenn ich wieder so unbesonnen wäre Ihnen zu glauben. Ihr Freund ist nicht mehr; Sie haben ihn diese Nacht gemordet. Ich werde Sie hassen, so lange ein Athemzug in mir ist. Wir können nichts mehr mit einander gemein haben. Außer der Freundschaft verdienen Sie meine volle Achtung, denn Sie besitzen alle Eigenschaften, welche Sie derselben werth machen. Das ist aber auch Alles. Wir wollen uns grüßen, wie es sich unter Cavalieren geziemt. Aber von der Hand an den Hut, nicht mehr vom Herzen zur Hand. Adieu!«

Pontis wurde abwechselnd eiskalt und glühend heiß, als er diese harten Worte hörte; hätte er nicht gezittert, so hätte man ihn für eine versteinerte Leiche halten können. Von Zeit zu Zeit schien er seine Gedanken sammeln zu wollen. Seine Lippen bewegten sich, er streckte die Hand aus, um eine Bewegung zu machen; aber die Stimme seines Gewissens sprach zu laut und er dachte mit Entsetzen an die Gefahr, die sein Freund bestanden hatte. Endlich wich die Reue dem Zorn. Pontis wollte sich verantworten; in den gegen ihn gerichteten Beschuldigungen lag eine Ungerechtigkeit, gegen die er sich verwahren zu müssen glaubte.

»Ich bin schuldig«, erwiederte er mit behenden Lippen, »aber nur aus Unbesonnenheit . . . ich bin leichtgläubig, eigenwillig, vorwitzig gewesen; aber Sie sagen, ich hätte Sie im Rausch verrathen? das ist nicht wahr! Ich bin kein Verräther und habe gestern nicht getrunken. Ueber diese beiden Punkte wenigstens müssen Sie mir Rede stehen.«

Der Gardist trat keck vor seinen beleidigten Freund hin. Esperance sah ihn ruhig und mit Bedauern an.

»Es fehlte auch noch«, sagte er, »daß Sie mich wie in einer Schenke zur Rede stellen. Eine unglückliche Idee, Herr von Pontis, denn Sie wissen; daß ich Ihnen sowohl an Muth als in der Kunst,

den Degen zu führen, überlegen bin. Ich habe es Ihnen oft bewiesen. Ueberdies bin ich in meinem Recht und dies allein wäre genug, um mir die Oberhand zu geben, falls Sie während des Kampfes versuchen würden, meinen Blick auszuhalten. Aber der Teufel, der Ihnen diesen Rath gegeben hat, wird heute seine Mühe verlieren. Ich schlage mich mit Ihnen nicht und nehme meine Worte nicht zurück. Das Beste was Sie thun können, ist, über meine Vorwürfe nachzudenken und die Erfahrung, die uns Beiden so theuer zu stehen kommt, zum Besten Ihrer künftigen Freunde zu benutzen. Denn ich habe Sie wie einen Bruder geliebt, Herr von Pontis; ich habe mein launenhaftes, reizbares Naturell bezwungen, um ein liebenswürdiger Freund zu seyn, und ich glaube nicht, daß Sie mir in dem langen Zeitraume, wo wir einander nahe standen, einen einzigen Vorwurf zu machen hatten. Wenn ich mich irre, wenn Sie sich über mich zu beklagen haben, so reden Sie, ich werde Sie mit aufrichtigem Bedauern um Verzeihung bitten, denn die Freundschaft ist für mich ein reiner Strahl der göttlichen Güte, der durch die Erbärmlichkeiten der Menschen schon genug getrübt wird, und ich möchte seinen Glanz um keinen Preis vorsätzlich verdunkeln. Wenn ich Sie bis jetzt beleidigt, oder wenn ich Ihnen geschadet habe, so reden Sie!«

Pontis war außer sich vor Schmerz; seine Augen füllten sich mit Thränen, er drückte seine zitternden Hände auf's Gesicht und eilte schluchzend zum Zimmer hinaus.

Esperance blieb allein. Unter andern Verhältnissen würde ihn der Schmerz des Gardisten vielleicht gerührt haben. Aber im Vergleich mit dem was er selbst litt, hielt er die Leiden Anderer für sehr gering.

Der Mensch verzichtet nicht ohne schweren Kampf auf seine schönsten Jugendträume. Er will nicht in zwei Stunden alt werden, er waffnet sich mit aller Lebenskraft, die ihm zu Gebote steht; wie könnte man sich auch an ein Unglück gewöhnen, das man selbst geschaffen hat? Wie, sollte man auf Kosten seines eigenen Lebens großmüthig seyn?

»Ich habe keinen Freund, keine Liebe mehr«, dachte J Esperance; »es mußte so kommen. Die Eine ist mir nicht behilflich gewesen, die

Andere zu bewahren. Ich hatte ein doppeltes Glück, das mir durch zwei gleichzeitige Donnerschläge geraubt worden ist. Mein Leben, das gestern noch so reich, so vielversprechend war, ist jetzt öde und trostlos. Ueberall sehe ich nur Trümmer! O, Gabriele! holde, edelmüthige Freundin . . . ich habe wenigstens den Trost, dich zu beweinen. Verloren für mich in der Vollblüthe der Schönheit, ohne einen Makel, ohne einen Vorwurf . . . «

Er hielt inne, der Sturm, der in seinem Innern tobte, wurde zu heftig.

»Sey ein Mann, sagen die Tröster, das heißt: fasse Muth . . . Aber kann man Muth haben, ohne auf alle zarten Gefühle des Herzens, ohne auf alle süßen Erinnerungen zu verzichten? Ich liebte Gabriele, ich würde für Pontis mein Leben gelassen haben. Gabriele war das Ziel aller meiner Gedanken, sie begleitete jeden Pulsschlag meines Herzens. Seit ich sie kenne, ist nicht eine Minute verflossen, ohne daß die lauttönende Fiber, die mich vom Kopf bis zu den Füßen wie einen bronzenen Automaten erklingen machte, von der Erinnerung an sie berührt wurde. Jetzt ist die Fiber zerrissen, der leere Automat klingt nicht mehr!

»Und auch Pontis ist für mich verloren; ich werde ihn nicht mehr sehen den heitern Gesellschafter mit den feurigen schwarzen Augen, aus denen seine ganze Seele sprach, mit den weißen Zähnen, die immer etwas zu beißen haben wollten; ich werde über seine harmlosen Späße nicht mehr lachen. Es ist die Schuld dieser verhängnißvollen Liebe. Ich würde Pontis zu meinem Vertrauten gemacht haben, wenn ich offen hätte handeln können; er würde dann eingesehen haben, wie kostbar mir der Besitz eines Billets war, mit welchem ich Henriette im Respect halte, und dieses Billet würde er mir aus Mißtrauen gegen sich selbst zurückgegeben haben; ich würde dann noch Vertrauen zu ihm haben; ich würde nicht die bitteren Worte gesprochen haben, die wie ätzendes Gift unsere zehnjährige Freundschaft vernichten!

»Doch nein! das Verhängniß wollte es so: ich sollte Alles hoffen und Alles verlieren, mein Name bringt mir Unglück. Esperance! . . . Immer Esperance! . . . O Mutter, vergib mir!«

Er kniete vor seinem Betstuhl nieder und erhob seinen Geist zu den höheren Sphären, aus denen seine Mutter gewiß mit Wehmuth auf den unheilbaren Schmerz des geliebten Sohnes herabblickte.

6.

Entragues und Intriguen.

Der König ging zu Saint-Germain im Garten auf und ab. Er hatte Papiere in der Hand und schien mit großer Aufmerksamkeit zu lesen.

Aber diese scheinbare Geistesthätigkeit hatte nur den Zweck, die an den Fenstern des Schlosses etwa lauenden Personen zu täuschen. Heinrich IV. las nicht, studierte nicht, er sprach mit La Varenne, der mit bescheiden niedergeschlagenen Augen zu seiner Linken ging. Der kleine Mann verlor kein Wort des Königs und antwortete ihm, ohne daß ein neugieriger Beobachter ein Gespräch hätte ahnen können.

»Du sagst, daß sich die arme Henriette besser befindet?« fragte der König, indem er umblätterte.

»Ja, Sire, sie hat einen heftigen Anfall gehabt; ich glaubte, sie würde nicht mit dem Leben davon kommen.«

»Das wäre jammerschade gewesen. Es gibt keine schönere Nymphe an meinem Hofe. Nagt der Gram an dieser zarten Blüthe?«

»Es ist nicht zu verwundern, Sire; eine Person, die Ew. Majestät leidenschaftlich liebt und Ihre bevorstehende Vermählung mit einer Andern erfährt . . . «

»Man hat mir von einem furchtbaren Austritt erzählt, der in später Abendstunde die ganze Nachbarschaft geweckt.«

»Ein Austritt?« sagte La Varenne mit einer ganz unbefangener Miene; denn der König meinte die fatale Geschichte von dem zurückgenommenen Billet, und der Gönner der Familie Entragues suchte natürlich die Gedanken oder den Verdacht des Königs von dieser Geschichte abzulenken.

»Ja wohl, es soll ein entsetzlicher Tumult gewesen seyn. Man sagt, der Vater Entragues sey im Schlafrock, mit einer Axt in der

Hand, dazu gekommen. Man sprach von einem Billet . . . «

»Jetzt weiß ich was Ew. Majestät meinen. Es handelt sich um ein Billet . . . «

»Das mit Gewalt genommen wurde . . . «

»Ew. Majestät sind wohl unterrichtet«, sagte La Varenne mit einer Lakeienbewunderung. »Musterhafte Polizei!«

»Ziemlich gut, La Varenne . . . Was stand denn in dem Billet?«

»Die Sache verhält sich folgendermaßen, Sire. Mademoiselle d'Entragues hatte, wie gewöhnlich, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an Ew. Majestät geschrieben; der Vater kam dazu und nahm das Billet. Er wollte seine Tochter umbringen.«

»Ach! mein Gott!«

»Sie ist aus Beschämung und Gram fast gestorben.«

»Der alte Entragues ist also ein Wütherich?«

»Sire, er vertheidigt seine Ehre . . . Die Väter und Ehemänner haben an Ew. Majestät einen gefährlichen Nebenbuhler, denn Sie dürfen sich nur zeigen, um zu gefallen!«

»Und was ist daraus entstanden?« fragte Heinrich IV. der sich geschmeichelt fühlte, obschon er zu geistreich war, um es merken zu lassen.

»O! schreckliche Auftritte! . . . man hat der armen Henriette mit dem Kloster, mit Gefängniß gedroht.«

»Aber Henriette hat Muth; vertheidigt sie sich denn nicht?«

»Sie vertheidigt sich so gut sie kann; aber wie kann sie den Willen ihres Vaters besiegen?«

»Ich kenne Töchter, denen es gelungen ist.«

»Weil sie von Ihnen unterstützt wurden, Sire; die arme Demoiselle würde nichts fürchten, wenn Ew. Majestät sich ihrer annehmen wollten. Aber sie fühlt sich verlassen, und daher kommt ihr Schmerz.«

»Nimm Dich in Acht!« sagte Heinrich IV., als er in die Hauptallee trat; »Du kommst mir zu nahe, bleib etwas zurück. Ich sehe einige Vorhänge sich bewegen, man beobachtet uns.«

La Varenne bückte sich um, seine Schuhbänder fest zuknüpfen.

»Mademoiselle d'Entragues macht mir viele Sorgen!« setzte der König hinzu.

»Die Eroberung lohnt auch die Mühe, Sire. Lassen Sie ein so schönes Mädchen nicht aus Gram sterben. Ew. Majestät haben keine Ahnung, wie vollkommen diese Schönheit ist.«

»Was kann ich thun? . . . Der Vater ist ein Wütherich, und ich will Ruhe haben . . . «

»Er erwartet nur, daß man ihm Sand in die Augen streue; mit andern Worten, er will den Schein retten . . . und daneben auch etwas Wirklichkeit sehen. Es ist in der That sehr traurig, sagte noch gestern die arme Henriette, daß der König mich nicht einiger Opfer werth hält; wenn er wollte, könnte ich morgen Freiheit genug haben, um dem Zuge meines Herzens zu folgen.«

»Ei! ich will schon Opfer bringen, aber welches Entragues ist so habsüchtig!«

»Wie alle armen Leute, Sire.«

»Etwas Geld läßt sich schon auftreiben, wenn er sonst nichts wünscht. Ich arbeite redlich für meine Völker, und glaube daher das Recht zu haben, mich dann und wann in Ehren zu zerstreuen . . . Ich werde die Summe bald wieder einbringen.«

»In Frankreich ist ja der König Alles!« sagte der plumpe Schmeichler. »Ew. Majestät gehen sehr gewissenhaft mit Ihrem Gute um.«

»Aber das arme Mädchen muß sich sehr kränken, so behandelt zu werden, nicht wahr, La Varenne?«

»Sie leidet wahre Folterqualen. Sie sagte zu mir, der König zeige nur, daß er mich als Demoiselle behandeln will; er verspreche mir nur . . . «

»Mein Gott! was denn?«

»Einen dauernden Platz in seinem Herzen.«

»Das ist leicht.«

»Zu versprechen, ja wohl, Sire.«

»Nun, sie verlangt ja ein Versprechen . . . «

La Varenne blieb stumm.

»Sie erwartet doch kein Eheversprechen? Ich vermäle mich ja mit der Herzogin von Beaufort.«

La Varenne lachte im Stillen. Heinrich IV. bemerkte es.

»Warum lachst Du?« sagte er.

»Weil Ew. Majestät aus übergroßem Zartgefühl immer das Gegentheil von dem thun, was zum schnellen Gelingen nothwendig wäre.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ist es mir erlaubt, ganz offen zu reden?«

»Ja, erkläre Dich deutlich.«

»Die Familie d'Entragues ist eitel und . . . habsüchtig.«

»Ich glaube es wohl.«

»Die Verwandten quälen daher die arme Henriette, weil sie ihrem Hochmuth und Geiz nicht genug Befriedigung bietet.«

»Ich hoffe, daß man den Geiz befriedigen kann, ohne sich zu ruinieren.«

»Auch den Hochmuth, Sire. Ein Beispiel: die Herzogin von Beaufort glaubt, daß Ew. Majestät sich mit ihr vermälen werden, nicht wahr?«

»Allerdings; sie hat Recht.«

»Sie hat Recht. Aber Ew. Majestät sind schon vermält. Die Herzogin muß daher Vertrauen zu Ew. Majestät haben, um die Auflösung der ersten Ehe abzuwarten. Warum sollte die Familie d'Entragues nicht eben so gut glauben wie die Herzogin, wenn Ew. Majestät geruhen, der Demoiselle Henriette dasselbe zu versprechen?«

»Ich werde es ihnen nicht versprechen. Glaubst Du denn, La Varenne, der König von Frankreich sey ein Galgenvogel wie Du? Ein Wort ist ein Wort! Fouquet! König ist König!«

La Varenne krümmte den Rücken. »Es gibt ja Versprechen und Versprechen«, sagte er.

»O! wenn sie sich mit so Wenigem begnügen«, erwiderte Heinrich IV. Lachend, »so ist die Sache möglich.«

»Sire, die Familie Entragues kann hier gar nicht in Betracht

kommen; kommen Sie nur der armen Henriette zu Hilfe, Sire, oder geben Sie sie ganz auf, lassen Sie sie am gebrochenen Herzen sterben; sie wird weniger leiden, als durch die Verfolgungen ihrer Familie.«

»Gott behüte, daß ein so reizendes Wesen durch meine Grausamkeit umkomme!«

»Dann kommen Sie ihr wenigstens scheinbar zu Hilfe, Sire . . . damit sie ihren Verfolgern gegenüber wenigstens einige Ursache zu handeln hätte. Ein Versprechen, das ihr gegeben wird, ist Henriettens Rettung, ist die Freiheit, ist das Recht, in die Arme ihres Königs zu eilen. Wenn es später darauf ankommt, die Rechnung mit den Verwandten auszugleichen, so kann sie ihnen ins Gesicht lachen und Bankrott machen. Um so mehr, da die Schuld nicht bezahlt werden kann, denn Ew. Majestät sind ja bereits vermählt.«

»Der Rath ist nicht ganz dumm«, sagte Heinrich nachsinnend.

»Und höchst menschenfreundlich, Sire, abgesehen von dem Nutzen . . . «

»Fouquet, wenn Du davon sprichst, so raubst Du mir das Verdienst der Menschenfreundlichkeit«, erwiderte der König in dem heitern Tone, den er in derlei Gesprächen anzunehmen pflegte.

»Ich kann also einigen Balsam auf die Wunden der armen Henriette träufeln? . . . O! Sire, sie wird überglücklich seyn!«

»Versprich nicht zu viel . . . Geh, Du Unhold . . . geschwind fort, denn ich sehe Rosny in den Garten kommen. Wer begleitet ihn denn? Ich fange an etwas kurzsichtig zu werden.«

»Es ist Zamet, Sire, und da drüben auf der Esplanade steht Herr von Crillon, der mit einem Gardisten spricht.«

»Ernste Gesellschaft. Nimm Dich in Acht«, sagte Heinrich IV., der wieder sehr eifrig in seinen Papieren blätterte.

La Varenne schlüpfte wie ein Wiesel ins Gebüsch. Heinrich ließ den Minister nahe kommen.

Sully sah noch immer ernst und nachdenkend aus. Er gehörte zu denen, welche die Grazien verscheuchen, wie Plato sagt. Aber an

diesem Tage war sein Gesicht noch düsterer als gewöhnlich, und es fiel dem Könige sogleich auf.

»Kommst Du denn als Leichenbitter, lieber Rosny?« rief ihm Heinrich IV. lachend entgegen. »Was gibt's Neues? Haben sich die Thaler in meinen Cassen etwa in Baumblätter verwandelt, wie in dem arabischen Märchen?«

»Nein, Sire, das Geld Ew. Majestät ist von guter Währung und es mehrt sich täglich. Ich habe mir erlaubt, den König zu stören, um eine entscheidende Antwort zu erhalten.«

»Worüber, Rosny?«

»Ueber das große Ereigniß . . . « erwiderte der Minister mit einem Seufzer.

»Ueber meine Vermählung! . . . Sie kommen immer darauf zurück: werden Sie sich denn nie daran gewöhnen?«

»Nein, Sire, nie«, erwiderte der Hugentott, sehr ernst.

»Aber Sie müssen sich doch daran gewöhnen, lieber Freund, sonst würden Sie auch nicht gewohnt werden, mich glücklich zu sehen.«

Rosny blieb unbeweglich.

»Ich dachte an eine andre Allianz für Euer Majestät«, sagte er endlich. »Eine reiche, große Allianz.«

»Bah! die Zufriedenheit ist der wahre Reichthum des Menschen . . . «

»Aber nicht eines Königs.«

»Lieber Freund, ich habe Ihnen meine Gründe zu Gunsten dieser Heirath bis zum Ueberdruß wiederholt. Jetzt muß ich Ihnen erklären, daß sie nothwendig geworden ist, man spricht überall davon.«

»Wenn nur diese Nothwendigkeit . . . «

»Genug, Rosny, Du thust mir weh mit deinen Einwendungen. Du kannst nicht gegen diese Vermählung sprechen, ohne die Herzogin von Beaufort zu beleidigen.«

»Nein, Sire«, erwiderte Sully lebhaft, »mein Angriff ist nicht gegen die Braut, sondern gegen die Vermählung gerichtet.«

»Laß es gut seyn, Sully, mein Entschluß ist gefaßt. Ich weiß wohl,

was du dazu sagen wirst, was alle Leute dazu sagen werden, doch daran liegt mir wenig. Ich weiß auch, daß es heirathsfähige Prinzessinnen in Europa gibt, und daß ich mich aus politischen Gründen für diese oder jene entscheiden könnte. Aber es ist zu spät. Ich werde ohne Prinzessin glücklich seyn.«

»Wenigstens, Sire, vermählen Sie sich nicht, schlagen Sie Ihre Freiheit nicht in Fesseln.«

»Eben durch eine Vermählung mache ich mich frei. Ich muß Erben haben, die Herzogin schenkt mir Kinder, die so schön und lieblich sind wie sie. Wenn ich mich nicht vermäle, so habe ich nur Bastarde, die mit auf dem Thron nicht nachfolgen können; wenn ich mich nicht vermäle, so entsteht noch ein Weiberkrieg um meine Person. O! lächeln Sie nicht, Sully, man liebt mich, und wenn Sie das nicht glauben, so glauben Sie wenigstens, daß man nach einem Antheil an meiner Krone lüstern ist. Ich bin von Intriguen und Zänkereien umgeben, die meinem Ansehen schaden. Zehn Herzoge von Mayenne mit eben so vielen Kriegsheeren würden meinen Staat nicht so gefährden, wie zwei Evastöchter, die einander den Graubart streitig machen. Ich fürchte die Weiber; ich will nicht, daß ihr Ehrgeiz die Ruhe meines Volkes störe. Sobald ich vermält bin, hören alle diese Intriguen von selbst auf. Ich kenne mich, ich brauche Zerstreung; mitten im größten Glück gehe ich auf Abenteuer aus. Gabriele macht mich jetzt so glücklich, wie ich noch nie war, und gleichwohl suche ich Zeitvertreib in Liebesintriguen. Es ist einmal meine schwache Seite. Sobald sie Königin ist, hat sie nichts mehr zu fürchten; allen gegen mein schwaches Herz abgeschossenen Pfeilen der Amazonen werde ich einen Schild entgegenhalten, an welchem sie abprallen werden. Ich habe Ihnen oft als Fürst meine Politik erklärt; heute stelle ich Ihnen als Mann meine Lage dar; würdigen Sie dieselbe und machen Sie mir die Freude, mich nicht mehr zu beunruhigen, denn Sie sind ein einsichtsvoller Mann, Ihre Meinungen gelten etwas bei mir, und jeder Widerstand von Ihrer Seite ist mir unangenehm.«

»Sire«, erwiderte Sully, der diese offene Sprache nicht erwartet hatte, »wenn nur der Mann redete, so würde ich mir erlauben zu

antworten und ich würde auch gute Gründe anführen können. Aber ich glaube hauptsächlich den König gehört zu haben; ich werde daher, wie schwer es mir auch wird, von jetzt an aufhören, über das Wohl des Staates zu wachen.«

Der König runzelte die Stirn.

»Leider«, fuhr Rosny fort, »ist der Weg der Wahrheit sehr mühselig und dornenvoll! Mit welchen Schwierigkeiten muß der treue Diener kämpfen, der seinen Herrn auf diesen Weg führen möchte! Ew. Majestät sagen, daß meine Meinungen etwas bei Ihnen gelten, und doch nehmen Sie mich nicht in Rath . . . «

»Ich weiß nur zu gut, was ich hören würde.«

»Vielleicht«, erwiderte der Minister, »wollen Ew. Majestät keine Gegenvorstellungen hören, weil Sie Ihre eignen Meinungen mißbilligen.«

»Das will ich zugeben; aber mein Entschluß steht fest. Ich liebe die Herzogin, und würde auf keinem Throne Europa's eine Braut finden, die durch ihre Sanftmuth, durch ihre unvergleichliche Schönheit und ihre Uneigennützigkeit meiner Liebe würdiger wäre. Es wäre treulos, wenn ich auch anhören wollte, was man etwa gegen sie sagen könnte, denn sie ist über jede Lästerung erhaben. Die böse Welt würde freilich noch immer ein Mittel finden, sie anzuschwärzen, wenn ich solchem eitlen Geschwätz Gehör geben wollte.«

»Allerdings, Sire.«

»Einer Prinzessin würde es nicht besser ergehen . . . Doch, wir wollen abbrechen, Rosny. Glauben Sie nur, ich werde Ihr Stillschweigen höher schätzen, als alle Ihre Gegenvorstellungen.«

»Es gibt indes gewisse Thatsachen, die dem Willen Ew. Majestät einige Hindernisse in den Weg legen werden.«

»Was meinen Sie?« fragte Heinrich.

»Ew. Majestät haben gewiß noch nicht vergessen, daß es noch eine Königin Margarethe gibt.«

»Gott bewahre! meine Gemalin habe ich nicht vergessen; ich habe zu viele Gründe, an sie zu denken.«

»Sire, die Einwilligung der Königin ist unerlässlich zur Scheidung.«

»Weiter!«

»Und sie verweigert ihre Zustimmung zu einer Vermählung, die weder Ew. Majestät noch dem Lande zum Vortheil gereichen würde.«

»Was bedeutet das?« sagte Heinrich IV. etwas betroffen, »und seit wann mengt sich die Königin Margarethe in Staatsangelegenheiten? Ich werde es nicht dulden, merken Sie sich das! Aber diese ganze Intrigue ist gegen die Herzogin gerichtet man sucht durch erbärmliche Hindernisse . . . «

»Diese Hindernisse«, sagte Sully, den König unterbrechend, »diese Hindernisse sind nur zu groß, und Ew. Majestät würden Unrecht haben, sie zu gering zu schätzen. Sie können sich nicht wieder vermählen, wenn die Königin Margarethe ihre Zustimmung verweigert; der heilige Vater würde keinen Machtspruch thun.«

»So boshaft wäre Margarethe!« sagte Heinrich IV. Entrüstet. »Was hat ihr denn Gabriele gethan?«

»Sire, die Königin erklärt, daß sie nur einer Dame von ihrem Range den Platz abtreten will.«

»Mordieu!« eiferte der König; »ihr Rang! Ich hätte ihr den Rang schon zwanzigmal nehmen können; an Gelegenheit hat es nicht gefehlt! Ich habe diese Tochter Frankreichs zu zart behandelt! Ich habe sie wegen ihren Intriguen und Ausschweifungen nicht ins Kloster geschickt; ich habe das immer gährende Blut der Valois nicht im feuchten Verließ abgekühlt und das ist der Lohn für diese Güte und Langmuth! Ventre-Saint-Gris! ich werde das Versäumte nachholen!«

»Es würde vielleicht gefährlich seyn.«

»Ich bedaure Sie«, erwiderte der König. »Ich werde alle Ihre Gefahren über den Haufen werfen. Ich werde Aufsehen machen, da man es durchaus will! Die alte Magarethe haßt die jugendlich frische Gabriele; sie blickt mit Neid auf ihren blühenden Frühling, auf ihre reizenden Formen. Cap de Diou! ich werde die Tochter Frankreichs in ein Strafkloster stecken!«

»Sire«, entgegnete der Hugenotte, »Ew. Majestät werden dadurch nicht frei.«

»Mort de ma vie! ich werde Witwer! Gehen Sie mit Ihren Töchtern Frankreichs zum Teufel! . . . Nehmen Sie sich in Acht! Sie werden es mit mir zu thun haben, wenn Sie mit meinen Feinden gemeinschaftliche Sache machen. Gehen Sie! — Komm' her, Crillon! Du bist ein Mann nach meinem Herzen; alle Uebrigen haben sich gegen mich verschworen!«

Sully war tief gekränkt; er machte, ohne etwas zu erwiedern, eine steife Verbeugung und ging langsam ins Schloß zurück. Zamet, der ihn mit Ungeduld erwartete, erkundigte sich nach dem Erfolg eines Schrittes, der ihm sicherlich mitgetheilt worden war.

»Es ist keine Hoffnung mehr für Ihre toscanische Prinzessin«, erwiederte der Minister. »Die Herzogin von Beaufort wird Königin. O! machen Sie immerhin Grimassen; wenn Sie nur Gesichter schneiden können, um dieses Unglück zu verhüten, so bücken Sie sich, der Ziegel fällt!«

Dann ging er in höchst erbitterter Stimmung fort.

Zamet sah ihm mit einem stechenden Blicke nach und entfernte sich von einer andern Seite, indem er für sich sagte: »Das wollen wir doch sehen!«

Unterdessen hatte sich Heinrich IV. an Crillon's Arm gehängt, wie ein Schiffbrüchiger, der ein Brett ergreift, um sich zu retten. Er athmete tief auf.

»Ach! lieber Crillon«, sagte er, »wir bin ich geplagt!«

»Wer ist wohl jetzt nicht geplagt, Sire?«

»Bist Du auch unzufrieden?«

»Leider!«

»Weißt Du wohl, daß sich aus diese schlechten Franzosen gegen mich verbündet haben?«

»Nicht möglich! . . . Warum denn?« fragte der brave Chevalier.

»Weil ich meine Geliebte heirathen will.«

»Es ist allerdings ein politischer Schritt«, erwiederte Crillon.

»Was! auch Du . . . «

»Aber da die Sache nur Ew. Majestät angeht und da Sie nicht mehr unter Vormundschaft stehen«, fuhr Crillon fort, »so heirathen Sie, Sire. Harnibieu! heirathen Sie in Gottes Namen.«

»Das läßt sich hören!« sagte Heinrich IV., indem er den Chevalier in seine Arme schloß.

»Mein Gott! die Eine oder die Andere«, setzte Crillon hinzu, »es ist immer ein fatales Ding. Der Guckuck hole alle Weiber!«

»Warum sagst Du das so erzürnt?«

»Weil . . . weil ich mich ärgere, Sire. Sehen Sie jenen Gardisten dort?«

»Warte nur«, sagte Heinrich IV. indem er die Hand über die Augen hielt, um besser zu sehen.

»Ein tüchtiger Soldat, der den Teufel im Leibe hat und nicht mit Gold zu bezahlen ist.«

»Ich sehe ihn. Was ist mit ihm?«

»Er will seinen Abschied nehmen. Er ist Ihr bester Gardist.«

»Wie heißt er?«

»Pontis.«

»Ja, richtig, ich kenne ihn; er ist ein tüchtiger Soldat. Und warum will er seinen Abschied haben?«

»Weil er sich mit seinem Freunde gezankt hat . . . wegen eines Frauenzimmers . . . Er ist so trocken und gelb geworden wie Pergament, und schlottert als ob er das kalte Fieber hätte. Und wegen eines Frauenzimmers! Harnibieu! Aber ich lasse ihn nicht fort . . . Sire, haben Sie die Gnade ihn kommen zu lassen.«

»Seht gern.«

»Und befehlen Sie ihm, unter der Garde zu bleiben.«

»Wenn Dir so viel daran liegt.

»Ja, er muß bleiben!«

»So rufe ihn, ich werde ihn kurz abfertigen.«

Crillon gab einen Wink und der widerspänstige Gardist wurde vor den König geführt.

Pontis war nicht mehr zu erkennen. Der Gram hatte seinen Augen

den Glanz geraubt, seine frische Farbe war verschwunden, sein Körper abgemagert.

Er stand drei Schritte vor Heinrich IV. Still. Der König sah ihn eine Weile mit Wohlwollen an und sagte:

»Ich erwarte, daß man in meinen Diensten bleibe,-Cadet. Du sollst es gut haben, das verspreche ich Dir! Ich werde auf deine Beförderung bedacht seyn.«

Pontis wollte antworten.

»Ich befehle«, sagte der König, indem er ihn auf die Schulter klopfte.

Zugleich griff er in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll Goldstücke.

Damals schätzte es sich ein Edelmann zur Ehre, Geld vom Könige zu empfangen.

Pontis schwieg und würde an die Goldstücke nicht gedacht haben, wenn ihm der König nicht die Hand zgedrückt hätte.

»Er ist krank«, sagte Heinrich IV., der ihn noch mit Theilnahme betrachtete. »Pflege Dich, Cadet!«

Er ging fort. Crillon trat auf Pontis zu.

»Und wenn Du Tollkopf desertierst«, setzte der Chevalier hinzu, »so lasse ich Dich in Stücke hauen!«

»Das ist mir ganz egal«, sagte Pontis, dessen Augen ganz roth waren.

»Nun, Du willst wohl gar weinen, Du großes Kalb! Es ist gut. Ich gehe nach Paris. Ich werde mit Esperance reden . . . Harnibieu! jetzt fängt er wirklich an zu weinen. sagte Crillon gerührt. »Welch' ein Esel!«

Diesen gutgemeinten Trost begleitete er mit einem derben Schlag auf die Schulter des Gardisten; aber der arme Pontis hatte nicht mehr die Kraft, eine solche Liebkosung zu ertragen; er sank zusammen und setzte sich auf den Rasen.

7.

Das Geständniß.

Crillon hielt sein Versprechen. Denselben Abend kam er nach Paris und begab sich zu Esperance. Der Chevalier nahm sich nicht die Zeit zu beobachten, was um ihn vorging; er bemerkte weder die Dienerschaft, welche Hausgeräth und Gepäck forttrug, noch das zugleich traurige und unruhige Aussehen des Hauses; denn das Haus ist immer ein treuer Spiegel der Stimmung des Herrn.

Crillon ließ sein Pferd und seine Leute im Hofe und ging in den Garten, wo sich Esperance befinden sollte.

Der kühle trübe Abend versprach eine stürmische Nacht. Der Wind trieb in den Alleen das dürre Laub auf. Die Blumen waren abgeblüht, und nur das ewige Grün der Tannen und Fichten schmückte noch den Garten. Das Wasser plätscherte nicht mehr so lustig wie im Sommer. Die schwarzen stummen Vögel saßen mit gesträubten Federn in den entlaubten Baumgipfeln. Sogar der Sand knarrte lauter und fast unheimlich unter den Füßen des Spaziergängers.

Esperance ging nachsinnend in der Hauptallee auf und ab, als der Chevalier ihn rief.

Der junge Cavalier sah sich um, als er die befreundete Stimme hörte.

»Willkommen Chevalier«, sagte er freudig überrascht. »Ich war eben im Begriff, Sie zu besuchen.«

Crillon war ganz betroffen, als er die auffallende Veränderung in den Gesichtszügen seines Lieblings bemerkte. Esperance war blaß, seine Wangen waren eingesunken, seine Augen matt; er lächelte wie ein Gespenst, welches der Erde einen Besuch abstattet.

»Er auch!« sagte der Chevalier erstaunt. »Es ist also eine Seuche! Warum sind Sie denn so abgewelkt, so kraftlos und verstimmt wie

der arme Pontis?«

Eine flüchtige Röthe verbreitete sich über das Gesicht des jungen Cavaliers, aber er antwortete nicht.

»Ist es der Kummer über das Zerwürfniß?« fragte der Chevalier.
»Vielleicht? Nun, dann müßt Ihr Euch wieder versöhnen.«

»Unmöglich, Herr Chevalier!«

»Wie! wegen eines Frauenzimmers wollt Ihr Feinde bleiben?
Harnibieu! das ist unmöglich!«

Esperance erröthete lebhaft, seine Augen sprühten Feuer.

»Wer hat Ihnen gesagt, Herr Chevalier, daß ein Frauenzimmer die Ursache meines Bruches mit Pontis sey?«

»Er selbst, pardieu!«

»Und . . . hat er einen Namen genannt?« fragte Esperance mit einer Hast, die dem Chevalier nicht entging.

»Nein. Pontis ist ein Ehrenmann. Er hat mir nichts Näheres mitgetheilt. Ich möchte in der That wissen, welche Evastochter in der Welt verdient, daß sich zwei Freunde um ihretwillen entzweien. Pontis grämt sich zu Tode und Sie ebenfalls. Es ist hohe Zeit diesem Zauber ein Ende zu machen. Ihr Beide werdet mager, daß es zum Erbarmen ist. Esperance, Sie sind kein Murrkopf, kein Trotzkopf, Sie haben gewiß nicht Unrecht; Sie sollten den ersten Schritt thun.«

Esperance schwieg mit der Hartnäckigkeit eines unabänderlichen Entschlusses. Crillon konnte seine Ungeduld nicht mehr bezwingen.

»Ich habe versprochen«, fuhr er fort, »Euch Beide auszusöhnen, ich habe die Sache in Gegenwart des Königs zur Sprache gebracht.«

»Wozu kann das nützen?« erwiderte Esperance auffahrend.
»Hat der König nicht ohnedies schon genug Sorgen? Wie kann ihn ein Zerwürfniß zwischen Esperance und Pontis interessieren? Was wird er von uns denken? Was wird der Hof dazu sagen?«

Crillon war erstaunt über den heftigen, leidenschaftlichen Ton. In seinem lebhaften Geiste fanden die Keime des Argwohns ein rasches Wachsthum.

»Wie Sie das sagen!« erwiderte er und betrachtete forschend die

schnell wechselnde Gesichtsfarbe seines jungen Freundes. »Wenn ich geahnt hätte, daß Sie sich so sorgsam vor Sr. Majestät verstecken, so würde ich kein Wort davon gesprochen haben.«

»Ich versteckt mich nicht, Herr Chevalier, aber . . . «

»Ich bin indiscret gewesen«, unterbrach ihn Crillon, »ich sehe es wohl; und wer weiß ob ich nicht lästig werde.«

»O! glauben Sie das nicht!«

»Die Angelegenheiten der Jugend kümmern mich nicht mehr, und das Interesse, welches ich daran nehme, ist eine Tactlosigkeit, nicht wahr? Die Geheimnisse der jungen Leute müssen für mich jetzt wie die Waffen seyn, die ein Greis nicht mehr zu führen weiß, ohne sich oder Andere zu verletzen. Meine Absicht war wenigstens gut, das werden Sie nicht verkennen.«

Der Chevalier wandte sich ab, um nicht sehen zu lassen, wie er sich durch den Vorwurf verletzt fühlte.

»Sie thun mir weh, Herr Chevalier«, sagte Esperance bewegt, »wenn Sie glauben, daß ich Mißtrauen gegen Sie hege.«

»Es ist eine Ewigkeit, daß Sie mich nicht besucht haben, nicht auf die Jagd geritten, nicht am Hofe erschienen sind. Man spricht davon, man wundert sich darüber.«

»Ich mied die Menschen.«

»Wegen eines Zerwürfnisses mit Pontis! die Sache ist also wirklich Ernst?«

»Ja, völliger Ernst.«

»Warum haben Sie mir's verheimlicht?«

»Ich war eben im Begriff, Sie aufzusuchen und es i Ihnen zu sagen«, antwortete Esperance mit einer Verlegenheit, die den Chevalier peinlich berührte.

Crillon betrachtete nun die ihn umgebenden Gegenstände mit größerer Aufmerksamkeit. Er bemerkte nun erst die mit Einpacken beschäftigten Diener, deren Eile nichts Gutes ahnen ließ.

»Sie wollten mich aufsuchen, Esperance? Wo denn?«

»In Ihrem Hause.«

»Man könnte glauben, Sie wollten mit all diesem Gepäck eine

Reise in das heilige Land, nach Amerika oder in den Mond machen!« sagte der Chevalier, der zu lachen versuchte, in der Erwartung, seinen Freund zu erheitern.

Aber Esperance erwiderte ernst: »Ich will wirklich abreisen, und der Hauptzweck meines Besuches sollte das Abschiednehmen seyn.«

Crillon wurde ernstlich besorgt. Alles was er sah, schien ihm bedenklich. Sein Argwohn begann deutlicher hervorzutreten.

»Sie scherzen, nicht wahr?« fragte er und faßte die Hände seines jungen Freundes.

»Nein, lieber Chevalier, es ist mein voller Ernst, ich reise ab.

»Wieder nach Venedig?«

»Nein«, sagte Esperance mit tiefer Wehmuth. »In Venedig würde ich nur neuen Kummer finden.«

»Mein Gott! wohin reisen Sie denn? Sie spannen mich auf die Folter!«

»Ich weiß es nicht« mein theurer Gönner, aber ich werde weit reisen und lange ausbleiben.«

»Halt!« sagte Crillon nach einer peinlichen Pause, in welcher er sich in Vermuthungen erschöpfte, um den Beweggrund eines solchen Entschlusses zu errathen. »Wenn Ihnen ein zweifelhaften gefahrvoller Kampf bevorstände, so wären Sie gewiß zu mit gekommen, um meinen Beistand oder wenigstens meinen Rath in Anspruch zu nehmen.«

»Herr Chevalier . . . «

»Denn Sie vergessen nicht, Sie können nicht vergessen«, setzte der Chevalier mit bewegter Stimme hinzu, »daß ich Ihnen gleich nach Ihrer Ankunft in Paris meine Freundschaft, meine Hilfe anbot, daß ich Ihnen entgegenkam.«

»Diese Erinnerung ist der einzige Trost, der mir bleibt«, sagte Esperance, den die plötzliche Veränderung in Ton und Benehmen des Chevalier in Verlegenheit setzte.

»Der einzige Trost, der Ihnen bleibt! Was ist Ihnen denn geschehen? Weshalb bedürfen Sie des Trostes? O! diese

Geheimnißkrämerei verbirgt irgend ein Unglück. Wir wollen den Schleier zerreißen; es ist eine Wunde darunter verborgen, ich will sie sehen! Ich habe das Recht dazu.«

»Herr Chevalier . . . ich weiß es selbst nicht recht.«

»Leere Ausflüchte! Sie sind, trotz Ihrer Apollolarve, der festeste, entschiedenste Charakter, den ich kenne. Wenn ein Mann von Ihrem Schrot und Korn die Lippen zusammenpreßt, so will er eine Grimasse verbergen, und es ist ein Beweis, daß er einen heftigen Schmerz verheißt. Jetzt antworten Sie klar und entschieden; warum sind Sie so verändert, warum verstecken Sie sich, warum haben Sie sich mit Pontis entzweit? Kurz und gut, warum wollen Sie abreisen? O, zerkratzen Sie sich die Hände nicht mit den Nägeln, beißen Sie sich nicht in die Lippen! Ich bin da, ich halte Sie fest, ich lasse Sie nicht aus den Augen. Lassen Sie hören!«

Bei diesen Worten, welche Crillon mit der ganzen Autorität seines Alters, seines Ranges und Ruhmes sprach, hielt er Esperance am Ende der Allee mit einiger Gewalt fest, setzte ihn auf eine Bank und nahm an seiner Seite Platz.

»Warum wollen Sie abreisen?« wiederholte er.

Esperance bekämpfte seine Verlegenheit und antwortete:

»Weil ich mich in Paris langweile.«

»Das ist unmöglich, Sie sind so reich wie keiner von uns, Sie sind gesund und kräftig, bei Jedermann beliebt, Sie können sich nicht langweilen.«

»Ich würde nicht abreisen, wenn es nicht der Fall wäre.«

»Ich sehe, daß ich die Frage schlecht gestellt habe; Sie wollen mir entweichen. Ich sehe, daß Sie wenig Freundschaft und Achtung für mich haben.«

»Herr Chevalier, ich habe Ihnen gesagt, daß ich nur, noch Sie in der Welt habe.«

»Mordieu! wenn Sie mir gut sind, so beweisen Sie mir's! Sie sind sehr jung, ich bin alt, ich muß Ihnen das Beispiel des Muthes geben. Aber wenn ich mich verwundet fühlte, würde ich Sie um Hilfe anrufen.«

»Ach, Herr Chevalier, man hat nicht immer das Glück, um Hilfe rufen zu können, wenn man leidet.«

Diese Worte waren von einem tiefen Seufzer begleitet.

»Mir kann man Alles sagen«, entgegnete der Chevalier; »ich bin Crillon!«

»Das ist wahr. Nun, warum sollte ich's verhehlen? Sie sehen nur zu gut, daß ich unglücklich bin.«

»Du, mein Sohn?« sagte der brave Krieger zärtlich. »Esperance ist unglücklich? seit wann?«

»O, die Zeit thut nichts zur Sache, Herr Chevalier.«

»Noch vor kurzem warst Du seelenvergnügt.«

»Diese Zeit ist vorüber. Doch lassen Sie uns abrechnen. Der Schmerz ist ja ein Theil des Lebens, und das Leben müssen wir hinnehmen, wie es einmal ist, gut oder schlecht. Als ich glücklich war, jubelte ich nicht, warum sollte ich jetzt laut verzweifeln? Ich könnte übrigens schwache Augenblicke haben, und ich will mich den Leuten nicht zum Gespött machen. Deshalb will ich abreisen.«

Crillon schüttelte traurig den Kopf.

»Esperance«, sagte er, »deine Abreise hat einen andern Grund.«

»Was meinen Sie?«

»Du verhehlst mir die wahre Ursache. Du bist ein unabhängiger Charakter, Du könntest in der Einsamkeit leben und von Niemanden gesehen werden. Ueberdies würde eine Reise in eine Provinz genügen; aber Du sagtest: ich mache eine weite Reise und werde lange ausbleiben.

»Ja, um mich zu zerstreuen, Chevalier.«

»Vielleicht Liebesgram?« sagte Crillon mit Theilnahme.

Esperance erröthete, aber er wußte sich zu beherrschen und antwortete:

»Ich gestehe es, wenn Sie mich auch wegen dieser Schwäche verspotten.«

»Das werde ich nicht thun. Ich weiß an jedem Schmerz theilzunehmen. Ich bin jung gewesen, ich habe geliebt«, setzte er mit zutraulichem Lächeln hinzu; »es gibt indeß Heilmittel für den

Liebesgram.«

»Nicht wahr, die Abwesenheit?«

»Nein. Die Abwesenheit ist vielmehr eine der größten Qualen. Der Gram wird gemildert, wenn man sich der Geliebten nähert; Du hingegen scheinst sie zu fliehen, denn Du willst ja abreisen.«

»Das ist wahr.«

»Ich kann nicht denken, daß Du nicht wieder geliebt würdest . . . Das wäre eine abgeschmackte Voraussetzung. Ist sie vielleicht todt?«

»Ich bitte Sie, bestürmen Sie mich nicht mit Fragen«, sagte Esperance; »Sie wissen schon mehr, als mein armes Herz sagen wollte . . . Dringen Sie nicht in mich.«

Crillon hörte nicht, er setzte nachsinnend und wie mit sich selbst redend hinzu: »Ich kenne keine junge Dame von Stande, die seit Kurzem in Paris gestorben wäre . . . Es gibt freilich noch eine andere Liebesqual: die Verheirathung der Geliebten. Aber außer der schönen Gabriele kenne ich keine junge Dame, die sich vermählen wird.«

Esperance wurde leichenblaß und wandte sich schnell ab.

Crillon, der bisher nachdenkend vor sich niedergeschaut hatte, sah ihn an.

»Ach! mein Gott!« dachte der Chevalier, dem diese durch seine letzten Worte hervorgerufene Verlegenheit auffiel.

»Herr Chevalier«, sagte Esperance, indem er hastig aufstand, »es wird spät, der Abend ist kühl. Soll ich die Pferde in den Stall führen lassen?«

»Ja«, erwiderte Crillon, der sich mit zitternder Hand den Schnurbart strich.

Esperance ging mit ihm auf das Haus zu; er eilte ihm voraus. Seine Bewegungen waren hastig und unruhig seine Stimme bebte.

Crillon ließ ihn einige Befehle ertheilen und ging in's Haus, wo er ihn aufmerksam beobachtete. Als Esperance etwas heiterer erschien, nahm der Chevalier seinen Arm, führte ihn in den großen venetianischen Saal und schloß sich mit ihm ein.

Esperance war ziemlich unbefangen und sorglos, aber aus den Händen des braven Crillon kam man nicht so leicht. Der Letztere hatte Zeit gehabt, die Sache in Erwägung zu ziehen und einen festen Entschluß zu fassen.

»Esperance«, sagte er, »ich kenne Ihr Geheimniß, ich weiß warum Sie abreisen wollen. Die Dame, welche Sie lieben, wird sich vermälen.«

»In der That«, erwiderte Esperance mit kaum vernehmbarer Stimme; »Sie verdoppeln meine Qualen. Ich will abreisen, um einem quälenden Gedanken zu entgehen, und Sie drängen mir ihn ohne Erbarmen immer wieder auf. Ja ich liebe eine Dame, die sich vermälen wird, eine Dame, die der König zu seiner Gemalin erkoren. Errathen Sie jetzt? Sind Sie zufrieden? Werde ich wenigstens das Glück haben, aus Ihrem Munde zu hören, daß ich der unglücklichste Mensch bin!«

»Armer Esperance«, erwiderte Crillon, »Sie hatten Recht. Für diesen Schmerz gibt es kein Heilmittel. O, unglücklicher Freund! Gott bewahre mich, daß ich Ihre Lage noch trostloser mache!«

»Nicht wahr, lieber Freund, Sie werden mich wenigstens bedauern?«

»Unter gewöhnlichen Verhältnissen«, fuhr der alte Krieger fort, »würde ich Ihnen nicht alle Hoffnung rauben. Ich würde Sie aneifern, alle Hindernisse zu überwinden und sich die Geliebte mit Gewalt zu erobern. Denn Sie sind mir, theuer und werth, Esperance, und ich würde zu jedem tollen Streiche bereit seyn, um Sie zu trösten. Aber was ist hier zu thun? Ich kann Sie nur beschwören, nicht mehr an diese Dame zu denken.«

»Ja«, erwiderte Esperance hastig, »es ist ein Bild ohne Körper, ein Traumgesicht und Sie sind zu vernünftig, um mich in meinem Wahnwitz zu bestärken. Ich bitte Sie inständigst, lassen Sie uns abrechen.«

»Armer Freund, der König, mein theurer, geliebter König würde ihr Alles, selbst das Leben opfern. Ich kann Ihnen nicht beistehen, ich kann nur mit Schauern an den Kummer denken, den ich ihm dadurch machen würde. Nein! noch vor einer kleinen Weile sprach

er von ihr; er vertheidigte sie . . . er schloß mir sein Herz auf, und ich gab ihm den Rath, alle Hindernisse zu beseitigen und sich mit der Herzogin zu vermählen. Ich weiß, daß ich Ihnen das Herz zerreiße, mein theurer Freund, aber ich kann nicht anders. Sie haben keine Wahl; Sie müssen das schwere Opfer bringen.«

»Sie sehen ja, daß ich es schon gebracht hatte«, erwiderte Esperance; »ich wollte Ihnen meine Abreise anzeigen.«

Crillon suchte sich zu fassen. Er faltete die Hände. Die ruhige Ergebung seines jungen Freundes, seine starren, regungslosen Gesichtszüge waren unverkennbare Zeichen einer tiefen Verzweiflung, die durch einen fast übermenschlichen Muth bekämpft wurde.

»Nichts zu thun«, setzte der Chevalier hinzu. »Wenn es sich auch nicht um das Glück des Königs handelte, wenn es mir auch möglich wäre, Ihnen zu helfen, würde sie es wollen? würde sie der Stimme des Ehrgeizes kein Gehör geben? würde sie so billig der Hoffnung auf einen Thron entsagen? Was vermag die Liebe eines Weibes gegen den Ehrgeiz?«

»O! wie können Sie von der Liebe reden?« erwiderte Esperance, dessen Edelmuth über den bitteren Schmerz siegte. »Die Herzogin hat ja keine Ahnung von meinem Wahnwitz; sie weiß nicht, daß ich meine vermessenen Blicke zu ihr erhoben habe.«

»Was! Sie haben sich nicht erklärt?«

»Nein, nie«, sagte der edelmüthige junge Cavalier« »nie habe ich von ihr gesprochen. Diese Liebe hat nie ein Echo gehabt. Gabriele liebt den König zu aufrichtig, und er ist ihrer Liebe zu würdig. Sie hat gelobt, ihm ihr Leben zu widmen, und er lebt nur für sie. Wie könnte es einem Unbekannten, einem unbedeutenden, kaum beobachteten Manne in den Sinn kommen, ihr Glück zu trüben! . . . Sie sagen, die Herzogin sey ehrgeizig. Finden Sie ihren Ehrgeiz nicht ganz gerechtfertigt? Es handelt sich ja um ihre Ehre, um die Zukunft ihres Sohnes! Mein Gott! diese Leidenschaft, welche Sie errathen haben, weil mein Herz für Sie durchsichtig ist, dieser Wahnwitz würde ein Verbrechen werden, wenn die Herzogin eine Ahnung davon hätte. Ich bin im Begriff abzureisen; aber wenn ich glauben könnte, daß

Jemand mein Geheimniß errathen, so würde ich nicht abreisen, ich würde mich umbringen.«

Crillon stand auf und schloß Esperance in seine Arme.

»Ja, reisen Sie«, sagte er; »aber machen Sie die Reise nicht wie ein Verzweifelnder, wie ein Flüchtling. Für Ihr junges Herz ist noch nicht Alles verloren. Wer weiß, welche Schätze Ihnen die Zukunft vorbehält? . . . «

»O! glauben Sie wenigstens«, erwiderte Esperance mit tiefer Wehmuth, »daß ich mich nie trösten werde. Nein, lieber Freund, nie! Eine Gabriele findet man nicht wieder. Nicht wahr, die Wunde meines Herzens darf sich vor Ihnen ausbluten? Unaussprechliche Freude! ich kann mich mittheilen! Mein Lebensnerv ist abgeschnitten, ich habe keine Kraft, keinen Muth mehr. Nachdem ich meiner Pflicht Genüge geleistet, fühle ich, daß meine Seele entflieht . . . Es ist ja so lange, daß ich nur durch diese Liebe lebe . . . jetzt ist Alles aus; ich habe nicht einmal Thränen mehr. Trösten Sie mich nicht, es wäre vergebens. Wie könnte ich noch Kummer haben? wie könnte ich künftig noch Schmerz empfinden? Ich bin ja todt!«

Crillon bedeckte sein trauriges Antlitz mit beiden Händen.

»Mein Sohn«, sagte er nach einer Pause, »Du wirst mich anhören, denn was ich sage, kommt vom Herzen. Verlaß Paris, Du kannst hier nicht mehr froh seyn.«

»Und ich habe noch den Schmerz, Sie zu verlieren«, sagte Esperance.

»Warum?« erwiderte der Chevalier mit großer Ruhe. »Du wirst mir stets nahe bleiben, denn ich reife mit Dir.«

»Sie, Herr Chevalier?«

»Ja wohl. Ich werde alt; der König hat Frieden gemacht, im Glück braucht er mich nicht mehr. Willst Du mich zu deinem Reisegefährten annehmen?«

»Aber warum wollten Sie mir ein solches Opfer bringen?« sagte Esperance, indem er Crillon mit Erstaunen und Bewunderung ansah; »Sie haben ja als Lohn für ruhmvolle Dienste die glänzendste

Stellung zu erwarten; Sie haben ja erst die Hälfte Ihrer ehrenvollen Laufbahn zurückgelegt: wie können Sie auf den Ruhm verzichten, um mit mir in die Verbannung zu geben?«

»Glaubst Du denn, mein Herz sey von Stein?« antwortete Crillon. »Ich sage Dir: Dulde mit Muth, aber unter der Bedingung, daß ich Dir helfe.«

»Und was habe ich gethan, um diese kostbare Freundschaft zu verdienen? . . . Denn Sie wollen den großen König um meinetwillen verlassen und ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht um eines Königs willen verlassen würden.«

»Das ist wahr«, sagte der Held, den die naive Frage des jungen Cavaliers in Verlegenheit setzte. »Die Ursache meiner Zueignung ist ganz einfach: wie könnte man den guten, edlen, stattlichen Esperance nicht lieb haben? Dein Anblick erfreut das Auge, das Herz thut sich auf, wenn es deinem Herzen entgegeneilt. Du bist so viel werth als viele Könige. Vom ersten Augenblicke an habe ich Dich freilich nicht geliebt. Nein, ungeachtet der Empfehlung deiner Mutter . . . denn deine Mutter hat Dich an mich gewiesen . . . Schon deshalb solltest Du mich lieb haben. Ja, Esperance, es muß Dir Ernst seyn mit den Worten, die Du vorhin nur aus Höflichkeit sagtest: daß Du Niemand mehr in der Welt hast als mich! Ich kann nicht glauben, daß Du undankbar seyn wirst, ich kann an deiner Freundschaft nicht zweifeln, es wird mir mit der Zeit gewiß gelingen, Dich zu trösten . . . Komm in meine Arme. Mein Herz wird weich, wenn ich Dich an meine Brust drücke.«

Esperance gehorchte. Er lehnte sein müdes Haupt an die Heldenbrust und beschwichtigte seinen Schmerz an den Pulsen des treuen Herzens.

8.

Die Prophezeiung der Cassandra.

Die Zeit war vorgerückt. Alle gegen Gabriele geschmiedeten Pläne kamen im Stillen zur Reife. Esperance erwartete, daß sich Crillon zur Abreise bereit halte. Er hatte dem Chevalier versprechen müssen, sich bis zu einer günstigen Gelegenheit zu gedulden.

Esperance hielt es unter seiner Würde, seinen Schmerz merken zu lassen. Man sprach in seiner Umgebung nur von einer sehr schönen, weiten Reise, die er mit Jean Mocquet in wissenschaftlichen Zwecken und zur Erwerbung einiger Colonien unternehmen wolle.

Inzwischen zog er sich allmählig aus der großen Welt und vom Hofe zurück; er war fast immer allein, ohne Jemand vorzulassen, oder ritt in entfernte Waldungen, unter dem Vorwande zu jagen. Nur ein paarmal sah man ihn auf den heitern Carnevalsfesten.

Er mied Pontis sorgfältig. Vor seiner Abreise wollte ihn jedoch besuchen, sich mit ihm aussöhnen und ihm verzeihen; denn die alte Freundschaft war in seinem Herzen nicht erloschen. Er wußte aus sicherer Quelle, wie sehr sich Pontis grämte. Der arme Gardist war durch nichts zu trösten; Er war geistig wie körperlich ganz verändert: er war düster, schweigsam, reizbar; seine ganze dienstfreie Zeit brachte er im Bett zu.

Zu Hause führte Esperance dieselbe Lebensweise wie früher. Die Fastenzeit ging zu Ende, und da der König um diese Zeit mit dem Hofe in Fontainebleau zu wohnen pflegte, so erhielt der junge Cavalier von dort das tägliche Geschenk Gabrielens. Die Geschenke waren freilich von anderer Art: er erhielt gemeinlich nur eine welke Blume, ein rührendes Sinnbild des im Aufblühen zerknickten Lebens. Esperance wunderte sich keineswegs über diese Beweise von Standhaftigkeit; er kannte das edle Herz Gabrielens. Aber je mehr

sie sich bestrebe, ihm Beweise von ihrer Liebe zu geben, desto mehr glaubte er sich verpflichtet, mit gleicher Großmuth zu antworten.

»Es ist Gabrielens Pflicht«, dachte er, »mir die Hand zu reichen. Meine Pflicht ist sie zu fliehen. So arbeiten wir gegenseitig an unserm Glück.«

Er blieb in seiner Eingezogenheit und betrieb eifrig die Vorkehrungen zur Abreise. Die Einwilligung Gabrielens glaubte er in einem Stillschweigen zu finden, welches seit der Unterredung in Bougival nicht unterbrochen worden war.

Im Anfange der Charwoche war Alles bereit. Der Frühling kam. Die päpstliche Dispensation für die Scheidung und folglich für die neue Vermählung des Königs war unterwegs im Felleisen des königlichen Couriers. Esperance hatte seine Pferde für den andern Morgen bestellt; Crillon wollte später abreisen und unterwegs mit ihm zusammentreffen. Zum letzten Male wollte der arme Verbannte sein Haus durchwandeln und auf immer Abschied nehmen.

Er war so glücklich gewesen in diesen freundlichen, heitern Räumen; überall sah er Erinnerungszeichen seiner Liebe. Gabriele hatte ja Tag für Tag ein Andenken geschickt: auf der Hausflur blühten die von ihr gespendeten Orangenbäume, die Schenkelsche waren mit tausend Kleinigkeiten besetzt; selbst die Vogelhäuser, die Pflanzensammlungen, die an den Wänden hangenden Waffen, die Bücherschränke erinnerten ihn an seine Liebe.

Das Hirschkalb folgte seinem Herrn durch alle Zimmer, schmiegte sich an ihn und leckte ihm von Zeit zu Zeit die Hand. Jeder Schritt, den Esperance durch die stillen Gemächer that, gab einen lauten Ton, der ihm tief ins Herz drang.

»Diese Abreise«, dachte er, »ist wirklich das Sinnbild des Todes. Der Sterbende nimmt von seinen theuern Schätzen nichts mit. Ein Ring, ein Porträt, ein Kleinod, sonst findet nichts mit ihm im Grabe Platz. Das Uebrige wird den Fremdlingen überlassen. Alles was ihm im Leben theuer war, was er mit seinen Händen pflegte, was er oft Stunden lang mit Entzücken betrachtete, er muß es herzlosen Menschen lassen, welche diese Reliquien mit zweideutigem Lächeln

entweihen, als ob sie ahnen könnten, welchen Werth der vorige Besitzer darauf legte . . . Ich besitze eine Menge solcher kostbaren Schätze, was soll ich damit thun? Soll ich sie mit mir schleppen zu Lande und zur See, und mich zum Gespött anderer Reisenden machen? Aber ich habe mich gewöhnt, mitten unter diesen Kleinigkeiten zu leben, sie sind mein Horizont geworden, und meine Augen würden sie nur schwer entbehren! Soll ich sie zurücklassen wie der Sterbende? Dann werden diese Gegenstände, welche Gabriele berührt hat, in die Hände roher Menschen fallen. Nein, ich werde es machen wie der Weise, der Alles bei sich führt. Ich will den kleinsten Juwel, die feinste Spitze, die frischeste Blume wählen und auf meinem Herzen tragen, und wenn meine Pferde aus dem Stall gebracht, meine Diener entlassen sind, wenn ich allein im Hause, zur Abreise gerüstet bin, so verbrenne, ich alle meine Schätze an Ort und Stelle. Die Metalle werden mit dem Krystall schmelzen, die Bäume in Asche verwandelt werden, die Vögel davonfliegen; Bücher, Meubles, Stoffe werden sammt dem Hause in dem Feuerschlunde verschwinden, und in wenigen Tagen wird Alles, was mir theuer war, in der Erinnerung der Menschen verschwunden seyn wie ich selbst. Es soll nur ein großes Grab übrig bleiben, in welchem ein Theil meines Ich mit einem Theil Gabrielens schlummern wird.«

Ein leises Geräusch störte ihn in diesem Selbstgespräch. Er sah sich um; Gratiene stand vor ihm; sie war fast athemlos.

»Gott sey Dank!« sagte sie erfreut; »die Gefahr ist vorüber!«

Wer jemals geliebt hat, wird begreifen, welchen Eindruck ihre Anwesenheit auf Esperance machte. Wie holdselig ist das oft sehr gewöhnliche Gesicht der Vertrauten für den Liebenden! Welcher Engel könnte einen bessern Empfang hoffen, wenn er auch in seiner vollen Schönheit und Glorie, erschiene!

Gratiene war wohl nicht so schön wie ein Engel, aber sie hatte ein freundliches, einnehmendes Gesicht. Oft hatte sein Herz laut gepocht, wenn er ihre Fußtritte hörte, als ob sie Gabriele gewesen wäre; aber noch nie hatte er sie so gut und schön gefunden wie in diesem Augenblicke. Er jauchzte und eilte mit offenen Armen auf sie zu.

Gratienne fragte ihn, ob Niemand lausche, und auf die beruhigende Versicherung, die er ihr gab, setzte sie hinzu:

»Ich bringe einen Brief von der Frau Herzogin; aber um ihn zu haben, müssen Sie mich einen Augenblick in diesem Zimmer allein lassen.«

Esperance sah sie an, ohne zu verstehen.

»Sie wissen«, sagte Gratienne erröthend, »daß ich auf dem Wege zu dem kleinen Hause oft verfolgt, angehalten, sogar bestohlen worden bin; ich habe daher diesen Brief unter meinen Kleidern versteckt. Dieses Mal hätte man mich umbringen müssen, um mir ihn abzunehmen, und die Feinde meiner Gebieterin wagen es noch nicht, am hellen Tage und auf offener Straße zu morden.«

Esperance dankte ihr und schloß sie ein. Während er in das Nebenzimmer ging, fragte er sich mit unaussprechlicher Bangigkeit, was der Brief, der erste, den ihm Gabriele geschrieben, wohl enthalten könne.

»Sie ist ehrlich und muthig genug«, dachte er, »um mir einen Beweis ihrer Liebe geben zu wollen. Sie setzt alle Rücksichten bei Seite, um nur der Stimme ihres Herzens zu folgen.«

Dieser Gedanke begeisterte ihn einen Augenblick, aber der Schluß, den er daraus zog, war traurig.

»Sie schickt mir also ein Lebewohl«, dachte er, »das ewige Lebewohl! Es ist also aus! . . . Sie wird mir befehlen, sie auf immer zu vergessen!«

Gratienne erschien in der Thür. Esperance war sehr niedergeschlagen.

»Hier«, sagte sie und reichte ihm ein kleines seidenes Riechkästchen, dessen feine orientalische Parfums das Zimmer mit lieblichem Duft erfüllten.

Er öffnete es und nahm das darin steckende Papier heraus. Gratienne trat ans Fenster und kehrte ihm den Rücken zu, um ihn ungestört lesen zu lassen.

»Freund«, schrieb Gabriele, »*ich weiß*« daß Du abreisen willst; Herr von Crillon sagte es in meiner Gegenwart mit einer Zuversicht,

die mir Angst macht. Ich glaube nicht daran, aber mir ist sehr bange. Nein, ich kann nicht glauben, daß Du abreisen wirst, ohne mich noch einmal gesprochen zu haben. Du bist ja hochherzig genug, um diesen traurigen Muth zu haben. Deine Liebe wird allen Gefahren trotzen, Du wirst Dich aufopfern. Ich zittere, während ich dies schreibe. Um des Himmels willen, thue es nicht! Du würdest mich zur Verzweiflung treiben und ich würde ans Ende der Welt gehen, um das letzte Lebewohl, das Du mir schuldig bist, zu empfangen.

»Morgen ist große Jagd in Fontainebleau; Du kannst kommen. Wir werden allein seyn. Ob Du nun insgeheim kommst oder Dich öffentlich zeigst, ich erwarte Dich; Gratiene wird Dir erklären, wo und wie. Ich nehme keine Entschuldigung an. Eine Stunde nach deiner ablehnenden Antwort würdest Du mich bei Dir sehen.«

Esperance las den Brief zweimal. Seine Verlegenheit war unbeschreiblich. Die innigste, aufrichtigste Liebe konnte sich nicht deutlicher ausdrücken; der Befehl war in den entschiedensten Worten ertheilt worden. Durch eine Weigerung würde er Gabriele einer großen Gefahr aussetzen; wenn er gehorchte, setzte er vielleicht noch mehr aufs Spiel.

Gratiene wartete in angstvoller Spannung, während er sich den Kopf zerbrach. Gabriele, dachte er, hatte das Recht, dieses letzte Lebewohl zu fordern! Das vorgeschlagene Mittel war leicht ausführbar, denn ohne sich zu verbergen, konnte man selbst unter den Augen der erbittertsten Feinde Gabrielens eine Unterredung veranstalten. Aber welchen Zweck und welche Bedeutung konnte eine öffentliche Unterredung haben? Wozu konnte es nutzen, die bitteren Schmerzen, die sich nicht kundgeben dürften, von neuem zu wecken? In welcher Absicht befahl Gabriele ihrem Geliebten, diese Marter zu ertragen, ohne einen Seufzer auszustoßen, ohne eine Thräne zu vergießen? War sie ihrer selbst so gewiß, daß sie eine so peinliche Probe bestehen wollte? War die Selbstverläugnung nicht genügend? Genügte er seiner Pflicht noch nicht, wenn er der Angebeteten freiwillig entsagte, wenn er sie bat, den Geliebten zu vergessen, um nur an ihre Zukunft und an ihren Sohn zu denken? Sollte er auch noch den Schmerz haben, sie in den Armen eines

Andern zu sehen? Dies war jedoch der Anblick, den Esperance zu Fontainebleau suchen wollte.

Was hatte er hingegen zu erwarten, wenn er die Unterredung ablehnte? Gabriele würde sich vielleicht einer großen Gefahr aussetzen. Vielleicht erwartete man nur eine Uebereilung von ihr, um sie zu stürzen? Sie war beherzt und würde kein Bedenken tragen, Esperance aufzusuchen. Und wenn dies bekannt wurde, war sie verloren.«

»Nein«, sagte die Vernunft, »sie wird es nicht thun. Es hängt ja von mir ab, daß sie es nicht thue. Ich will lieber sterben, als nach Fontainebleau gehen und vor Zeugen eine lächerliche Abschiedsscene spielen. Das Ende einer geheimen Unterredung ist vielleicht der Tod. Ich gehe nicht nach Fontainebleau . . . Aber soll ich so albern, so zaghaft seyn, es ihr zu sagen? Soll ich mit einer unsinnigen Großmuth prahlen, welche nur verderbliche Folgen für das hochherzige Wesen haben könnte? Nein. Ich will diesen Abend abreisen, ich will es nicht bis morgen aufschieben. Sobald Gratiene fort ist, will ich mich entfernen. Wenn Gabriele meine Antwort erhält, habe ich zwanzig Meilen zurückgelegt; in dem Augenblicke, wo sie mich in Fontainebleau erwartet, überschreite ich die französische Grenze; in dem Augenblicke, wo sie mich aufsucht, wird mein Haus ein Aschenhaufen seyn; der Herr vom Hause wird zum Schatten zur Sage geworden seyn. Gabriele wird nicht einmal einen Vormund mehr finden, um sich zu schaden. So kann ein Mann handeln, so kann man ein edles Weib retten. Ja, so soll es seyn. — Gratiene!«

Gratiene trat mit bangem Herzen näher; denn das lange Zögern schien ihr kein Beweis seiner Bereitwilligkeit, den Wunsch ihrer Gebieterin zu erfüllen.

»Gute Gratiene, Du hast Recht, wir sind von großen Gefahren umgeben; aber wir sind daran gewöhnt. Ich werde nach Fontainebleau gehen: ich werde morgen gehen. Zu welcher Stunde wünscht mich die Herzogin zu sprechen?«

»Wenn Sie zur Jagd kommen, so müssen Sie Morgens eintreffen, und bei der Rückkehr wird man einen günstigen Augenblick zur Unterredung zu finden wissen.«

»Abends werde ich mehr Zeit gewonnen haben«, dachte Esperance und er setzte hinzu: »Gratienne, ich will lieber Abends kommen.«

»Madame wird es auch lieber sehen. Nach dem Souper wird sie sich krank melden; sie ist dann ganz ungestört.«

»Aber wie soll ich ins Schloß kommen?«

»Das ist meine Sorge. Kommen Sie eine Stunde nach Sonnenuntergang an die Wendeltreppe in dem ovalen Hofe. Es wird sodann soupiert und Niemand wird Sie bemerken. Ich werde Sie an den bestimmten Ort führen.«

»Gut, es bleibt bei der Abrede«, sagte Esperance. »Die Sonne geht um sechs Uhr unter, ich werde um sieben Uhr an der Wendeltreppe seyn.«

»Gut, Herr Esperance. Ich gehe mit leichterem Herzen fort, als ich gekommen war.«

»Aber Du sagst mir gar nichts von der Herzogin«, sagte Esperance. »Sie ist immer schön und blühend, nicht wahr?«

Gratienne schüttelte den Kopf.

»Wenn Sie gesehen hätten, wie sie den Brief schrieb«, erwiderte sie, »so würden Sie mit der Antwort nicht so lange gezögert haben.«

»O, glaube nicht, daß ich unschlüssig gewesen sey«, sagte Esperance tief bewegt. »Begreifst Du denn meine Besorgnisse nicht? . . . Kind, bedenke doch, daß ihr Leben von einer Unbesonnenheit abhängt.«

»Ich weiß es und deshalb war mir so bange, als ich das Billet brachte . . . Es ist ein Beweis, der gegen die Frau Herzogin . . . «

»Beruhige Dich«, fiel ihr Esperance ins Wort.

Er zündete mit zitternder Hand eine Wachskerze an, küßte den Brief an allen Stellen, welche die Hand Gabrielens berührt haben konnte, verbrannte das Papier und zerdrückte die Asche zwischen den Fingern.

»Erzähle ihr Alles was Du gesehen hast, Gratienne«, setzte er hinzu; »sage ihr Alles wieder, was ich Dir sage.«

»Ja, Herr Esperance.

»Ich liebe Gabriele bis zum Tode; merke Dir das wohl, Gratienne.«

»O ja, ich werde es nicht vergessen; ich denke es ja fast eben so zärtlich wie Sie es sagen.«

»Und Gabriele darf nie zweifeln, daß ich Alles was es auch sey, aus Liebe zu ihr thue.«

»Was werden Sie denn thun?« erwiderte Gratienne erschrocken über den Ton, mit welchem er diese Worte sprach.

»Morgen Abend werde ich es der Herzogin sagen«, setzte Esperance hinzu; er fühlte, daß er sich zu weit hatte hinreißen lassen durch die Freude, der Geliebten, die er nicht wiedersehen wollte, ein so zärtliches Lebewohl zu senden.

Gratienne« durch diese Antwort beruhigt, entfernte sich mit einem freundlichen Gruß. Aber er schien sich nicht entschließen zu können, sie fortzulassen.

»Du wirst einen unangenehmen Rückweg nach Fontainebleau haben«, sagte Esperance; »es ist kalt. Die Sänfte wird gewiß sieben Stunden unterwegs seyn.«

»Ich werde unterwegs schlafen; ich bin überglücklich, daß ich meiner Gebieterin morgen früh eine erfreuliche Antwort bringen kann.«

Sie wollte fort, Esperance hielt sie zurück, eilte in sein Zimmer und öffnete einen Schrank.

»Was suchen Sie?« fragte sie.

»Du hast mir heute den ersten Brief von ihr gebracht«, erwiderte er. »Es ist billig, daß Du deinen Lohn dafür bekommst.«

Er gab ihr einen mit Smaragden besetzten Halsschmuck, der dem Kammermädchen einen Schrei der Bewunderung entlockte.

»Mein Himmel!« sagte sie, »diesen prächtigen Schmuck darf ich ja nicht tragen!«

»Diese Smaragden sind meine Farben«, sagte er lächelnd. »Die Farbe der Hoffnung. Du weißt ja, daß ich Esperance heiße. Erinnerst Dich meiner.«

Bei diesen Worten küßte er sie. Aber trotz allen seinen Bestrebungen, heiter zu scheinen, war er feierlich ernst, daß

Gratienne argwöhnisch wurde, und sie wollte ihn eben um die Ursache fragen, als dreimal an die Thür gepocht wurde.

»Es ist der Intendant«, sagte Esperance; »er muß mir etwas Wichtiges zu sagen haben.«

Gratienne schlürfte hinter einen Vorhang. Esperance sah zur Thür hinaus, um zu fragen, was man von ihm wollte.

»Gnädiger Herr«, sagte der Intendant leise, »ein junges Frauenzimmer wünscht Sie zu sprechen.«

»Wie heißt sie?«

»Sie will es nicht sagen.«

»Ich habe mit keiner Dame etwas zu thun. Ich will sie nicht sprechen.«

»Sie will sich nicht abweisen lassen«, erwiderte der Intendant. »Es ist eine Fremde, die sehr schlecht spricht und wenig versteht. Ich habe nur verstanden, daß sie Ew. Gnaden *Speranza* nennt.«

Esperance war betroffen. »Ist es eine kleine lebhaftige Brünette?« fragte er.

»Ja, gnädiger Herr, sehr lebhaft.«

»Ich will sie nicht sprechen; fort!« sagte Esperance und schob den Intendanten hinaus.

Aber dieser wurde von der Fremden, die bis an die Thür gekommen war, mit Gewalt zurückgehalten.

»Madame«, sagte der Intendant aufgebracht, »haben Sie den Befehl meines Herrn nicht gehört?«

»Sagen Sie ihm, daß sein Leben auf dem Spiele steht«, erwiderte die Fremde, die sich vor die Thür stellte und in italienischer Sprache so laut rief, daß sie von Esperance gehört werden konnte. »Und ein noch kostbareres Leben steht auf dem Spiel, Speranza!«

Diese warnenden Worte besiegten jeden Widerstand. Esperance übergab Gratienne dem Intendanten mit dem Befehl, sie die Seitentreppe hinunterzuführen.

»Geh doch«, flüsterte er dem zögernden Kammermädchen zu, »sonst bist Du verloren.«

Er schloß die Thür hinter sich und ging der Ankommenden entgegen.

»Fürwahr eine sonderbare Keckheit!« sagte er in italienischer Sprache. »Sind Sie von Sinnen, Leonora, daß Sie in mein Haus kommen?«

»Ehe ich Ihnen antworte«, erwiderte die Italienerin, »muß ich einige Fragen an Sie richten. Haben Sie die Unbesonnenheit begangen, der Herzogin schriftlich zu antworten?«

Esperance war ganz betroffen über diese bedeutungsvolle Frage.

»Wenn Sie geschrieben haben«, setzte Leonora hastig hinzu, »so nehmen Sie den Brief zurück; es ist noch Zeit.«

»Ich weiß nicht was Sie meinen, Signora«, stammelte er erblassend.

»Ich sage Ihnen, Sie und die Herzogin sind verloren, wenn Gratiene einen Brief von Ihnen bei sich hat! Rufen Sie sie zurück, wenn es der Fall ist, und verbrennen Sie Ihren Brief, wie Sie den Brief der Herzogin verbrannt haben . . . der Rauch schwebt noch unter der Zimmerdecke.«

»Gewiß wieder eine Falle?« sagte Esperance, der zwischen Mißtrauen und Schrecken schwankte.

Leonora erwiderte ernst: »Ich habe Gratiene von Villejuif bis hierher verfolgt; ich sah sie in Ihr Haus kommen. Es hing nur von mir ab, sie aufhalten und ihr den Brief abnehmen zu lassen. Gratiene ist so eben fortgegangen, unsere Kundschafter sind draußen, sie würde keine hundert Schritte machen, ohne mit Ihrem Brief angehalten zu werden. Darum sage ich Ihnen, rufen Sie Gratiene zurück, Speranza! Verstehen Sie mich? Habe ich Ihnen eine Falle gestellt?«

Esperance wußte nichts zu antworten. Der Beweis war unwiderleglich; seine Niedergeschlagenheit bewies, daß er überzeugt war.

»Es ist gut«, fuhr Leonora fort; »Sie haben nicht geschrieben. Aber ich habe Ihnen noch mehr zu sagen. Führen Sie mich in Ihr Zimmer oder in den Garten, wie Sie wollen. Hier kann ich nicht

reden.«

Sie ging die Treppe hinunter. Esperance folgte ihr ganz bestürzt.

Als sie im Garten waren und Esperance seine Fassung wieder gewonnen hatte, sagte er:

»Reden Sie. Ich bin sehr erstaunt über Ihren auffallenden Schritt; aber ich höre.«

»Sie haben nie mehr Ursache gehabt, aufmerksam zu seyn«, erwiderte Leonora. »Speranza, achten Sie wohl auf meine Worte. Denken Sie sich, ein Prophet des Alterthums spräche mit Ihnen.«

»Daß Sie eine Wahrsagerin sind, habe ich schon gewußt«, erwiderte Esperance spöttisch; »daß Sie aber eine Sibylle aus dem Alterthum vorstellen, war mir nicht bekannt.«

»Um Gottes willen spotten Sie nicht! Seit unserer letzten Unterredung haben Ihre Feinde rasche Fortschritte gemacht. Das Ziel ihres Ehrgeizes haben sie erreicht; dem andern Ziel, welches ihre Rache gesteckt hatte, sind sie bereits sehr nahe. Die nur allzunahe Zukunft wird Ihnen die Bedeutung meiner jetzt dunkeln Worte klar machen. Speranza, seit langer Zeit höre ich, daß Sie abreisen wollen, und Sie reisen nicht ab. Ich habe Sie genau beobachtet, ich habe gesehen, wie unschlüssig Sie sind, wie oft Sie die Vorbereitungen, durch welche Andere getäuscht werden sollen, begonnen und wieder aufgegeben haben. Heute ist kein Aufschub mehr möglich. Die Entscheidung ist nahe. Speranza, beeilen Sie sich, reisen Sie ab!«

Sie sprach mit so feierlichem, eindringlichem Tone; ihre Rede war so nachdrücklich und zugleich so sanft und zutraulich, ihr ganzes Wesen zeigte eine so wahre oder so gut gespielte Theilnahme, daß Esperance tief gerührt wurde.

»Wenn Sie Alles wissen«, antwortete er, »so muß Ihnen auch bekannt seyn, daß ich morgen abreise. In welcher Absicht geben Sie mir diesen Rath? Was ich von Ihnen gesehen habe, berechtigt mich sogar Ihre Dienste mit Mißtrauen zu betrachten.«

»Das ist wahr«, sagte sie traurig; »aber Vergessen Sie meine Thaten und beachten Sie nur meine Worte. Vergessen Sie nicht, daß mein Herz Ihnen entgegenschlug, als ich Sie das erste Mal sah!«

»Lassen Sie das! Die Heuchelei ist eine Ihrer gefährlichsten Waffen. Je mehr Sie Ihre arglistigen Plane in Honig hüllen, desto mehr Mißtrauen hege ich. Henriette hat mich auch geliebt . . . Um Leonore richtig zu beurtheilen, braucht man nur zu wissen was Ajubani gethan.«

»Was Ajubani gethan«, sagte die Italienerin auffahrend, »war nicht gegen Sie gerichtet. Ajubani arbeitete für sich selbst, gegen . . . Doch wozu könnte es nützen, meine Geheimnisse zu verrathen? Sie glauben mir ja nicht.«

»Nein!« sagte Esperance entschlossen.

»Esperance«, fuhr Leonora fort, die durch diese neue wohlverdiente Beleidigung noch mehr gereizt wurde, »ich habe Ihnen soeben einen Beweis meiner Aufrichtigkeit gegeben: ich habe Gratienne ungehindert kommen und fortgehen lassen . . . «

»Sie haben mir gar nichts bewiesen. Es kann in Ihren Kram passen, sich um acht Uhr Abends großmüthig zu zeigen, um mich in der Mitternachtstunde zu morden.«

»Esperance«, sagte sie, indem sie in ihrer Raserei ihr Schnupftuch zerriß, »ich habe Dich gewarnt; jetzt bitte, beschwöre ich Dich, reise ab! Jede Minute, welche Du hier verweilst, raubt Dir ein Jahr von deinem Leben. Du gleichst einem jener glänzend gefiederten tollkühnen Vögel, die ihr Nest an dem schönsten Schilfrohr der Flüsse befestigt haben. Ein Ungewitter bricht los, das Wasser braust und das entwurzelte Rohr wird von der Strömung fortgerissen. Reise ab, Speranza; beeile Dich und sieh Dich nicht um . . . Mehr kann ich Dir nicht sagen. Gott ist mein Zeuge, daß ich die Hälfte meines Blutes geben würde, um Dich zu retten!«

»Ich verstehe Ihre Anspielungen«, sagte Esperance mit kalter Ruhe. »Das vom Ungewitter bedrohte Rohr ist die Herzogin, nicht wahr?«

»Ja!«

»Was habe ich denn mit der Herzogin gemein?«

»Ich weiß Alles; vergebens leugnest Du deine zärtliche Theilnahme für die Herzogin . . . Sie ist verloren, sage ich Dir, nichts in dir Welt würde sie noch retten können. Fliehe sie, wenn Du nicht

mit ihr untergehen willst.«

»Nichts würde sie retten, sagen Sie? O! ich hoffe es doch«, erwiderte Esperance höhnisch. »Der leidige Ehrgeiz ist ihr Verderben. Würde man sie nicht retten, wenn sie auf den Thron verzichtete?«

»Ja, dies ist das einzige Mittel.«

»Ha! Du hast Dich verrathen«, sagte Esperance frohlockend; »deine pomphaften Worte verbargen gar erbärmliche Geheimnisse. Du mußt etwas Anderes erfinden, wenn Du mich einschüchtern willst.«

»Genug!« erwiderte Leonora, indem sie seinen Arm krampfhaft faßte. »Ich habe vielleicht schon zu viel gesagt. Ich will mich kurz fassen. Ich bitte Gott, daß er meine warnenden Worte in dein verhärtetes Gemüth dringen lasse. Reise ab und sieh Gabriele nicht wieder! Eile pfeilschnell davon! Doch dein Ohr ist taub, dein Herz ist verschlossen, Du lachst. Thue was Du willst; stürze Dich in den Abgrund, dem Du zueilst. Aber in der entscheidenden Stunde gedenke meiner Worte. Du willst es so: falle und klage mich nicht an. Adieu!«

Sie hüllte sich in ihren Mantel und entfernte sich rasch. Esperance war betroffen, trotz seines unheilbaren Mißtrauens.

»Es ist möglich, daß Gabriele in Gefahr schwebt«, sagte er nach einer langen Nacht des Nachdenkens. »Aber die Unholde suchen mich zur Abreise zu bewegen, weil meine Anwesenheit der Herzogin Hilfe leisten könnte. Und wenn Leonora auch aufrichtig gewesen wäre, wenn sich Gabriele wirklich in Gefahr befände, so wäre ich eine Memme, wenn ich fliehen wollte. Die Italienerin sagt ja, die Indierin sagt nein . . . Was sagt Esperances?«

»Esperance wird morgen Abend in Fontainebleau seyn.«

9.

Wo Pontis die versprochene Gelegenheit findet.

Esperance war den ganzen Tag in der peinlichsten Erwartung; aber es stand zu viel auf dem Spiele, als daß er die Unbesonnenheit begangen hätte, früher als zur bestimmten Stunde in Fontainebleau zu erscheinen.

Er verließ sein Hans um die Mittagsstunde, nachdem er seiner Dienerschaft Lebewohl gesagt und Geschenke vertheilt hatte. Er ließ nur den Pförtner und zwei Gärtner zurück; denn er war fest entschlossen, nach seiner Unterredung mit Gabriele zurückzukommen, um den gestern entworfenen Plan auszuführen.

Er wußte wohl, daß man ihm folgen würde; aber wie konnte er's hindern? Gegen Feinde wie Leonora und Henriette blieb jede List erfolglos. Es war am besten, keine List anzuwenden und gerade auf's Ziel loszugehen.

Seine Taktik bestand aus einer Verbindung seiner beiden Plane: er wollte nur kurze Zeit zu Fontainebleau verweilen, sich dort sorgfältig verbergen und wieder entfernen, ehe man seine Ankunft melden konnte. Er wollte den geraden Weg nehmen. Er wollte ja eine Reise nach Italien machen und Fontainebleau liegt an der Straße.

Um sieben Uhr Abends war es dunkel; das Wetter war trübe und kalt. Alle Einwohner der Stadt waren in den Häusern und wärmten sich. Man sah hinter allen Fenstern Licht und die Thüren wurden verschlossen.

Esperance kannte Fontainebleau sehr genau; kein Baum im Walde, kein Winkel des Schlosses war ihm unbekannt: den Wald hatte er ja oft als Jäger, die Gallerien als willkommener Gast durchwandert. Er kannte auch besser als sonst Jemand die Stunden des Spiels, der Mahlzeiten, der Gesellschaften und die ganze Hausordnung.

Er ging ungesehen über den Küchenhof, die geschäftige Dienerschaft bemerkte ihn nicht, und er kam an die Wendeltreppe, welche von dem ovalen Hofe in das erste Stockwerk führte. Gratienne wartete an einem Fenster des Erdgeschosses. Sie hatte schon eine Weile gelauscht und nicht war ihr verdächtig erschienen. Sie führte ihn daher in ihr Zimmer, um die letzten Weisungen zu geben.

Der Augenblick war günstig. Die schlecht erleuchteten Höfe waren in Folge des feinen Regens noch dunkler als sonst. Die königliche Hofhaltung wurde damals mit großer Sparsamkeit geführt; drei Viertheile des Schlosses waren dunkel oder unbewohnt, und der König hatte alle seine Gäste in einen Flügel einquartiert, um seine Schatulle und seine Dienerschaft zu schonen.

Gratienne zeigte dem jungen Cavalier an, daß ihn die Herzogin in ihrer Wohnung erwarte, denn sie habe nach langer Berathung die Überzeugung gewonnen, dass im ganzen Gebäude kein besserer, sicherer Versteck sey. Überdies habe sie die Absicht, sich krank zu melden, um ungestört in ihren Gemächern bleiben zu können.

Esperance machte keine Einwendung; er drückte den Hut tief ins Gesicht und folgte Gratiennen mit pochendene Herzen.

Während er mit seiner Führerin durch die langen Gänge und öden Säle geht, können wir den Lesern zum bessern Verständniß die Physiognomie des Schlosses und seiner Bewohner zeigen.

Es hatte Sieben geschlagen. Alles wurde geschlossen. In den Kaminen brannten große Scheiter Eichenholz. Die Bratenwender ruhten, die Abendtafel war gedeckt.

Da die Jagd ziemlich lange gedauert hatte, so war der König noch beim Umkleiden; er widmete seinem Anzuge einige Sorgfalt, um unter seinen Gästen vortheilhaft zu erscheinen. Während ihn seine Kammerdiener schmückten und parfümierten, unterhielt er sich mit Zamet, der in ehrerbietiger Entfernung an der Ecke des Camins stand.

»Ja«, sagte Heinrich IV. »was ich im Einverständniß mit der Herzogin beschlossen habe, wird für die Pariser ein gutes Beispiel seyn; man wird sehen, daß die Leute an meinem Hofe keine Heiden

sind. Die Herzogin will die letzten Tage der Charwoche in Paris zubringen; man wird sie in der Kirche sehen. Es ist gut, daß sie schon jetzt anfängt, dem Volke ein erbauliches Beispiel zu geben.«

Zamet verneigte sich. Seine scharfen Augen ruhten unablässig auf dem Gesicht des Königs, um dessen geheimste Gedanken zu erforschen.

»Ich habe hier viele Arbeiten zu erledigen, fuhr Heinrich IV. fort, »dann gehe ich nach Paris und besuche die Herzogin in deinem Hause.«

»In meinem Hause, Sire?«

»Ja, weise ihr eine Wohnung an. Dein Haus ist ein Paradies aus Erden. Du bist schöner eingerichtet als ich, Gevatter Zamet; bediene die Herzogin gut, sie wird es Dir vergelten, wenn sie Königin ist.«

Der Florentiner schien zu erblassen; ob es von dem Flackern des Caminfeuers oder vom Schrecken kam, mag dahingestellt bleiben.

»Es ist eine große Ehre für mich, Sire«, sagte er, »ich werde Alles aufbieten, um die Frau Herzogin nach Gebühr zu bewirthen. Aber ich muß gestehen, daß ich in diesem Augenblicke schlecht vorbereitet bin.«

»Bah! wenn die Tafel schlecht besetzt ist, so wird man Dich mit der Fastenzeit entschuldigen. Heute werden wir indeß zum letzten Male in der Woche Fleisch essen. Ich habe Dispensationen vom Papst für eine Mahlzeit, und mein Jägerappetit hat den heutigen Tag dazu gewählt. Führe die Gesellschaft in meine Gemächer, La Varenne.«

La Varenne gehorchte. Mehre Cavaliere warteten im Vorsaale und wurden vorgelassen. Unter ihnen befand sich der Graf d'Auvergne, der dem Monarchen seinen Stiefvater, den Grafen d'Entragues, vorstellte. Die Familie d'Entragues hatte endlich eine Einladung nach Fontainebleau erhalten. Der alte Graf wurde von Heinrich IV. sehr huldreich empfangen, obgleich sich der König während der Vorstellung eines schalkhaften Lächelns nicht erwehren konnte.

»Aber ich sehe die Damen nicht«, sagte Heinrich IV. sich umsehend.

»Sire«, antwortete der Graf d’Auvergne, »die Damen sind auf der Rückkehr von der Jagd umgeworfen worden, und bitten Ew. Majestät um einige Stunden Ruhe.«

»Die Damen werden nicht bei der Tafel erscheinen?« fragte Heinrich IV.

»Ich fürchte sehr, daß auch der Magen beim Umwerfen des Wagens gelitten hat«, erwiderte der junge Cavalier lachend.

»Das ist fatal!« sagte der König verdrießlich. »Die Wege im Walde sind schlecht, man wagt sein Leben auf einer Spazierfahrt. Wir wollen hoffen, daß ich bald Geld genug in der Kasse haben werde, um meine Wälder für die Damen fahrbar zu machen. Nun, ich entschuldige die Damen d’Entragues; wir wollen auf ihre Gesundheit trinken.«

Er bemerkte, daß einige der Umstehenden ihn ansahen, und seine Gedanken zu errathen schienen, um ihre Bemerkungen, vielleicht sogar Berichte darüber zu machen.

»Zum Glück«, setzte er hinzu, »wird uns die Anwesenheit der Herzogin entschädigen.«

Während er die düstere Wolke beobachtete, welche diese Worte über die Stirn des Grafen d’Entragues verbreiteten, erschien Herr von Beringen, der erste Kammerdiener des Königs, und sprach leise mit Sr. Majestät.

»Das ist wirklich Unglück!« sagte Heinrich IV. sehr verdrießlich. »Kaum melde ich die Herzogin an, so läßt sie mir sagen, daß sie von der Jagdpartie sehr ermüdet sey und nicht bei der Tafel erscheinen könne. Doch es ist nicht zu ändern; die Wünsche der Herzogin sind Befehle. Gehen Sie, Beringen, und melden Sie ihr mit meinem lebhaften Bedauern, daß ich mich nach der Tafel persönlich nach ihrem Befinden erkundigen werde.«

Alle Anwesenden drängten sich an den Boten und ersuchten ihn, der Herzogin das allgemeine Bedauern zu erkennen zu geben.

Unterdessen ging Heinrich IV. vor dem Camin auf und ab und sagte zu sich: »Da fängt die Plage an. Henriette will nicht mit Gabriele an der Tafel sitzen und Gabriele wird nicht mit Mademoiselle d’Entragues erscheinen. Diese hat Unrecht; ich werde

ihr derb meine Meinung sagen. Die macht zu viele Ansprüche. Die Andere hat Recht. Die liebe Freundin, ich werde sie beruhigen, aber wie soll ich die Sache beilegen?«

Der Haushofmeister erschien mit seinen Hausoffizieren.

»Zum Souper, meine Herren!« sagte der König sehr laut, um einen Seufzer zu unterdrücken.

Alle Anwesenden folgten ihm und flüsterten einander ihre Bemerkungen über das Ausbleiben der beiden Damen zu.

Während die ganze Gesellschaft durch die Gallerie ging, saß ein Gardist regungslos wie eine Bildsäule auf einer Bank. Sein Kopf ruhte auf beiden Armen, die er auf den Lauf der Muskete gelegt hatte. Er wurde weder durch die Lichter noch durch die Fußtritte und Stimmen geweckt.

»Sehet da den Schläfer!« sagte der König in heiterer Laune. »Braver Crillon, es ist einer von deinen Gardisten.«

»Gott verzeihe mir, ja!« erwiderte der Chevalier, der auf den Schläfer zutrat, um ihn durch einen tüchtigen Faustschlag an seine Pflicht zu erinnern.

Aber der König hielt ihn zurück. Er ließ den Pagen, der einen Armleuchter mit sechs Kerzen trug, näher treten, und das helle Licht fiel auf das Gesicht des Gardisten.

Dieser richtete sich rasch auf, als ob er durch eine Sprungfeder emporgeschnellt würde, und Pontis zeigte sein bleiches, bestürztes Gesicht.

»Das Gesicht kenne ich«, sagte der König lachend.

Das ganze Gefolge fing ebenfalls an zu lachen. Der arme Cadet schlug beschämt die Augen nieder.

»Es ist der arme Pontis; ich erkannte ihn nicht sogleich, weil er so mager geworden ist«, sagte Crillon. »Er ist zu entschuldigen.«

»Ja, ja«, antwortete der König. »Schlaf nur, Cadet, wir stehen ja nicht vor dem Feinde.«

»Ich wollte, wir ständen im Feuer!« sagte der Cadet mit finsterner Entschlossenheit, welche dem Könige auffiel und ihm zu erkennen gab, wie viel Energie noch in dieser scheinbar kraftlosen Hülle war.

Sobald der Zug vorüber war, ließ Pontis seinen Arm und seine Muskete sinken, die Gallerie wurde wieder dunkel, der Gardist nahm seinen Platz auf der Bank wieder ein, ohne dem glänzenden Souper, dessen appetitliche Düfte bis in die Gallerie drangen, die mindeste Aufmerksamkeit zu widmen.

Der König nahm Platz, die Gäste folgten seinem Beispiele. Aber als er seine Serviette nahm, fand er unter derselben ein Billet.

»O! o!« sagte er, die Stirn runzelnd, »es ist selten, daß ein so übergebenes Billet einem Fürsten etwas Erfreuliches meldet. Ist eine Verschwörung gegen meinen Appetit im Zuge? — Keine Unterschrift!«

Er fing an zu lesen. Ein leiser Schauer befiel ihn, seine Gesichtszüge wurden düster; aber da er sah, daß er beobachtet wurde, bezwang er sich und las weiter.

Das Billet lautete folgendermaßen:

»Sire, eine gewisse Dame, welche Sie diesen Abend allein glauben, empfängt diesen Abend Gesellschaft. Wenn Ew. Majestät das Tête-à-Tête nicht stören, so haben Sie zu viel Geduld und zu wenig Neugier.«

Eine halbe Minute war genügend, um eine Welt von Gedanken in dem Geiste des Königs hervorzurufen.

Es war in dem Billet eine der zu Fontainebleau befindlichen Damen gemeint; Gabriele oder Henriette, dachte Heinrich IV. Hier bei Tische befindet sich gewiß Jemand, der den Inhalt kennt oder ahnt. Der Schreiber des Billets sieht mich vielleicht an.

Der König verbrannte ganz ruhig das Papier und sagte lächelnd: »Ich habe eine angenehme Nachricht bekommen. Jetzt wollen wir soupieren!«

Er versuchte wirklich zu essen; aber sein Appetit war verschwunden. Das Bestreben, heiter zu scheinen, versetzte ihn in eine Aufregung, welche, mehren seiner Gäste nicht entgehen konnte. Heinrich IV., der gemeiniglich heiter war, rettete indeß den Schein, während er im Stillen über das räthselhafte Billet nachsann.

»Man will«, dachte er, »daß ich der Herzogin einen unerwarteten

Besuch mache, oder daß ich frage, ob Henriette d'Entragues allein zu Hause ist. Eine der beiden Nebenbuhlerinnen will die andere angreifen. Aber man wird geschlagen werden! Ich! . . . Und ich werde mich lächerlich machen, gleichviel gegen welche von Beiden ich Partei nehme.«

Zamet plauderte unterdessen mit seinen Nachbarn, ohne den König aus den Augen zu lassen. Aber der bewegliche Blick des Florentiners wußte dem Auge des Königs sehr geschickt auszuweichen. Heinrich IV. hingegen sah Jedermann an, nahm an dem allgemeinen Gespräche Theil und suchte aus jedem Gesichte ein Anzeichen, welches seinen Verdacht rechtfertigen könnte.

Die Mahlzeit dauerte lange für den gemarterten Fürsten; er entdeckte nichts und kam endlich aus seinen ersten Gedanken zurück. Das Billet kam gewiß von einer der beiden Nebenbuhlerinnen. Vielleicht verdient es gar keine Beachtung, vielleicht hat es genug Bedeutung, um eine Aufklärung zu verdienen. Heinrich IV. sah wohl ein, wie bedenklich die Folgen eines entscheidenden Schrittes seyn konnten; aber sein lebhafter Geist, der durch Hindernisse aufgestachelt wurde, erlaubte ihm nicht, eine solche Warnung ganz unbeachtet zu lassen. Er war es sich selbst schuldig, den wesentlichen Theil des Räthsels zu lösen.

Es standen ihm natürlich zwei Mittel zu Gebote: er konnte versprochenermaßen die Herzogin besuchen, und Niemand würde sich darüber wundern; oder er konnte Henriette besuchen, und dies würde großes Aussehen machen. Gabriele würde es ihm nie verzeihen, und was konnte ihm der Besuch nützen? Die Treulose, wenn wirklich eine Treulosigkeit im Spiele war, war gewiß auf ihrer Hut, und nachzuforschen, sie ins Verhör zu nehmen, wäre gegen den Anstand gewesen. Nein, ein Besuch konnte nichts nützen.

Das Billet bewies ja auch nichts; es war eine feige Anklage, deren Urheber sich nicht nannte. Wie oft waren Gabriele und Henriette verleumdet worden! In einem Palaste lauert ja immer eine Schlange, welche zischt, wenn sie nicht beißen kann. Der Angeber mußte gelogen haben.

Aber wenn er nicht gelogen hatte, was war dann zu thun? Das

Problem war mitten in dem Lärm und Geplauder der Gäste keineswegs leicht zu lösen. Aber Heinrich IV. war kein Neuling in der Diplomatie; er hatte oft die verwickelsten Unterhandlungen glücklich zu Ende geführt, und unter Carl IX. unter Katharina von Medici war er in einer guten Schule gewesen.

Heinrich fand sein Mittel als eben das Dessert aufgetragen wurde. Er erinnerte sich, daß Beringen der Familie Entragues am Ende eines zu den Gemächern der Herzogin führenden Ganges eine Wohnung angewiesen hatte. Der vorsichtige Kammerdiener hatte diese Einrichtung getroffen, damit man das Erscheinen des Königs in jenem Gange nicht auffallend finde. Dieser lange Gang war übrigens dunkel und wenig betreten, denn zu jeder Wohnung führte eine eigene Seitentreppe. Heinrich IV. der geschickte Taktiker, erkannte, daß an dieser Stelle die Überwachung bequem, sicher und für Niemand compromittirend war. Es kam nur noch aus die Wahl eines Hüters an. Diese Wahl war gar nicht leicht.

Ehe er diese Wahl traf, nahm er sich fest vor, kein Aufsehen zu machen, ja nicht einmal Gabriele zu besuchen, wie er hätte thun können, ohne sich zu verrathen, denn sein Besuch war ja schon gemeldet, ehe er das Billet gelesen, und überdies auch durch die Unpäßlichkeit der Herzogin gerechtfertigt. In dieser Weise wahrte Heinrich seine Würde, so wie auch die Würde seiner künftigen Gemalin, und selbst der Ruf Henriettens blieb ungefährdet.

Die Tafel wurde aufgehoben; der König hatte Crillons Arm genommen und war schon im Begriff, diesem treuen Freunde seine Verlegenheit mitzutheilen; aber er besann sich; das Geschäft des Hüters erforderte mehr Gewandtheit als ritterlichen Sinn, und schickte sich nicht für einen Mann von Crillon's Rang und Verdienst. Der brave Chevalier war überdies zu derb und nicht schlaue genug; man brauchte einen Hüter, der kein Aufsehen machte und kluge Umsicht mit Geistesgegenwart verband. Der Blick des Königs fiel aus Pontis, der dieses Mal mit echt militärischer Haltung auf seinem Posten stand, als Heinrich IV. Vorüberging, um sich in sein Zimmer zu begeben.

Heinrich erkannte sogleich, daß er seinen Mann gefunden. Er

stand still und sagte zu den Anwesenden:

»Wir setzen uns zum Spiel, meine Herren. Die kranken Damen bedürfen der Ruhe, wir wollen sie schlafen lassen. Graf d'Auvergny wünschen Sie Ihrer Mutter und Ihrer Schwester in meinem Namen gute Nacht. Gute Nacht, Herr Entragues. Auch unsere vielgeliebte Herzogin soll ungestört bleiben; sie wird morgen Früh abreisen, um in Paris ihre Andacht zu verrichten; nicht wahr, Gevatter Zamet?«

»Zu welcher Stunde, Sire?«

»Gegen Abend wird sie in deinem Hause seyn.«

»Ich werde also noch diesen Abend abreisen, Sire, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, damit die Frau Herzogin in meinem Hause nicht allzu viel vermisse.«

»Geh, Gevatter. Halten Sie Ihre Thaler bereit, meine Herren, ich habe mir vorgenommen, diesen Abend zu gewinnen«, sagte der König mit einem mehr traurigen als spöttischen Lächeln, denn er dachte an das Sprichwort, welches dem in der Liebe unglücklichen Spieler Gewinn verheißt. »Ha, mein Gardist hat ausgeschlafen«, setzte Heinrich IV. hinzu, indem er seine Gäste vorübergehen ließ. »Gehen Sie nur weiter, meine Herren, ich habe den armen Cadeten noch über das Versehen, welches er gemacht zu trösten. Gehen Sie, ich werde Ihnen sogleich folgen.«

Er trat auf Pontis zu.

Beide waren mitten in der Gallerie allein. Ein Page, der den Armleuchter trug, stand in einiger Entfernung. Niemand konnte das Gespräch hören. Der König sprach leise mit dem Gardisten, dessen Augen mehr Gehorsam als Erstaunen ausdrückten.

»Du hast mich verstanden«, sagte der König.

»Ja, Sire.«

»Glaubst Du, daß Du meinen Auftrag gut vollziehen wirst?«

»Ich büрге dafür.«

»Merke wohl: wachsam wie eine Katze, stumm wie ein Fisch!«

»Sehr wohl, Sire.«

»Aber Du scheinst eben nicht stark zu seyn; es wäre möglich, daß man Gewalt gegen Dich gebraucht oder Dir zu entweichen sucht.«

»Der Schein trügt, Sire; ich bin schlecht bei Laune.«

»Sey vorsichtig! — Hier ist ein Schlüssel, der Dir nothwendig ist. Geh! Ich werde nicht zu Bett gehen, bis Du mir Bericht abgestattet hast.«

Der König überreichte Pontis einen Schlüssel und begab sich in sein Cabinet zum Spiel.

10.

Liebe.

Gratienne, die den günstigen Augenblick erlauscht hatte, führte Esperance in ein mit violettem Seidendamast ausgeschlagenes Cabinet. Die Meubles waren von Ebenholz oder Elfenbein, einige von ciselirtem Silber, wie es in Italien Mode war; denn damals hielt es die Kunst nicht unter ihrer Würde, allen Hausgeräthen eine schönere Zierde zu geben. In dem marmornen Camin brannte eine Kohlenglut ohne Flamme. Vom Plafond herab hing eine kunstvoll gearbeitete goldene Lampe an drei langen Ketten von demselben Metall. Es war ein Geschenk Carls V. an Franz I. Zwei schöne Gemälde von Raphael und Leonardo da Vinci bildeten eine nicht minder kostbare Zierde, als die Lampe.

Esperance sah sich in diesem Prachtzimmer zerstreut um. Er suchte den Thürvorhang, unter welchem Gabriele erscheinen sollte.

Gratienne klingelte und entfernte sich eilends. Bald hörte der junge Cavalier rasche Fußtritte, ein seidenes Kleid rauschte und der Thürvorhang hob sich. Gabriele eilte auf ihn zu. Ihre Wangen waren blaß von der großen Freude; in ihren Augen, in ihren sanften, holden Augen glänzte eine Thräne.

Sie sank in seine Arme, und Beide hielten einander umfaßt, ohne daß sie Kraft oder Lust hatten, ein Wort auszusprechen. Endlich faßte sie die Hand ihres Freundes und betrachtete gerührt die Verwüstungen, welche der Gram in diesem schönen Gesichte zurückgelassen hatte. Er sah sie lange mit sprachlosem Entzücken an. Gabriele brach zuerst das Stillschweigen.

»Vor Allem«, sagte sie, »sey hier ganz unbesorgt. Dieser Ort, dem Anscheine nach der gefährlichste unter allen, ist in der That der einzige, wo wir völlig sicher sind, denn er ist der einzige, der den Spionen nicht zugänglich. Ueber uns ist das Zimmer Gratienne's; die

Dienerschaft ist beim Abendessen; Jedermann glaubt, ich sey im Bett. Ich habe nur einen Besuch des Königs zu fürchten; aber er ist jetzt selbst an der Abendtafel und Gratienne wird mir eine Viertelstunde bevor Jemand hierherkommen kann, einen Wink geben. Wenn der König, wie er mir durch Beringen sagen ließ, nach der Abendtafel kommen sollte, so würdest Du zehnmal Zeit haben, über die aus meinem Schlafzimmer in das obere Stockwerk führende Treppe in Gratiennens Zimmer zu eilen.«

»Ueberdies«, setzte Esperance mit einem zärtlichen Händedrucke hinzu, »pflegt der König nach der Jagd lange bei der Abendtafel zu verweilen und ich werde wahrscheinlich nicht mehr hier seyn, wenn das Souper zu Ende ist.«

»Daran liegt wenig«, erwiderte Gabriele. »Ich habe Dir so viel zu sagen, daß uns die Zeit, wie lang sie auch sey, immer zu kurz scheinen wird.«

»Was ich Dir zu sagen habe, meine Gabriele, ist wichtiger als alles Andere. Hätte ich deine Einladung nicht schon gestern erhalten, so würde ich diesen Morgen um eine Audienz gebeten haben.«

»Ich hatte also Recht zu glauben, daß Du nicht abreisen würdest, ohne mich zu sehen. Es wäre auch eine unverzeihliche Sünde gewesen.«

»Ich will nicht lügen, Gabriele. Vielleicht würde ich diese Sünde begangen haben, wenn ich nicht so ernste Warnungen erhalten hätte. Deine Feinde frohlocken, sie begnügen sich nicht mehr mit Drohungen; sie bereiten einen entscheidenden Schlag vor.«

»Was für Feinde? . . . Was für Drohungen? . . . Was für ein entscheidender Schlag?« sagte Gabriele mit einer fieberischen Heiterkeit, die ihn unangenehm berührte.

»Meine Mittheilung«, erwiderte er, »ist allerdings unbestimmt; aber sie muß Dich doch auf die Gefahren aufmerksam machen, die Deiner warten. Ich gestehe, daß ich nichts Bestimmtes sagen kann, aber eben deshalb hege ich ernste Besorgnisse.«

»Höre mich an«, unterbrach ihn die Herzogin, indem sie sich setzte und ihn mit ganz ungewohnter Vertraulichkeit zu ihren Füßen niederzog. »Du gestehst selbst, daß Du nichts weißt, nichts genau

angeben kannst; ich hingegen weiß Alles und werde alle deine bange Zweifel lösen. Es war mir bange, daß Du nicht kommen würdest: Du bist ja so vorsichtig, so zartfühlend; Du bist nicht König, nicht Chevalier und hast in einem Finger mehr Ehre und Ritterlichkeit, als die ganze Ritterschaft der Welt! Doch wir haben keine Zeit zu verlieren, der Weg ist lang. Höre mich also an.«

Esperance erwiderte, daß er ganz Ohr sey.

»Die Feindin, welche Du fürchtest«, sagte Gabriele, seine Hand fassend und ihn scharf ansehend, »ist Henriette d'Entragues; nicht wahr, sie bedroht meine Zukunft? sie hat Absichten auf den König und rückt schnell ihrem Ziele näher: nicht wahr, das meinst Du?«

»Ja wohl« Gabriele . . . und nimm die Sache nicht so leicht! sie wird ihr Ziel erreichen!«

Gabriele lächelte spöttisch und erwiderte: »Sie hat es erreicht. Vor drei Tagen hat sie der König mit einem Besuch beehrt und sie hat ihn mit ihrer Gunst beehrt . . . Du schauerst; sieh mich an. Ich lache mitleidig. Ja, der Handel ist ganz ehrlich geschlossen: der eine Theil hat gekauft, der andere verkauft. Der König hat die spröde Tugend der schönen Entragues mit hunderttausend Thalern und einem Eheversprechen gekauft. Es ist spott wohlfeil! Lache doch, Theuerster, lache doch!«

Aber Esperance war blaß vor Zorn und wollte auffahren.

»Ich habe gesehen, wie Sully das Geld zählte«, fuhr Gabriele fort; »ich hatte mich gegenüber hinter einem Fenster versteckt, um mir dieses Vergnügen zu machen. Der Minister hatte die Summe in harten Thalern zusammengebracht; sie hat dem armen Finanzmann viele Seufzer und Schweißtropfen gekostet, und um seinem Herrn das Herz weich zu machen, ließ er einen ganzen Fußboden mit diesen Thalern bedecken. Der silberne Fußboden schien eine Million werth zu seyn. Der König kam, um die Quittung zu unterschreiben, und der Minister zeigte ihm das Geld. »Eine theure Zerstreung!« sagte Heinrich. — O! wie groß auch die Leiden seyn mögen, die einer Verlassenen bevorstehen, sie ist in einem solchen Augenblicke überglücklich durch das Bewußtseyn, daß sie sich nicht verkauft hat!«

»Gabriele!« sagte Esperance, »das Geld ist nichts . . . Aber das Eheversprechen . . . Du schweigst davon. Es ist aber doch die Hauptsache.«

»Wozu könnte es nützen? Was liegt uns daran?«

»Aber von den Deinigen können andere Rechte geltend gemacht werden . . . «

»Von meinen Rechten ist jetzt nicht die Rede . . . Glaubst Du denn, ich würde mit Henriette d'Entragues in die Schranken treten?«

»Aber dein Sohn . . . «

»Genug davon, Esperance, ich bitte Dich.«

»Gabriele, ich liebe Dich mehr als mein Leben; ich will mich nicht aufopfern, um Henriette d'Entragues triumphieren zu lassen, wenn ich nur ein Wort zu sagen brauche, um sie zu stürzen. Zürne ihr nicht mehr, meine Gabriele. Du würdest der elenden Intrigantin zu viel Ehre erweisen; sie wird schmäählich fallen, wie der Wurm, der bis zur duftenden Blume emporgekrochen war und durch einen Windstoß zu Boden geworfen wird, um zertreten zu werden. Man braucht Sr. Majestät nur ein Wort zu sagen, nur drei Zeilen eines gewissen Briefes zu zeigen, und Henriettens Hoffnungen zerrinnen. Es ist ein vielleicht gefährlicher Schritt, aber ich werde ihn morgen thun.«

»Es scheint in der That, Esperance, als ob Du mich zu trösten suchtest«, erwiderte Gabriele mit dem Ausdruck beleidigter Würde. »Achtest Du mich so wenig, daß Du mir solche Schwäche zutraust? Mit dem König reden! . . . der Entragues das Eheversprechen streitig machen! . . . sie angreifen, um mich zu halten? Das würde höchstens ein Entragues thun, aber ich! . . . Sie hat das Versprechen verkauft; wir wollen es ihr lassen, mein Esperance, und statt an meine vereitelten Hoffnungen, an meine zerbrochene Krone zu denken, statt mich der Mittel zu rühmen, die Dir bleiben, um mich auf den Thron zu erheben, statt von allen diesen unlautern Intriguen zu sprechen, wollen wir lieber von uns, von unseren treu gehaltenen Schwüren, von unseren muthig bestandenen Prüfungen sprechen; wir wollen alle schändlichen Umtriebe vergessen und uns die Hände drücken und uns anlächeln. Noch mehr, mein Esperance, wir wollen

über unsere albernen Bedenklichkeiten, über unser allzugroßes Zartgefühl lachen. Ja, während Du mit gebrochenem Herzen abreisen wolltest, um mich als makellose vorwurfsfreie Gemalin des großen Königs zurückzulassen, während ich mich aus Dankbarkeit, aus Freundschaft opferte, wurde ein schändlicher Verrath ersonnen, ein ehrloser Handel abgeschlossen. Und Du stürztest Dich in die Flammen, um jeden Verdacht von mir abzuwenden, Du wolltest in die Verbannung, in den Tod gehen, um meinen Sohn zum rechtmäßigen Erben Heinrichs IV. zu machen! Meinen Sohn, den ein einziger Federstrich zum Bastard gemacht hat! denn gesetzt, daß ich heute sterbe, so wird Henriette d'Entragues morgen in meine Rechte treten. Ja, wir wollen lachen, mein Geliebter, und die Flamme unserer Verachtung verzehre jede Erinnerung an diese Erbärmlichkeiten, so wie das Feuer dieses Kusses in uns alle Täuschungen, alle falsche Großmuth ausrotten soll!«

Esperance sah Gabriele erstaunt an. Nie hätte er sie für so stolz, so entschlossen gehalten. Sie hielt ihn umschlungen, sie küßte ihn zugleich mit Augen, Athem und Mund.

»Nimm Dich in Acht, Theuerste!« sagte er bestürzt über die unwiderstehliche Gewalt, von welcher er sich fortgerissen fühlte. »Wenn deine Aufwallung nur Zorn ist, wenn deine Worte nur der Ausdruck gerechten Unwillens sind, so sey auf deiner Hut! Dieses Feuer wird zu schnell erlöschen und morgen wirst Du Dich dessen schämen und mir meine Schwäche vorwerfen. O! Gabriele, laß mich mit dem Bewußtseyn sterben, daß Du mir über Alles theuer bist. Morgen vielleicht würde ich Dich verwünschen.«

»Esperance!« sagte sie mit einer Begeisterung, die ihrer Schönheit einen hehren Charakter gab, »Esperance, ich bin dein tröstender Engel, ich bin der Lohn deines ganzen verlorren Lebens; siehst Du es nicht, verstehst Du es nicht? Ich bin kalt, grausam gegen Dich gewesen; ich habe dein Herz zerrissen, welches sich allen Hindernissen zum Trotz mit dem meinigen hätte verschmelzen sollen. Ich bin zaghaft gewesen; ich habe deine aufopfernde Liebe mißbraucht, statt deine Sklavin zu werden! O! mein Geliebter, bist Du denn von Marmor, wie die ewig jugendlichen Götter des

Alterthums, denen Du gleichst? Achtest Du unsere Opfer, unsere Leiden, unsere Thränen so gering, daß der Lohn Dir unverdient erscheint? Du liebst mich nicht, Esperance, Du verkennst mich, Du achtest mich zu gering. Ja, so lange als ich Dir schweigend zuhörte und mich beugte vor deinen heroischen Berechnungen, die nur mir Vortheil brachten; ja bis jetzt war ich deiner Liebe nicht würdig; aber heute richte ich mich auf, heute will ich die Königin nicht mehr reden lassen, heute gebiete ich sogar der Mutter Schweigen um ganz Liebe für Dich zu seyn. Verzeihe mir, o! verzeihe mir, daß ich einen Augenblick glauben konnte, es sey meine Pflicht, eine Hingebung wie die deinige mit Füßen zu treten! Esperance, ich liebe, ich vergöttere Dich! Esperance, Du bist mein Leben, mein Alles! Und da Du mir dein Leben nicht widmen willst, da Du vom Sterben sprichst, so gib mir wenigstens das Recht, mit Dir zu sterben!«

Er begann einige Worte zu stammeln, um dem Himmel zu danken, der den Sterblichen ein solches Glück beschied; aber sie erstickte Alles mit ihren Thränen, mit ihren Küssen. Er fühlte seine Sinne schwinden; es war ihm, als ob er durch eine Wolke der Erde entrückt und vereint mit der Geliebten zum Himmel emporgetragen würde.

»Seit gesegnet«, sagte Esperance; »dein Herz ist des meinigen würdig; Du bist der Engel des Glückes.«

Ach« warum mußten sie wieder in die gemeine Wirklichkeit zurückkehren! Was ist die staubige Landstraße für den, der aus dem Paradiese kommt?

Esperance fühlte es, und dieses bittere Gefühl verstimmte ihn; aber Gabriele küßte ihm die bangen Sorgen von der Stirn.

»Warum so traurig?« sagte sie mit zauberischem Lächeln. »Denkst Du etwa an die Marquise von Liancour, an die Herzogin von Beaufort? Wozu das? Für Dich bin ich ja nur Gabriele, dein treues, liebendes Weib! . . . Nichts soll uns jetzt mehr trennen. Ich bin glücklich, ich bin frei! Esperance ist mein, die Welt ist unser!«

Man hörte im Nebenzimmer ein Geräusch. Gratienne gab das verabredete Zeichen, falls sie ihrer Gebieterin etwas mitzutheilen hätte. Die beiden Liebenden lauschten. Das plötzliche Erscheinen ihrer Feinde würde sie in diesem Augenblicke nicht mehr erschreckt

haben.

»Die Tafel ist aufgehoben«, sagte Gratienne; »aber statt hierher zu kommen, begibt sich der König in sein Cabinet, um mit seinen Gästen zu spielen. Alles ist ruhig.«

»Gott sey gelobt! wir können noch miteinander plaudern«, sagte Gabriele frohlockend, »Dieser Abend wird uns unvergeßlich bleiben, nicht wahr, Freund? Unser Himmel ist wolkenlos und heiter. O, wie glücklich sind wir!«

»Sprich leiser!« warnte Esperance; »deine laute Stimme scheint diese Wände herauszufordern. Doch ich höre Dir mit demselben Entzücken zu, welches der Verwirklichung eines schönen Traumes folgt. Bisher träumte ich von Dir, jetzt bist Du mein!«

»Und auf ewig!«

»Dich zu verlieren, als wir einander noch fern standen, ging schon über meine Kräfte. Jetzt wäre es unmöglich! Fürchte nichts, ich will nicht mehr von Pflicht, von Ehre sprechen, ich werde Dich nicht mehr opfern. Du bist mein Theuerstes auf Erden, ich werde Dich gegen die ganze Welt vertheidigen!«

»Das hättest Du mir in Bougival sagen sollen, mein Esperance. Wie viele glückliche Tage haben wir verloren!«

»Wir gehen einer schönen Zukunft entgegen. Der König hat Dir durch seine Untreue die Freiheit gegeben. Bedenke, meine Gabriele, daß Du an diesem verwünschten Hofe, wo Dir tausend Fallen gestellt werden, nicht länger leben kannst.«

»Nicht wahr?«

»Wissen wir, können wir nur ahnen, was diese Dämonen ersinnen, was sie schon ins Werk gesetzt haben, um Dich ins Verderben zu stürzen? Man müßte ihre Arglist besitzen, um ihre Anschläge zu errathen. Ich kam mit banger Sorge hierher, um Dich zu warnen; jetzt zittert ich und weiß mich kaum zu fassen. Ich weiß nicht wie ich mit solcher Angst leben konnte. Einen Kuß, meine Gabriele, einen Kuß deiner Seele, um Dir zu beweisen, daß die Unholde nicht schon einen Schatten aus Dir gemacht haben!«

»Das müßte erst seit ganz kurzer Zeit der Fall seyn«, sagte

Gabriele mit zauberischem Lächeln. »Aber mir ist auch bange, Esperance. Ich will es Dir nicht mehr verhehlen: der Gedanke an Dich erhielt meinen Muth; eine innere Stimme sagte mir, daß unsere Vereinigung nicht mehr ferne sey; ich erfuhr sogar ohne Schrecken, ja fast mit Freude die Vorbereitungen zu deiner Abreise. Ich dachte, Du würdest mich, wenn es Zelt wäre, zu Dir rufen. Du siehst, daß meine Ahnungen mich nicht täuschten. Aber dieses Glück dürfen wir nicht verscherzen; wir wollen uns nicht mehr trennen. Die ruchlosen Menschen werden mich umbringen, wenn Du mich nicht mitnimmst.«

»Sage nur ein Wort, Gabriele. Wann? wie? Rede, ich bin bereit.«

»Ich habe alle Vorbereitungen getroffen. Ich gehe mit Zustimmung des Königs nach Paris, um die letzten Tage der Woche in Zamet's Hause zuzubringen.«

»In Zamet's Hause! Thue das nicht!« sagte Esperance erblassend. »Dort ist das Natternest. Gehe nicht hin!«

»Ich weiß es wohl; ja, ich weiß, daß Zamet mit den Entragues einverstanden ist; ich weiß, daß er voll Arglist und Tücke ist. Aber Zamet ist ein Nachbar, und deshalb trotze ich allen Gefahren. Um in deiner Nähe zu seyn, würde ich mir durch Flammen einen Weg bahnen: Du hast mir ja das Beispiel gegeben!«

»Geh- nicht in Zamet's Haus, ich beschwöre Dich!« wiederholte Esperance, der mit Schaudern an die verhängnißvolle Prophezeiung der Italienerin dachte.

»Ich hatte es auf morgen versprochen und ich reise morgen Früh von hier ab.«

»Es ist versprochen?« fragte Esperance außer sich.

»O ja: aber Gabriele kann rückgängig machen was die Herzogin beschlossen hatte. Hast Du einen Plan?«

»Ich werde tausend entwerfen, damit Du nicht zu Zamet gehst.«

»Du weißt also etwas?« sagte Gabriele mit etwas bewegter Stimme.

»Ich weiß nichts; aber ich bin überzeugt, daß Du das Haus des Italieners nicht lebend verlassen wirst.«

Sie schmiegte sich schauernd an den Geliebten.

»Jetzt sterben!« stammelte sie. »Nein, ich will nicht sterben!«

»Wie wirst Du die Reise von Fontainebleau nach Paris machen? Mit Gardisten?«

»Nein, aber die Spione lauern, und der König wird mir vielleicht eine Escorte mitgeben. Ehe ich in Paris eintreffe, kann ich nicht auf Freiheit zählen. Ueberdies soll ich zu Schiffe die Seine herabfahren und am Hafen zu Bercy meine Sänfte finden.«

»Es ist gut. Verzögere die Abreise, so daß Du erst bei Einbruch der Nacht am Hafen ankommst.«

»Das ist leicht.«

»Nimm Gratienne mit.«

»Das versteht sich.«

»Sobald die Sänfte zweihundert Schritte gemacht hat, laß unter irgend einem Vorwande anhalten, und während Gratienne mit dem Kutscher und den Lakeien spricht, steigst Du leise aus der Sänfte und ich werde Dich mit guten Pferden erwarten.«

»Der- Plan ist vortrefflich. Gratienne wird die Reise fortsetzen und allein in Zamet's Haus kommen, nicht wahr?«

»Und sie kann dem Italiener sagen, Du machst einen Besuch in der Stadt.«

»Bei meiner Tante de Sourdis, zum Beispiel.«

»Ja, und Du würdest ziemlich spät nach Hause kommen. Unterdessen haben wir einen starken Vorsprung. Ich habe zwei Pferde, welche nöthigenfalls zwölf Lieues in einem Zuge machen. Aber . . . dein Sohn?«

»O! . . . ich habe schon an ihn gedacht«, sagte Gabriele traurig. »Ich wollte ihn mitnehmen. Aber habe ich das Recht, ihm seinen Vater zu rauben? Der König hat den Knaben sehr lieb.«

Beide schlugen seufzend die Augen nieder.

»Es ist wahr«, stammelte sie, »ich begehe ein Verbrechen, wenn ich meinen Sohn verlasse.«

»Gabriele, willst Du denn dein Leben auf's Spiel setzen? Hast Du mich schon vergessen?«

»Ich bin dein!« sagte die Herzogin entschlossen, indem sie seine

Hand drückte. »Ich will mich, wenn es seyn muß, eines Unrechts schuldig machen, aber feig will ich nicht seyn. Ich hätte es überlegen sollen, ehe mich mein Geschick in deine Hände legte. Jetzt ist es zu spät! Wenn der König gerecht ist, wird er mir bald mein Kind zurückgeben.«

»Sey nur unbesorgt, Gabriele, Mademoiselle d'Entragues wird schon dafür sorgen . . . Es bleibt also bei der Abrede?«

»Ja.«

»Morgen Abend werden wir auf immer vereinigt oder getrennt; denn ich vertheidige mich, wenn wir angegriffen werden.«

»Wir vertheidigen uns, Esperance!« setzte die Herzogin hinzu. »Es ist besser, zusammen sterben, als getrennt im Kerker schmachten.«

»So hält uns denn nichts mehr zurück«, erwiderte Esperance, durch diese Entschlossenheit gerührt; »wir werden alle Hindernisse überwinden. Die Nächte sind noch lang. Wir können Dieppe erreichen, ehe man uns verfolgt. Denn um uns einzuholen, müßten unsere Verfolger binnen sechs Stunden nach unserer Abreise den Befehl erhalten. Der König wird von unserm Verschwinden aber vielleicht erst zwanzig Stunden nachher Kenntniß bekommen . . . und dann sind wir nicht mehr in Frankreich?«

»Gott erhöere Dich!«

»Mir wird Gott helfen, Theuerste. Er sieht die Reinheit meines Herzens. Er weiß wie ich gekämpft, gerungen habe. Er kennt meine Liebe, die zu jedem Opfer bereit ist.«

»Gott weiß, Esperance, daß Du mein einziger Ehrgeiz und mein einziges Glück bist.«

»Er hört meinen Schwur«, erwiderte Esperance mit Begeisterung, »Dich zu lieben, so lange mein Herz schlägt, so lange ein Athem meine Brust bewegt, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern ist.«

»Dein sey auch mein ganzes Leben«, setzte Gabriele zärtlich hinzu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Das Versprechen wurde durch einen Kuß besiegelt.

»Doch warum sind wir so traurig?« sagte Esperance; »es ist Undank, wenn man seines Glückes gewiß ist.«

»Glaubst Du denn, mein Geliebter, es sey Betrübniß was-mein Herz schwellt? . . . Zuweilen weint man ja vor Freude; aber es gibt ein sicheres Mittel, meine Thränen zu trocknen. Entferne Dich nicht, bleib in meinen Armen.«

»Morgen wird uns nichts mehr trennen. Aber heute . . . verzeihe mir, Gabriele, daß ich Dich daran erinnere, die Zeit ist verflossen.«

»Die Zeit . . . Du willst fort!« sagte sie mit einem Tone. der auf Esperance einen tiefen Eindruck machte.

»Es muß seyn.«

»Nein, nein, bleib! . . . Nur hier, nur bei mir bist Du in Sicherheit!«

»Der König kann nach dem Spiele kommen, Gabriele; setze mich nicht der Gefahr aus, mich verbergen zu müssen. Wie könnte ich diese Nacht verlieren, die mir zu den Vorbereitungen zu unserer Flucht so nothwendig ist!«

»O mein Gott«, sagte Gabriele nachsinnend und niedergeschlagen. »ich hatte nicht gedacht, daß Du fort müßtest. Es ist stockfinster.«

»Desto besser kann ich mich verbergen.«

»Der Wind tobt.«

»Dann hört man meine Fußtritte nicht. Fasse Dich, Gabriele; befiehl Gratienne, mich hinauszuführen.«

»O nein«, sagte Gratienne, die gelauscht hatte. »Wie nützlich ich Ihnen bei Ihrer Ankunft seyn konnte, so verdächtig würde ich seyn, wenn ich Sie jetzt begleitete. Nehmen Sie den Schlüssel der Frau Herzogin, er schließt alle Thüren des Schlosses auf; der König allein besitzt noch einen solchen Hauptschlüssel. Mit diesem Schlüssel brauchen Sie keine Begleitung und das ist jetzt sehr wichtig, denn es ist spät.«

»Hörst Du wohl, Gabriele? Es ist spät . . . Auf morgen!«

»Auf immer! . . . Esperance«, sagte sie, ihn zurückhaltend, »bleibe diese Nacht in dem Zimmer Gratienne's, die ich bei mir behalten werde, und morgen Früh . . . «

»Madame, lassen Sie ihn fort«, sagte Gratienne; »am Tage würde man ihn erkennen.«

»Nun« so gehe er . . . Aber wird man ihn trotz der Finsterniß, trotz aller Vorsicht nicht erkennen? . . . Laß deinen Hut, deinen gestickte-i Mantel hier, Esperance, und nimm Hut und Mantel meines Intendanten . . . Wer Dich sieht, wird Dich für einen meiner Leute halten.«

»O! er ist ja der Ihrige«, sagte Gratienne, die für diesen Witz von beiden Liebenden einen Kuß erhielt.

Sie gab Esperance den von Gabriele bezeichneten Mantel; in dieser Verkleidung war er nicht zu erkennen. Jetzt war nicht länger zu zögern, die Scheidestunde schlug. Gabriele schluchzte; die Küsse ihres Esperance vermochten sie nicht zu beruhigen; er selbst ward von einer Wehmuth ergriffen, von der er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

»Auf morgen!« wiederholte Gabriele, »auf morgen! Welchen Weg wird er nehmen, Gratienne?«

»Gerade durch den langen Corridor, Madame, und dann die Treppe hinunter je weniger Umwege er macht, desto leichter wird er fortkommen.«

»Was für ein Hinderniß könnte mir auch begegnen? Ich sehe keine Gefahr.«

»Ich auch nicht«, sagte Gratienne.

»Ich auch nicht«, sagte Gabriele.

»Adieu! auf morgens!«

Sie sanken einander noch einmal in die Arme. Gratienne zog ihn am Mantel nach der Thür hin.

Gabriele eilte ihm nach und umfaßte ihn noch einmal.

»Du liebst mich, nicht wahr?« sagte sie.

»Bedarf es einer Antwort?«

Sie hielt die Lippen an sein Ohr.

»Sage mir, daß Du glücklich bist«, setzte sie mit einem zauberischen Lächeln hinzu.

»So glücklich, daß es mir scheint, als hätte ich in diesem Leben

nichts mehr zu erwarten.«

»Mich! mich! . . . meine Liebe!«

»Um Gotteswillen, gehen Sie!« mahnte Gratienne, die ihn mit Gewalt losriß. Gabriele sank fast besinnungslos in ihre Arme.

Der Corridor war stockfinster, überall herrschte tiefe Stille. Esperance, der den Hauptschlüssel hatte, schloß die Thür auf, und nachdem er eine Weile gelauscht hatte, ging er sicheren Schrittes weiter.



11.

Das Gitter der Orangerie.

Schon hatte Esperance den langen dunkeln Gang verlassen und betrat die Treppe, als er ein Geräusch hinter sich zu hören glaubte. Er sah sich um und trotz der Finsterniß bemerkte er an einem Fenster die Umrisse einer menschlichen Gestalt.

Esperance stand still, um zu sehen; die Gestalt kam näher und stand ebenfalls still. Er ging rasch die Treppe hinunter; bald hörte er Fußtritte auf den obersten Stufen.

Es ward ihm etwas bange, denn es war kaum zu bezweifeln, daß man ihn verfolgte. Aber da er alle Gänge des Schlosses genau kannte, so hoffte er seinem Verfolger bald zu entkommen. Er ging schneller und betrat einen andern Gang, der zum Pavillon der Orangerie führte.

Er hörte die auf den Steinplatten dröhnenden Fußtritte beständig hinter sich. Er entschloß sich, den kürzesten Weg zu nehmen, eine Thür zu erreichen und nöthigenfalls seinem Verfolger die Spitze zu bieten. Er wandte sich schnell zu der Thür, welche von der Orangerie in den Prinzenhof führte. Aber dort bemerkte sein scharfes Auge, daß das Gitterthor verschlossen war und daß hinter demselben eine — Abtheilung Soldaten ein Feuer anzuzünden suchte, welches jedoch in dem feinen Regen immer wieder erlosch.

»Warum ist der Posten da?« dachte er; »es ist sonst keine Wache da. Aber ich habe nicht nöthig, über den Prinzenhof zu gehen. Vor Allem muß ich diesen Ort verlassen.«

Längeres Verweilen wäre allerdings gefährlich gewesen. Er konnte zwischen dem Gitter und seinem Verfolger, dessen Fußtritte er näher kommen hörte, gefangen werden. Er drückte sich in einen Winkel und hielt den Athem an, um den Kundschafter vorbeigehen zu lassen und denselben etwas genauer zu betrachten. Seine

Erwartung wurde nicht getäuscht. Der Mann kam rasch näher und ging drei Schritte an ihm vorüber. Esperance hätte ihn gern angegriffen und zu Boden geworfen, aber er war den Soldaten zu nahe und mußte jedes Geräusch vermeiden. Ein solcher Auftritt im Palast des Königs würde seinen ganzen Plan vereitelt haben. Eine geschickte Flucht mußte weit besser zum Ziele führen.

Bei dem matten Schimmer der Feuerbrände bemerkte Esperance die Gestalt seines Verfolgers. Es war ein magerer, schwächlicher Mensch, der von dem schnellen Laufe schon ganz athemlos war wie ein Hund, der einen Hirsch verfolgt.

Esperance stürzte aus seinem Winkel hervor und kehrte um, während der Kundschafter am Gitter stand und seine Beute suchte. Er eilte die Treppe wieder hinauf, zog den Hauptschlüssel hervor und schloß die Thür eines Ganges auf. In diesem Gange war Bauholz aufgeschichtet, aus welchem Heinrich IV. nachmals die berühmte »Hirschgalerie« errichten ließ.

Esperance verschloß die Thür hinter sich und lachte im Stillen über die getäuschte Hoffnung des Spions. Er wußte, daß sich am Ende dieses Ganges die in den ovalen Hof führende Treppe befand. Nichts beunruhigte ihn mehr. Er athmete wieder frei.

Plötzlich erschrickt er: er hört ein Geräusch an der Thür. Der Spion hat seine Spur entdeckt, er möchte ihm folgen . . . aber wie kann er die Thür öffnen?

Das Thürschloß knarrt, die Thür geht auf. Esperance fühlt den kalten Schweiß auf seiner Stirn . . . der Spion hat ebenfalls den Hauptschlüssel . . . und diesen Hauptschlüssel besitzt nur der König. Gabriele hat es gesagt. Esperance wird also von Heinrich IV. oder wenigstens von einem Abgesandten des Königs verfolgt. Man hegt also Verdacht, das Geheimniß Gabriels ist in Gefahr! An Widerstand ist nun nicht mehr zu denken, er muß fliehen — so schnell fliehen, daß ihn der Feind in zehn Minuten aus dem Gesicht verliert.

Esperance eilte fort und verschwand. Aber in dem ovalen Hofe standen ebenfalls Schildwachen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, alle Ausgänge sind bewacht, es ist ein Complot. Der Spion spielt die

Rolle eines Treibers, der das Wild in die Netze oder unter die Kugeln der Schützen jagt. Man scheint indeß sein Leben schonen zu wollen; ein Einziger würde nicht hinreichend gewesen seyn, ihn umzubringen. Man hat offenbar die Absicht, ihn anzuhalten, zu erkennen, zu überführen . . . Gabriele wäre dann verloren. Dieser Gedanke macht das Blut in den Adern ihres Geliebten sieden.

Was ist zu thun? Der Spion weiß die Thüren so gut zu öffnen wie er, und Esperance setzte sich durch beständiges Umherirren aus einem Gange in den andern der Gefahr aus, auf einen zweiten Spion zu stoßen und zu einem Kampfe, den er um jeden Preis vermeiden will, gezwungen zu werden. Es bleibt ja immer noch Zeit sich zu wehren, wenn Noth vorhanden ist.

Er eilt weiter; schon hat er einen Ausgang gefunden, der Spion ist weit zurück, kein Geräusch mehr zu hören. Esperance befindet sich wieder in dem dunkeln Gange, der später die »Hirschgalerie« hieß; er bleibt an derselben Stelle stehen, wo achtundfünfzig Jahre später Monaldeschi fallen sollte.

Plötzlich hört er einen keuchenden, fast röchelnden Athem. Der Verfolger hat ihn wieder eingeholt und sucht ihn in der Finsterniß. Wie konnte er so leise nahe kommen? Er geht weiter, ohne seine Fußtritte zu hören; der Verfolgte fühlt seinen heißen Athem.

»Er hat die Stiefel ausgezogen«, denkt Esperance; »er hörte mich, und ich hatte keine Ahnung von seiner Nähe. Ein gefährlicher Spitzbub! Jetzt keine Schonung mehr, oder ich bin verloren!«

Eine ausgestreckte Hand berührt Esperance, der mit einem so kräftigen Faustschlage antwortete, daß der Feind zu Boden stürzt. Jetzt ist keine Zeit mehr zu verlieren; Esperance reißt ein Fenster aus und springt auf den vom Regen durchweichten Boden der Orangerie.

Ein dumpfes, mit leisen Flüchen gemischtes Geräusch gab ihm zu erkennen, daß ihm der Spion nachgesprungen sey. Esperance sieht im Nebel eine Degenklinge glänzen. Der Faustschlag hat gewirkt; von der Vertheidigung geht man zum Angriff über. Aus der Verfolgung wird ein Kampf.

Der Unbekannte. Erschöpft. Athemlos. beschämt durch den

erhaltenen Schlag. hat sich entschlossen. zu den Waffen zu greifen. Wehe dem, der bei solchen Gelegenheiten zögert! Der Sieg bleibt fast immer dem, der zuerst angreift.

Esperance entwirft rasch einen neuen Plan. Zwanzig Schritte vor ihm ist eine Mauer mit einem Weingeländer, von dessen köstlichen Trauben ihm Gabriele oft geschickt hat. An diesem Weingeländer will er hinaufklettern, um in die Fenster eines Gebäudes zu steigen, aus welchem er leicht in den »Springbrunnenhof« gelangen kann. Gelingt ihm dies, so ist er gerettet.

Aber vor Allem muß er der weitem Verfolgung des Feindes vorbeugen. Der Letztere keucht und knirscht mit den — Zähnen, so oft als sein bloßer Fuß auf dem nassen Boden ausgleitet. Der geringste Fehltritt würde Esperance der blitzenden Degenklinge überliefern. Er fühlt übrigens auch, daß seine Geduld zu Ende ist; der Zorn bekommt die Oberhand. Er muß einen entscheidenden Entschluß fassen. Während er auf die Mauer zueilt, macht er seinen Mantel los und springt auf die Seite. Der Andere, der einmal den Anlauf genommen, eilt an ihm vorüber. Esperance stürzt nun wüthend auf den Spion los, stößt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden, wirft ihm den Mantel über den Kopf und bekräftigt seinen Sieg mit einigen derben Faustschlägen, welche dem Feinde ein dumpfes Brüllen entlocken, und nachdem er ihn vollends in den Mantel gewickelt, erreicht er mit einem Sprunge die Mauer und beginnt an dem Weingeländer hinaufzuklettern.

Aber der Andere, durch Wuth und Schmerz zum Aeußersten getrieben, zerschneidet den Mantel mit der scharfen Klinge, springt auf, hört das Weingeländer krachen und will dem Fliehenden nacheilen, aber er verwickelt sich in den mit Koth bedeckten Fetzen des Mantels. Noch ein paar Stufen und sein Feind erreicht das Fenster.

»Halt! oder ich schieße Dich nieder!« will der Besiegte rufen, aber seine trockene Kehle bringt keinen Ton hervor; seine Wuth wird zum Wahnsinn; er zieht eine Pistole aus dem Gürtel und schießt. Die Mauer wird einen Augenblick durch den Blitz des Pulvers erleuchtet.

Der Flüchtling hält an, seine Hände thun sich auf, sein Körper

sinkt zusammen. Er fällt herunter, wie der Vogel vom Baums sein Feind stürzt auf ihn zu und krächzt mit wilder Freude:

»Sambioux! jetzt werde ich endlich sehen, wer Du bist!«

Er hebt den Verwundeten auf und betrachtet das bleiche Antlitz. Aber plötzlich wird sein Blick starr, seine Haare sträuben sich, seine Hände werden eiskalt in dem warmen Blut.

»Pontis«, flüstert eine matte Stimme. »Wie! Pontis, Du hast die mörderische Kugel auf mich abgeschossen!«

»Esperance!« ruft der unglückliche Gardist mit Entsetzen.

»Ich sterbe! . . . «

»O mein Gott! mein Gott! . . . ich habe ihn gemordet, meinen besten, meinen einzigen Freund . . . O mein Gott! . . . «

Pontis lag auf den Knien und rang verzweifelnd die Hände.

»Du hattest mich also nicht erkannt, Pontis?«

»Wie kannst Du noch fragen? Glaubst Du denn, ich hätte Dir nach dem Leben getrachtet? . . . Dir, den ich mehr als mein Leben liebte!«

»Aber der König hat Dir befohlen . . . «

»Einen Mann, der aus dem Gange kommen würde, zu verfolgen und zu ermitteln, wer er sey.«

»Einen Mann, der von der Herzogin kommen würde?«

»Oder von Mademoiselle d'Entragues, das wußte er nicht gewiß.«

»Was! der König zweifelte? . . . dann ist noch nicht Alles verloren!« sagte Esperance, indem er sich frohlockend aufrichtete. »Gabriele ist noch zu retten. Meine Gegenwart allein kann gegen sie zeugen . . . Hilf mir, Pontis. Ich muß fort von hier, man darf mich hier nicht finden; Du mußt sagen, daß Du mich nicht getroffen, daß Du mich nicht gekannt habest, daß ich entkommen sey. Hilf mir . . . ich habe noch Kraft genug, über die Mauer zu klettern . . . Ach! berühre mich nicht . . . meine Schmerzen sind zu groß . . . ich kann keinen Schritt machen. Pontis, löse meine Kleider . . . laß mein Blut fließen, ich ersticke! . . . ich sterbe!«

»Sage das nicht, oder ich reiße mir hier zu deinen Füßen das Herz aus.«

»Mach ein Ende, Pontis; nimm mich aus die Schultern, wirf mich in

eine Cisterne . . . Begrabe mich lebendig, damit man mich nicht finde und Gabriele nicht anklage. Rette sie, Pontis! rette sie!«

»Armer Freund!« schluchzte Pontis, indem er sich in seiner Verzweiflung die Brust mit den Nägeln zerfleischte. »Warum hast Du mich nicht todtgeschlagen, als ich Dir nahe kam?«

»Weine nicht, schreie nicht, man könnte kommen . . . Sage mir lieber, was zu thun ist, um die Herzogin zu retten . . . damit der Dämon d'Entragues nicht triumphiere . . . Besinne Dich, sprich . . . Sie lacht, sie frohlockt, die Schändliche! . . . O! warum hast Du mich getroffen, Pontis? . . . Ich wäre glücklich entkommen und Alles wäre gut geworden!«

Der Unglückliche, von Schmerz und Verzweiflung gequält, hob bittend seine Hände. Pontis geberdete sich wie ein Wahnsinniger; er kniete nieder, sprang auf, hob die Hände zum Himmel empor und schlug sich mit der Faust gegen die Stirn; dann sank er auf den regungslosen Körper nieder und suchte das aus der Wunde strömende Blut zu stillen.

Plötzlich griffen seine behenden Finger das goldene Medaillon, die Ursache ihres Zerwürfnisses, ihrer Trennung.

»Ha! das Medaillon!« sagte er; »verlangtest Du nicht, daß ich Alles aufbiete, um Gabrielens Ehre zu retten?«

»Ja, Pontis.«

»Und uns an der schändlichen Entragues zu rächen?«

»O! wenn Du es könntest!«

»Ich kann es . . . und werde es thun, das schwöre ich Dir.«

Esperance faltete entzückt die Hände.

»In diesem Medaillon«, fuhr Pontis fort, »ist ein Brief Henriettens?«

»Ja.«

»Es ist darin von einem Stelldichein die Rede, zu welchem sie Dich vormals einlud?«

»Ja.«

»Ohne Datum, ohne Bezeichnung des Ortes?«

»Ja, ja!«

»Nun, dann, Freund, ist dieser Brief von gestern; Henriette d'Enragues hat Dich nach Fontainebleau eingeladen, von ihr kamst Du so eben, als ich Dich überraschte. Gabriele hat nichts mehr zu fürchten. Unsere Todfeindin ist in ihrer Falle gefangen, sie ist entehrt!«

»Ha! ich verstehe!« sagte Esperance, sich halb aufrichtend. »Ich danke Dir, Pontis, mein Bruder, mein Wohlthäter. Pontis, ich liebe Dich . . . ich segne Dich!«

Er umschlang den Gardisten mit beiden Armen und bedeckte sein Gesicht mit Küssen, mit Thränen.

»Hörst Du?« sagte Pontis lauschend.

»Ja, ich höre Stimmen. Fußtritte . . . der Pistolenschuß hat Leute geweckt und man kommt . . . Wir wollen geschwind das Etui aufmachen.«

»Drücke auf die Feder . . . «

»Meine Finger haben keine Kraft mehr . . . Mein Gott! wie wenig Zeit braucht es, um einen Mann zu vernichten! Hilf mir auf die Feder drücken . . . es ist offen . . . wirf das Etui weg . . . gut . . . Jetzt kann ich sterben . . . «

»Du wirst nicht sterben . . . Zu Hilfe!«

»Still! . . . ich fühle die Kugel zu nahe an meinem Herzen. In fünf Minuten ist es aus mit mir; aber Gabriele ist gerettet . . . Gott ist götig . . . «

Er wurde durch eine Stimme unterbrochen, welche hinten im Garten sagte:

»Ist hier der Schuß gefallen? Wo seyd Ihr?«

Ein Mann mit einer Stocklaterne kam zögernd näher.

»Herr von Sully!« flüsterte Pontis seinem Freunde zu. »Was ist zu thun?«

»Antworte ihm«, sagte Esperance, »denn meine Kräfte schwinden.«

»Hierher!«antwortete Pontis mit unsicherer Stimme.

»Sire, hierher«, sagte Sully, indem er seine Laterne emporhielt, um einer sich nähernden dunkeln Gestalt zu leuchten.

»Der König! . . . Es ist gut, es stammelte Esperance. »Der Augenblick ist gekommen, Pontis, räche uns!«

»Niemand soll den Garten betreten!« gebot Heinrich IV. seinem Gardecapitän, der ihn begleitete und draußen blieb.

Er trat nun rasch auf die Gruppe zu; er trug einen bloßen Degen unter dem Arm.

Pontis hatte sich aufgerichtet. Sein Gesicht war schrecklich blaß, seine Haare waren von Schweiß und Regen auf der Stirn fest geklebt; seine Hände und Kleider waren mit Koth und Blut bedeckt.

»Du bist es!« sagte Heinrich IV., den der Anblick des Gardisten in Verlegenheit setzte. »Nun, was gib's?«

»Der Mann liegt da, Sire.«

»Verwundet! . . . Du hast ihn verwundet?«

»Er wollte mir entwischen, und Ew. Majestät hatten mir befohlen zu ermitteln wer es ist.«

»Wer ist's denn?«

»Es ist mein Freund, mein Bruder!« stammelte der Gardist, der nur mit Mühe seine Thränen unterdrückte.

Der König bückte sich. Sully ließ das Licht der Laterne auf das bleiche Antlitz des Sterbenden fallen.

Esperance!« rief Heinrich IV. Erschrocken. »Er wars! Aber wo kam er denn her?«

»Von Mademoiselle d'Entragues, die ihn hierher gerufen hatte«, sagte Pontis mit klarer Stimme, die wie ein Siegeslied klang.

Esperance richtete sich mit Mühe auf, seine Augen funkelten vor Freude.

»Sie hatte ihn hierher gerufen?« sagte der König erstaunt.

»Lesen Sie, Sire«, erwiderte Pontis und reichte ihm den Brief, den er seinem Freunde aus der Hand nahm.

Sully hob seine Laterne, der König las mit bewegter Stimme:

»Theurer Esperance, Du weißt wo ich zu finden bin. Du hast weder den Tag noch die Stunde vergessen, welche deine Dich zärtlich liebende Henriette festgesetzt hat. Komm, sey vorsichtig.«

Esperance beobachtete jede Bewegung, jeden Zug des Königs

mit frohlockender Spannung. Heinrich reichte seinem Minister den Brief. Sully konnte ein höhnisches Lächeln nicht unterdrücken.

»Der Brief ist wirklich von ihr; Sie waren in Ihrem Rechte, Esperance, obschon das Stelldichein in meinem Hause stattgefunden hat«, sagte endlich Heinrich IV. tief bewegt. »Ich bitte Sie um Entschuldigung . . . Doch Sie brauchen schnelle Hilfe. Wir wollen Sie ganz in der Stille fortbringen . . . «

»Die Mühe wäre vergebens, Sire«, erwiderte Esperance; »ich will lieber hier sterben.«

Plötzlich hörte man eine starke Stimme, welche von der Orangerie her rief:

»Ich sage Euch, es ist hier ein Schuß gefallen. Wo ist der König? . . . Man hat doch nicht auf den König geschossen? . . . Laßt mich durch, ich will den König sehen . . . Harnibieu!«

»Crillon! . . . halt . . . es ist nichts«, sagte Heinrich IV., der dem Chevalier in großer Verlegenheit entgegen eilte. »Es ist nichts, mein würdiger Freund . . . «

Er suchte ihn zu entfernen.

»Gott sey gelobt, es ist Ihnen kein Leid geschehen!« sagte der alte Kriegsheld erfreut, aber etwas erstaunt, daß . . . ihn der König zurückdrängte. »Aber es ist ein Schuß gefallen, Sire! . . . Ich sehe dort Jemand auf der Erde liegen . . . Wer ist's denn?«

»Ich bin's, Esperance«, sagte der Verwundete mit so rührender Stimme, daß der König sein Gesicht mit den Händen bedeckte und Crillon mit einem lauten Schrei auf ihn zu eilte.

»Du! Du verwundet! . . . O mein Gott! armer Junge! . . . Und in der Brust, so nahe dem Herzen . . . Wer ist denn sein Mörder?«

»Ich!« sagte Pontis, der mit unbeschreiblicher Verzweiflung auf die Knie sank; »ich! . . . ich hatte ihn nicht erkannt; ich habe, um einen Befehl des Königs zu vollziehen, meinen Bruder erschossen!«

»Glaube es nicht, Crillon!« entgegnete Heinrich IV., außer sich vor Schmerz und Beschämung. »Ich wollte ihn nur anhalten lassen; ich wollte keine Gewalt brauchen lassen.«

Sully zeigte dem Chevalier den Brief Henrietten.

Crillon verstand nun Alles: die bei der Tafel gelesene geheimnißvolle Warnung, die Eifersucht des Königs, die edle Aufopferung Esperance's. Und seine edle Entrüstung stieg wie eine bittere Flut von seinem Herzen zu seinen Lippen.

»Ach! Sire«, erwiderte er, »Sie haben den Freund durch den Freund morden lassen!«

»Crillon! . . . «

»Carl IX. hat es auch so gemacht!« setzte der Chevalier mit furchtbarem Zorn hinzu.

»Crillon, Sie beleidigen mich in dem Augenblicke, wo ich mich rechtfertige.«

Aber nichts vermochte den wüthenden Strom zurückzuhalten.

»Das ist also der Lohn für das Blut, welches ich vergossen habe!« eiferte der Chevalier; »ich habe so oft mein Leben aufs Spiel gesetzt, und muß nun theure Personen von Meuchlerhänden fallen sehen! Sire, das ist zu viel verlangt!«

»An diesen Worten erkenne ich meinen Crillon nicht mehr . . . Crillon opfert seinen König einem Fremdling!«

»Ein Fremdling! mein Esperance!«

»Wer ist er denn?«

»Er ist mein Sohn!«

Bei diesen Worten, welche der namenlose Schmerz dem Chevalier entlockte, wankte der König, er lehnte sich auf Sully's Schulter und vermochte seine Thränen nicht zurückzuhalten. Pontis sank wie vom Blitze getroffen zu Boden; aber Esperance hob seine kraftlosen Arme und umschlang den Nacken des alten Kriegers, der sich zu ihm neigte.

»O! wie traurig ist es«, sagte der Sterbende, »in dem Augenblicke zu scheiden, wo ich einen solchen Vater finde! . . . Doch ich bin noch zu glücklich, ich habe noch Zeit, Dich in meine Arme zu schließen. Vater . . . « stammelte er, mit dem Tode ringend, Vater . . . dieser Kuß . . . für Dich!«

Er drückte seine bleichen Lippen auf die thränenfeuchte Wange des alten Helden. Dann flüsterte er ihm ins Ohr: »Und dieser für

Gabriele . . . «

Sein Lebenslicht erlosch. Seine halb offenen Lippen vermochten diesen letzten Kuß nicht mehr auf die Wange seines Vaters zu drücken.

Crillon war vernichtet. Aber als er fühlte, daß dieses edle Herz aufgehört hatte zu schlagen, daß diese seelenvollen Augen auf immer geschlossen waren, richtete er sich mit einem tiefen Seufzer auf, wie der Krieger, der sich den Todesstahl aus der Brust zieht. Pontis lag regungslos zu den Füßen seines Freundes.

»Soldat des Königs«, sagte der alte Held zu ihm, »Du hast den Befehl des Königs vollzogen. Du bist nicht schuldig. Ich verzeihe Dir im Namen meines Sohnes. Hilf mir, wir wollen ihn forttragen.«

Sully näherte sich, der König trat einen Schritt vor; Crillon wies sie Beide mit entschlossener Geberde zurück.

»Wir brauchen keine Hilfe«, sagte er.

»Braver Crillon«, sagte Heinrich IV. mit bebender Stimme, »wenn Du wüßtest, was in meinem Herzen vorgeht . . . «

»Ich verstehe, Sire; Ihr Herz ist gut, aber die Ausschweifungen führen zur bösen That; Sie entfernen sich durch Ihre Intriguen immer wieder von dem kaum betretenen geraden Wege. Ja, der Tod dieses Jünglings ist eine Unthat, die nicht wieder gut zu machen ist; es war meine Pflicht, Ihnen mein Blut zu opfern, aber nicht das Blut meines Sohnes. Ich habe Pontis verziehen, aber Ihnen, Sire, kann ich nie verzeihen! Mit uns ist es aus.«

»Chevalier«, sagte Sully, »beobachten Sie mehr Schonung gegen Ihren Herrn.«

»Ihr Herr ist nicht mehr der meinige . . . Adieu!«

Crillon nahm den Todten auf, dessen bleiches Haupt auf seine Schulter fiel. Der alte Held, dessen graue Haare im Winde flatterten, ging festen Schrittes bis an das Gitterthor der Orangerie. Pontis folgte ihm, indem er leise betete und die blonden Locken des Verblichenen küßte.

»Arme Mutter, so habe ich über deinen Sohn gewacht!« sagte der alte Krieger, indem er seine stehenden Blicke zum Himmel richtete,

als wollte er einen zürnenden Schatten beschwichtigen. »Aber jetzt ist dein Esperance bei Dir und ich bin allein!«

Man hörte in der ringsum herrschenden tiefen Stille nur noch schluchzen, in der Finsterniß war bald nichts mehr zu sehen.

12.

Das letzte Stelldichein.

Am andern Morgen bemerkte man, daß der König früher als alle übrigen Bewohner des Schlosses aufgestanden war. Als die Kammerdiener in sein Schlafgemach traten, saß er am Fenster und betrachtete mit Wehmuth die ersten Morgenstrahlen, welche die Mauern des Orangeriegartens beleuchteten. Er sah sich rasch um, als er Fußtritte hörte.

Vor Allem erkundigte er sich nach dem Befinden Gabrielens und fragte zugleich, ob zu Fontainebleau Alles in guter Ordnung sey.

Der Kammerdiener antwortete verwundert, es sey gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen.

»Ich glaubte Lärm zu hören«, setzte der König hinzu, ohne sein Gesicht zu zeigen, welches vielleicht eine allzu große Erwartung verrathen haben würde.

»Ew. Majestät haben vielleicht einen Wagen gehört«, sagte der Diener.

»Wann?«

»So eben. Der Graf d'Entragues ist mit seinen Damen nach Paris abgereist.«

Der König stutzte. Das Zusammentreffen dieser plötzlichen Abreise mit den Ereignissen der Nacht war sehr bezeichnend.

»So! sie sind abgereist?« sagte er. »Glückliche Reise!«

Da der Kammerdiener offenbar nicht mehr wußte, so beruhigte sich Heinrich IV. einigermaßen und ging einige Male im Zimmer auf und ab. Seine Zerstreuung kam dem neugierigen Diener verdächtig vor.

Plötzlich entfernte sich der König und ging in die Wohnung der Herzogin von Beaufort. Er beeilte sich; denn Gabriele sollte nichts erfahren, er wollte jede von draußen kommende Nachricht

auffangen, oder wenigstens die nöthigen Erklärungen geben.

Aber zu seinem großen Erstaunen war die Herzogin schon ausgestanden; ihre Kammerfrauen waren eifrig mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Gratienne eilte aus einem Zimmer ins andere, um Anordnungen zu treffen. Die noch vor einer Stunde so ruhige Wohnung war in einer summenden Bewegung, wie ein Bienenkorb. Heinrich IV. winkte mit der Hand, um die dienstfertigen Personen, die ihn melden wollten, zurückzuhalten, und ging in ihr Zimmer, wo er sie allein zu finden hoffte.

Gabriele, in Reisekleidern stand am offenen Fenster. Sie war so blühend und reizend, wie vielleicht noch nie; sie betrachtete lächelnd den Himmel, die Wälder, das Wasser; sie schien die ganze Herrlichkeit der Natur mit einem Blick zu umfassen und sich an der frischen würzigen Morgenluft zu laben.

Fontainebleau war wirklich schön an jenem Morgen. Welch ein reizender Aufenthalt! Der nächtliche Nebel hatte sich zerstreut. Die aufgehende Sonne war mit einem Kranz goldener Wolken umgeben. Der ganze östliche Horizont glühte, und der röthliche Schimmer fiel auf die riesigen grünen Kastanienbäume. Unter dem Balcon breitete sich der von Thauperlen glänzende Blumengarten aus. Kurz, Alles strahlte im goldenen Morgenlicht, das stolze Königsschloß wie der kleinste Grashalm, als ob jede Erinnerung an die traurige Nacht verschwinden sollte.

Gabriele sah sich um, als sie Fußstritte hörte; ihr Gesicht verfinsterte sich, sobald sie den König erblickte.

Heinrich IV. bemerkte es, aber er war darauf gefaßt. Ueber die Bedeutung der nächtlichen Katastrophe, deren Geheimhaltung ihm gelungen war, vollständig getäuscht, hegte er die Ueberzeugung, daß Esperance nach Fontainebleau gekommen sey, um einer Einladung des Fräuleins d'Entragues zu folgen. Er glaubte daher, das Billet, welches er unter einer Serviette gefunden, sey von Gabriele gekommen, er glaubte, letztere sey über die neue Untreue erbittert.

Der Schluß war in der That ganz richtig. Gabriele konnte nur durch Eifersucht getrieben worden seyn, den König zu warnen. Sie wußte

also um das Verhältniß Heinrichs zu Henriette d'Entragues, sie hatte ihm also Vorwürfe zu machen, ihm, der Argwohn gegen sie gehegt hatte.

Der König, der sich schuldig fühlte, erschien in einer leicht zu begreifenden Stimmung. Er wollte vor Allem die blutige Katastrophe geheim halten. Er wollte versuchen, den Schmerz der Herzogin über eine neue Täuschung zu zerstreuen. Er fühlte Reue über seine Flatterhaftigkeit, er fühlte neue Liebe für die reizende Gabriele. Was er ihr brachte, war mehr als der Ausdruck dieser Liebe, es war eine stillschweigende Genugthuung.

Die düstere Wolke, welche die Stirn der Herzogin bei seinem Erscheinen bedeckte, bestärkte ihn in diesem Wahne. Sie schmolte, sie war betrübt. Er ging mit offenen Armen und bittenden Blicken auf sie zu.

Aber Gabriele war weit entfernt, ihn zu verstehen. Ihre Gedanken, welche mit denen des Königs vielleicht einen und denselben Ausgangspunkt gehabt hatten, waren unendlich weit von demselben entfernt. Er glaubte sie um Verzeihung bitten zu müssen. Sie fühlte sich ebenfalls schuldig und bat von ganzem Herzen um Verzeihung. Ihre Untreue wog alle kleinen Abenteuer Heinrichs auf. Sie wollte kein Vergeltungsrecht ausüben; Heinrich wäre ja durch den Verlust eines solchen Herzens genug gestraft worden. Was für ein größeres Unglück konnte ihm noch bevorstehen? Er sollte Gabriele verlieren, die ihn zwar nicht liebte, aber doch seine treueste Freundin war.

Als sie ihn kommen sah, schlug sie voll Reue und Beschämung die Augen nieder, und ihre Befangenheit wurde noch größer, als sie ihn lächeln, um einen freundlichen Blick bitten sah. Welch, einer glücklichen Zukunft ging sie entgegen! ihre frische Jugend sollte noch schöner aufblühen im Sonnenschein der Liebe; sie sollte, frei von allen beengenden Fesseln, sicher vor allen Intriguen und Drohungen, den theuersten Wunsch ihres Herzens erfüllt sehen! Heinrich IV. hingegen sollte verlassen, überlistet, bis zur Ungerechtigkeit bestraft werden. Er war nicht mehr jung, Keine würde ihn ohne Ehrgeiz lieben, Keine würde sich erinnern, daß er einst jung, daß seine Liebe nicht immer lächerlich gewesen war;

Keine würde die kostbaren Eigenschaften dieses großen Mannes zu schätzen wissen.

Diese Gedanken trübten ihren zuvor so heitern Blick und weilten in ihr einen Rest von Zärtlichkeit; und als ihr der König mit ausgebreiteten Armen entgegenging, wandte sie sich beschämt ab; sie würde geweint haben, aber Thränen würden ihr Geheimniß verrathen haben, und sie dachte, daß sie Esperance ihr Leben widmen müsse.

Sie hatte keinen Verdacht, keine Ahnung, daß das gehoffte Glück auf immer zerronnen sey. Welche Täuschung! die Unglückliche beweinte den Lebenden, sie hoffte auf den Todten.

Heinrich IV. setzte sich zu ihr, faßte ihre Hände und sah sie lange zärtlich an.

»Schon reisefertig, meine Gabriele?« sagte er.

Meine Gabriele! Die Herzogin erschrak über dieses Wort in dem Munde dessen, dem sie nicht mehr angehörte.

»Sie verlassen mich sehr schnell«, setzte Heinrich IV. hinzu. »Es ist aber doch schon lange, daß ich Sie nicht gesehen habe.«

»Es ist wahr«, lispelte Gabriele, welche jetzt erst bedachte, welch' ein langer Zeitraum in so wenigen Stunden verflossen war.

Sie erröthete und wandte sich noch einmal ab, als ob sie ihrem Kammermädchen einen Befehl geben wollte.

»Haben Sie wohl geruht? Sind Sie ganz wiederhergestellt?« fuhr Heinrich IV. fort. »Als ich zur Abendtafel ging, nahm ich mir vor, Sie zu besuchen, aber ich glaubte Ihre Ruhe nicht stören zu dürfen.«

Er sah sie dabei so scharf an, daß sie sich immer verlegener fühlte. Beide schritten immer weiter auf der Bahn ihrer geheimen Gedanken.

»Ja, Gabriele, von dem Augenblicke, als ich gestern meine Serviette nahm, bis diesen Morgen habe ich unaufhörlich an Sie gedacht.«

Die Herzogin behielt nur mit großer Mühe ihre Fassung. Der König bemerkte ihre Befangenheit, aber er sah darin nur den Wunsch, ihre gestrige Eifersucht nicht durchblicken zu lassen. Er selbst war froh,

daß es zu keiner Erklärung kam, und schwieg.

»Ich habe die ganze Nacht gut geschlafen«, erwiderte Gabriele, »und ich bin zu der kleinen Reise gerüstet . . . Bist Du bald fertig, Gratienne?«

»Ja, Madame«, antwortete Gratienne, die beständig lauschend ab- und zuging, um ihrer Gebieterin nöthigenfalls Hilfe zu leisten.

»Guten Morgen, Gevatterin Gratienne!« rief ihr der König zu, der keine Gelegenheit versäumte, einer so wichtigen Bundesgenossin sein Wohlwollen zu erkennen zu geben. »Wie frisch und blühend Du aussiehst! Man braucht Dich nicht zu fragen, ob Du gut geschlafen hast.«

»Ich bin aber doch erwacht, Sire. Wird denn um Mitternacht in Ihrem Park gejagt?«

Der König war sehr betroffen.

»Wer jagt?« fragte Gabriele ohne den mindesten Argwohn.

»Ich weiß nicht, aber ich habe einen Schuß gehört . . . es schien in der Richtung . . . «

»Eine Muskete«, erwiderte Heinrich IV. hastig, »eine Muskete ist auf der Hauptwache zufällig losgegangen.«

Er wurde ganz blaß. Glücklicher Weise sah ihn Gabriele nicht an.

»Ich bin so früh gekommen«, setzte er hinzu, »um von Ihrer theuren Gegenwart nichts zu verlieren. Wissen Sie wohl, Gabriele, daß die Nachrichten aus Rom sehr günstig lauten! Ehe ein Jahr vergeht, sind Sie Königin.«

»Wirklich?« sagte sie mit gezwungenem Lächeln. »Wie gütig sind Sie gegen mich!«

»Sind Sie denn dessen nicht würdig? Gibt es in der Welt eine Würde, die durch Gabrielens glänzende Eigenschaften nicht noch erhöht würde?«

»Nein . . . «

»Keine kommt Ihnen an Schönheit, an Herzensreinheit und Seelengröße gleich.«

»Sire, um Gotteswillen!« sagte sie aufstehend, während die Röthe der Beschämung ihre Wangen bedeckte.

»Was fehlt Ihnen denn? . . . Ich hatte unter Ihren Eigenschaften die Bescheidenheit vergessen.«

»Ich weiß nicht, Sire, warum Ew. Majestät heute so gütig gegen mich sind . . . «

»Ach, weil ich Sie heute verlieren werde, Gabriele, und man weiß erst im Augenblicke der Trennung den Werth eines Gutes zu schätzen.«

Diese ganz natürlichen, einfachen Worte standen mit der Stimmung der Herzogin in so unmittelbarer Beziehung, daß sie im ersten Augenblicke glaubte, ihr Fluchtplan sey verrathen worden; die Röthe der Beschämung verwandelte sich plötzlich in Leichenblässe. Sie sah freilich gleich darauf in den Gesichtszügen des Königs nur den harmlosen Ausdruck eines flüchtigen Bedauerns, aber sie war so heftig erschüttert, daß sie in Thränen ausbrach.

»Du weinst, liebe Gabriele!« sagte Heinrich IV. »Du weinst, weil wir scheiden! . . . Bin ich wirklich so glücklich?«

»Ja, Sire, ich weine weil wir scheiden!« sagte sie durch ihren schon zu lange unterdrückten Schmerz überwältigt.

»Dann bleibe hier«, erwiderte Heinrich, der eben so tief bewegt war wie sie.

»Unmöglich, Sire, unmöglich!«

»Es ist wahr. Sey vernünftiger als ich. Dein Anblick flößt mir zu viel Liebe ein, ich könnte an den Feiertagen dieser Woche meine Christenpflichten vergessen. Geh, nach Paris, um öffentlich deine Andacht zu verrichten. Zeige dem Volke die künftige Königin. Ich werde hier der Vorsehung danken, die Dich an mich gewiesen hat.«

Gabriele wurde durch diese Worte, welche sie zu trösten suchten, höchst peinlich berührt.

»Aber«, fuhr Heinrich IV. fort, »wir werden den Trennungsschmerz nicht lange zu ertragen haben, nicht wahr? Du in der Stadt, ich auf dem Lande, fünfzehn Stunden von einander entfernt! . . . Welche Entfernung! Ich beneide Zamet, der Dich in seinem Hause haben wird. Aber ich bedaure die armen Pferde, die Dir so oft Erinnerungszeichen von mir bringen werden . . . Aber am nächsten

Sonntag erwarte mich.«

»Ja, Sire«, stammelte die Herzogin, welche ihre Kräfte schwinden fühlte.

»Unser kleiner Cäsar«, setzte der König hinzu, »wird mich trösten. Du wirst mir ihn lassen, nicht wahr?«

Dieser Schlag war zu hart. Gabriele wankte. Sie wollte antworten, aber sie begann laut zu schluchzen, sie rang die Hände, und wäre Gratiene nicht dazu gekommen, sie würde gewiß ihr ganzes Geheimniß verrathen haben, denn diese Marter war zu groß für ein edles Gemüth und für ein Mutterherz. Aber Gratiene ließ ihr keine Zeit; sie meldete, daß die Pferde warteten.

Der König, der schon trübe gestimmt war, theilte diesen Schmerz, der ihm zu einer andern Zeit vielleicht auffallend gewesen wäre. Er küßte Gabriele und wiederholte die rührendsten Versicherungen. Nach und nach waren mehre Diener und Hofleute in der Thür erschienen und betrachteten nicht ohne Theilnahme die rührende Abschiedsscene. Bald darauf kam die Amme mit dem Kinde.

»Cäsar . . . unser Cäsar!« lispelte Gabriele. »Ja, Sire, ich danke Ihnen, daß Sie von ihm gesprochen . . . Ich empfehle ihn Ihrer Liebe, Ihrer zärtlichen Fürsorge. O! Sire, vergessen Sie es nicht!«

Sie bedeckte das holde lächelnde Kind mit zärtlichen Küssen.

»Warum sagst Du mir das?« fragte Heinrich IV. dem die hellen Thränen über die Wangen flossen.

»Schwören Sie mir, theurer Sire, daß Sie meiner ohne Groll gedenken wollen . . . Versprechen Sie mir, unsere Kinder zu lieben . . . was auch geschehen möge . . . «

»Gabriele, Du durchbohrst mein Herz!«

»Wir müssen scheiden . . . Sire, vergessen Sie nicht, daß ich Ihre treueste Freundin bin.«

»Ich glaube es, ich weiß es.«

»Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie beleidigt habe.«

»Du mußt mir verzeihen, Theuerste«, erwiderte Heinrich IV. mit aufrichtiger Reue.

»Adieu, Sire . . . Es ist ein trauriges Wort . . . «

»Sage lieber: auf Wiedersehen, Gabriele.«

»Adieu!« wiederholte die Herzogin mit abgewandtem Gesicht.

Und als sie sah, daß die Umstehenden tief gerührt waren, setzte sie mit ihrem herzgewinnenden, unwiderstehlichen Lächeln hinzu:

»Ich danke für eure Theilnahme . . . Trage mein Kind fort, Gratienne, ich habe sonst nicht die Kraft abzureisen.«

Sie ging rasch auf die Treppe zu. Der Wagen stand bereit. Ein glänzendes Gefolge wartete, um der Herzogin bis zu dem Orte, wo sie sich einschiffen sollte, das Geleite zu geben.

Der König ging ihr nicht von der Seite. Er wählte ihr seine besten Freunde zur Begleitung auf der Wasserfahrt, welche in einer großen, platten, mit prächtigen Zeiten geschmückten Barke gemacht werden sollte. Die Herzogin nahm in derselben Platz mit einigen Damen und Cavalieren, welche sich die Ehre, sie zu begleiten, einander streitig machten. Heinrich IV. hatte ihr einen Gardecapitän ernannt und den Befehl gegeben, ihr zu Paris königliche Ehren zu erweisen. Jedermann sah ein, daß eine Königin von Frankreich mit ihrem Hof in der Barke war.

Aber Gabriele fand die Fesseln schon drückend und sann auf ein Mittel, sich derselben zu entledigen, wie sie ihrem theuern Esperance versprochen hatte. Heinrich IV. würde sich vielleicht gar nicht von ihr getrennt haben, wenn Sully seinen königlichen Herrn nicht zurückgehalten hätte, während sich die Barke langsam vom Ufer entfernte.

Man rief sich noch ein Lebewohl zu, man schwenkte Hüte und Tücher, bis die Entfernung zu groß wurde und Heinrich IV. seine Geliebte nicht mehr in der Gruppe unterscheiden konnte.

Bei der ersten Krümmung des Flusses verschwand Alles.

Die Fahrt wurde durch heiteres, stilles Wetter begünstigt. Ein Theil der Hofleute stieg zu Melun ans Land. Gabriele hatte die Vorsicht gehabt, jedem derselben Aufträge zu geben, durch welche sie von ihr entfernt gehalten wurden. Die minder lästigen blieben; sie wußte, daß sie sich ihrer entledigen konnte, sobald sie die Barriere von Paris erreicht haben würde.

Das Gespräch drehte sich um Gegenstände, die einer frivolen Dame eine Unterhaltung bieten, einer stolzen Seele schmeicheln konnten. Einige Schmeichler trieben die Galanterie so weit, das Wort »Majestät« mit einfließen zu lassen.

Aber je näher Gabriele dem Ziele kam, wurde sie ernster, sogar düsterer gestimmt, als ob sie schon in die trübe Atmosphäre des ihrer wartenden Unglücks eingetreten wäre. Sie hörte kaum was die Lacher sagten, sie dachte an das ungeheure Aufsehen, welches ihr Verschwinden am andern Morgen machen würde. Sie schauderte bei dem Gedanken an den Schmerz des Königs. Sie würde ihr Vorhaben aufgegeben, ihren Schwur gebrochen haben, wenn sie nicht den unaussprechlichen Trost gehabt hätte, ihrem theuern Esperance Alles zu opfern und ihn glücklich zu machen.

Als die Barke zu Villeneuve-Saint-Georges landete, ließ die Herzogin ihren Damen Erfrischungen bieten, und in der freudigen Verwirrung, welche dieser improvisierten Mahlzeit folgte, näherte sich ihr ein seltsam aussehender Mensch, ein vermummter Bettelmönch, der ihr ein zusammengerolltes Papier zusteckte und sich so rasch entfernte, daß sie ihn nicht wieder sah.

Gabriele erhielt, wenn sie sich öffentlich zeigte, gemeiniglich einige Bittschriften. Die Sache war ihr daher keineswegs auffallend. Sie rollte das Papier auf und las:

»Gehen Sie nicht in Zamet's Haus, und nehmen Sie daselbst, wenn Sie hingehen müssen, weder Speise noch Trank, nicht einmal einen Pfirsich, wenn man Ihnen Erfrischungen anbietet.«

Zu jeder andern Zeit würde diese furchtbare Warnung einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht haben. Aber was kümmerte sie sich jetzt um Zamet und seine vergifteten Früchte? Gabriele ging ja nicht zu Zamet, sie sollte ja in zwei Stunden ihren Esperance finden.

Die Umstehenden, welche sie beobachteten, sahen wie sie ruhig lächelte, das Papier in tausend Stückchen zerriß und ins Wasser warf.

»Der würdige Zamet«, dachte sie, »scheint nicht die Absicht zu haben, mich brüderlich zu bewirthen. Man zählt auf einen Pfirsich,

um das Eheversprechen, welches Henriette d'Entragues erhalten hat, wirksam zu machen. Im April sind die Pfirsiche selten, und Zamet hat sich um meinetwillen große Kosten gemacht. Morgen, wenn ich mit Esperance die schönen Äpfel in der Normandie esse, werde ich herzlich darüber lachen.«

Von Charenton an betrachtete Gabriele aufmerksam das Ufer. Sie dachte, Esperance könne in seiner Ungeduld wohl weiter geeilt seyn, um die Barke früher zu sehen. Sie vergaß nun Alles was sie zurückgelassen hatte: ihre Gedanken waren nur mit Esperance beschäftigt, ihre Augen suchten nur ihn in der Abenddämmerung.

Sie sah ihn nicht; sie meinte, er sey vorsichtig. Er hatte versprochen, sich in Bercy einzufinden, er hatte nur noch eine halbe Stunde zu warten.

Die Nacht kam. Gabriele ließ noch einige Personen ihres Gefolges oberhalb Bercy ans Land steigen und ersuchte die Andern bis zum Louvre die Seine hinabzufahren; sie wünschte alles Aufsehen, alle öffentliche Neugier zu vermeiden. Während die Volksmenge, in der Erwartung, sie am Louvre aussteigen zu sehen, an der Seine forteilen würde, könne sie allein und unbemerkt in ihrer Sänfte das Haus des Florentiners erreichen.

Die Hofleute ließen sich leicht überreden. Gabriele stieg in Begleitung Gratiennens, des unvermeidlichen La Varenne und des Herrn von Bassompierre unweit Bercy ans Land. Die Sänfte wartete. Aber Esperance war mit seinem Pferde so gut versteckt, daß sie ihn nicht bemerken konnte.

Sie schickte die beiden Herren voraus; der Eine sollte sie bei Zamet melden und erwarten; dem Andern dankte sie für seine Gesellschaft, womit sie ihm natürlich zu verstehen gab, daß er entlassen sey. Die beiden Cavaliere entfernten sich, und die Herzogin blieb mit Gratienne allein in der Sänfte.

Der entscheidende Augenblick war nun da. Der Weg war dunkel und ganz menschenleer. Esperance war immer noch nicht zu sehen, aber ohne Zweifel erwartete er hinter einer Mauer oder hinter einem Gebüsch, daß Gabriele aussteigen und verabredeter Maßen die Sänfte vorausschicken würde.

Gratienne hatte Befehl, den Weg in der Sänfte fortzusetzen und in Zamet's Hause zu melden, die Herzogin mache einen Besuch bei Madame de Sourdis und werde erst später in der ihr angewiesenen Wohnung eintreffen. Gabriele blieb allein an der von Esperance gewählten Stelle.

Sie sah sich nach allen Seiten um, aber sie bemerkte weder Herrn noch Pferde. Die tausend Vermuthungen, welche während einer angstvollen Erwartung das Herz quälen, folgten einander mit der schwindelnden Schnelle der Fieberphantasien.

Zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, endlich eine ganze Stunde verstreicht! . . . O! es ist eine ganze Ewigkeit von Martern.

Sollte sie sich gestern geirrt haben? Sollte Alles nur Täuschung ihrer aufgeregten Phantasie gewesen seyn? Hat Esperance wirklich versprochen, sie an dieser Stelle mit Pferden zu erwarten? . . . In dieser Finsterniß, in dieser Einöde allein! Die Königin! ihr Leben verrinnt tropfenweise in dem unendlich langen Schmerzenskampfe von dreitausendsechshundert Secunden.

Sie hält's nicht länger aus; dieser furchtbare Zweifel muß ein Ende nehmen. Wenn sich Esperance in der Zeit geirrt, wenn er gezögert hat . . . o! wie kann man zögern, wenn so viel auf dem Spiel steht! Es ist im Grunde alles möglich. Gabriele wird es bald erfahren.

Sie eilt in die nahe Rue Cerisaie . . . das Hofthor des kleinen Palastes ist offen. Gewiß ist man im Begriff, die Pferde herauszuführen . . . Nein. Der Hof ist finster und öde. Kein Licht, kein lebendes Wesen kein Geräusch im Hause.

Gabriele fühlte jetzt die erste Bangigkeit. Sie geht weiter . . . In der Vorhalle ist ebenfalls alles still und leer. Wieder offene Thüren . . . am Ende eines langen Ganges schimmert ein Licht. Gabriele hört nur die Stimme ihres ungestümen Muthes. Sie geht weiter.

Vor ihr ist ein Zimmer, durch dessen Thürvorhänge ein Lichtstrahl dringt. Eine willkommene Entdeckung: sie kann ungesehen beobachten was in dem Zimmer vorgeht.

Zwei Männer sind da.

Wer sind sie? Der Eine sitzt an einem Tische und stützt den Kopf auf beide Hände; der Andere kniet. Neben ihnen brennen große Wachskerzen. Sie bemerkt etwas Weißes zwischen den beiden Männern.

Sie zieht den Thürvorhang etwas auf, um besser zu sehen. Das leise Geräusch macht den sitzenden Mann aufmerksam; er richtet sich auf . . . es ist Crillon. Der Kniende steht auf . . . es ist Pontis. Beide sind überrascht, als sie die Herzogin bemerken. Zwischen ihnen liegt Esperance in weißen Kleidern; er ist schön wie der Todesengel. Ob er schlummert? . . . das Hirschkalb liegt zu seinen Füßen und sieht ihn an.

Gabriele ruft: »Esperance!« . . . Er antwortet nicht. Er ist todt!

Sie breitet die Arme aus und sinkt bewußtlos auf den Leichnam ihres Geliebten nieder.

Aber sie kommt wieder zur Besinnung; der Becher der Leiden war noch nicht bis aus den Grund geleert. Sie hörte die traurige Geschichte. Crillon, der sie in seinen Armen hielt, dankte ihr mit der ihm eigenen Herzlichkeit, daß sie gekommen war, um dem Verblichenen, der sie so innig geliebt, das letzte Lebewohl zu sagen.

»Sein letztes Wort«, setzte der Chevalier hinzu, »war Ihr Name, Madame. Der Kuß, den er Ihnen schickte, ist auf seinen Lippen geblieben.«

Gabriele richtete sich auf und drückte ihre behenden, bleichen Lippen auf den starren, fühllosen Mund ihres Esperance.

Man hätte glauben können, sie wollte ihm ihr Leben geben oder ihm seinen Tod nehmen.

Crillon fürchtete, der Schmerz könne sie tödten, und sie könne die Ehre, welche Esperance mit seinem Blute gerettet hatte, in diesem Hause lassen.

»Kommen Sie, liebe Gabriele«, sagte er mit Wehmuth; »denken Sie an sich, denken Sie an den König, an Ihren Sohn. Hier können Sie nicht bleiben; Esperance will es nicht . . . Wohin soll ich Sie führen?«

Gabriele sah ihren Geliebten lange an, ohne zu antworten. In

ihrem Wahn glaubte sie immer, er werde sich aufrichten und lächeln.
Sie rief ihn noch einmal; dann sagte sie gelassen: »Esperance ist
totd . . . Führen Sie mich zu Zamet.«

13.

Trauerandacht.

Das Hôtel des Florentiners war mit Besuchern überfüllt. Alle Freunde des Königs hatten sich eingefunden, um ihm in der Person der zukünftigen Königin den Hof zu machen.

Der prächtige Garten Zamet's prangte im frischen Grün. Dreißig vergnügte Gäste lustwandelten in den mit Schlüsselblumen und Veilchen eingefassten Alleen und Jedermann erkundigte sich nach der Herzogin, deren Fenster noch geschlossen waren.

Zamet, der seine Unruhe nicht verbergen konnte, antwortete so gut als er konnte; den zudringlichen Fragern sagte er, die Herzogin von Beaufort sey von der gestrigen Reise ermüdet und ruhe noch; und den vertrauten Freunden gestand er, daß ihm der Schlaf der Herzogin etwas lang scheine, denn es sey bald Mittag und gestern Abend hätte sie sich gleich nach ihrer Ankunft zur Ruhe begeben; seitdem habe sie noch nicht einmal ihre Dienerschaft gerufen. Gratienne habe indeß am frühen Morgen einen Eilboten mit einem Brief nach Bezons an die Genovefaner abgeschickt.

Gratienne antwortete auf alle Fragen: »Madame schläft«, und hütete das Vorzimmer ihrer Gebieterin.

Zamet wechselte mit Leonora von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke. Die Italienerin spazierte im Garten mit einigen neugierigen oder galanten Cavalieren, welche von ihr theils Prophezeiungen theils Zusagen erwarteten.

»Die Herzogin ist doch nicht unpäßlich?« fragte La Varenne kleinlaut, indem er abwechselnd Zamet und Bassompierre ansah.

La Varenne war freilich kein Adler, aber er wußte doch oft durch Wolken zu schauen, und seitdem er an die künftige Erhebung Gabrielens glaubte, war er für sie ganz Auge und Ohr.

»Unpäßlich«, sagte Zamet sehr unruhig; »warum sollte sie

unpäßlich seyn? Herr von La Varenne erklären Sie mir gefälligst, wie Sie zu dieser Vermuthung kommen?«

»Ei, Zamet, Du bist ja ganz verblüfft!« sagte Bassompierre, ohne etwas Arges dabei zu denken.

Der Florentiner war in der That ganz roth.

»Ich finde ganz begreiflich, daß meine Worte auf Herrn Zamet einen nicht ganz angenehmen Eindruck machen«, setzte La Varenne einlenkend hinzu. »Er bewirthe ja die Herzogin und die Verantwortlichkeit ist nicht gering! Ich würde sogleich an Se. Majestät schreiben, wenn sich eine Unpäßlichkeit zeigte. Ich habe Befehl, Alles zu melden.«

»Ich wüßte nicht«, erwiderte Zamet, »wodurch ihre Gesundheit hier gefährdet werden könnte. Wir haben sie ja auch noch nicht gesehen. Urtheilen Sie selbst, Herr von Bassompierre. Die Herzogin ist gestern Abends verschleiert und ohne Begleitung angekommen. Sie hatte nicht gewollt, daß ich sie aus der Barke abholte. Nach ihrer Ankunft hat sie fast kein Wort gesprochen. Sie ging so schnell in ihr Zimmer, daß ich nicht genau weiß, ob sie gegrüßt hat.«

»Pardieu! sie war ermüdet«, sagte Bassompierre. »Sie wollte sich nicht abholen lassen, um das Volk nicht herbeizulocken; sie schickte ja mich sogar fort.«

»Mir wünschte sie einen guten Abend«, sagte La Varenne; »aber sie schien mir unter ihrem Schleier sehr blaß.«

»Ich versichere Ihnen, daß sie gestern wie eine Rose blühte«, entgegnete Bassompierre.

»Ich hoffe«, erwiderte Zamet, »daß die Herzogin diesen Morgen ist, was sie gestern war, und morgen seyn wird, was sie heute ist. Gratienne hat übrigens nichts gesagt, was Besorgnisse erregen könnte; sie schläft, und wir müssen warten, bis sie erwacht.«

»Ja wohl, aber was wird aus unserm Diner?« sagte Bassompierre etwas unwillig. »Weißt Du wohl, Zamet, daß es Zwölf geschlagen hat, und daß es in deiner Küche schon duftet, als ob es Zeit wäre, sich an den Tisch zu setzen? Werden wir gut speisen?«

»Sie werden das Diner vortrefflich finden«, antwortete Zamet,

»wenn Sie denselben Geschmack haben, wie die Herzogin. Ich gestehe Ihnen, daß der Küchenezettel aus lauter Speisen besteht, welche unserer künftigen Gebieterin munden.«

»Da hast Du deine Pflicht gethan.«

»Und der König wird es Ihnen Dank wissen«, sagte La Varenne. »Uebrigens kann man sich die Speisen, welche die Herzogin gern ißt, wohl gefallen lassen, sie hat Geschmack.«

»Wenn ich nur ein Poet wäre!« sagte Bassompierre; »ich würde einige Verse aus dem Aermel schütteln und geschwind auf ein goldenes Ei gravieren lassen. Das Ei würde ich in ihr Fenster werfen, die Herzogin würde erwachen und wir hätten dann mehr Hoffnung ein Diner zu bekommen.«

Diese Worte wurden von einigen hellenden Magen, denen der Schlaf der Herzogin zu lange dauerte, im Fluge erhascht.

»Ich schlage vor«, sagte Einer, »der Dame unter dem Balcon ein Ständchen zu bringen.«

»Ein Stündchen am Gründonnerstage!« entgegnete Zamet, dessen Unruhe immer zunahm.

Er wollte eben auf den Rath Leonora's einen neuen Boten in die stille Wohnung schicken, als Gratienne erschien und meldete, daß die Herzogin bald erscheinen werde.

»Es ist Zeit. Ich wollte eben an den König schreiben«, sagte La Varenne, indem er sich mit seinem Hut fächelte.

Das Gesicht des Florentiners erheiterte sich. Leonora schien minder zerstreut. Alle Anwesenden, sowohl Herren als Damen, eilten in das Haus, um unten an der Treppe die besten Plätze zu bekommen, auf denen sie den ersten Gruß und das erste Lächeln der Herzogin erhaschen konnten.

Die Damen schickten sich an, die Toilette der Gefeierten, welche durch ihren feinen Geschmack und das Großartige, Poetische aller ihrer Anordnungen längst in Frankreich herrschte, einer genauen Prüfung zu unterziehen. Die Herren, unter denen sich nicht viele Freunde der Herzogin befanden, vielleicht weil sie ihnen nicht genug erlaubte, stellten sich indeß gern an der Treppe auf, um ihre

unvergleichliche, ewig neue Schönheit zu bewundern.

Gabriele erschien oben auf der Treppe; sie war schwarz gekleidet. Stickereien von Schmelzglas, die auf dem dunkeln Damast glänzten, hoben die blendend weiße Farbe ihrer Hände und ihres Halses noch mehr hervor.

Sie kam langsam die Stufen herunter, wie ein Wachsbild, das durch einen verborgenen Mechanismus in Bewegung gesetzt wird. Ihre Haltung, ihr ganzes Wesen war so majestätisch so imponierend, daß sie einer aus dem Grabe erstandenen Königin glich.

Ihr Gesicht war rosig, ihre Augen glänzten; aber Jedermann erkannte auf den ersten Blick, daß die Röthe ihrer Wangen und das Feuer ihrer Augen nichts als Fieberglut war. So lebhaft waren ihre Wangen nie geröthet gewesen; aber warum hätte sie blaß seyn sollen, die Glückliche, die bald den Thron besteigen sollte?

Zamet eilte ihr entgegen und küßte ihr die Hand, während sie die ganze Versammlung grüßte.

»O, Madame!« sagte er, »man war schon sehr besorgt um Sie. Aber Ihr Erscheinen verscheucht alle bangen Sorgen; Jedermann findet seine Heiterkeit und seinen Appetit wieder. Ich hoffe, daß Sie sich wohl befinden?«

»Sehr wohl!« antwortete Gabriele ernst.

»Ich sagte es ja«, erwiderte Bassompierre frohlockend; Madame war nie schöner.«

»Ich muß gestehen«, setzte La Varenne hinzu, »daß ich noch nie solche Rosen auf den Wangen Ihrer Maj . . . «

»Weiter, weiter!« sagte Zamet mit einem gemeinen Gelächter, hinter welchem er seine geheimen Gedanken zu verbergen suchte. »Was Sie heute noch nicht sagen mögen, wird morgen Jedermann sagen.«

Alle Anwesenden stimmten in die Schmeichelei des Florentiners mit ein.

»Belieben Sie sich zu setzen, Madame?« fuhr Zamet fort. »Sie scheinen noch von der Reise ermüdet.«

Gabriele vermochte sich wirklich kaum aufrecht zu halten.

»Nein«, erwiderte sie. »ich will lieber gehen . . . recht geschwind gehen.«

»Madame . . . das Diner ist bereit.«

»So, das Diner«, sagte Gabriele plötzlich stillstehend.

»Man erwartete nur Sie.«

»Warum hat man mich erwartet? Es ist heute ein Feiertag, ein Tag der Trauer. Ich faste heute.«

Diese Worte machten auf die Anwesenden einen unbeschreiblichen Eindruck. Alle sahen die Herzogin an, deren schwarze Kleidung so gut zu ihrer ernsten Sprache paßte.; Aber am meisten bestürzt war der Florentiner. Das Wort »Fasten« war für ihn ein Donnerschlag. Er vergaß sich so weit, daß er sich nach Leonora umsah, welche an einen Pfeiler gelehnt die ganze Scene mit Theilnahme oder vielmehr mit Leidenschaft betrachtete.

»Ist es denn auffallend, an einem Tage wie der heutige zu fasten?« setzte Gabriele hinzu. »Der König wünscht, daß ich an allen für diese Woche gebotenen Uebungen Theil nehme, und ich gehorche ihm.«

»O, diesen guten Gedanken werde ich Sr. Majestät schreiben«, dachte La Varenne.

»Wir sollen also auch fasten?« murrte Bassompierre. »Warum hat man mir das nicht schon diesen Morgen gesagt? Der König hätte mich gestern, als er mich mit der Herzogin fortschickte, darauf vorbereiten sollen.«

»Es versteht sich«, fuhr Gabriele fort, »daß Niemand gezwungen ist, meinem Beispiele zu folgen; es würde mir sogar unangenehm seyn, wenn Sie fasten wollten, weil ich faste. Ich bitte Sie, Zamet, gehen Sie mit Ihren Gästen zu Tische.«

»Madame«, stammelte der Florentiner, »was wird aus den Tafelfreuden werden, wenn Sie fehlen?«

»O! heute sind keine Tafelfreuden möglich, wenigstens für mich nicht. Ich habe ein Gelübde gethan. Ich will Ihnen nur gestehen, um mich bei den Damen zu entschuldigen, die mir sonst zürnen würden, ich habe dem Papste diese kleine Genugthuung versprochen.«

»Zum Dank für die guten Nachrichten, welche Sie aus Rom erhalten haben?« eiferte Bassompierre.

»Jawohl . . . Sie Alle stehen nicht in diplomatischem Verkehre mit dem heiligen Vater, setzen Sie sich daher zu Tische und lassen Sie sich's wohl schmecken; ich wünsche, ich verlange es.«

Gabriele bekräftigte diesen Befehl mit einem heroischen Lächeln.

Leonora stieß Zamet an. Ohne sich umzusehen, erwiderte er ihren Händedruck, der ihre gegenseitigen Besorgnisse zu erkennen gab.

Gabriele hielt es unter ihrer Würde, diese Umtriebe zu beachten. Sie ahnte was vorging. Ihre Gedanken hatten sich zu hoch erhoben, als daß sie sich mit Ränken und niedrigen Leidenschaften hätte beschäftigen mögen.

»Nun, werden Sie zu Tische gehen?« sagte sie mit dem Tone einer Königin. »Soll ich mich entfernen, wenn ich der Gesellschaft lästig bin?«

Zamet verneigte sich tief, um seine Bestürzung zu verbergen. Die Umstehenden, mehr als getröstet, empfahlen sich der Herzogin und gingen gruppenweise in den Bankettsaal.

»Aber, Madame«, sagte Zamet, der über einen so einfachen und dennoch so viele Plane vereitelnden Zwischenfall ganz trostlos war, würden Sie uns nicht wenigstens die Ehre erweisen, an der Tafel Platz zu nehmen?«

»Wenn Sie es durchaus wollen«, erwiderte Gabriele, »so bin ich bereit. Sonst werde ich im Garten spazieren, während Sie Ihre Gäste bewirthen, und Sie werden mich aufsuchen . . . Ich erwarte Sie.«

Zamet besaß einen feinen Instinkt; er sah wohl, daß diese Einwilligung eine Weigerung war.

»Alles ist fehlgeschlagen, wir sind verrathen«, flüsterte er Leonoren zu.

»Noch nicht«, erwiderte die Italienerin.

»Bedürfen die Frau Herzogin meiner Dienste?« fragte La Varenne kriechend.

»Nein, La Varenne, speisen Sie nur mit der Gesellschaft.«

»Madame scheinen verstimmt zu seyn . . . Soll ich an den König schreiben?«

»An den König? Warum denn?« fragte die Herzogin.

»Um das Herz Sr. Majestät durch die Versicherung zu erfreuen, daß sich seine Königin nach ihm sehnt.«

»Gut, lieber Freund, schreiben Sie ihm das, wenn Sie wollen.«

Während dieses Gesprächs ging Gabriele langsam in den Garten und sank auf eine Rasenbank unweit der Treibhäuser. Ihre Blicke waren aus das Nachbarhaus gerichtet, dessen Dach durch das noch junge Laub schimmerte.

Sobald Sie mit Gratiene allein war, sagte sie mit kalter, fast klangloser Stimme:

»Ist von Bezons noch keine Antwort gekommen?«

»Noch nicht« Madame.«

»Sieh zu, ob der Courier noch nicht da ist.«

»Ja, Madame.«

»Wie lange er mich warten und leiden läßt!« sagte die Herzogin. »Ach! Bruder Robert, ich hatte einen höhern Begriff von deiner Ergebenheit. Habe doch Mitleid mit einer Unglücklichen, Bruder Robert! Und Du, theurer Freund, mein Esperance«, setzte sie hinzu, indem sie mit tiefem Schmerz das Nachbarhaus betrachtete, »verzeihe mir, daß ich so lange zögere. Ich fürchte mich nicht, meine Gedanken eilen Dir sehnsuchtsvoll entgegen. Du glaubst es, nicht wahr? Du siehst es im Himmel, wo Du mich mit Zuversicht erwartest. Aber wenn ich mich an Zamet's Tisch gesetzt hätte, wäre ich vielleicht schon todt und das wäre zu früh. Ehe ich diese Reise antrete, habe ich unserem Freunde Robert, der zuerst unsere Liebe errieth, noch etwas zu sagen. Du weißt, was ich von ihm will, nicht wahr, Esperance? Dort oben weiß man ja Alles! Gedulde Dich. Sobald ich die Antwort unseres Freundes habe, werde ich nicht länger zögern. Sey unbesorgt, die Treibhäuser Zamet's sind nicht weit!«

Unterdessen war Gratiene wieder gekommen. Gabriele hörte sie nicht und in ihrer Ungeduld sagte sie: »Ach, Bruder Robert, kürze

meinen Schmerzenskampf ab.«

»Was meinen Sie, Madame?« fragte Gratienne, über dieses unverständliche Selbstgespräch erschreckt. »Was sagen Sie von Schmerzenskampf?«

»Habe ich dieses Wort ausgesprochen, Gratienne?«

»Um des Himmels willen, theure Gebieterin, lassen Sie doch Ihren Thränen freien Lauf! Weinen Sie, Ihre trocknen Augen machen mir Angst.«

»Schweig . . . man kommt.«

Es war Zamet, der, nachdem er seine Gäste in den Speisesaal geführt hatte, herbeieilte, um der Herzogin zu beweisen, daß er sie nicht vernachlässigte.

»Madame«, sagte er, »länger als bis Mittag fastet man nicht. Es ist halb Zwei; Sie werden Ihrer Gesundheit schaden. Der König würde Ihnen und mir Vorwürfe machen.«

»Glauben Sie?« sagte Gabriele.

»Ganz gewiß!« erwiderte er in der Meinung, daß sie unentschlossen sey.«

»Nehmen Sie wenigstens . . . «

»Noch nicht, Zamet, später . . . O! fürchten Sie nichts, ich werde schon bei Ihnen speisen. Die Vorkehrungen, welche Sie um meinetwillen gemacht haben, sollen nicht verloren seyn.«

Er erblaßte. Sie bedauerte ihn.

»Wollen Sie mir Ihre Treibhäuser zeigen?« setzte sie hinzu; »es sollen insbesondere sehr schöne Früchte darin seyn.«

»Die Trauben sind nicht gerathen, Madame.«

»Haben Sie viele Pfirsiche?«

Zamet wurde todtenbleich. Das ewig heitere, arglose Lächeln der Herzogin vernichtete ihn.

Gabriele trat in das Treibhaus. Er folgte ihr. Sie ging gerade auf die Pfirsichbäume zu.

»Ich sehe nur Einen am Baume; haben Sie die andern schon gepflückt?«

»Madame«, stammelte der Florentiner, »es ist dieses Jahr nur

Einer gewachsen.«

»Aber der Pfirsich ist schön. Ich habe nie so schöne gesehen . . . Wenn ich nicht fastete, könnte ich ihn essen.«

Zamet wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Sie würden mir diesen prächtigen Pfirsich gewiß nicht verweigern«, fuhr Gabriele lächelnd fort, während der Florentiner alle Fassung verlor.

»Der Courier!« rief Gratienne, die dem Boten entgegeneilte, und ihm die sehnlichst erwartete Antwort von Bezons aus der Hand nahm.

Gabriele erbrach hastig das Schreiben und las. Ihre schönen Augen blickten wie verklärten Himmel.

»Haben Sie eine gute Nachricht erhalten?« fragte Zamet, der seine Geistesgegenwart wieder bekommen hatte, als er Leonora sah, die hinter einem Cactus lauschte.

»Ja, eine sehr gute Nachricht. Es handelt sich zugleich um eine Lustpartie und um ein gutes Werk. Ein Freund hat mich zur Stunde der Trauerandacht in die Kirche Sanit-Antoine beschieden.«

»Das ist ja in einer Stunde, Madame.«

»Ja, längstens in einer Stunde.«

»Aber das ist ja ein trauriges Stelldichein.«

»Die Musik soll herrlich seyn.«

»Das ist wahr; ganz Paris strömt in die Kirche, Sie werden keinen Platz finden.«

»Gratienne, laß mir eine der kleinen Seitencapellen einräumen und meine Sänfte kommen.«

Zamet betrachtete die Herzogin, deren Benehmen ihm ein Räthsel war, mit großem Erstaunen. Beide befanden sich allein im Treibhause und Leonora lauerte in ihrem Versteck.

»Erlauben Sie mir, Madame«, sagte er, »daß ich Ihre Stimmung auffallend finde.«

»Sogar launenhaft«, setzte sie hinzu. »Noch vor einer kleinen Weile wies ich alle Speisen zurück . . . «

»Und jetzt nehmen Sie etwas an?«

»Ja.«

»Ich will sogleich Befehl geben . . . «

»Nein«, sagte sie, ihn zurückhaltend. »Es ist nicht nöthig; ich finde hier was mir genügt.«

Sie streckte die Hand nach dem Pfirsichbaume aus.

»Diese Frucht . . . ?« stammelte Zamet.

»Sie ist köstlich; in ganz Frankreich würde man keinen solchen Pfirsich finden. Sie haben ihn gewiß für mich bestimmt. Sie erwarteten mich doch bei Tische; warum ließen sie diese prächtige Frucht noch nicht pflücken?«

»Madame . . . das Obst gefällt Ihnen besser am Baume.«

Gabriele brach den Pfirsich ab, der mit einem verborgenen Faden am Baume befestigt war.

»Sie kennen mich wohl«, sagte sie, nachdem sie die Frucht eine kleine Weile betrachtet hatte; »Sie wußten, daß ich mir das Vergnügen, diesen Pfirsich zu pflücken, nicht versagen werde. Zamet, Sie haben mir eine Falle gestellt; ich wette, Sie würden mir den Pfirsich gebracht haben, wenn ich ihn nicht gepflückt hätte.«

»Warum sagen Sie mir das, Madame?« sagte der Florentiner, der immer heftiger zitterte, je deutlicher sich die Herzogin aussprach.

Gabriele brach die Frucht auf, biß ohne zu zaudern mit der größten Gelassenheit hinein und aß die Hälfte. Ein Blitz drang durch das Glasfenster: es war der triumphierende Blick Leonorens.

»Wollen Sie die andere Hälfte, Zamet?« sagte die Herzogin mit kalter Ironie.

»In der That, Madame!« erwiderte der Florentiner, den sein mahnendes Gewissen in ein Gespenst verwandelte. »Man könnte glauben . . . «

»Was könnte man glauben, Zamet?« erwiderte die Herzogin mit Würde »Daß diese Frucht für mich zubereitet, daß sie vergiftet ist? . . . Daß Sie eine Andere zur Königin von Frankreich machen wollen? Daß Gabriele dem Tode geweiht ist? . . . Nun, was liegt daran, wenn Gabriele, statt sich zu beklagen, Ihnen verzeiht und sogar dankt? . . . Sehen Sie, Niemand ist bei mir; ich habe alle

Zeugen, sogar Gratienne beseitigt; ich wollte mich nicht an Ihren Tisch setzen; fürchten Sie nichts, man wird keinen Verdacht gegen Sie hegen, und ich will weder Sie noch Ihre Mitschuldigen ins Verderben stürzen.«

Er wankte und es fehlte wenig, so wäre er zu Boden gefallen.

»Ich bitte Sie nur noch um einen Dienst«, setzte Gabriele hinzu; »sagen Sie mir, ob ich lange leiden werde.«

»Madame . . . Madame« verschonen Sie einen Unglücklichen! . . . «

»Antworten Sie ja oder nein; die Zeit drängt! Antworten Sie, sage ich Ihnen, haben Sie wenigstens diesen Muth! . . . Werde ich lange auf dieser Erde zu leiden haben? . . . «

Er faltete die Hände, sank auf die Knie und seine Lippen, die den Saum ihres Kleides berührten, stammelten:

»Nein!«

»Du hörst es, mein Esperance!« lispelte sie. »Zamet, ich danke und verzeihe Ihnen.«

Sie entfernte sich.

Der Florentiner blieb zurück, von Gewissensbissen gefoltert.

»Ich bin nicht schuldig!« rief er ihr schluchzend nach; »ich habe es nicht gethan!«

Die Italienerin hatte die Flucht genommen.

Gabriele stieg in ihre Sänfte. Das Gelächter der Gäste drang vergebens an ihr Ohr; sie hörte nur noch eine vom Himmel kommende Stimme.

Das Uebrige gehört der Geschichte an. Die Herzogin begab sich in die Kirche Saint-Antoine, um in einer Seitencapelle die Messe zu hören. Viele vornehme und angesehene Personen, viele Gottlose, die sich Christen nannten, waren versammelt. Henriette d'Entragues war erschienen, um die Wirkung des Giftes auf dem Gesichte ihrer Nebenbuhlerin zu beobachten.

Das Volk, welches die blasse, andächtig betende Gabriele sah, segnete sie und betete gewiß auch für sie, die freundliche, sanfte Gebieterin, die Niemand ein Leid gethan und keine andere Feinde

hatte, als die Feinde des Königs.

Neben der Herzogin in der dunkeln Seitencapelle bemerkte man einen Genovefanermönch, der lange mit ihr sprach und während dieser Unterredung mehr als einmal an seine Brust schlug und in düsterer Verzweiflung die Erde küßte. Ohne Zweifel gestand sie ihm, daß sie trotz aller Warnungen, welche ihr Leben gerettet haben würden, beschlossen hatte zu sterben. Ohne Zweifel gestand sie ihm ihre Vergehen und erflehte von Gott die Verzeihung, die dem aufrichtig Büßenden nie verweigert wird.

Was sie ihm sagte, war sehr rührend und der edlen Seele, welche den wunderherrlichen Leib bald verlassen sollte, vollkommen würdig, denn das ernste Gesicht des Klosterbruders wurde mehr als einmal mit Thränen benetzt.

Während die feierlichen Orgeltöne unter dem Gewölbe der Kirche wiederhallten, während die Sänger den Trauerchor anstimmten, sagte Gabriele zu dem an ihrer Seite knienden Mönch: »Vielleicht ist Gott nicht mehr gnädig gegen mich! Vielleicht genügt mein Tod nicht, um mein Leben zu sühnen, obgleich ich mir angelegen seyn ließ, in meinen letzten Augenblicken kein Aergerniß zu geben. Vielleicht gehe ich nicht in den Himmel ein, wo mein Esperance ist, und dann werde ich ihn nie wieder sehen! O meine einzige Stütze« gib nicht zu, daß ich von dem, den ich noch jenseits des Grabes lieben werde, auf immer getrennt bleibe.

Soll ich denn ganz allein seyn, wenn mich der König vergessen hat, wenn Niemand mehr den Weg zu meinem Grabe findet und selbst mein Sohn meinen Namen unter dem hohen Grase nicht mehr lesen kann? O! ich beschwöre Sie, Bruder Robert, vereinigen Sie mich mit Esperance! Vereinigen Sie die Asche unserer Herzen!«

Mehr konnte sie nicht sagen. Sie zitterte und wankte. Man trug sie bewußtlos in ihre Sänfte und von da zu Madame de Sourdis.

»Nun werde ich Königin!« dachte Henriette, als sie die Sterbende vorübertragen sah.

Zamet hatte nicht gelogen, am andern Morgen litt sie nicht mehr. La Varenne meldete dem Könige in einem und demselben Brief ihre Erkrankung und ihren Tod.

Heinrich IV. war anfangs untröstlich über den Verlust; aber der Beredsamkeit Sully's gelang es bald ihn zu trösten. Er beweinte sie vierzehn Tage.



Nachwort.

Ein Jahr war verflossen. Der französische Hof war sehr heiter und belebt. Nie hatte man mehr galantes Kosen und Girren gehört, mehr Pracht gesehen; nie hatten sich die Hofleute besser unterhalten.

Diese wesentlichen Verbesserungen verdankte Frankreich dem Fräulein d'Entragues, der Königin aller glänzenden Feste, der erkorenen Herzenskönigin Heinrichs IV. der unumschränkten Gebieterin, welche von den ihr eingeräumten Rechten den ausgedehntesten Gebrauch machte. Wie alle alternden Galane, welche jünger zu werden glauben, weil sie das Leben wieder anzufangen suchen, wurde der König von dem Strom der Lustbarkeiten fortgerissen. Er war ausgelassen und witzig. Es war Mode am Hofe, seitdem die Favoritin die »geistreichste« Dame Frankreichs war. Man zankte sich, versöhnte sich wieder, zog Jedermann ins Vertrauen; die Zeit der Verschwiegenheit, der Geheimnisse, der keuschen Sitte war vorüber. Jedermann suchte Andere oder sich selbst zu betäuben. Vielleicht hätte man mitten in diesem lärmenden Treiben einige Grübler bemerken können. Die Vorlautesten grübelten vielleicht am meisten.

In den ersten Apriltagen des Jahres 1600 fuhr eine große, schwerfällige Kutsche, von prunkenden Reitern begleitet, von Saint-Germaine nach Paris. In dieser Kutsche saßen der König, Henriette d'Entragues, Marie Touchet und Bassompierre.

Bassompierre, der junge, leichtfertige, genußsüchtige Cavalier, schloß sich gern allen Partien an, wenn's nur etwas zu lachen — und zu fischen gab.

Marie Touchet, geschmückt und aufgeputzt, saß so gerade und steif, daß sie mit der Stirn fast an die Decke des Wagens stieß. Sie bildete sich ein, alle Vorübergehenden hielten sie für ihre Tochter, und dieser Wahn machte sie sehr glücklich.

Der König, halb vergnügt, halb befangen, machte mit ihr eine Menge muthwilliger Späße. Er suchte ein Gespräch in Gang zu

bringen, um ein anderes zu vermeiden.

Ueber Henriettens Stimmung konnte man sich nicht täuschen: sie schmollte. Wir können über die Ursache ihrer Verstimmung vielleicht Aufschluß geben.

Seit einiger Zeit hatte sich Henriette wieder der Gunst Heinrichs IV. zu erfreuen. Theils durch ihre Schlaueit, theils durch die Schwäche des Königs war das frühere Verhältniß wiederhergestellt worden. Nie hatte Henriette die erschütternden Ereignisse, deren Opfer ihre Nebenbuhlerin geworden war, zur Sprache gebracht; nie hatte der König, der doch viel zu sagen und zu fragen gehabt hätte, über ein gewisses Steldichein zu Fontainebleau und über dessen Folgen eine Aufklärung verlangt.

Die Folge dieser gegenseitigen Zurückhaltung war, daß Henriette d'Entragues weit entfernt war zu glauben, daß der König im mindesten an ihrer Reinheit zweifle. Heinrich IV. spielte daher die Rolle des leichtgläubigen Liebhabers, das heißt sein Herz blieb ganz frei, während er in den Fesseln der Sirene zu schmachten schien. Die Familie d'Entragues währte, daß Heinrich IV. noch nie so schwere Fesseln getragen habe. Der ganze Hof glaubte es und lachte darüber. Aber Frankreich lachte nicht. Wenn man sah, wie Henriette den von ganz Europa verehrten König foppte und sogar quälte, so dachte man mit Schrecken, ein alternder Monarch, der sich unter ein solches Joch gebeugt, würde nie die Kraft haben es abzuwerfen. Die ganze Sippschaft der Entragues dachte in ihrem Uebermuth: Wie könnte er uns vertreiben, wenn er auch wollte!

Der Ehrgeiz Henriettens und ihrer Verwandten war indeß durch die thatsächliche Gewalt noch nicht befriedigt; man dachte an das von Heinrich IV. unterzeichnete Eheversprechen; Henriette wollte Königin werden. Die Intriganten-Familie wunderte sich, daß sie so viel zarte Rücksicht genommen. Ein Jahr war verflossen, und man hatte den König noch nicht aufgefordert, sein Versprechen zu halten. Ein ganzes Jahr! Drei Trauermonate waren genug gewesen. Vater, Bruder, Mutter und-Tochter erinnerten einander daher in ihren häufigen Zusammenkünften, den sorglosen Schuldner zu mahnen.

Es gibt Schuldner, die nur durch Zwangsmittel zum Zahlen zu

bewegen sind. Heinrich IV. war kein pünktlicher Zahler, ein Schuldschein kümmerte ihn wenig.«

Henriette bot alle ihre Schlaueit auf, um die Stimmung des Königs zu erforschen. Da die List erfolglos blieb, so versuchte sie es mit dem schweren Geschütz.

Eines Tages erzählte sie, man spreche in Europa von einer gewissen königlichen Vermählung.

Heinrich IV. unterbrach sie lachend mit den Worten: »Ich kann's nicht ändern« — und ritt auf die Jagd.

Nach einigen wiederholten fruchtlosen Versuchen und nach einem langen Familienrath sagte sie endlich in einem jener günstigen Momente, welche Virgil die molles habitus et tempora des Aeneas neunt:

»Ich glaube, theurer Sire, daß Sie eine kleine Angelegenheit zu ordnen haben. Wünschen Sie, daß ich Ihnen meinen Vater schicke?«

Heinrich IV. nahm den Vorschlag lachend an, nannte d'Entragues »lieber Schwiegerpapa« und stieg zu Pferde, um eine Truppenmusterung zu halten.

D'Entragues studierte eine Anrede ein, stellte seine Fallen und erwartete die Audienz; aber Heinrich hatte nie Zeit. Vergebens suchte Henriette dieses undankbare Gedächtniß aufzufrischen, die Sache kam nicht zur Sprache.

Henriette schmolte. Heinrich schien es anfangs nicht zu bemerken. Endlich wurde er der langen Gesichter überdrüssig, weil sie ihm die Tafelfreuden verbitterten und seine Verdauung störten. Er suchte die Sache beizulegen. Man sprach von einem Ultimatum. Er stellte sich taub. Man schmolte mehr als je.

Auf diesem schwierigen Felde des Schachbrettes haben wir die Gegner nach einem Jahre wiedergefunden.

Heinrich begab sich verstimmt nach Paris zurück. Henriette und ihre Mutter wurden durch eine sehr wichtige Angelegenheit in die Hauptstadt gerufen. D'Entragues, der den König zu einer Erklärung zwingen wollte, hatte Herrn von Sully um eine Audienz gebeten, und

um dem Minister die ganze Sachlage besser zu erklären, wollte er Henriette mitnehmen.

Henriette begann mit Bassompierre zu kokettieren, um den König eifersüchtig zu machen. Heinrich IV. war in einer peinlichen Stimmung, aber er besaß zu viel Selbstbeherrschung, um es merken zu lassen. Bassompierre war zu klug, um dieses Spiel lange fortzusetzen. Er fürchtete indeß die rachsüchtige Favoritin zu beleidigen, und so wurde die Fahrt allen vier Reisenden unerträglich.

Zu Neuilly fand der König seine Pferde, die aus einer unbekanntenen Ursache bereit standen. Er stieg aus und nahm Bassompierre mit, ohne einen befriedigenden Grund zu nennen. Henriettes Verstimmung wurde dadurch zur höchsten Erbitterung gesteigert. Die Gewitterwolke entlud sich sobald die beiden Damen in der großen Kutsche allein waren.

Maria Touchet verglich dieses sonderbare Benehmen Heinrichs IV. mit den schlechtesten Tagen Carls IX.

»*Mein König*«, sagte sie, »hatte wenigstens einen Vorzug: er gerieth in Zorn. Das schwache Geschlecht kann daraus großen Vortheil ziehen. Dein König, meine Tochter, bietet diesen Vortheil nicht dar: er erzürnt sich nie, er lacht immer, es ist nicht auszuhalten.«

»Es ist nicht auszuhalten!« wiederholte Henriette.

»Eine Erklärung ist mit ihm nicht möglich.«

»Aber wir werden wenigstens mit Herrn von Sully eine Erklärung haben«, erwiderte Henriette. »Der Minister wird in die Erde sinken, wenn er die Schrift sieht; denn ich wette, daß er nichts davon weiß. Wir wollen allen Ausflüchten und Geheimnißkrämereien ein Ende machen!«

»Du wirst Dich erinnern«, sagte Marie Touchet mit starker Betonung, »wie sehr ich auf dieses Eheversprechen drang. Du siehst, wie wichtig diese Schrift jetzt für uns ist!«

»Sie sind die Minerva in Person«, sagte Henriette.

Nach der Ankunft im Hôtel d'Entraques wurde die Generalprobe gehalten. Herr von Sully hatte die gewünschte Audienz bewilligt. Der

Vater nahm die wichtige Schrift aus seinem sichersten Koffer. Man las sie zu wiederholten Malen und zergliederte jeden Satz. Man überzeugte sich zum tausendsten Male, daß die Urkunde unantastbar, unwiderlegbar sey. Marie Touchet nahm ein Bad, und die künftige Königin begab sich mit ihrem Vater zu dem Minister.

Sully arbeitete in seinem großen Cabinet, dessen Fenster die Aussicht auf den Fluß boten. Die Sonne, welche auf seine Papiere schien, stimmte ihn so heiter; er trällerte ein Liedchen, wie er zu thun pflegte, wenn er bei guter Laune war.

Die Thürsteher waren von dem erwarteten vornehmen Besuch gewiß in Kenntniß gesetzt worden, denn d'Entragues und seine Tochter wurden sogleich vorgelassen: ein Vorrecht, dessen sich sonst Niemand erfreute; denn Sully hielt streng auf Beobachtung des Ceremoniels, um der in seiner Person vertretenen Staatsgewalt die gebührende Achtung zu sichern.

Er begrüßte Henriette mit fast galantem Anstande und bot ihr einen Stuhl. D'Entragues nahm neben seiner Tochter Platz. Sully setzte sich nicht.

»Welcher glückliche Zufall führte Sie zu mir?« fragte er, »Eine höchst wichtige Angelegenheit, welche Ihnen mein Vater erklären wird«, antwortete Henriette mit dem Tone einer Königin.

»Lassen Sie hören«, sagte Sully gelassen. »Vorher aber erlauben Sie mir gütigst, diesen Brief zu siegeln, den ich auf Befehl des Königs an den braven Crillon, der in der Provence lebt, geschrieben habe.«

D'Entragues verneigte sich.

Sully ließ das Wachs schmelzen, ohne die beiden Besucher anzusehen.

»Es ist ein Trostbrief,« setzte er hinzu, »morgen ist der Todestag eines lebenswürdigen jungen Mannes . . . haben Sie ihn nicht gekannt? . . . er war doch allgemein bekannt . . . Esperance, ein seltener Mensch, der nie vergessen werden wird!«

Unterdessen siegelte der Minister den Brief; er bemerkte nicht den tückischen Trotz, der wie eine unheildrohende Wolke über Henriettens Gesicht zog.

»Wie! es ist schon ein Jahr!« sagte d'Entragues mit scheinbarem Erstaunen. »Es ist also auch schon ein Jahr, daß die Herzogin von Beaufort todt ist. Wie die Zeit vergeht!«

»Jetzt stehe ich zu Diensten«, sagte Sully, nachdem er den Brief abgeschickt hatte.

Er nahm seinen Gästen gegenüber Platz.

»Herr von Sully«, begann d'Entragues, »Ihre bekannte Gerechtigkeit und Entschiedenheit hat uns bewogen, Ihnen die mißliche Lage mitzuthemen, in welche der König unsere Familie versetzt hat.«

»Wie so?« fragte Sully.

»Der König hat Mademoiselle d'Entragues mit seiner Gunst beehrt; aber diese Ehre wird in diesem Augenblicke etwas beeinträchtigt.«

»Ich verstehe Sie nicht recht«, sagte Sully, indem er seinen Stuhl näher rückte.

»Es handelt sich um eine delicate Angelegenheit, und ich fürchte mich allzu deutlich zu erklären.«

»Sie haben Unrecht, Vater«, fiel ihm Henriette ungeduldig ins Wort. »Halbe Erklärungen würden die Sache nur noch mehr verwickeln und eben um dieser Verwicklung vorzubeugen, brauchen wir eine starke Hand. Herr von Sully der König nennt mich seine Geliebte, und ich bin es nicht.«

»Bah!« erwiderte Sully mit naivem Erstaunen, welches einem Komiker lauten Beifall erworben haben würde; »was! Sie sind nicht die Geliebte des Königs? Nun, wenn Sie es sagen, muß ich es wohl glauben.«

»Ich bin seine Gemalin!«

»O! o!« sagte der Minister, der sein boshafes Lächeln hinter einer treuherzigen Miene zu verbergen suchte; »das überrascht mich noch mehr.«

»Hier ist das Eheversprechen«, sagte d'Entragues, »von Sr. Majestät eigenhändig geschrieben und unterzeichnet. Ich halte diese Schrift für vollkommen rechtsgültig. Und Sie?«

Man zählte auf die Wirkung dieses Donnerschlags. Aber Sully hielt ihn besser aus, als man geglaubt hatte.

»Ein Eheversprechen!« antwortete er; »das ist unglaublich!«

»Sie werden doch nicht glauben«, sagte Henriette stolz und höhnisch, »daß ich ohne dieses Versprechen den Titel einer Maitresse des Königs angenommen haben würde! Ich habe im Vorsaal die Schmach gefunden, aber die Ehre wird kommen!«

»Wie! der König hat Ihnen ein Eheversprechen gegeben?« wiederholte Sully und starrte die kostbare Urkunde an, die ihm d'Entragues vor die Augen hielt, ohne sie loszulassen. »Ja, wirklich! es scheint die Handschrift des Königs zu seyn.«

»Es scheint?« eiferte der Vater. »Zweifeln Sie an der Echtheit?«

»O, keineswegs . . . «

»Sie zeigen ein höchst auffallendes Erstaunen«, sagte Henriette; »ich weiß mir nicht zu erklären, warum Sie so betroffen sind. Halten Sie mich dieser Ehre für unwürdig?«

»Sie verstehen mich nicht«, erwiderte Sully. »Sie vereinigen in sich alle Vorzüge; Sie sind wie der König der Propheten sagt, ein Gefäß von Vollkommenheiten, aber . . . «

»Aber?«

»Aber es wundert mich doch, daß der König dieses Versprechen unterzeichnet hat. Es ist ein Mißgriff.«

»Was meinen Sie, Herr von Sully?«

Der Minister zögerte mit großer Schadenfreude. Er spielte mit seiner Beute.

»Der König hätte es nicht thun sollen . . . er hätte sich nicht übereilen sollen . . . Se. Majestät hat sich eines wahren Treubruches schuldig gemacht.«

»Gegen wen denn?« fragte Henriette sehr erstaunt.

»Gegen Sie, Madame. Wie! der König weiß, daß Sie eine solche Schrift in Händen haben, und er ist im Begriff . . . «

»Er ist im Begriff . . . ?«

»Sie würden mir's nicht glauben, wenn ich es nicht beweisen könnte . . . Ja, richtig«, sagte er, sich besinnend, »ich hatte ganz

vergessen, daß sich im Vorzimmer zufällig eine Person befindet, deren Zeugniß von Wichtigkeit ist . . . «

Sully zog die Glocke.

»Führet die draußen wartende Dame herein«, sagte er zu dem Thürsteher.

Henriette und d'Entragues sahen einander an, ohne das unschlüssige Benehmen dieses sonst so entschiedenen Mannes zu begreifen. Sie hörten draußen das Rauschen eines seidenen Kleides, und die Italienerin Leonora erschien in einem glänzenden Anzuge, den sie mit stolzem Anstande trug. Leonora bei dem Minister Sully! Leonora eine vornehme Dame! Henriette konnte ihre reinliche Ueberraschung nicht verbergen.

Die Italienerin erschien mit der unbefangenen Haltung; sie schien Henriette d'Entragues, ihre vormalige Gönnerin, von der sie bezahlt und nach Willkür fortgeschickt ward, gar nicht zu kennen.

»Was wünscht Herr von Sully von seiner Dienerin?« fragte sie in französischer Sprache mit sehr merklichem italienischen Accent.

»Signora de Galigai, haben Sie die Güte uns zu sagen, wann Sie die Urkunde nach Florenz abgeschickt haben.«

»Vorgestern, gleich nach der Unterzeichnung, gnädigster Herr«, sagte Leonora, indem sie die erlassende Henriette scharf ansah.

»Was für eine Urkunde meinen Sie?« fragte d'Entragues.

»Die Ehepacten des Königs mit meiner Gebieterin, der Prinzessin Maria von Medici, Tochter des Großherzogs von Toskana«, erwiderte Leonora mit fester Stimme.

»Der König ist vermält!« sagte d'Entragues bestürzt.

»Allerdings«, antwortete Sully. »Diese Angelegenheit ist für Frankreich von großer Wichtigkeit!«

Henriette sank bewußtlos in die Arme ihres Vaters. Aber der Zorn gab ihr bald ihre Kräfte wieder. Sie richtete sich vor Wuth zitternd auf. Der Vater hingegen war vernichtet durch diesen Donnerschlag, der alle seine Hirngespinnste zerriß.

»Das ist ein schändlicher Verrath«, stammelte Henriette; »der König soll mir vor der ganzen Welt Rede stehen!«

»So!« erwiderte Sully mit sonderbarem Lächeln; »soll ich Ihnen jetzt gleich Rede stehen?«

Er schloß eine Schublade auf und nahm ein kleines, mit Blut beflecktes Papier heraus.

Es war der Brief Henriettens an Esperance, derselbe Brief, den der König zu Fontainebleau von Pontis erhalten und den Sully aufbewahrt hatte, um nöthigenfalls Gebrauch davon zu machen.

Die unglückliche Entragues war wie vom Blitz getroffen, als sie den Brief erkannte.

»Sind Sie zufrieden?« fragte der Minister, der sich nun keine Mühe mehr nahm, seine Ironie zu verbergen.

Henriette lehnte sich, um nicht niederzusinken, an den Marmor des Camins.

»Hören Sie«, setzte Sully leise hinzu, »ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Die Vermählung des Königs macht diese Urkunde ungültig. Ich will sie Ihnen abkaufen, obgleich sie keinen Werth mehr hat.«

Henriette wurde aufmerksam.

»Und ich bezahle sie mit Ihrem Billet . . . Nehmen, Sie es an?«

Sie besann sich einen Augenblick. Sie war kaum einer Bewegung mächtig: man hätte sie für eine thönerne Bildsäule halten können. Aber durch das triumphierende Lächeln der Italienerin aus ihrer Erstarrung geweckt, durch den Anblick des Blutes, das sie an so viele fruchtlose Verbrechen erinnerte, tief erschüttert, erwiderte sie:

»Ja, ich nehme es an!«

Sully nahm die Urkunde und gab ihr das Billet. Er verbrannte die erstere und sie zerriß das letztere in tausend Stücke.

»O!« sagte sie mit den Zähnen knirschend, »ich bezahle dich sehr theuer, du verdammter Brief! Aber endlich bist du doch vernichtet! . . . Die Sache soll einer späteren Zeit vorbehalten bleiben!«

Sie nahm den Arm ihres Vaters, den sie mit Gewalt aus dem Armsessel reißen mußte, und entfernte sich mit ihm, ohne den sich verbeugenden Sully und die höhnisch lächelnde Leonora

anzusehen.

Die Königin Maria von Medici hielt bald darauf ihren Einzug in Paris. Sie kam von Lyon, wo Heinrich IV. sich zwei Monate vorher mit ihr vermählt hatte.

Das ganze Volk der großen Stadt strömte in die Rue Saint-Antoine, in die Umgebungen der Bastille; auf den Weg, den der Zug der neuen Königin kommen sollte.

Sobald die Vermählung bekannt gemacht und vollzogen war, erhielt Crillon, der auf seinen Gütern in der Provence lebte, von den Genovese folgendes Brief:

»Theurer Herr Chevalier!

»Der letzte Wille der Frau Herzogin war, in unserer Kirche zu Bezons bestattet zu werden. Aber Sie wissen, daß sie noch einen Wunsch aussprach, der von dem Tage an, wo sie von der Welt vergessen seyn würde, erfüllt werden sollte.

»Ich glaube, dieser Tag ist gekommen, Niemand nennt mehr den Namen der Herzogin, sie ist vergessen; aber ich vergesse nicht, ich erinnere Sie an das Versprechen, das Sie der Verewigten gegeben, und erwarte Sie in Paris, um mir bei der Vollziehung desselben behilflich zu seyn. Der Chevalier von Pontis, dem ich ebenfalls geschrieben, hat zu diesem Zwecke Urlaub genommen und erwartet Ihre Befehle.

Bruder Robert.

Crillon ließ nicht vergebens auf sich warten. Er fand Pontis in der Rue Cerisaie, an der Stelle, wo noch im vorigen Jahre das Haus seines Freundes Esperance gestanden.

Das Gebäude war verschwunden. Kein Stein stand mehr auf dem andern. Der Unbekannte, der das Haus für Esperance hatte bauen lassen, war nach dessen Tode wieder erschienen, um es abbrechen zu lassen. Der verödete, verwilderte, aber noch immer schöne Garten, war für Tausende von gefiederten Gästen, die sich in den Bäumen und Rosenstöcken, eingenistet, ein Zufluchtsort geworden.

Der Genovese überzeugte sich auf den ersten Blick, daß die beiden Männer nicht zu denen gehörten, die vergessen. Pontis, der

um zehn Jahre gealtert war, hatte tiefliegende, glanzlose Augen; seine blühende Gesichtsfarbe war verschwunden. Crillon, der Zuvor allen Wunden und Strapazen Trotz geboten hatte, ging gebückt wie ein Greis.

Der trauernde Gardist beugte ein Knie vor dem alten Feldherrn. Crillon hob ihn auf und drückte ihm die Hand, aber Bruder Robert bemerkte, daß er ihn nicht umarmte.

»Unser Esperance«, sagte Crillon, sich im Garten umsehend, »soll also von hier scheiden? er soll diese frischen Blumen verlieren?«

»Er wird schönere bekommen, die ich seit einem Jahre für ihn ziehe«, sagte Bruder Robert.

Unter den Tannen, unweit des Springbrunnens ruhte Esperance. Bruder Robert, Crillon und Pontis trugen den theuern Leichnam in einen Wagen, der ihn am andern Morgen nach Bezons bringen sollte.

Da ein Rad gebrochen war, vergingen mehre Stunden, ehe die Reise angetreten werden konnte. Gegen zwei Uhr bewegte sich der kleine Trauerzug durch die Vorstadt Saint-Antoine, als der Staatswagen des Königs und der Königin unter dem lauten Jubel des freudetrunkenen Volkes erschien.

Unter der Escorte machte sich der Graf d'Auvergne durch seine zur Schau getragene Begeisterung bemerklich. Leonora und Concino trösteten sich in ihren prunkenden Kleidern. Der Triumphwagen mußte eine kleine Weile anhalten, um dem Trauerwagen Platz zu machen.

Die Lebensfreude begegnete der Todesfreude.

Heinrich IV. führte seine Gemalin ins Louvre. Esperance sollte zu Bezons an der Seite seiner Braut schlummern.

—Ende—